Anstreichungen

Bibliothek
Deutscher Geschichte

unter Mitwirkung von

O. Gutsche, E. Mühlbacher, M. Manitius,
J. Jastrow, Th. Lindner, V. v. Kraus, G. Egelhaaf, M. Ritter, R. Koser,
K. Th. Heigel, A. Fournier

herausgegeben von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst

Stuttgart 1889
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger

Deutsche Geschichte

unter den

sächsischen und salischen Kaisern

(911—1125)

Von

M. Manitius

Stuttgart 1889

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Seiner Majestät

Albert, König von Sachsen

zum 800jährigen Jubelfeste

des erlauchten Hauses Wettin

allerunterthänigst gewidmet

von dem Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Zweites Buch.

Deutsche Geschichte unter Otto dem Großen.

Drittes Buch.

Deutsche Geschichte unter Otto II. und Otto III. (973—1002).

Sechstes Buch.

Der Kampf zwischen Kirche und Staat unter Heinrich IV. und V.

Einleitung.

Die Hauptquellen zur deutschen Geschichte unter den sächsischen Kaisern.[1]

Karl der Große war der bedeutendste Mann gewesen, den die germanische Welt hervorgebracht hatte. Das beruhte auf seiner wunderbaren Vielseitigkeit, die er sich durch seine großartige Auffassungsgabe und durch eisernen Fleiß angeeignet. Aber nicht nur seiner Zeit, sondern auch den folgenden Jahrhunderten hat jener große König seine Spuren aufgedrückt, denn der Geist des gewaltigen Mannes lebte fort in der ganzen Kulturentwickelung von Westeuropa. Vor allem ist es ihm zu verdanken, daß die verödeten Klöster und verfallenen Bischofssitze wieder Mittelpunkte der Bildung und Gesittung wurden. Er löste die Kirche aus den Fesseln der Verweltlichung, so daß sie als Trägerin der Wissenschaft und Kultur ihre hohe weltgeschichtliche Mission wieder aufnahm. Erst seit dieser Zeit hat sich das geistige Streben über größere Kreise verbreitet, bis allerdings erst nach Jahrhunderten die wissenschaftliche Bildung aufhörte, ausschließliches Eigentum eines Standes zu sein.

Karl der Große hat das feste Ziel verfolgt, das Frankenreich, wie es politisch Europa beherrschte, so auch zum geistigen Zentrum zu erheben. Zur Erreichung dieses hohen Zieles hat er denn auch kein Mittel gescheut, und als der alte Kaiser sich ins Grab legte, da war auch dieser sein sehnlichster Wunsch erfüllt. Die litterarische Thätigkeit, welche durch seine direkte Beeinflussung oder nur infolge seiner regeneratorischen Bestrebungen erblühte, ist eine erstaunlich große. Allerorten waren Schulen gegründet, um die Fortschritte im geistigen und kulturellen Leben auf die Nachwelt zu vererben. Das Lesen in den alten Autoren reizte zur eigenen Produktion und so haben wir damals auch auf historischem Gebiete eine ganze Fülle von wertvollen Schriften.

Doch die Zeiten wurden andere. Karl, der große Friedensfürst, den man

---

[1]) Neben den Quellen: Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Fünfte Auflage, I, S. 294—394. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I, S. 777—789. II, S. 555—57.

hierin gern dem Augustus verglich, starb und es ward Unfrieden im Reiche. Zwar haben Ludwig der Fromme und Ludwig der Deutsche die Litteratur begünstigt und sind ihr fördernd entgegengekommen, aber die Zeiten waren nicht mehr dieselben. Ueberall sah man jetzt Spaltung und Zwietracht, das Reich zerfleischte sich selbst, wie es auch notwendig war, nachdem Karl die verschiedensten Völker zur Reichseinheit gezwungen. Die Stämme an den Grenzen, welche nur durch die Persönlichkeit des großen Karl in Schranken gehalten worden waren, sie fielen sofort ab, nachdem schwächere Regenten an dessen Stelle getreten. Grenzstriche und Küstenländer wurden von ihnen verheert aus Rache für ihre frühere Unterjochung. Und im Innern kämpfte Bruder gegen Bruder, Vater gegen Sohn, Vasall gegen Herrn. Die ganze kunstvolle Verfassung, die Karl seinem Reiche gegeben, sie ward jetzt hinfällig, da der eine fehlte, in dessen Geiste alle Fäden zusammengelaufen waren, dessen Adlerblick alles vorher überschaut hatte. Das wichtige Institut der Königsboten verfiel, die Folge war, daß die Macht der Grafen stieg und daß sich dieselben erblich zu machen suchten. Im benachbarten Westfranken hatten die Grafen schon frühe die Erblichkeit erreicht, warum sollten die ostfränkischen Grafen zurückstehen? In dieser eisernen Zeit, wo Unsicherheit und Gewalt allein regierten, fand die Wissenschaft keine Pflege, sie mußte sich ganz in die stillen Klostermauern zurückziehen und auch da gar oft auf alle und jede Förderung verzichten. Denn streitbar waren die Klosterleute geworden, in der Zeit, wo alles zu den Waffen griff, mußten auch sie über der Kutte den Harnisch tragen. So verfielen gar manche Pflanzstätten der Bildung, die sich früher eines blühenden Zustandes erfreut hatten, und die Roheit nahm zu im Volke. Immer ärmer und spärlicher ward die litterarische Produktion. Auf keinem Gebiete ist wohl aber der damalige Mangel an schriftlichen Aufzeichnungen so fühlbar wie in der Geschichte. Die großen Klöster Ost- und Westfrankens, in denen man früher die historischen Ereignisse fleißig und ausführlich in Jahrbücher eintrug, hören gegen das Ende des neunten Jahrhunderts völlig mit ihren geschichtlichen Berichten auf. Es gab keine Reichsgeschichte mehr, das Reich hatte sich in fünf Herzogtümer aufgelöst und hier war nur noch Interesse am Nächstliegenden zu finden. Es ist die Zeit der entstehenden Sondergewalten im Reiche, wo der Einheitsgedanke fast völlig untergraben war und nur noch von der Kirche aufrecht erhalten wurde.

Zwar mit der Regierung Konrads und besonders Heinrichs I. ging ein neuer Aufschwung durch die Gemüter. Das deutsche Volk ward neu belebt durch den Gedanken eines kräftigen und starken Königtums. Ja, man fühlte das Nahen einer neuen Zeit, man ahnte, daß das Reich Großem entgegengehe. Aber innerlich und äußerlich mußte erst das Reich befriedet sein, ehe sich das geistige Leben wieder heben konnte. Erst mußten den Ungarn die Einfälle ins Reich gründlich verleidet werden, die ja hauptsächlich gegen die Klöster als Sitze des Reichtumes und als Verehrungsstätten des feindlichen Gottes gerichtet waren. Und im Innern mußte eine Einigung erzielt werden, feste Grenzen mußten die Herrschaft des Königs und der Großen erhalten, damit Frieden und Ruhe werde. — Weder Konrad noch Heinrich haben den litterarischen Bestrebungen ihrer Zeit etwa Vorschub geleistet, beide standen dergleichen Dingen fremd gegenüber. Aber unter

der Regierung Heinrichs bildete sich jener neue Zustand, der für die Beschäftigung mit der Wissenschaft förderlich und günstig ist, der der inneren Befriedung und des zunehmenden Wohlstandes. Wenig nur hören wir in den Synodalbeschlüssen jener Zeit über die Ausbildung und das Studium der Geistlichen, wie doch früher von Karl dem Großen so reichliche Verordnungen hierüber gegeben wurden; desto mehr aber von geistlichen Strafen gegen Ungehorsam und Auflehnung. Doch so ganz waren die alten Ordensregeln und der alte Schulgang von früher nicht vergessen worden, es gab auch noch Klöster, wo verhältnismäßig viel geleistet wurde.

Nun kamen die klassischen Studien, welche einst so geblüht, aber vor dem rauhen Kriege hatten weichen müssen, wieder auf, sie wurden die Grundlage für alle höhere Bildung. Das Lesen in der Bibel und ihren Auslegungen allein war nicht mehr genügend für den gelehrten Stand. Schon Karl der Große hatte die Lektüre der römischen Profanschriftsteller empfohlen und inzwischen war das fränkische Reich in einen engen Verband mit Italien, der Wiege aller Gelehrsamkeit, getreten. Dadurch hatte sich der historische und geographische Gesichtskreis der Franken allmählich erweitert und deshalb mußte man auf die alten Autoren überall zurückgehen. Erklärungsschriften und Kommentare zu denselben gab es schon aus alter Zeit, und wo solche mangelten, wurden sie jetzt von besonders belesenen Leuten verfaßt. Livius, Sallust und Cicero wurden jetzt viel gelesen, von den Dichtern besonders Vergil und Terenz. So fand man wieder seine Freude am Alten und dadurch am Eigenen. Und Kaiser Otto war der rechte Mann dazu, den Wissenschaften eine feste Stütze zu gewähren und förderlich auf sie einzuwirken. Er hielt Frieden im Reiche, baute die verfallenen Klöster wieder auf und gab ihnen ihre geistlichen Aebte zurück, nachdem sie vorher meist im Besitze von Laienäbten gewesen waren. Dazu berief er eine Anzahl von bedeutenden Gelehrten des Auslandes ins Reich, welche den neuerwachten Studien die rechte Anleitung geben sollten. Er selbst hatte keine gelehrte Bildung erhalten, unter Waffen und Jagd war er aufgewachsen, aber er schätzte die Wissenschaften beinahe ebensosehr wie sein geistiger Ahnherr, der große Karl. Erst nach dem Jahre 946 hat er lesen und schreiben gelernt. Latein konnte er nicht reden, wohl aber französisch und slavisch, obwohl er sich dieser beiden fremden Sprachen nur selten bediente, wie er ja auch ausländische Tracht verschmähte. Dagegen ward auf die Jugendbildung Ottos II. mehr Sorgfalt verwendet, unter seinen Lehrern werden genannt Ekkehard II. von St. Gallen, Volcold, der spätere Bischof von Meißen, und Willigis, der nachherige Erzbischof von Mainz. Und Otto III. erhielt von seiner hochgebildeten Mutter eine ausgezeichnete Erziehung, so daß er sich später mit den berühmtesten Gelehrten der Zeit messen konnte.

Doch nicht bloß die männlichen Mitglieder der königlichen Familie waren den Wissenschaften günstig, sondern vielleicht noch mehr die Frauen, die stets mit der Kirche in enger Verbindung standen und schon dadurch auf Bücher und deren Inhalt aufmerksam wurden. Besonders sind die Kaiserinnen Adelheid und Theophano zu nennen, welche dem Süden entstammten und schon deshalb einer höheren Bildung teilhaftig geworden waren, als die Frauen des Nordens. Ebenso ist es von der Nichte Ottos I., der Herzogin Hedwig von Schwaben, bekannt, daß

sie griechisch verstand und mit dem Mönche Ekkehard von St. Gallen Stücke aus der römischen Poesie las. Doch der bedeutendste aus der ganzen ottonischen Familie war Erzbischof Brun von Köln, der langjährige Leiter von Ottos Kanzlei und der Regierung überhaupt. Im Jahre 953 erhielt er das Erzbistum Köln und damit ward ihm die Aufgabe zu teil, die Verhältnisse des völlig zerrütteten Lothringen zu ordnen und neu zu gestalten. Durch seine angestrengte Thätigkeit brachte er es auch bald dahin, daß von nun an wieder ein reges wissenschaftliches und litterarisches Leben in dem großen Herzogtume erblühte. Und so geschah es auch in den anderen Reichsteilen und, was das beste war, es sollte jetzt einige Jahrhunderte dauern, ehe das deutsche Volk wieder in eine so physisch und geistig arme Zeit eintrat, wie es der Verfall der karolingischen Herrschaft gewesen. Dadurch ward auch das Absterben der litterarischen Thätigkeit verhindert, dieselbe hat sich in normaler Weise fortentwickeln können.

Noch einen bedeutenden Unterschied gegen die karolingische Zeit müssen wir aber hier konstatieren. Während früher der Hof der wirkliche und beinahe einzige Mittelpunkt aller litterarischen Bestrebungen gewesen, so war das jetzt anders geworden. Da früher so viel für Ausbreitung der Schulen gesorgt und die Bistümer, die unter Karl dem Großen gegründet wurden, alle nach und nach Mittelpunkte des geistigen Lebens geworden, so gab es jetzt schon mehrere Zentren der Bildung im Reiche. Wenn auch von Otto I. an die Kaiser die unierenden Bestrebungen Karls wieder aufnahmen, so hatte sich doch das deutsche Leben schon zu sehr individualisiert, als daß jene straffe Zentralisation wieder möglich geworden wäre, wo vom Hofe wirklich alles ausging. Die Bistümer des Westens mit ihrer alten Kultur standen natürlich denen des Ostens weit voran. So ist die litterarische Produktion in den Bistümern, welche Otto I. in seinen neuen Marken anlegte, sehr gering und bescheiden gegen die Masse von Werken, die am Rheine und in den Landen der Mosel entstanden. Hier im Osten dauerte es ja sehr lange, bis endlich Ruhe und Frieden eingekehrt war, die Kirche befand sich in fortwährendem Streite mit den Slaven, welche den Bestand des Christentums stets bedrohten. Daher konnte sich hier die Geistlichkeit mit der Wissenschaft nur wenig befassen und nur aus Merseburg besitzen wir für die ottonische Zeit eine wichtige zeitgenössische Quelle.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen zur historischen Litteratur im einzelnen über und betrachten in Kürze die Haupterzeugnisse derselben.

Der bedeutendste Geschichtschreiber ist der Sachse Widukind. Er hat wahrscheinlich in dem sächsischen Kloster Corvey seine Ausbildung erhalten. Und man erkennt daraus, in welchem guten Zustande sich die Stiftungen damals in Sachsen befanden, denn das Werk des Corveyer Mönches legt von einer ganz umfänglichen Kenntnis der antiken Litteratur Zeugnis ab. Wie in Einharts historischen Werken besonders der Stil des Sueton, Livius und Cäsar durchleuchtet, so kommen bei Widukind Sallust, Tacitus und Vergil zum Vorschein. Es galt ja damals durchaus für erlaubt, sich mit solchen fremden Federn zu schmücken. Ja wir können sogar den mittelalterlichen Schriftstellern dankbar sein, wenn sie solche Vorbilder wörtlich ausschreiben; die geschichtliche Wahrheit hat darunter nicht gelitten, da man selbst wohl die Sache ähnlich ausdrücken wollte, aber man sah

sich lieber bei einem alten in Geltung stehenden Autor nach einer ähnlichen Stelle um, welche dasselbe berichtete. So trägt unser Widukind besonders sallustisches und vergilisches Gepräge und erscheint schon deshalb der Poesie nahestehend. Doch noch aus anderen Gründen liegt über dem Ganzen ein poetischer Hauch. Erstens ist es sehr wahrscheinlich, daß Widukind seine Erzählung an mehreren Stellen auf Volkslieder und Reime aufgebaut hat, deren Ursprungsort natürlich Sachsen ist. Zweitens aber hat das ganze Werk einen leitenden Grundgedanken, die Verherrlichung des sächsischen Hauses. Von dieser geht alles aus und alles gruppiert sich um sie: zerfallen ist die Herrschaft der Franken über die deutschen Stämme, kaum ist Konrad als Franke noch wert, die deutsche Krone zu tragen. Dieselbe kommt dann an den Sachsen Heinrich, auf dessen Seite alles Glück und alles Gute ist. Daher bleibt die Herrschaft bei den Sachsen, sie unterwerfen die Franken und die anderen deutschen Stämme und beherrschen dann unter Otto I. die Christenheit. Diese Hervorhebung Heinrichs und Ottos, auf deren Erscheinen die ganze Erzählung berechnet ist und ausgeht, sie ist von entschieden epischer Wirkung. — Es kommt dazu, daß Widukind alles vermeidet, was Otto I. an Rom knüpft, nicht einmal die Gründung des Erzbistumes in Magdeburg und der untergebenen Bistümer erzählt er, obwohl er ja selbst Mönch ist. So erhalten wir eigentlich nur vom Sachsenherzoge berichtet, die europäische Stellung Heinrichs und Ottos ist unserem Corveyer Mönche ganz entgangen. Die Fürsten seines Volkes sind auserwählte Helden, sie bezwingen die inneren Aufstände, besiegen die Ungarn und schmälern das Westreich. Das gestaltet sie zu den Hauptpersonen der Erzählung, alle anderen nehmen nur Nebenrollen ein. So schreibt Widukind sein Werk, welches wahrscheinlich von ihm selbst eine Fortsetzung bis zum Jahre 974 erhalten hat, in echt patriotisch sächsischem Sinne. Lebensvoll und frisch ist alles darin, was wir lesen, die Gestalten der beiden Sachsenfürsten gemahnen fast an die ältere sächsische Auffassung des Messias, wie wir sie im Heliand finden. Erretter und Befreier des Volks sind sie von der fränkischen Hoheit, und streitbar und gerüstet treten sie auf als Begründer einer neuen Herrschaft, zumal seitdem die Reliquien des h. Veit aus Westfranken nach Sachsen gekommen sind. Für alles Große und Tüchtige hat Widukind Sinn und Vorliebe, er malt daher die Thaten der Vorfahren und der Mitwelt mit großer Lebendigkeit und Behaglichkeit aus. Er zeigt sich darin als echter Sachse, aus dem die Kirche damals noch nicht einen weltentfremdeten und welthassenden Mann hatte machen können. Groß war sein Gefallen an den ruhmreichen Thaten der Vorfahren und liebevoll hat er die alten Sagen seines Volkes aufgezeichnet. — Sollen wir noch ein kurz zusammenfassendes Urteil aussprechen, so müssen wir zwar bekennen, daß Widukinds „sächsische Geschichten“ als eigentliches Geschichtswerk keine hervorragende Rolle einnehmen. Aber doch müssen wir dem Corveyer Mönche für das lebensvolle Gemälde, welches er vor unseren Augen entrollt, viel dankbarer sein, als wenn er uns nur trockene Daten und Jahreszahlen geboten. Um ein Werk wie das Leben Karls von Einhart hervorzubringen, war eben damals die Zeit noch nicht reif, dazu war die Bildung seit hundert Jahren zu sehr zurückgegangen. Eine lange Reihe von Jahren dauerte es noch, bis wir ähnliche Werke in der Geschichtschreibung finden. So ist es Pflicht, Widukinds

stets in Dankbarkeit zu gedenken, sein Buch ist ein kostbarer Schatz für uns, indem es uns so vielfache Einblicke in das wirkliche Leben des alten Sachsenvolks sowie der Deutschen überhaupt gewährt.

Eine wertvolle Ergänzung zu Widukind bietet uns das Werk der Hrotsvith von Gandersheim, einem Kloster an der Leine. Diese Nonne ist durch ihre Gelehrsamkeit und Produktionskraft eine der berühmtesten Frauen des deutschen Mittelalters geworden. Bekanntlich hat sie sechs Lustspiele gedichtet (in der Gesamtausgabe von K. A. Barack. Nürnberg 1858), um die anstößige Lektüre des Terenz aus den Klöstern zu verdrängen. Dann schrieb sie ein großes Epos über „Die Thaten Ottos I.". Den Stoff erhielt sie von der kaiserlichen Familie selbst, die Form gaben ihr hauptsächlich Vergil und andere alte Dichter. Ihr Werk ist deswegen für uns so wertvoll, als Hrotsvith über die italischen Verhältnisse berichtet, was ja bei Widukind völlig fehlt. Leider hat das Gedicht von 953—962 eine große Lücke, doch ist uns glücklicherweise die Kaiserkrönung noch erhalten. Widukind scheint alles berichtet zu haben, was er irgend vernommen, er berührt auch in freier Weise alle Fehler, die in der kaiserlichen Familie vorkamen. Das ist bei Hrotsvith nicht der Fall, sie verdeckt vieles, was wir aus anderen Quellen wissen, sie beschönigt manchen Vorgang, der den Hof kompromittieren konnte. Jedenfalls ist das aber einer Dichterin zu verzeihen, welche im Auftrage des Hofes schreibt und vom Hofe die Materialien erhält. Man hat deshalb vielleicht mit Recht vermutet, daß der Gandersheimer Nonne das Werk des Corveyer Mönches bekannt war und daß sie sich in in ihrem großen Gedichte mehrfach gegen die „sächsischen Geschichten" persönlich gewendet hat. Sonst hat sie sich mit großer Treue an das gehalten, was ihr zugekommen ist und deshalb ist ihr Gedicht eine wichtige Geschichtsquelle. Weniger bedeutsam dagegen für die allgemeine Geschichte ist ihre poetische Bearbeitung der Geschichte des Klosters Gandersheim, höchstens daß dabei gelegentlich die früheren Verhältnisse der herzoglichen Familie in Sachsen berührt werden.

Auch aus Nordhausen am Südabhange des Harzes ist uns ein wichtiges Denkmal für die Geschichte jener Zeit überliefert, das Leben der Königin Mahthilde, der Gemahlin Heinrichs I., welche dieses Kloster als Witwe gestiftet hatte. Erst im Jahre 968 ist sie gestorben, etwa sechs Jahre später ward ihr Leben beschrieben und zwar in Nordhausen. Dies Werk ist an Otto II. gerichtet und infolgedessen fast nur lobrednerisch. Und es ist nicht leicht, das Echte vom Unechten darin zu sondern, da die Form älteren Mustern so getreu nachgebildet ist, wie wir sonst nur wenige Fälle haben. Später ist diese Lebensbeschreibung unter der Regierung Heinrichs II. noch einmal überarbeitet worden, jedoch ganz auf Kosten der historischen Treue, so daß Heinrich von Baiern, der Königin Lieblingssohn, ganz in den Vordergrund tritt; das geschah natürlich auf Veranlassung Heinrichs II., des Enkels von Heinrich von Baiern. Obwohl diese beiden Werke in überschwenglichen Ausdrücken ganz besonders die Frömmigkeit und die anderen Tugenden der Mahthilde schildern und preisen, so fällt doch bei der Darstellung mancherlei für die Geschichte ab, wovon wir sonst keine Kenntnis hätten.

Im Norden des Harzes war Quedlinburg gleichfalls eine Stiftung der

Mahthilde. Dieses Kloster ward von der kaiserlichen Familie sehr begünstigt und die erste Aebtissin war Mahthilde, Ottos I. Tochter. Es ist daher leicht einzusehen, daß das Kloster an dem regen wissenschaftlichen Leben der Zeit teilnahm und daß besonders hier der Ort für Geschichtschreibung war. So entstanden auch hier größere Jahrbücher, welche schon von Heinrichs I. Zeit an zum Teil besondere und selbständige Nachrichten bringen und in den Jahren 993 bis 1025 eine Hauptquelle für die deutsche Geschichte bilden.

Das bedeutendste Werk aber neben Widukind ist die Chronik des Thietmar. Dieser, ein Verwandter des ottonischen Hauses, war in Quedlinburg, Bergen und Magdeburg zur Schule gegangen und hatte sich daselbst eine ziemlich weitgehende Bildung und reiche Belesenheit angeeignet. Im Jahre 1009 ward er auf den bischöflichen Stuhl zu Merseburg berufen. Er unternahm es, die Geschichte des Bistumes, die Einfälle der Wenden in die neuen Marken, sowie die ganze Geschichte der Ottonen zu schreiben. Schließlich ward sein Vorsatz noch erweitert und so hat er wohl alles was er hörte und las und auf Geschichte Bezug hatte, aufgezeichnet. Aus diesem Grunde ist seine Erzählung eine Mischung von bedeutenden Ereignissen und persönlichen kleinen Erlebnissen, sie wird wegen der Behaglichkeit des Schreibers nie aufhören, auf den Leser ihren Reiz auszuüben. In den früheren Zeiten muß sich Thietmar ganz auf seine Quellen verlassen, doch in seiner Zeit steht er ganz auf eigenen Füßen. Und daß er dies konnte, ist nicht zu verwundern, denn ihm, dem Bischofe und Verwandten des Kaisers, mußten natürlich alle wichtigen Ereignisse bald und ohne wesentliche Umgestaltung zu Ohren kommen. Und dieselben hat er wahrheitsgetreu ohne wissentliche Fälschung und Verdeckung berichtet. Und dabei reicht der Gesichtskreis unseres Merseburger Bischofs außerordentlich weit. Obwohl Sachsen und das Slavenland den Kernpunkt seiner Erzählung bilden, schweift er doch oft in die weitesten Fernen nach Byzanz oder Schweden oder Rußland. Kurz, sein Werk, welches aus acht Büchern besteht, deren vier erste die Zeit von Heinrich I. bis Otto III. und deren vier letzte die Regierung Heinrichs II. behandeln, sein Werk ist eines der interessantesten aus dem ganzen Mittelalter. In manchen Stücken vergleicht es sich mit Widukind, beide schreiben die Geschichte des sächsischen Hauses vom speziell sächsischen Standpunkte aus. Als Bischof ist natürlich Thietmar universaler angelegt, aber die Darstellung bei Widukind ist unvergleichlich lebendiger und anregender. So kommt es, daß Widukind vielfach benutzt, Thietmar dagegen fast nur von sächsischen Schriftstellern ausgebeutet wurde. Noch besitzen wir von Thietmars Werk die Originalhandschrift, welche bei ihm besonders dadurch noch interessant ist, daß man an der Hand der Seiten verfolgen kann, wie das Werk allmählich entstanden ist.

Noch können wir zwei biographische Werke erwähnen, die sich an besonders hervorragende Geistliche anknüpfen. Erstens das Leben des Bruno von Köln, beschrieben von dessen Schüler Ruotger. Ruotger erkannte, in welch schwierige Stellung Bruno als Erzbischof von Köln gekommen war, und er hatte gesehen, mit welchem Eifer und Fleiß sich Bruno der Hebung von Wissenschaft und Bildung in den lothringischen Landen hingegeben. Die frühere geistige Verödung des Landes war gewichen, die alten Schulen und Klöster traten wieder in ihre

Rechte, die geistige Entwickelung blühte wieder wie vordem. Daher unternahm es der dankbare Schüler, dem verehrten Lehrer und Meister ein Denkmal zu setzen, er that es durch dessen Lebensbeschreibung. Dies Leben Brunos ist ein gutes Zeugnis für die wissenschaftlichen Studien in Köln, es erfüllt im wesentlichen die Anforderungen, die an eine Biographie zu stellen sind. Wir erkennen hieraus das Wirken des Mannes, der wie wenige dazu berufen war, für seinen Bruder Otto eine der festesten Stützen zu sein. Denn wenn es dem Herrscher darauf ankam, den Ruhm nach außen zu mehren und seine Person mit höherem Glanze zu umgeben, so trug der Erzbischof wesentlich dazu bei, daß eine weise innere Politik über jener erfolgreichen äußeren nicht vergessen wurde.

Neben Bruno war einer der tüchtigsten Kirchenfürsten der ottonischen Zeit Bischof Bernward von Hildesheim, ein Mann von edler Herkunft und hervorragender Begabung. Ihm lag nicht nur die Kräftigung der Kirche und die Bildung des Volkes am Herzen, ihn beschäftigten auch weltliche Dinge, ohne daß er dabei seinen geistlichen Pflichten untreu geworden wäre. Vor allem war er bedacht auf den Schutz des Vaterlandes, auf die Abwehr der Normannen und Slaven von den Gefilden des heimatlichen Sachsens. Dabei war er unermüdlich thätig in Kunst und Wissenschaft und brachte es dahin, daß Hildesheim binnen kurzem berühmt ward wegen seiner Schule und seiner Stiftungen. Das Leben des Bernward zu schreiben übernahm dessen alter Lehrer Thangmar, der Vorsteher der Klosterschule in Hildesheim. Das Verhältnis beider war ein so vertrautes gewesen, daß Thangmar über das ganze Leben seines Schülers eingehend unterrichtet und deshalb besonders berufen war, es der Nachwelt zu überliefern. So ist jene Lebensbeschreibung, getragen von wirklicher Liebe zum Schüler, eine der besten des ganzen Mittelalters, und andererseits ist sie von hervorragender Wichtigkeit für die Geschichte Ottos III. und Heinrichs II. Die Darstellung ist lebendig und warm, der Stoff ist außerordentlich reichhaltig.

Mancherlei Quellen könnten wir noch erwähnen, doch um das gesteckte Ziel einzuhalten, haben wir nur die hervorragendsten berührt. Indes müssen wir zu diesem Zwecke noch einige Schriften des Auslandes betrachten, welche für unsere Periode von Wichtigkeit sind. In Italien ist der Hauptvertreter der allgemeinen Geschichtschreibung Liutprand. Dieser hatte von König Berengar und dessen Gemahlin Willa eine sehr unglimpfliche Behandlung erfahren, ehe er im Jahre 962 durch Otto I. auf den bischöflichen Stuhl zu Cremona befördert ward. Er war dann nach Deutschland gekommen, wo er zwischen 958 und 962 sein erstes historisches Werk abfaßte, das er bei seiner Vorliebe für griechische Namen und überhaupt bei seinem Prunken mit griechischen Worten und Sätzen Antapodosis nannte, d. h. Vergeltung. Und zwar sollte dies Vergeltung sein für das ihm früher angethane Unrecht. In sechs Büchern erzählt er hier die Geschichte der Jahre 887 bis 949. Eine bittere Rache sollte es sein, die er an Berengar und Willa ausübte. Trotz seines sehr verschiedenartigen Inhalts ist das Buch doch eine gute Geschichtsquelle, besonders natürlich für Italien, aber auch für die allgemeine Geschichte. Freilich muß man das, was der Leidenschaftlichkeit von Liutprands Haß verdankt wird, stets abziehen. — Ein zweites Werk desselben Bischofs, der sich nun ganz in den Dienst Kaiser Ottos gestellt, ist das „Buch

von den Thaten Ottos des Großen", ein Werk, welches der eigentlichen Geschichte näher kommt, da es sich von der schroffen Parteilichkeit fern hält. Sein drittes Werk ist endlich der Bericht über seine Gesandtschaft nach Konstantinopel. Dorthin ward Liutprand nämlich von Otto im Jahre 968 geschickt, um eine Tochter des griechischen Kaisers zur Braut für Otto II. zu werben. In diesem Buche, das im Jahre 970 vollendet war, schildert Liutprand seinen Aufenthalt am griechischen Hofe. Er überläßt sich hierin dem boshaftesten Spott und gießt den bittersten Hohn aus auf diesen Hof, weil er daselbst so schlecht aufgenommen worden und dieser griechische Uebermut seinen italienischen Stolz stark verletzt hatte. Für die Beurteilung des griechischen Lebens und besonders des Kaiserhofes ist diese Schilderung eines Abendländers von größtem Werte, wenn wir auch stets die Uebertreibung, welche der kleinlichen Rachsucht Liutprands entsprang, in Abrechnung bringen müssen.

Doch auch in Westfranken begegnen wir einigen Werken, die für die deutsche Geschichte des zehnten Jahrhunderts wichtig sind. Lange Zeit waren Ost- und Westfranken ihre eigenen Wege nebeneinander gegangen, ohne sich gegenseitig politisch näher zu berühren. Jetzt war Lothringen zum Westreiche abgefallen, doch Heinrich I. hatte das große Herzogtum durch eine geschickte Politik wiedergewonnen. Und die Herrschaft Ottos I. war eine so universal angelegte, daß die Beziehungen mit dem Westreiche notwendig regere werden mußten. Otto I. ist überhaupt die erste Ursache zu dem nun nicht mehr endenden Streite zwischen dem Ost- und Westreiche, die Erhebung der deutschen Stämme wirkte kräftigend und reizend auf die alte Schwesternation zurück und hat deren weltgeschichtliche Mission gewiß erst hervorgerufen. Kurz, im zehnten Jahrhundert kümmerte man sich drüben über dem Rheine wieder um deutsche Verhältnisse. — Von hervorragender Bedeutung sind nun die Annalen des Flodoard, eines Reimser Domherrn. Sie beginnen mit dem Jahre 919 und endigen 966. Flodoard hat hierin mit der größten Treue die Ereignisse aufgezeichnet, die zu seiner Kunde gelangten, und da Reims nach wie vor der litterarische und politische Mittelpunkt Westfrankens war und in der Nähe des lothringischen Landes lag, so konnte es dem Flodoard an Material für seine Geschichtschreibung nicht fehlen; alle wichtigen Ereignisse mußten ihm in der wichtigen Stadt mündlich oder schriftlich zukommen. So erfahren wir in den Annalen die Geschichte des Westreiches, Lothringens und des Deutschen Reiches, und die Aufzeichnungen, die hier über Deutschland zur Darstellung kommen, sind als um so wertvollere zu begrüßen, als Flodoard völlig unparteiisch schreibt und sich die strengste Wahrheitsliebe hier wie in seinen anderen Werken zur Pflicht gemacht hat.

Außerdem ist hier noch zu nennen Richer, Mönch von St. Remi. In den Jahren 995 bis 998 schrieb er vier Bücher Geschichten, welche sich an die von Erzbischof Hinkmar von Reims verfaßten Annalen anlehnen. Auch Richer berichtet uns die Geschichte der beiden Teilreiche, die aus der Monarchie Karls des Großen hervorgingen. Seine Darstellung ist außerordentlich gewandt, die Sprache fließt ihm glatt und leicht aus der Feder, und seine große Belesenheit und Gelehrsamkeit macht sich oft geltend. Aber das Schlimmste ist seine Wahrheitsliebe. Im bewußten Gegensatz zum Deutschen Reiche beginnt er den Reigen der fran-

zösischen Geschichtschreiber. Ueber alles geht ihm die nationale Eitelkeit, ihr zuliebe wird, wenn nötig, einfach gefälscht und zwar auch da, wo eine so gute Quelle wie Flodoards Annalen vorgelegen. Er ist der erste Geschichtsfälscher im größeren Stile auf fränkischem Boden, nur mit besonderer Vorsicht für die außerfranzösischen Verhältnisse zu gebrauchen, während seine Erzählung für die heimischen Dinge mehr Glauben verdient und unschätzbar ist, da er allein in weitläufiger Weise die Geschichte des Westreiches in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts überliefert.

Erstes Buch.

Die Einigung der deutschen Stämme unter einem neuen Reiche.

Erster Abschnitt.

Geschichte Deutschlands unter König Konrad I.[1]

1. Versuche des Königs, die Macht der Krone wiederherzustellen.

Am 20. oder 24. September des Jahres 911 war Ludwig das Kind verschieden, seinen Todestag können wir nicht mit Sicherheit angeben. Mit jenem Fürsten sind die Karolinger in Deutschland ausgestorben, über ein und ein halbes Jahrhundert hatten sie die meisten deutschen Stämme beherrscht. Die westfränkische Linie jenes Geschlechts bestand dagegen noch fort. Jedoch nur das Herzogtum Lothringen, welches seit längerer Zeit mit Ostfranken in ganz losem Zusammenhange gestanden, lehnte sich damals beim Tode Ludwigs an Karl den Einfältigen von Westfranken an, mehr aus gewohntem Schwanken als etwa aus Vorliebe für das karolingische Haus. Weder in Ostfranken noch in Westfranken trat die Neigung zu einer Wiedervereinigung hervor, die beiden Nationen waren schon in ihrer Sonderentwickelung zu weit vorwärts geschritten, als daß sie die alte Einheit gewünscht hätten.

Zu Forchheim an der Grenze von Franken und Baiern war es, wo sich im November des Jahres 911 die deutschen Stämme zur Königswahl vereinigten. Nur die Lothringer fehlten, wie schon früher bei der Wahl Arnulfs und Ludwigs. Jetzt ward Otto der Sachsenherzog zum Könige erwählt, dem die Weisheit des Alters und der Ruhm der Tapferkeit in hohem Maße zu teil geworden. Deshalb erkor ihn das Volk. Indes Otto schlug die Krone aus, da sie für sein hohes Alter schon eine Last sei. Er war sich dessen wohl bewußt, daß die Krone jetzt nur dem Manne gezieme, bei welchem sich die Macht mit der Jugend paare.

---

[1]) Quellen: Monumenta Germaniae hist. Leges II, S. 555—560; Scriptores III. IV. Dümmler, Jahrbücher des ostfränkischen Reiches. Band 2. Rintelen, Geschichte Ludwigs des Kindes und Konrads I. in: Forschungen zur deutschen Geschichte, III, S. 313—362. Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich I.; 3. Auflage 1885. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I. Stein, Geschichte des Königs Konrad I. von Franken, Nördlingen 1872.

Denn des Reiches Zustand war ein solcher, daß ein langes Leben nötig schien, um all die Wirrnisse zu beseitigen und eine neue Ordnung der Dinge anzubahnen. Otto lenkte nun die Wahl auf Konrad von Franken, vielleicht auch um damit anzudeuten, daß die Krone den Verwandten Ludwigs des Kindes gebühre. Denn für Konrad sprach seine fränkische Abstammung, Francigena ward er genannt, und er war das Haupt des fränkischen Stammes; dazu galt er als Vetter Ludwigs des Kindes, da dessen Mutter Uda die Nichte von Konrads Großvater Udo war. Und man sprach von ihm als einem wackeren Herrn, tapfer war er und leutselig. Schon sein Vater Konrad und sein Oheim Gebhard hatten unter den zwei vorhergehenden Königen einen hervorragenden Anteil an den Regierungsgeschäften genommen, und Konrad sagt von sich selbst in einigen Urkunden, daß er zur Zeit Ludwigs des Kindes zur herzoglichen Gewalt in Franken gekommen. Dazu war Konrad Freund des mächtigen Hatto von Mainz, der den Hauptsitz im Reichsregimente bei der Minderjährigkeit des vorigen Königs gehabt; ja zuletzt hatte Konrad fast allein mit dem Erzbischofe den königlichen Hof beraten: beinahe war das Königtum dem Herzoge von Franken unterthan gewesen.

Das sprach alles für Konrad, nicht minder die Empfehlung seitens des edlen Otto, der in der richtigen Erkenntnis von dem Notstande des Reiches die Wahl nach bestem Wissen und Gewissen von sich abgelenkt. Die Versammlung erklärte sich daher mit Ottos Fürsprache einverstanden und um den 10. November ward Konrad, der Sohn Graf Konrads und der Glismuoda, zu Forchheim gesalbt und gekrönt, wahrscheinlich durch seinen Freund Hatto von Mainz. Jedenfalls hatte letzterer die Wahl energisch unterstützt und so wird auch Konrad die kirchliche Salbung und Krönung empfangen haben, die ja fast zur Gewohnheit geworden.

Es war hohe Zeit, daß Ostfranken wieder einen kräftigen König erhielt. Denn fast jährlich waren die Ungarn im Reiche eingefallen und niemand konnte sich ihrer erwehren. Aber seit dem Tode Kaiser Arnulfs war auch die herzogliche Gewalt gar mächtig geworden im Reiche, sie konnte von der königlichen oft nicht mehr geschieden werden.

Karl der Große hatte zwar die deutschen Stämme unter einem Scepter vereinigt, aber eine innere Zentralisation seines Germanenreiches war ihm nicht geglückt. Viel weniger seinen Nachfolgern. Das Stammesbewußtsein war stets wach geblieben, wozu ganz besonders die Rechtsverschiedenheit der einzelnen Stämme beitrug, welche Karl nicht zu beseitigen vermocht hatte. Je mehr der Einheitsgedanke des großen Karl verfiel, desto mehr mußte die Sondergewalt gewinnen, welche in der Gesamtheit jedes einzelnen Stammes ihren Ausdruck fand. Der Teilungsvertrag von Verdun war das erste Zeugnis für die Unmöglichkeit des Bestandes der karolingischen Gesamtmonarchie. Und als das ostfränkische Reich gegen Ende des neunten Jahrhunderts verfiel, da löste es sich in seine alten Bestandteile Franken, Schwaben, Baiern, Sachsen und Lothringen auf. Die Unsicherheit der einzelnen Teile war damals groß, im Norden fielen die Dänen und Normannen, im Süden die Ungarn ein, auch erlaubten sich die Könige von Westfranken und Burgund zuweilen Uebergriffe ins Nachbarland. Das Reich selbst gewährte keinen Schutz, die Macht des Königs war zu tief ge-

sunken. Da war es natürlich, daß der Schutz des Landes und der vorliegenden Marken einem Führer übertragen ward, den die Stammesgenossen aus ihrer eigenen Mitte wählten. Ueberall gab es Familien, welche durch ihre Macht das Recht auf eine solche Stellung beanspruchen konnten, und an sie hat man sich dann vorzugsweise gewendet. So ist diese neue Stellung hervorgegangen aus der Führerschaft im Kriege, und an dies und an die alten Stammesfürsten anknüpfend, hat man jene Herren Herzoge, duces oder marchiones, genannt. Je nach Umständen haben die Herzoge königliche Rechte für sich in Anspruch genommen, sie nahmen so viel als sich ihnen bot, und davon, daß das Königtum sie etwa gleichmäßig mit Rechten ausgestattet, ist keine Rede. Also das Herzogtum ist usurpiertes Stammeskönigtum, der Boden, auf dem es erwuchs, ist ein wesentlich revolutionärer. In wie schroffem Gegensatze das Herzogtum zur hohen Geistlichkeit stand, — denn noch zwei Jahrhunderte ist dieselbe der wärmste Anhänger eines starken und mächtigen Königtumes geblieben — so volkstümlich und beliebt war es bei den Stammesgenossen. Das zeigt sich vor allem in der historischen Litteratur, die gerade in jener Zeit erwuchs, sie ist zum nicht geringen Teile Sage und diese umflicht mit großer Liebe ihre Helden, die Herzoge, welche ihr die Vertreter von Ehre und Treue sind gegenüber der ränkevollen Geistlichkeit und dem selbstsüchtigen Königtume. Das Volk und die niedere Geistlichkeit glaubte an diese Sagen und so kommt es, daß die letztere beim Niederschreiben der Sage für die Herzoge eintritt und gegen die Bischöfe Partei nimmt.

Groß waren jetzt die Aufgaben des neugewählten Königs. Er hatte zu kämpfen gegen den äußeren und inneren Reichsfeind, d. h. gegen Ungarn und Westfranken und gegen die Erstarkung der Partikulargewalten.

Die letzten Tage des Jahres 911, vielleicht die glücklichsten in seiner ganzen Regierung, verbrachte Konrad im Süden des Reichs am Hofe des Bischofs Salomon von Konstanz, der mit zu den festesten Stützen des Königtumes zählte und unter Konrad das Amt des königlichen Kanzlers führte. Von da aus besuchte der König auch das Stift St. Gallen, wo er sich durch seine große Leutseligkeit und Güte sofort die Herzen aller gewann. Stattlich und glänzend trat er auf, er war ein milder und freigebiger Herr, der mit groß und klein gerne seinen Scherz trieb, was Wunder, daß das Volk ihn verehrte und liebte und daß man auf seine Regierung große Hoffnungen setzte. Und diese schienen auch in Erfüllung zu gehen. Gleich im nächsten Jahre wandte sich der König gegen Lothringen, welches vor kurzem vom Reiche abgefallen war. Noch bei Lebzeiten Ludwigs des Kindes hatten die lothringischen Großen Karl den Einfältigen von Westfranken eingeladen, die Hoheitsrechte über ihr Land zu übernehmen. Weltliche wie geistliche Große glaubten von dem schwachen Könige in ihren Machtbestrebungen nicht gehindert zu werden, während ihnen die Macht des in Franken ansässigen konradinischen Hauses, welches erst vor kurzem gewaltig nach Lothringen übergegriffen und dessen Haupt soeben König des Ostreiches geworden, zu gefahrdrohend erschien. Im Dezember des Jahres 911 ergriff Karl Besitz von dem Lande, er datiert von da an seine Urkunden „seit Erlangung der größeren Erbschaft". Lothringen umfaßte damals die Niederlande nördlich bis zum Leck, westlich bis zur Schelde, östlich bis zum Westfalengau, ferner das ganze Mosel-

gebiet zwischen Sedan, Bar, Luxeuil und dem Elsaß, d. h. ein Gebiet von etwa 1100 Quadratmeilen. Es gehörten dazu die Erzbistümer Köln und Trier, die Bistümer Cambrai, Lüttich, Verdun, Toul und Metz. Karl bereiste damals in wenig Wochen fast das ganze große Gebiet und machte aus dem Königsgute desselben reiche Schenkungen an die Kirche.

Doch auch an anderer Stelle sollte das Reich geschädigt werden. König Rudolf von Burgund, dessen Reich die Aar als Grenzfluß von Alamannien schied, hatte gesehen, wie leicht sein Nachbar Karl sich in den Besitz des großen Herzogtumes gesetzt. Er glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, seine alten Pläne gegen Schwaben wieder aufnehmen zu können. Er rückte im Jahre 912 nördlich gegen Basel vor, um die reiche Stadt unter seine Herrschaft zu bringen. Vielleicht hatten sich die Könige von Westfranken und Burgund verbündet, in diesem Jahre einen gemeinsamen Angriff auf Schwaben zu machen, wenigstens fiel Karl um dieselbe Zeit in das Elsaß ein. Rudolfs Unternehmen ist jedoch ungünstig verlaufen, er konnte die Stadt nicht einnehmen und mußte bald in sein Reich zurückkehren, wo er noch in demselben Jahre gestorben ist.

Ganz zu Anfang des Jahres 912 ist nun König Konrad mit einem Heere aufgebrochen, um Lothringen wieder für das Reich zu gewinnen und die abtrünnigen Großen zu züchtigen. Auf dem Marsche kam ihm die Nachricht zu, daß Karl im Elsaß eingefallen sei und sich königliche Rechte allda angemaßt habe. Konrads Heeresmacht konnte keine große sein, da ein allgemeines Aufgebot so früh im Jahre kaum zustande gekommen wäre; der König gab daher den Feldzug gegen Lothringen auf, da er den König Karl aus dem Elsaß leichter zu vertreiben gedachte; wenigstens urkundet er am 14. März zu Straßburg, Karl dagegen im Februar zu Andlach und Ruffach. Vermutlich ward zwischen beiden Königen jetzt ein Waffenstillstand geschlossen, in welchem Karl im Besitze Lothringens gelassen wurde, da dem Könige Konrad zu energischerem Auftreten einstweilen die Kraft fehlte. So zog er nach Franken zurück, im April finden wir ihn zu Fulda, während sich Karl zu jener Zeit in Nimwegen aufhält. Doch Karl scheint die Bedingungen des Vertrags nicht gehalten zu haben. Denn kurze Zeit darauf zog Konrad wieder gegen Lothringen, diesmal wohl mit größerer Streitmacht. Auf diesem Zuge kam er bis nach Aachen. Während er jedoch dort seine königliche Hoheit zur Geltung zu bringen suchte, war inzwischen ein lothringisches Heer, jedenfalls mit Vorwissen und auf Befehl Karls, gegen Straßburg gezogen und hatte die Stadt verbrannt und verwüstet, wahrscheinlich aus Rache dafür, daß sie im März die Oberhoheit des Königs Konrad anerkannt hatte. Sonst fehlen uns alle Nachrichten von beiden Kriegsschauplätzen. Vielleicht war der König gezwungen, sein Heer zu teilen, und er konnte so den Krieg nur lässig und ohne Nachdruck führen. Wahrscheinlich ist er auch diesmal nur mit seinen Franken zu Felde gezogen, während ihm die Hülfe des mächtigsten Stammes, der Sachsen, und wohl auch diejenige Schwabens und Baierns fehlte. Möglich, daß ihn auch ein Ungarneinfall in Franken und Thüringen zurückrief. Schon am 1. Juli finden wir den König in Frankfurt, wo er, wie vordem zu Fulda, diesem Kloster wichtige Freiheiten bestätigt und Schenkungen übergibt.

König Konrads Feldzug hatte keinen Erfolg gehabt, vielmehr zeigte die

Verbrennung Straßburgs, wessen man sich von den gewaltthätigen Nachbarn zu versehen hatte. Das war ein schlechter Regierungsanfang für den neuen König, der seine persönliche Tüchtigkeit erst über diejenige der anderen Fürsten stellen sollte, um sich des Königtumes würdig zu erweisen. Wenig Ehre und Ansehen brachte ihm dieser unglückliche Ausgang seiner ersten Unternehmung im Reiche; es war ein böses Omen für die Zukunft, und das Geschick hat denn auch seither den König, der sich vermöge seiner persönlichen Eigenschaften überall beliebt zu machen imstande war, fast stets mit Mißerfolgen begleitet.

Im Sommer und Herbst dieses Jahres hielt sich der König in Franken und Schwaben auf, aber wir wissen nicht, was ihn dort beschäftigte. Ueberhaupt würden wir bei der Armut unserer Quellen für längere Zeit kaum etwas erfahren, das sich auf Reichsgeschichte bezöge, wenn nicht am Ende des Jahres 912 ein Ereignis eingetreten wäre, dessen Folgen auf die Geschichte und die Geschicke des Reiches den größten Einfluß gewinnen sollten. Nachdem er noch kurz zuvor die Geburt seines Enkels Otto erlebt, starb am 30. November der greise Herzog von Sachsen, Otto, der Mann, der vor Jahresfrist die Krone des Reiches zu Gunsten Konrads ausgeschlagen, der mächtigste Herzog im Reiche, der Volksfürst des kraftvollen, ungebändigten Sachsenstammes. Hatte er damals bei der Wahl Konrads sein Leben in ruhigem Alter beschließen wollen und deshalb die Krone abgelehnt? Oder hatte er daran gedacht, daß nach seinem Tode die königliche Gewalt doch noch auf sein gefestigtes Herzogtum übergehen werde? Hatte er die Tage vorausgesehen, da die schwache Macht des Königs vor dem kühnen Auftreten seines thatkräftigen Sohnes Heinrich in den Staub sinken mußte? Das sind Fragen, die wir mit unserem Quellenmaterial nicht mehr entscheiden können, und lieber wollen wir unsere obige Annahme gelten lassen, daß Otto Verzicht leistete, um die Geschicke des Reiches der jugendkräftigeren Leitung Konrads anzuvertrauen und die Zügel der Regierung in eine feste und stärkere Hand zu legen.

Wir wissen nicht, ob Otto in seinem letzten Lebensjahre treu zu König Konrad gestanden hat; auch mit Widukinds Worten, nach der Wahl Konrads sei dennoch die wirkliche Macht und Herrschaft auf Seiten Ottos gewesen, ist nichts anzufangen, da Widukind Sachse ist und mit geradezu rührender Hingabe und Begeisterung für das sächsische Haus schreibt. Jedenfalls hatte sich der alte Sachsenherzog der Autorität des Königs gefügt, sonst hätte er vordem die Wahl nicht auf ihn gelenkt. Aber nun fragte es sich, ob sein im besten Mannesalter stehender Sohn Heinrich die Oberhoheit Konrads anerkennen würde. Im Besitze der größeren Macht war Heinrich, und so konnte es kommen, daß er mit dem Könige in einen Wettkampf um die Krone eintreten werde.

Ein Geschlecht von ungewöhnlicher Kraft war dies sächsische Herzogshaus, denn erst sechs Monate nach Ottos Tode verschied seine Mutter Oda, die Witwe Liudolfs, nachdem sie fast vier Menschenalter erlebt, im 107. Jahre. Kaum war Sachsen durch den großen Karl für das fränkische Reich und fürs Christentum endgültig gewonnen, da ward sie geboren; sie starb in den Tagen, da das längst geteilte Reich sächsischer Vollkraft als des Regenerators bedurfte, um nicht zu erliegen vor den Angriffen mächtiger Feinde. Seit dem Jahre 880 hatte Otto die Herzogs-

gewalt in Sachsen innegehabt; einfach und schlicht, wie sein Sohn Heinrich, haben wir ihn uns zu denken, getragen von der Liebe und dem Vertrauen des Volkes, da er festhielt an Sachsensprache und Sachsensitte. Keiner hatte wie er die nördlichen Marken beschützt vor den Slaven und Dänen, die Kirche begünstigt und ausgedehnt; er hatte die Pflichten des Königs im Norden erfüllt, und unbestritten war ihm sein Herzogtum geblieben, das sich auf den Willen des Volkes gegründet.

Otto hinterließ neben mehreren Töchtern von seiner Gemahlin Haduwich seinen jüngeren Sohn Heinrich, die beiden älteren, Thankmar und Liudolf, waren jung gestorben. Widukind rühmt an Heinrich, frühzeitig schon habe sich bei ihm männliche Tüchtigkeit und Klugheit gezeigt. Deswegen habe ihn der Vater gegen die Daleminzier geschickt, gegen die er selbst oft zu Felde gezogen. Verhängnisvoll sollte jener Feldzug für Sachsen werden. Denn die Daleminzier gewannen zum Bundesgenossen ein schrecklich barbarisches Volk, die Ungarn, welche denn auch noch in demselben Jahre in zwei Zügen nacheinander Sachsen verwüsteten.

Die Uebertragung der herzoglichen Würde auf Heinrich erfolgte jetzt nicht auf dem Wege der Wahl, sondern Widukind erzählt, Otto habe seinem Sohne Heinrich das Herzogtum über ganz Sachsen hinterlassen, und Heinrich sei der erste gewesen, der mit völlig freier Gewalt über Sachsen geherrscht. Seine Stellung war also eine königliche. So war das nationale Herzogtum in Sachsen von neuem gefestigt und es fragte sich nun, wie sich der König dazu stellen werde. Die Aufmerksamkeit, die der König jenen Vorgängen schenkte, ist bezeichnend genug für die Wichtigkeit derselben. Gleich zu Anfang des Jahres 913 zog Konrad nach Sachsen, schon am 3. Februar finden wir ihn zu Corvey, zwei Wochen später in Kassel, das hier zuerst erwähnt wird. Hier bestätigte er dem hessischen Kloster Hersfeld, welchem der verstorbene Herzog Otto als Laienabt vorgestanden, das Recht der freien Abtswahl und die eigene Gerichtsbarkeit. Das war natürlich gegen die sächsische Herzogsfamilie gerichtet. Leider können wir aber in die Verhandlungen, welche jetzt Konrad und Heinrich eingingen, keinen klaren Einblick gewinnen. Widukind und sein Abschreiber Thietmar sind zu parteiisch für die Ottonen gefärbt und sie schreiben fünfzig, beziehentlich hundert Jahre nach den Ereignissen, so daß zu ihrer Zeit die Sage schon recht gut Platz gegriffen haben konnte, wie wir auch an anderen Stellen deutlich sehen. Jedenfalls mußte der König dem Herzoge sein ganzes Familienerbgut bestätigen, welches sich über alle Teile Sachsens ausdehnte. Dagegen lag es im Interesse des Königs, ihm das Königsgut, die Beneficien, zu schmälern, um die Macht des Herzogs, von dessen persönlicher Tüchtigkeit er schon oft Beweise erhalten, zu verringern.

Es heißt bei Widukind, der König habe Bedenken getragen, ihm die Machtstellung des Vaters in ihrer ganzen Ausdehnung zu übertragen. Doch darüber seien die Mannen Heinrichs erzürnt, und um sie zu besänftigen, habe Konrad trügerische Versicherungen gegeben, daß er dem Herzoge, wie es seinem Ruhme zukomme, später um so größere Güter und Ehren zu teil werden lassen wolle. Indes die Sachsen hätten dies Doppelspiel wohl durchschaut und ihrem Herzoge geraten, dasjenige mit Waffengewalt auch gegen den Willen des Königs zu behaupten, was ihm Konrad von der väterlichen Erbschaft abgezogen. Da nun der König gesehen, daß ihm die Sachsen Trotz zu bieten versuchten, und da er

wegen der großen Anzahl von Heinrichs Vasallen und deren Mannen diesen nicht mit Glück bekriegen zu können glaubte, so sei er geradezu damit umgegangen, den Herzog durch listigen Anschlag aus dem Wege zu räumen. Hierzu habe ihm der Erzbischof Hatto die Hand gereicht, ein Mann von scharfem Verstande, gutem Urteil und geschickt zu verschlagener That. Er habe dem Könige und dem Frankenvolke gefällig sein wollen und deshalb gegen Heinrich einen Plan ersonnen. Eine goldene Kette ließ er für Heinrich verfertigen und ihn zu festlichem Mahle einladen, um ihm große Ehrengeschenke darzubieten. Doch habe sich Hatto, als er den Goldschmied besucht, welchem er die Arbeit aufgetragen, durch einen Seufzer verraten und es jenem eingestanden, daß Herzog Heinrich durch diese Kette seinen Tod finden sollte. Das behielt der Goldschmied klüglich bei sich, bat nach Ablieferung der Kette den Erzbischof um Urlaub und reiste Heinrich entgegen, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen, welche ihm drohe. Aufs heftigste sei der Herzog erzürnt und er habe den Gesandten Hattos, der sich noch bei ihm wegen der Einladung aufhielt, zu sich kommen lassen und ihm gesagt, er solle seinem Herrn melden, daß Herzog Heinrich keinen härteren Hals hätte als weiland Adelberht;[1]) und es scheine ihm besser, zu Hause zu bleiben und über den ihm schuldigen Dienst nachzudenken, als den Erzbischof durch seinen Besuch und seine große Begleitung zu belästigen. Als nun Hatto eingesehen, daß durch höhere Hand seinen listigen Plänen ein Ende bereitet worden, da verfiel er aus Kummer in eine Krankheit und starb bald darauf. Manche erzählen auch, daß er vom Blitze erschlagen sei.

Das ist sächsische Sage, wie sie im Munde des Volkes ging. Denn das Volk war auf die Benachteiligung seines Herzogs durch einen Franken äußerst erbost. Jedenfalls hat der leutselige König Konrad nie an hinterlistigen Mord gedacht und der Anschlag Hattos auf Heinrichs Leben ist nur eine Weiterbildung der Rivalität zwischen dem mächtigen Kirchenfürsten, der zur Zeit des vorigen Königs mannhaft das Scepter geführt, und dem großen Sachsenherzoge, seinem natürlichen Gegner und Feinde. Die Feindschaft beider mußte sich sofort zeigen, als der kühne Heinrich das Herzogtum überkam und gewillt war, seiner hohen Stellung auch im Reiche nichts zu vergeben. Denn nachdem König Konrad Sachsen verlassen und, von Hatto begleitet, über Hessen nach dem Rheine gezogen, brachte Heinrich alle Besitzungen Hattos in Sachsen und Thüringen in seine Gewalt und schädigte die beiden Grafen Burkhard und Bardo, deren einer Schwiegersohn des Königs war, durch wiederholte Treffen so sehr, daß sie ihr Land verlassen mußten. Heinrich verteilte ihren Besitz unter seine Mannen.

---

[1]) Widukind nimmt hier Bezug auf das angeblich treulose Verhalten Hattos gegen Adelberht von Babenberg. Dieser, der Stammvater der österreichischen Babenberger, war nach fortgesetztem Landfriedensbruch und nach unaufhörlichen Fehden gegen den fränkischen Grafen Konrad und dessen Söhne Konrad und Eberhard im Namen des Reiches gefangen und durch das Gericht der Reichsregenten zum Tode verurteilt worden. Am 9. September 906 ward er hingerichtet. Sofort griff die Sage ein, die hier den mächtigen Hatto des Treubruchs beschuldigte. Sie erzählt nämlich, daß sich Hatto für die persönliche Sicherheit Adelberhts verbürgt und den Grafen dann trotzdem dem Könige oder dem Reichsregimente zum Tode ausgeliefert habe. Das ist sicher Sage, was an dem Kern Wahres bleibt, läßt sich nicht mehr entscheiden.

Wahrscheinlich steht dies im Zusammenhange mit der Nachricht, daß Konrad dem neuen Herzoge nicht alles Königsgut, das der Vater besessen, verliehen habe. Es wird sich hier um thüringische Verhältnisse gehandelt haben. Thüringen gehörte zum Mainzer Sprengel und die Mainzer Kirche hatte hier schon mehrfach Güter erworben. Hatto erkannte hier für sich Gefahr, wenn man den Herzog Heinrich im Besitz der thüringischen Gaue ließ, die schon dem Vater untergeben waren. Hatto hat also hier dem Herzog beim Könige entgegengearbeitet, und das mag ein Hauptgrund sein, aus welchem die Sage entstanden ist. [1])

Doch die Unternehmungen Konrads und seines mächtigen Beistandes, des Mainzer Erzbischofs, schlugen fehl. Heinrich behauptete jedenfalls siegreich das Feld und durch den baldigen Tod Hattos verlor der König seinen getreuesten Helfer im Kampfe gegen die Herzogsgewalt. Sechsundzwanzig Jahre hatte Hatto die Geschicke des Reiches beinahe beherrscht, und wenn zu Zeiten Ludwigs des Kindes Ostfranken viel zu leiden hatte von inneren und äußeren Feinden, so war wahrhaftig Hatto nicht schuld daran, sondern nur die Schwäche der Reichsgewalt, wie sie seit dem Tode des großen Karl allmählich eingetreten war und auch von so thatkräftigen Regenten wie Ludwig dem Deutschen, Arnulf und Hatto nicht hatte beseitigt werden können. Die Umstände, mit welchen Hatto zu kämpfen gehabt, waren doch zu gewaltig gewesen, als daß der charakterfeste Mann auf allen Punkten den Sieg davongetragen hätte.

Es war auch zwischen Konrad und Heinrich zu keiner wirklichen Verständigung gekommen, denn wir finden in den Urkunden, welche der König damals in Sachsen erließ, nirgends eine Vermittelung Heinrichs ausgesprochen. Wäre eine Vereinigung erzielt worden, so hätte Heinrich gewiß zu diesem beliebten Mittel gegriffen, durch welches er auf einzelne Entschließungen des Königs einigen Einfluß gewinnen konnte, um seinen Verwandten, Freunden oder Anhängern durch seine Fürsprache beim König einiges Reichsgut zu sichern. Im Gegenteil zeugt der Inhalt der Urkunden von der feindlichen Gesinnung Konrads gegen den Herzog, indem der König mehrere sächsische Klöster von der Oberhoheit Heinrichs befreit und sie zum Teil mit freier Abtswahl und Immunität oder Befreiung vom Gaugerichte beschenkt.

Der Sieg Heinrichs in Thüringen ist ein vollständiger gewesen, denn eine Quelle nennt ihn Herzog von Sachsen und Thüringen.

Während so Heinrich in Thüringen festen Fuß faßte, unternahm der König

---

[1]) Schon die sicherstehenden Zeitangaben lassen für die weitschweifige Sage keinen Raum. Noch im Februar ist König Konrad in Hessen und wir wissen nicht, ob damals schon die Einziehung der Beneficien erfolgt ist. Darauf soll die Geschichte mit der goldenen Kette folgen. Dann zieht Heinrich gegen Bardo und Burkhard und besiegt sie in mehreren Treffen. Darüber stirbt Hatto aus Gram. Jedoch Hattos Tod ist am 15. Mai 913 erfolgt, wie die Nekrologien von Merseburg und Reichenau angeben, und so vielerlei Ereignisse können sich nicht auf die kurze Spanne Zeit von höchstens drei Monaten zusammendrängen. Wie lange der Krieg in Thüringen gedauert hat, wissen wir nicht, jedenfalls ist er nicht in wenigen Wochen schon beendet worden. Wenn die Vertreibung der zwei Grafen in das Jahr 914 oder 915 fällt, so stimmt das gut zu der damaligen Zeitlage: Konrad war in diesen Jahren durch die Unruhen in Baiern und Schwaben verhindert, Thüringen zu Hülfe zu ziehen und erfolgreich gegen Heinrich auftreten zu können.

wieder einen Zug gegen Lothringen, wie es scheint, von einem nicht unbedeutenden Heere begleitet. Wenigstens stellte er am 12. März eine Urkunde in Straßburg aus unter den Fürbitten von fünf Bischöfen und acht Grafen aus Schwaben und Franken; und diese haben jedenfalls damals Heeresfolge gegen Lothringen geleistet. Doch auch dieser dritte und letzte Zug, unternommen, um die ostfränkische Oberhoheit über das große Herzogtum wiederherzustellen, hatte gar keinen Erfolg; und seitdem ist König Konrad so sehr im Innern des Reiches beschäftigt gewesen, daß er auf auswärtige Unternehmungen und damit auf den einen Teil seiner Königspflichten verzichten mußte. Nur das Elsaß und vorübergehend auch Friesland wurden damals wiedergewonnen. Karl der Einfältige konnte nach wie vor in den lothringischen Städten und Pfalzen Hof halten und über lothringisches Reichsgut frei verfügen. Die Erzbischöfe von Trier und Köln, deren erster Erzkapellan des Königs Karl wurde, hielten fest zum westfränkischen Herrscher. Unter den weltlichen Großen des Herzogtumes ragte besonders hervor Graf Reginar, der mehrere Grafschaften und eine ganze Anzahl Abteien in seiner Hand vereinigte und fast herzogliche Gewalt über Lothringen ausübte. Es ist nicht unmöglich, daß er wegen seiner Verschlagenheit, die wir auch bei seinem Sohne kennen lernen werden, als Urbild zum Reineke Fuchs gedient hat. Reinhart heißt allerdings später Reginardus, während Reginar Reginarius genannt wird. Als Reginar im Jahre 915 starb, folgte ihm sein Sohn Giselbert als Erbe und Nachfolger in seiner herzoglichen Würde, unbeanstandet von den beiden Königen Karl und Konrad.

Nachdem dann König Konrad von seinem Zuge gegen Lothringen zurückgekehrt, entspann sich zwischen ihm und dem schwäbischen Grafen Erchanger ein Zwiespalt, dessen Anlaß völlig im unklaren liegt. Vielleicht ist er auf den älteren Streit Erchangers mit Bischof Salomo von Konstanz, einem der wärmsten Anhänger Konrads, zurückzuführen, den der König selbst hatte beilegen wollen.

So war eine Befriedung des zerspaltenen Reiches unter der neuen Regierung noch nicht zustande gekommen, vielmehr war der Frieden im Norden und Süden gar sehr gefährdet. Und dazu kam jetzt noch ein Angriff von außen, von den Ungarn. Ueber zwei Ungarneinfälle, die unter Konrads Regierung gemeldet werden, sind wir nur ungenügend unterrichtet. Im Jahre 911 oder 912 sollen nach einer Nachricht die Magyaren, ohne Widerstand zu finden, Franken und Thüringen verwüstet haben; nach einer anderen Quelle sind ihre Scharen durch Schwaben und Franken bis an den Rhein vorgedrungen und haben das Maienfeld und den Ahrgau verheert, dann kehrten sie in die Heimat zurück. Als jedoch die Ungarn im Jahre 913 ihre Raubzüge in Baiern und Schwaben wiederholten, da stellten sich ihnen am Inn in der Nähe von Passau drei Herren mit ihren Mannen entgegen, die die Macht im Süden des Reichs besaßen: die Brüder Erchanger und Berthold waren es, mächtige Grafen in Schwaben, und zu ihnen gesellte sich ihr Neffe Herzog Arnulf von Baiern, der Sohn jenes Liutpold, der vor sechs Jahren fast mit dem ganzen bairischen Adel in der furchtbaren Ungarnschlacht den Heldentod gefunden. Jetzt nahm der Sohn blutige Rache für den Vater, und seine beiden Oheime halfen ihm wacker: sie siegten in einer anscheinend großen Schlacht, welche für die Ungarn höchst unheilvoll ablief, indem nur dreißig

Mann von ihnen entkamen, um in der Heimat ihre Niederlage zu verkünden. Das war endlich ein Sieg über den Reichsfeind, wie er seit den Tagen des großen Karl nicht errungen. Doch er war errungen ohne den König, der vielleicht gerade damals gegen Lothringen erfolglos zu Felde zog. Die Herzogsgewalt hatte den Sieg davongetragen und auch das mußte das Ansehen des neuen Königs im Reiche verringern; gehörte doch vor allem der König vor solchen Feind, der es schon öfter gewagt, des Reiches Lande zu verwüsten. Wenig nur ist uns aus diesem Jahre noch vom Könige bekannt, er hielt sich am Rheine auf und war dort mit der Bestätigung alter Gerechtsame und der Verbriefung neuer Freiheiten für die Kirche beschäftigt.

Doch dem Siege des süddeutschen Herzogtums über die Ungarn konnte sich auch König Konrad nicht ganz entziehen, er fühlte wohl, daß es besser sei, mit jener Macht im Frieden zu leben, als sie zum Feinde zu haben; er wußte, daß jene Herren für ihn unüberwindlich waren. Es kam daher noch in demselben Jahre zu einer Verständigung zwischen ihm, Erchanger und Arnulf. Und zum Unterpfande des Friedens entschloß sich Konrad dazu, Kunigunde, Erchangers Schwester, die Witwe Liutpolds und Mutter Herzog Arnulfs, zur Frau zu nehmen. Dadurch dachte der König die Herzoge von Baiern und Schwaben — denn Erchanger hatte auch beinahe herzogliche Gewalt in Händen — zu gewinnen, die er auf andere Weise nicht an seine Person hatte knüpfen können. Doch die alte Fehde blieb nach wie vor bestehen und wie unsicher damals überhaupt der Zustand im Reiche gewesen ist, das sieht man recht deutlich aus einem Streite zwischen Straßburg und seinem Bischofe Otbert. Die Stadt, welche durch Handel und Industrie schon zu Macht gelangt war, vertrieb ihren Bischof Otbert; er mußte aus der Stadt auf die Ratburg im Wasgau flüchten, wo er jedoch von seinen Gegnern ergriffen und erschlagen ward. Eine ganz ähnliche Gewaltthat verübten die Grafen Bernhard und Konrad an Einhard, dem Bischofe von Speier, indem sie denselben gefangen nahmen und des Augenlichtes beraubten; wir wissen nicht, was für einen Grund sie zu einer solch abscheulichen Handlung hatten.

Nachdem Otbert von Straßburg getötet war, sehen wir sofort von Westfranken aus nach dem Besitze des Bistumes fahnden. Gozfrid, der Neffe König Karls, ward zum Bischofe erhoben, er starb jedoch schon am 12. November. Sein Nachfolger Richwin war gleichfalls Lothringer. Er usurpierte die bischöfliche Würde, indem seine Inthronisation ohne die Genehmigung des Metropoliten, Herigers von Mainz, vorgenommen ward. So folgte eine Rechtsverletzung der anderen. Doch das größte Aergernis geschah jetzt in Schwaben. Konrad hatte Befehl gegeben, daß Erchanger und Berthold ihre Burg Stammheim, die sie auf königlichem Boden erbaut hatten, an das Stift St. Gallen abtreten sollten. Das war gleichbedeutend mit der Abtretung an ihren Feind Salomo von Konstanz, denn dieser war zugleich Abt jenes Stiftes. Natürlich widersetzten sich die Brüder diesem Befehle des Königs, sie überfielen den Bischof und setzten ihn auf einer von Erchangers Burgen gefangen. Diese Gewaltthat durfte der König nicht ungestraft lassen, nachdem Erchanger und Berthold ja erst kurz zuvor allen Unfrieden abgeschworen und ihre Versöhnung mit dem Könige zustande gekommen war. Konrad zog daher Anfang 914 nach Schwaben, um Salomo zu Hülfe zu

eilen. Und es glückte dem Könige, den Landfriedensbrecher Erchanger bei seiner Burg Onfridinga zu fangen. Er ward vor ein alemannisches Gericht gestellt und von diesem des Landes verwiesen. Salomon wurde wieder auf freien Fuß gesetzt. [1]) Doch auch dadurch sollte keine Ruhe und Frieden in Schwaben werden. Burchard, Graf von Thurgau, war nämlich in Schwaben unter Ludwig dem Kinde zu bedeutender Macht gelangt und benutzte sein dortiges Ansehen, so daß er sich Fürst der Alemannen nannte und die Anerkennung als Herzog des Landes beanspruchte. Er fand jedoch starken Widerstand und ward im Jahre 911 bei einem Landtage, den er hielt, von seinen Feinden erschlagen. Desgleichen wurden seine Söhne Burchard und Udalrich aus dem Lande vertrieben und seine Witwe ihres Gutes beraubt. Der ältere seiner Söhne nun kehrte jetzt im Jahre 914 aus der Verbannung zurück im Aufstande gegen den König und gegen den Bischof Salomo. Er gewann großen Anhang und verwüstete seine Heimatlande, so daß der Bürgerkrieg im Süden des Reiches von neuem entbrannte.

Diese fortwährenden Fehden in den ihnen benachbarten Teilen des Reiches mußten natürlich die Ungarn verlocken, wieder ins Reich einzufallen. Um die große Niederlage am Inn vom Jahre 913 zu rächen, erschienen sie zu Anfang des Jahres 915 in Schwaben, das sie unter den gewöhnlichen Greueln verwüsteten. Dann fielen sie in Thüringen und Sachsen ein und drangen sogar bis Fulda vor, wo sich ihnen jedoch der kühne Abt Huggi mit einer kleinen Schar entgegenstellte und sie durch mutigen Kampf zur Rückkehr zwang. Jedenfalls sind damals diese raubenden Horden auch bis Bremen gelangt, wo sie die Kirchen verbrannten, die Priester vor den Altären töteten und den ganzen Klerus niedermetzelten oder gefangen mit sich fortführten. Doch damals soll die Rache Gottes jene Kirchenschänder furchtbar gestraft haben. Es wird erzählt, daß bei jener Schändung der Gotteshäuser sich ein plötzlicher Sturmwind erhob, der die brennenden Schindeln von den Dächern hob und den wüstenden Ungarn ins Gesicht trieb, so daß diese sich in wilder Flucht in den Fluß stürzten oder in die Gefangenschaft der Bürger gerieten. Die Böhmen haben, wie Adam von Bremen erzählt, an diesem Zuge der Ungarn nach Norden teilgenommen. Wir erfahren aber nicht, daß außer dem Abte Huggi von Fulda damals einer von den Großen des Reichs sich den Ungarn entgegengestellt hätte. Der König saß in Franken, im Süden dauerten die schrecklichen Fehden fort, während im Norden Herzog Heinrich seine Macht nach Thüringen ausbreitete.

Für den König mußte es immer noch der erste Gesichtspunkt sein, zunächst die Unruhen im Reiche und den Bürgerkrieg zu dämpfen, um dann erst mit den gebändigten Herzogen zusammen gegen den Reichsfeind zu ziehen. Konrad gab dies auch jetzt noch nicht auf, trotzdem er schon so schlechte Erfahrungen gemacht, und solange er selbst noch Hoffnung hatte und es sich zutraute, alles noch zum Guten wenden zu können, da war es ums Reich noch nicht schlecht bestellt. So ließ er sich im Jahre 915 in zwei Unternehmungen ein. Sein Bruder, Mark-

[1]) Diese ebenfalls feststehenden Thatsachen werden durch den behaglich erzählenden St. Galler Mönch Ekkehard vielfach mit Sage umwoben; seine Erzählung gleicht eher einem Romane als einer wahrheitsgetreuen Darstellung historischer Thatsachen.

graf Eberhard, sollte gegen den mächtigen Sachsenherzog ziehen, wohl um seinen Eroberungen in Thüringen Einhalt zu thun, während er selbst nach Schwaben ging, um den dortigen Zwiespalt auszugleichen, der das unglückliche Land fast ebenso verwüstete, wie die Ungarn auf ihren Raubzügen gewohnt waren.

Was die eigentliche Ursache zu diesem ersten Kriege Konrads gegen Heinrich gewesen ist, können wir nicht mehr genau erkennen. Vielleicht war es die Anmaßung des thüringischen Herzogstitels seitens Heinrichs; oder man kann hier auch an die Vertreibung der beiden Grafen Burkhard und Bardo denken, der Anhänger und Verwandten des Königs, vielleicht ist sie um diese Zeit erst erfolgt. Jedenfalls aber lagen die Gründe in den thüringischen Verhältnissen. Eberhard brach vom Hessengau auf und zog gegen die Feste Eresburg an der Diemel; sie hatte früher unter der Grafschaft des fränkischen Hauses gestanden, so daß Eberhard hier wohl nur früheren Besitz zurückerobern wollte. Die parteiisch gefärbte sächsische Ueberlieferung bei Widukind erzählt nun, daß sich Eberhard vor der Feste in hochmütigen Reden ergangen habe, er sei nur darum besorgt, daß sich die Sachsen vor ihm überhaupt blicken ließen, damit er mit ihnen kämpfen könne. Doch er hatte noch nicht ausgeredet, da rückten ihm die Sachsen eine Meile vor der Feste entgegen und brachten den ruhmredigen Franken eine so große Niederlage bei, daß man auf die Massen der erschlagenen Feinde Spottlieder dichtete, die noch später im Umlaufe waren. Eberhard war nun von der Besorgnis befreit, daß sich die Sachsen vor einem Kampfe mit ihm fürchteten, und zu schmählicher Flucht ward er gezwungen.[1]) Nach diesem Erfolge der sächsischen Waffen glaubte Heinrich — es ist unwahrscheinlich, daß er selbst am Kampfe bei der Eresburg beteiligt war, da Widukind nichts davon weiß — der Zeitpunkt sei gekommen, wo er selbst aggressiv gegen die Franken vorgehen könne, deren Heer zum Teil soeben besiegt war und sich auf der Flucht befand, zum Teil aber unter Konrad nach Schwaben ausgerückt war. Heinrich fiel also in Franken ein und nötigte dadurch Konrad, den Kriegsschauplatz im Süden eiligst zu verlassen, um seine Stammlande vor der sächsischen Invasion zu schützen.

Auch in Schwaben hat Konrad damals keine Erfolge zu verzeichnen gehabt. Die Brüder Erchanger und Berthold hatten im Hegau ihre Burg Hohentwiel stark befestigt und mit allem Nötigen reichlich versehen, bevor Erchanger vom König gefangen worden. Es war ein festes Bollwerk, errichtet gegen den König und gegen Bischof Salomo. Als nun Burchard nach Schwaben zurückgekehrt war, gelang es ihm und seinem Anhange, die feste Burg zu gewinnen; denn wir werden uns zu denken haben, daß Erchanger nach seiner Gefangennahme seine sämtlichen Burgen an den König ausliefern mußte, deren größeren Teil Konrad vielleicht an seinen treuesten Anhänger in Schwaben, Bischof Salomo von Konstanz, gab. So mußte der Hohentwiel von Burchard mit Gewalt genommen werden,

[1]) Daß die Schlacht bei Eresburg geschlagen wurde, berichten auch andere Quellen, ebenso, daß Heinrich dann in Franken einfiel. Jedoch die Niederlage der Franken kann keine große gewesen sein, Eberhards kleines Heer läßt das schon nicht zu, denn der König gebot nur über den fränkischen Heerbann und auch diesen hatte er mit seinem Bruder teilen müssen, da er ja selbst mit einem Heere gegen die Empörer in Schwaben auszog.

denn gesetzt auch den Fall, die Burg wäre dem König nicht ausgeliefert, sondern Erchangers Mannen verblieben, so ist nichts weniger wahrscheinlich, als daß sich die Burg an Burchard ergeben haben sollte. Denn Burchard und Erchanger waren Empörer, welche dasselbe im Schilde führten, nämlich das Herzogtum in Schwaben zu gewinnen. Deshalb mußte der eine dem anderen ebenso feind sein, wie dem Könige. Da der Hohentwiel seitdem die aufrührerischen Elemente barg, so mußte sich der König dazu verstehen, vor die Burg zu ziehen und dieselbe zu belagern. Jedenfalls hätte die Einnahme der Burg wegen ihrer Festigkeit längere Zeit in Anspruch genommen, denn solchen festen Plätzen gegenüber gab es nur ein einziges Mittel des Belagerungskrieges, das Aushungern der Besatzung. Doch während der Belagerung erhielt nun Konrad die Nachricht von dem Einfalle Heinrichs in Franken. Der König sah sich nun genötigt, sofort abzuziehen und den ganzen fränkischen Heerbann zu vereinigen, um Heinrich zu begegnen und ihn zu fangen. Er hatte von ihm gehört, daß er sich in der Burg Grona (bei Göttingen) befinde, und zog deshalb heran, um den Platz zu erobern. Dann schickte er nach Widukinds Bericht eine Gesandtschaft in die Burg, um Heinrich zur freiwilligen Ergebung zu bewegen. Denn wenn Heinrich sich dazu verstehe, heißt es, so werde ihm der König stets als Freund zur Seite und nie als Feind gegenüberstehen. Während die Gesandten jedoch mit dem Herzoge verhandeln und Heinrich schon bereit war, sich zu ergeben, kam gerade ein Graf Thietmar dazu, ein Mann von trefflicher soldatischer Schulung und angeborener Erfindungsgabe. Listig fragte er den Herzog, so daß es die Gesandten des Königs hören mußten, wo das Heer, welches er mit sich führe, sein Lager aufschlagen solle. Da faßte Heinrich frischen Mut, als er von einem Heere hörte. Auf seine Frage, mit wieviel Scharen er gekommen sei, antwortete ihm Thietmar, über dreißig Scharen gebiete er. In Wahrheit hatte er jedoch nur fünf Begleiter bei sich. Auf diese Weise wurden die Gesandten getäuscht, und als sie zum König zurückgegangen und ihm die wunderbare Geschichte verkündigt hatten, da befahl er, durch die sächsische List überwunden, noch vor Tagesanbruch den Rückzug des fränkischen Heeres.

Das ist wieder geschickt angelegte Stammessage; für uns aber ist es unmöglich zu erkennen, wie sich die Dinge damals zugetragen. Sicher ergibt sich aus der ganzen Lage vor und nach dem Sachsenzuge Konrads, daß er gegen Heinrich nichts ausrichten konnte und daß dieser in seinem Trotz und seiner Eigenstellung dem König gegenüber verharrte.

So waren die Franken wieder den Sachsen unterlegen und dies Jahr hat das Geschick König Konrads entschieden. Fast auf allen Punkten war er bisher vom Unglück verfolgt worden, ohne es verdient zu haben, denn mit Eifer und Ernst ging er an seine königlichen Pflichten. Aber nicht zur richtigen Zeit war er König geworden: ein fest geeinigtes Reich mit bestimmt geordneten Machtverhältnissen hätte er wohl klug und ehrenvoll zu regieren verstanden, aber jetzt stellte die Zeit zu große Aufgaben an ihn, er war dem Königtume damals nicht gewachsen, wo alles noch im Werden begriffen und wo von der alten Reichseinheit fast nur der Name geblieben war. Jedenfalls ist es Konrads sehnlichster Wunsch gewesen, mit Heinrich eine Verständigung zu Gunsten der Krone zu erzielen, da er dann der süddeutschen Empörung leicht Herr zu werden glaubte.

Und er mußte auch in der engeren Verbindung der Sachsen und Franken die Grundlage für den Fortbestand des Reiches erblicken. Freilich hatte Konrad im Frühjahr 913 ein für allemal Stellung zum Herzog Heinrich genommen und hatte ihn die königliche Gewalt fühlen lassen. Das konnte jetzt nicht wieder rückgängig gemacht werden, ohne die königliche Würde aufs tiefste zu erniedrigen, und Konrad hat sich auch nicht dazu verstanden. Doch muß der König in Grona ein Abkommen mit Heinrich getroffen haben, so ganz ohne Verständigung können die Franken nicht abgezogen sein. Wahrscheinlich ward ein Waffenstillstand bis zu einer näheren Besprechung der Lage verabredet, denn wir hören seither nichts mehr von einer feindlichen Begegnung zwischen Sachsen und Franken.[1])

Was dagegen westfränkische Quellen von Herzog Heinrich berichten, derselbe habe sich in diesen Jahren öfters an König Karl angelehnt, ist mehr als zweifelhaft. Wir wissen sonst genau, daß Heinrich unter den national gesinnten Männern der ersten einer gewesen ist; und wenn wir bedenken, eine wie machtvolle Stellung der Sachsenherzog eingenommen, so ist diese Anlehnung an einen romanischen Fürsten, der sich schon mehrfache Uebergriffe im Reiche erlaubt, durchaus unwahrscheinlich.

Unterdessen war auch in Schwaben der alte Kampf wieder ausgebrochen. Graf Erchanger hatte die Abwesenheit des Königs benutzt und war aus der Verbannung nach Schwaben zurückgekehrt. Diesmal kam ein Bündnis zwischen ihm und Burchard zustande, den Konrad im Hohentwiel belagert hatte. Ihre Mannen vereinigten sich mit denen Bertholds, die königliche und bischöfliche Partei leistete ihnen Widerstand und es kam bei Wahlwies (bei Stockach) nahe am Bodensee zur Schlacht, in welcher die Aufständischen den Sieg davontrugen. Unbestritten herrschten sie von da an in Schwaben, und Erchanger, heißt es, wurde nun dort allgemein als Herzog anerkannt. So wuchsen auch hier dem Könige die Verhältnisse völlig über den Kopf, er hatte in Sachsen nichts erreicht und auch in Schwaben war seiner Macht jetzt ein schwerer Schlag versetzt.

Doch noch gab der König seine Sache nicht verloren, er wendete sich im nächsten Jahre 916 gegen einen neuen ihm erwachsenen Feind, seinen eigenen Stiefsohn von der Kunigunde, Arnulf von Baiern. Dieser hatte seit dem Jahre 907, nachdem er des Vaters volles Erbe an Gütern und Lehen angetreten, in Baiern eine sehr selbständige Stellung behauptet, die fast der königlichen Gewalt zu vergleichen war, wie die Urkunden lehren. Das hatte sich auch mit Ludwigs des Kindes Tode nicht geändert, denn Konrad mußte einsehen, daß an dieser Stelle, welche wegen der Ungarneinfälle die verwundbarste des Reiches war, eine vollgebietende Persönlichkeit am Platze sei. Um diesen mächtigen Herzog an sich und an das Königtum zu ketten, hatte Konrad Kunigunde, die Mutter Arnulfs, geheiratet. Vielleicht stand die Erhebung Arnulfs und die Feindschaft gegen den

[1]) Mit großer Vorsicht aufzunehmen ist die Nachricht Thietmars, daß Konrad und Heinrich sich noch oft feindlich begegnet und einander bekriegt und endlich auf Antrieb Gutgesinnter Frieden und Freundschaft geschlossen hätten. Aus keiner andern Quelle kann diese Erzählung kontrolliert und ihre Richtigkeit erwiesen werden, sie ist jedenfalls nur willkürliche Ausschmückung und dient dazu, Heinrich den Franken gegenüber schon jetzt möglichst hervorzuheben.

König in Beziehung zu den Unruhen, welche im vorigen Jahre durch seinen Oheim Erchanger in Schwaben erregt waren. Doch keine Quelle bezeugt uns, daß Arnulf im Jahre 915 am Aufstande Erchangers und dieser im Jahre 916 am Aufstande Arnulfs teilgenommen. Desgleichen erfahren wir nichts darüber, ob Heinrich von Sachsen in Beziehungen mit den süddeutschen Aufrührern getreten ist. Man könnte versucht sein anzunehmen, Konrad habe, auf einen Frieden mit Heinrich gestützt, den Herzog Arnulf 916 bekriegt. Doch Widukind wüßte davon entschieden zu erzählen, wenn der König sich gezwungen gesehen hätte, mit Heinrich einen wirklichen Frieden zu schließen. Und auch das würde Widukind erwähnt haben, wenn Heinrich mit den anderen Herzogen gemeinsame Sache gemacht hätte, denn dies konnte ja nur den Ruhm seines Helden erhöhen, wenn der mächtige Mann auch nach dem Süden des Reiches übergriff. Daraus scheint unbedingt hervorzugehen, daß das damalige Herzogtum sich auf sich selbst beschränkte und nur auf seine eigene Festigung und Kräftigung bedacht war, daß es außerhalb seines Gedankenkreises lag, vereint gegen den König vorzugehen und das Königtum etwa ganz zu überwinden. [1]) Dazu war der nationale Gedanke doch schon zu mächtig geworden, und schließlich stand bei der eventuellen Vernichtung Konrads stets wieder die Frage im Hintergrunde: Wer soll nun König werden? So hat denn die Eifersucht damals das Königtum nicht zum wenigsten gerettet. Außerdem war das Herzogtum bei den einzelnen Stämmen auf ganz verschiedener Grundlage erwachsen und infolgedessen waren seine Gerechtsame verschiedene. Erst später, als sich die Unterschiede etwas ausgeglichen hatten, unter Heinrich und Otto I., verband sich das Herzogtum gegen den König, als dieser den Versuch machte, dasselbe, wenn nicht ganz zu vernichten, so doch nach Möglichkeit zu beschränken.

Diese kurze Abschweifung möge genügen, um die Stellung der damaligen Herzoge dem König gegenüber in helleres Licht zu rücken.

Was den König im Jahre 916 veranlaßt hat, gegen Arnulf zu ziehen, liegt ganz im unklaren, denn wir hören nichts davon, daß Arnulf vorher feindlich gegen Konrad aufgetreten ist. So könnte man denken, daß der König auszog, um durch Waffengewalt dem Herzoge einige Zugeständnisse zu entreißen, welche die Macht des Herzogs über Baiern schmälern, die des Königs dagegen stärken sollten. Doch das ist recht unwahrscheinlich, daß es Konrad gewagt haben sollte, ohne genügenden Grund gegen den mächtigen Herzog zu Felde zu ziehen. Wir können hierin nicht mehr klar sehen und müssen uns mit den Thatsachen begnügen.

Konrad rückte also im Jahre 916 in Begleitung eines dem Arnulf feindlich gesinnten Bischofs — vielleicht Tutos von Regensburg — mit einem Heere in Baiern

---

[1]) Das Königtum beurteilte natürlich die Aufstände der einzelnen Herzoge nach dem gleichen Gesichtspunkte, da sie alle dem Könige die Treue gebrochen. So kann es uns nicht befremden, daß in dem Synodaldekret von 916 in Kap. 34 Erchanger, Berthold, Burchard und Arnulf zusammen genannt werden, als ob ihre doch gesonderten Unternehmungen eine einzige seien. Ich möchte Stein (S. 246) nicht beipflichten, der aus der Gemeinsamkeit der Strafe auf die Gemeinsamkeit des Aufruhrs schließt.

ein. [1]) Arnulf stellte sich ihm entgegen, ward aber in einer Schlacht besiegt und floh mit seiner ganzen Familie zu den Ungarn, mit denen er wohl früher bezüglich Baierns einen Vertrag geschlossen, welcher ihnen den Einfall in dies Nachbarland für gewissen Entgelt verbot. Im Juni, in welchen Monat der ganze Feldzug fällt, belagerte der König Regensburg. Die Stadt wurde erobert und gestürmt, wobei ein Teil in Flammen aufging. Die Stadt sowie das Kloster des h. Emmeram mußten schwere Buße zahlen. Noch am 29. Juni ist Konrad in Regensburg, am 6. Juli ist er in Neuburg an der Donau. — Damals hat er auch im Emmeramskloster geweilt; er soll die Grabstätten seiner beiden Vorgänger Arnulf und Ludwig besucht und dann den prachtvollen Evangeliencodex mitgenommen haben, den Arnulf dem Kloster einst zum Geschenke gemacht. Doch sobald der König wieder aufbrach und zu Pferde stieg, soll ihm ein plötzlicher Krankheitsanfall die Sündhaftigkeit seiner Handlungsweise veranschaulicht haben. Er habe sich deshalb beeilt, das kostbare Buch unter den Anzeichen tiefster Reue dem Kloster sofort wieder zuzustellen; trotzdem aber habe er als Strafe ein dauerndes Leiden davongetragen. Arnulf aber wagte erst am Ende von Konrads Regierung in sein Herzogtum zurückzukehren.

2. Die Synode zu Altheim und die Intervention der Kirche.

So war der König wenigstens auf einem Punkte siegreich und hatte hier seine königliche Gewalt fühlbar werden lassen. Aber auch noch eine große Stärkung und Kräftigung seiner Macht, wiewohl zunächst nur nominell, sollte das Königtum in diesem Jahre erfahren, nämlich auf der Synode zu Altheim. Wir kommen hier zu einem Abschnitte in der Geschichte Konrads, der für die damalige Geschichte überhaupt und vor allem für die Beurteilung des Verhältnisses zwischen deutschem Königtume und der römischen Kirche einerseits, und zwischen dem ersteren und dem deutschen Fürstentume andererseits sehr wichtig ist. Wir müssen daher etwas weiter ausholen, um das Zustandekommen und die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung, um die es sich hier handelt, richtig zu verstehen.

Längst vorüber waren die Zeiten des großen Karl, des Mannes, der mit starker Hand die Zügel von Staat und Kirche zugleich gelenkt. Sein Vater und er hatten durch ihr persönliches Ansehen die Kirche dahin vermocht, die Königswahl und die Kaiserkrönung durch ihre Vermittelung zu legitimieren und jene Frankenkönige für die einzig rechtmäßigen und von Gott eingesetzten Herrscher zu erklären. Aber verfallen war Kaisertum und Königtum, und drüben über den Alpen sah es noch ärger aus. Der letzte Kaiser war Arnulf gewesen, seitdem ward die Kaiserwürde von den verschiedensten italischen Großen usurpiert, die dann auch gewöhnlich auf die Papstwahl großen Einfluß ausübten. Denn

---

[1]) Die Chronologie der bairischen Ereignisse bei Dümmler scheint mir die einzig richtige zu sein und ich folge ihr daher. Giesebrecht und Stein werden in der richtigen Ansetzung der Nachrichten des Auctarium Garstense geirrt haben. Danach haben beide auch vorher angenommen, daß Arnulf mit den Empörern in Schwaben gemeinsame Sache gemacht.

nicht mehr war es Gelehrsamkeit, gepaart mit reifem Alter und der Reinheit des Lebenswandels, die zur Erhebung auf den päpstlichen Stuhl verhalfen, sondern dieser wurde im ausgehenden neunten und im beginnenden zehnten Jahrhundert nach der Willkür der vornehmen römischen Familien besetzt. Ein abscheuliches Weiber- und Buhlerinnenregiment hatte hier Platz gegriffen und die Inhaber des heiligen Stuhles häuften Schande auf Schande. Fast jedes Jahr sah einige neue Päpste, welche beinahe stets die vom Vorgänger erteilten Weihen und dessen Akte für null und nichtig erklärten. Den Höhepunkt jenes Schauerregiments bezeichnet das Jahr 897, wo Stephan VII. die Gebeine seines zweiten Vorgängers Formosus auf das greulichste schändete. Sein vierter Nachfolger Johann IX. hat dann im Jahre 898 auf einer Synode in der Peterskirche die Kaiserkrönung Arnulfs verworfen, da sie durch Betrug erpreßt worden sei. Und der von Formosus gekrönte Lambert ward von der römischen Kirche für ewige Zeiten als Kaiser anerkannt. Damals löste sich der Bund, den die früheren Frankenkönige mit Rom geschlossen, völlig auf, nur die römische Kirche konnte als solche auf ostfränkische Verhältnisse noch einigen Einfluß ausüben; doch das deutsche Königtum hatte in Italien bei der großen Zerrissenheit des Landes und Volkes alle Macht verloren.

Weil jene Spaltung in Italien damals so tiefgehend war, konnte sich dort ein nationales Königtum nicht entwickeln, welches dem unglücklichen Lande den Segen der Einigung gegeben hätte. Vielmehr mußte Italien bei der Schwäche und ähnlichen Verfassung, in welcher sich das westfränkische Reich befand, seine Hülfe und Rettung aus dieser jammervollen Ohnmacht schließlich bei den Fürsten des ostfränkischen Landes suchen. Doch bevor dies um die Mitte des zehnten Jahrhunderts geschah und Deutschland dadurch wieder zur Vormacht Europas wurde — denn lange noch im Mittelalter besaß dasjenige Volk, welches über Italien herrschte, auch die Weltherrschaft — da sollte noch einmal der deutsche König, verbündet mit dem Episkopat, die Hülfe Roms in Anspruch nehmen. — Im Jahre 914 ward auf Betreiben seiner Geliebten, der Tochter des mächtigen Konsuls und Senators Theophylactus, der Erzbischof von Ravenna als Johann X. in der ungesetzlichsten Weise auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Trotz der Usurpation und seiner dem Zeitgeiste entsprechenden äußerst leichten Sitten ist doch dieser Mann endlich wieder ein mannhafter Vertreter des Papsttums gewesen, dem es mit seinem hohen Amte wirklicher Ernst war und der deshalb auch einige größere Erfolge zu verzeichnen hat, ein wahrer Lichtblick in jenem abscheulichen Gewirre der größten Verderbtheit!

Von Johann X. empfing König Berengar im Jahre 915 die Kaiserkrone. Im folgenden Jahre hat Johann im Vereine mit dem Markgrafen Alberich von Spoleto, dem Fürsten Landolf von Benevent und Capua und seinem Bruder Atenolf, mit Waimar von Salerno und dem griechischen Patricius Nicolaus Picingli die seit sechzig Jahren in Italien raubenden und mordenden Saracenen am Garigliano aufs Haupt geschlagen und nach einer dreimonatigen Belagerung ihrer Verschanzungen bis auf den letzten Mann vernichtet. Ganz Italien hallte damals wieder von dem Jubel über die endliche Besiegung des furchtbaren Feindes. In Ostfranken hört man kaum etwas von dieser wichtigen Schlacht, und man

ersieht daraus, wie sehr damals schon die Wege Deutschlands und Italiens auseinandergingen. Allzukünstlich war das Band gewesen, mit welchem der mächtige Karl einst die beiden Völker verknüpft, und die völlige Verbindung derselben, welche später Kaiser Otto II. beabsichtigte, auch sie kann sich nur eines kurzen Bestandes rühmen.

An diesen Papst, von dessen Thaten man auf einen kräftigen Charakter schließen konnte, schrieb nun die deutsche Kirche im Einverständnis mit König Konrad, er möge einen Legaten nach Ostfranken absenden, unter dessen Vorsitz eine Synode abgehalten werden sollte. Zweck dieser Synode waren energische Maßregeln, mit welchen die höchste weltliche und die geistliche Gewalt im Reiche dem zunehmenden Verfalle und der sittlichen Verwilderung vorbeugen wollte. Auf diese Bitte ging natürlich der Papst gerne ein, konnte er doch hoffen, durch die Erfüllung derselben die Autorität der römischen Kirche über die Länder des Nordens so wiederherzustellen, wie sie vor fünfzig Jahren bestanden. Er sandte daher den Bischof Petrus von Orta mit einem Schreiben über die Alpen und am 20. September trat die Synode zu Hohenaltheim im Rieß bei Nördlingen zusammen. Dürfen wir der Erzählung Ekkehards von St. Gallen trauen, so war schon vorher durch den König eine Reichsversammlung nach Mainz berufen, vielleicht um in der Machtstellung, die dem König sein gegen Arnulf erfochtener Sieg verlieh, auch die anderen aufrührerischen Herzoge zur Anerkennung der königlichen Gewalt zu bringen. Es scheint aber dort nichts ausgerichtet worden zu sein, so daß der König zu dem letzten Mittel, der Intervention der römischen Kirche, greifen mußte, die er im Verein mit der Geistlichkeit angerufen hatte. Lieb ist ihm dieser Zwang wohl nicht gewesen, da es sich zum Teil um rein politische Dinge handelte, und ein so kluger Fürst wie Konrad konnte es nicht gerne sehen, wenn sich die Kirche in diese Dinge zu tief einmischte. Indes es ist auch möglich, daß jenes Mainzer generale colloquium die Mainzer Provinzialsynode gewesen ist, welche nach der großen Synode unter Vorsitz Herigers von Mainz daselbst abgehalten wurde. Und wenn dies der Fall ist, so hatte es Konrad gleich von Anfang an auf die Bestrafung der Herzoge durch das geistliche Gericht abgesehen.

Wir besitzen nun noch die ausführlichen Akten dieser Synode und es dürfte für die Beurteilung des politischen und des Kulturzustandes der Zeit nicht unpassend sein, die Hauptstadien des ganzen Vorganges wörtlich getreu wiederzugeben. Das Protokoll, welches über die Verhandlungen aufgesetzt wurde, lautet wie folgt:

„Im Namen der h. Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes, im 916. Jahre der Menschwerdung Christi, in der vierten Indiktion am 20. September und im fünften Jahre der Regierung Konrads, des allerfrommsten und christlichsten Königs, versammelte sich eine heilige allgemeine Synode zu Altheim im Rießgau unter Anwesenheit des ehrwürdigen Bischofs Peter von Orta, den der Papst Johannes dazu gesandt, um die in unseren Landen aufgegangene Saat des Teufels auszuroden und den gottlosen Aufruhr einiger böser Menschen zu dämpfen und niederzuschlagen. Nachdem wir also drei Tage vorher gefastet und Gottesdienst begangen, kamen wir zusammen in der Kirche St. Johannis des Täufers, und Trauer befiel uns, nachdem wir uns

daselbst niedergelassen. Dann brachte jener Abgesandte des h. Petrus und des Papstes Johannes einen Brief hervor, der vom Papste geschrieben und in welchem wir unserer Irrtümer überführt und in allem unterrichtet wurden, was zum wahren christlichen Glauben nötig sei. Das alles haben wir, wie es gerecht und billig war, in Demut angehört, mit allem Fleiße untersucht und mit Willfährigkeit erwogen. Und da kamen wir auch zu jener heilsamen Vorschrift und Lehre des Evangeliums, die sich richtet an die Pharisäer und Zöllner und also heißt: ‚Zuerst reinige, was außen ist an Kelch und Schüssel'; und hinwiederum: ‚Entferne zuerst den Balken aus deinem Auge', und das Wort des Propheten: ‚Das Unglück des Volkes sind böse Priester'. Diese Worte erwogen wir reiflich und sahen dabei in unser eigenes Innere, und zum Zeichen der Reue warfen wir uns hin zu den Füßen unseres Heilands und beweinten unsere zahllosen Fehler und unsere schweren Sünden. Darauf haben wir, erzürnt gegen uns selbst und unsere Fehler, unter den Ermahnungen des Bischofs Petrus und mit der erbarmenden Hülfe des h. Geistes die untenstehenden Kapitel zu unserer und des christlichen Volkes Besserung beraten und angenommen.

1. Ueber die h. Schriften.

Die Gebote der Evangelien und der anderen h. Schriften sollen ohne Vorbehalt von allen gehalten werden und niemand soll sich bei geistlichen Verhandlungen oder geistlichen Gerichten von seinem Willen, sondern nur von der Autorität jener leiten lassen. Auch bei der Auslegung und Erklärung der h. Schriften soll ein jeder sich nur nach der Meinung und Ansicht der h. Väter und zwar der am meisten anerkannten richten. In deren Schriften, sagt der h. Hieronymus, wankt der wahre Glaube nicht.

2. Ueber die Bischöfe.

Der Herr sagt im Exodus zu den Priestern: ‚Seid heilig, denn ich bin heilig'. Deshalb sollen die Bischöfe stets vor Augen haben die Söhne Aarons, die bei ihrem Opfer Gott ein fremdes Feuer darbrachten und sobald sie den Vater verließen, angesichts ihres Vaters sterben mußten. Und es heißt beim Propheten: Wenn das Volk gesündigt hat, so wird der Priester für dasselbe beten; wenn aber der Priester sündigt, wer soll für ihn beten? Und desgleichen sagt der Herr im Evangelium zu den Jüngern: Ihr seid das Licht der Welt und das Salz der Erde. Wenn aber das Licht, welches in euch ist, finster geworden, welche Finsternis wird dann werden? Und wenn das Salz dumpf geworden, womit soll dann gesalzen werden? Denn es ist dann nichts mehr nutze, es muß hinausgeworfen werden und die Menschen treten darauf.

5. Ueber das Leben und die Predigt der Geistlichen.

Wir ermahnen die Bischöfe und die Priester und beschwören sie vor den Augen des Richters, sie mögen sich eines frommen, gerechten und keuschen Lebenswandels befleißigen; sie mögen mit eifrigem Fleiße dem Volke die Messen singen und sie mögen demselben die Speise des göttlichen Wortes, d. i. die Predigt reichlich und emsig verabreichen.

6. Ueber die Exkommunikation.

Wir wissen, daß von heiliger Autorität geschrieben steht: Wer mit einem Exkommunizierten Verkehr hat, soll derselben Strafe verfallen. Hierin bekennen

wir, die Bischöfe, Priester und sonstige Geistliche, uns sträflich vergangen zu haben; aber mit der gnädigen Hülfe Gottes werden wir in Zukunft diesen Fehler meiden und verbessern, das ist unser Wille und unser Befehl.

8. Die Bischöfe sollen dem Volke kein schlechtes Beispiel geben.

Ein gutes Beispiel sollen die Bischöfe und Priester an sich selbst dem Volke geben und zeigen, nicht nur durch Worte, sondern auch durch Thaten. Und deswegen verkünden wir, niemand soll in Zukunft gegen das heilige Gesetz auf irgend eine Weise Verkehr halten mit Exkommunizierten; und wir verurteilen uns selbst, damit wir von Gott nicht gerichtet werden. Wir wollen befolgen die Worte und Gesetze des h. Papstes Gregorius und wir wollen uns auferlegen harte Buße heimlich im Kloster, da wir es öffentlich nicht können; und wir wollen künftig mit Gottes Hülfe alle erwähnten Fehler vermeiden. Und wir werden dies Gebot geben allen Priestern, Diakonen und sonstiger Geistlichkeit, daß sie es getreu halten und weiter verkünden, so sie nicht in ihrer Würde erniedrigt werden wollen.

12. Ueber kirchliche Gesetze und Richter.

Die Gesetze und Satzungen der Kirche bestätigen wir kraft apostolischer Macht und wir verbieten fremdes Gericht. Ein schlimmeres Uebel kann es unserer Meinung nach nicht geben, als wenn das christliche Volk neidisch ist auf seinen Bischof. Niemand aber kann durch menschliches Urteil gerichtet werden, wenn ihn Gott seinem Gerichte vorbehalten hat.

13. Ueber die Verklagung eines Bischofs oder eines Priesters.

Die göttliche Weltordnung wird von denen verklagt, welche die ihnen vorgesetzten Bischöfe oder Priester anklagen; davor sollen sich alle hüten, welche gläubig sind. Und seit den Zeiten der Apostel besteht es zu Recht und Gesetz, daß ein Bischof, der von seinen Mitsuffraganen angeklagt und verurteilt worden ist, die Freiheit haben soll, sich an den Papst zu wenden und bei ihm gegen das Urteil Berufung einzulegen.

15. Wie man einen Bischof verklagen soll.

Wenn man gegen einen Bischof oder einen anderen hohen Geistlichen eine gerechte Klage zu haben vermeint, so soll man nicht eher zu den Großen oder zu anderen Richtern gehen, als bis man mit denen in aller Freundschaft zusammengekommen ist, von denen man sich für beeinträchtigt hält. Und nach der Vorschrift der Bibel soll man dies nicht einmal thun, sondern so oft als möglich und zwar mit aller Ehrerbietung; und als Zeugen soll man dazu laden bewährte und tüchtige Männer. So soll man vom Bischof Recht fordern oder gültige Entschuldigung. Wenn aber der Bischof auch dann noch nicht nachgeben will, da erst soll der Kläger seine Sache vor die Großen bringen, um nach geistlicher Satzung Entscheid zu erhalten. Ferne aber sei es von den Herzen derer, die da glauben, etwa zu denken oder zu sagen, einem Bischofe gehe die Sünde ungestraft hin, oder den Priestern des Herrn sei es befohlen ungerecht im Volke zu handeln. Denn der Herr sagt: Mit meinem Heiligtum werde ich die Vergeltung beginnen.

16. Ueber die Reinigung der Bischöfe.

Wir haben beschlossen, aus Liebe zu Gott und zu unserem Nächsten und zum Ruhme der Christenheit, und ganz besonders zur Ausrottung und Vertilgung

vieler Schäden und Wirrnisse, die seit kurzer Zeit entstanden und noch entstehen, und damit es alle wissen, daß wir Bischöfe durch Gottes Barmherzigkeit nicht so sind, wie wir gewöhnlich verschrieen werden — wir haben beschlossen, daß in Zukunft das Beispiel des h. Papstes Leo nachgeahmt werde, der durch einen Eid auf die vier Evangelien vor dem Volke sich gereinigt hat; doch dies soll unbeschadet der kirchlichen Autorität erfolgen.

19. Zur Stärkung unseres Königtumes.

Nachdem wir einiges über den geistlichen Stand bestimmt und mancherlei zur gemeinen Besserung verordnet haben, da war schließlich bei uns allen, den Bischöfen, den Priestern, den sonstigen Geistlichen und bei dem Volke nur die eine Stimme, zur Stärkung des Königtumes und des christlichen Glaubens und Volkes einen letzten geistlichen Beschluß zu fassen. Denn es ist bei gar vielen Stämmen des Reiches, wie das Gerücht geht, eine solche Treulosigkeit verbreitet, daß man die dem Könige und anderen Herren unter dem Eidschwur versprochene Treue zu bewahren und zu halten verachtet und mit frevlem Munde den Eid zum Scheine leistet, während das Herz schändlicher Untreue voll ist. Und so schwört man dem König Treue und hält sie nicht, und man fürchtet nicht die h. Schrift, wo von der schrecklichen Strafe Gottes geschrieben steht und wo vielfache Buße denen angedroht wird, welche beim Namen Gottes falsch schwören. Und wenn daher euch allen, die ihr anwesend seid, jener dreimal wiederholte Satz gefällt, so beschließet ihn durch die Einmütigkeit eurer Stimme, denn von der ganzen Geistlichkeit und vom Volke ward ausgesprochen: Wer dieser unserer Bestimmung in frecher Weise entgegenhandelt, der soll verflucht sein, d. h. es treffe ihn die Verdammnis bei der Ankunft des Herrn, er und seine Genossen sollen dann gleich sein mit Judas Ischariot.

20. Abermals zur Stärkung des Königtumes.

Wir beschwören es vor Gott und allen Engeln, vor dem Chore der Propheten und Apostel und aller Märtyrer, vor der ganzen allgemeinen Kirche und vor dem christlichen Volke, es unterstehe sich niemand, einen Anschlag zu machen auf den Untergang des Königs; es möge niemand das Leben des Königs durch Mord bedrohen, es möge niemand den König der Regierung berauben, niemand durch ruchlosen Anschlag die Herrschaft an sich reißen, und es möge niemand auf verbrecherische Weise Leute zu gewinnen suchen, die sich gegen den König verschworen haben. Wenn aber einer von uns bei einem der vorerwähnten Verbrechen ergriffen werden sollte, soll er mit dem Fluche Gottes belegt, als unwiderruflich dem ewigen Gerichte verfallen gelten.

21. Ueber Erchanger und seine Genossen.

Dem Erchanger und seinen Genossen und Mitschuldigen legen wir, da sie gesündigt haben an dem Gesalbten des Herrn, indem sie Hand legten an ihren Herrn und König, indem sie obendrein ihren ehrwürdigen Bischof Salomo mit List gefangen nahmen, und indem sie zum letzten Kirchenraub und Schändung begingen an heiligen Dingen — wir legen ihnen als Buße auf, sie sollen die Welt verlassen, die Waffen ablegen, in ein Kloster gehen und Buße thun Zeit ihres Lebens.

22. Ueber den Meineid und die Verleitung dazu.

Wer als meineidig erfunden wird und wer andere mit Wissen und Willen zum Meineide verführt, der ist schuld an allen Seelen, die er verführt hat; er möge die Welt verlassen, die Waffen ablegen und Buße thun im Kloster sein Leben lang; 2c.

23. Ueber die, welche dem Könige den Treueid verletzen.

So einer aus dem Laienstande den Eid nicht achtet und verletzt, welchen er seinem Könige und Herrn geschworen, und darauf mit ruchloser Hinterlist gegen die Herrschaft und gegen das Leben seines Königs einen Anschlag macht, der soll, weil er die Kirche schändet, indem er die Hand legt an den Gesalbten des Herrn, dem Banne verfallen, außer wenn er sich zu seiner Besserung reichlicher Buße unterwirft, wie sie von der heiligen Synode selbst bestimmt worden ist; d. h. er soll die Welt verlassen, er soll die Waffen ablegen, in ein Kloster gehen und Buße thun Zeit seines Lebens; aber in der Stunde des Todes soll er noch des h. Abendmahles teilhaftig werden. Begeht aber ein Bischof oder Priester oder Diakon ein solches Verbrechen, so soll er seiner Stelle entsetzt werden.

28. Ueber die Vermeidung von Simonie und Erschleichung.

Papst Gregor sagt: Wir verabscheuen das gemeine und schwere Verbrechen, daß die geistlichen Stellen mit Hülfe der ketzerischen Simonie, der ersten gegen die h. Kirche entstandenen Ketzerei, die jedoch mit schärffster Verurteilung verdammt worden ist, vergeben werden und wir verbieten dies für alle Zukunft kraft unserer apostolischen Macht. Aber auch durch Erschleichung soll niemand zu einem Bistume gelangen. Denn wenn auch die Verdienste eines Geistlichen solche sind, daß diesen geistlichen Weihen nichts entgegenstehen würde, so wird doch die Erschleichung allein von dem Gesetze aufs schärffste gerügt. Und kraft der uns verliehenen apostolischen Macht bestätigen wird dies und verbieten die Ordination desjenigen, der jene Sünde begangen.

29. Ueber Richwin.

Richwin hat gegen das h. kanonische Herkommen die Straßburger Kirche usurpiert und wir haben ihn daher brieflich vor die heilige Synode geladen. Er aber hat unsere Ladung mißachtet und er hat auch keinen Vertreter anher geschickt. Kraft der Gewalt des h. Petrus und seines Stellvertreters des Papstes Johannes und des Befehles der h. Synode laden wir ihn abermals und entbieten ihm, daß er auf dem zu Mainz von seinem Metropoliten angesagten Konzile sich vor dem Erzbischofe Heriger und seinen Mitsuffraganen stelle, um von seinem Ungehorsam und seiner Widersetzlichkeit Rechenschaft zu geben. So er aber auch dies Gebot mißachtet, so soll er sich aller bischöflichen Handlungen und Amtierungen enthalten, bis er nach Rom geht und dort vor dem Papste und seiner h. römischen Kirche Rechenschaft ablegt.

30. Ueber die sächsischen Bischöfe, welche nicht auf der Synode erschienen sind.

Es hat uns, der h. Synode, gefallen, diejenigen Bischöfe, die wir aus Sachsen berufen und die zu der Versammlung nicht gekommen sind und auch nicht nach geistlichem Herkommen Abgesandte oder Vertreter geschickt haben, wegen

ihres sündhaften Ungehorsams hart anzulassen. Wir laden sie daher abermals in aller väterlichen Liebe auf das eben von uns erwähnte Konzil. Wenn sie aber, was ferne sein möge, auch dies für nichts achten und nicht kommen und sich weigern, Rechenschaft von ihrem Ungehorsam zu geben, da untersagt ihnen hiermit kraft apostolischer Macht Petrus, des h. Petrus und des Papstes Abgesandter, und die h. Synode, die Messe zu feiern, bis sie nach Rom gehen und dort vor dem Papste und seiner h. Kirche Rechenschaft abgelegt haben.

31. Ueber die Blendung unseres Mitbruders Einhard.

Ueber eine abscheuliche Unthat, nämlich die Blendung des Bischofs Einhard, sind wir uns noch nicht ganz klar geworden. Aber wir befehlen dem ehrwürdigen Bischofe Riegow, fleißig zu untersuchen und sich über die Buße derjenigen zu vergewissern, welche jenen Frevel verübt haben, und ferner über die Sühne, welche man der Kirche und dem Bischofe für das Vergehen versprochen hat. Und alles soll er in einem Briefe wahrheitsgetreu aufzeichnen und diesen an den Papst schicken und zwar, wenn es nicht eher möglich sein sollte, am Sonnabend vor dem h. Pfingstfeste.

34. Ueber diejenigen, welche trotz der Ladung zur Synode nicht erschienen sind.

Die h. Synode hat beschlossen, daß alle diejenigen, welche trotz ihrer Vorladung zur Synode nicht gekommen sind, also die ruchlosen Anhänger von Erchanger, Berthold, Burchard und Arnold, falls sie wirklich bereuen, zu ihren Geistlichen und Bischöfen gehen sollen, um sich jene Buße auflegen zu lassen, die wir, die h. Synode, gemeinsam aufgestellt und niederzuschreiben befohlen haben. Wenn sie dies aber nicht thun, so sollen sie dem Banne verfallen, wie es im Briefe des Papstes Johannes geschrieben steht.

35. Ueber die Frist, die wir dem Arnold und Berthold gestellt.

Wir haben beschlossen, daß eine Versammlung und Synode in der Stadt Regensburg am 7. Oktober zusammentreten soll, zu welcher wir Arnold und Berthold samt ihren Anhängern hierdurch laden, indem wir ihnen bis dahin Frist geben, auf daß sie in sich gehen und bereuen. So sie aber dem Rate des Teufels folgen und diesen unseren weisen Beschluß mißachten, und keine Buße sich auflegen lassen, wie sie im Briefe des Papstes Johannes geschrieben steht, und wenn sie nicht dort erscheinen wollen, wie einige ihrer Leute uns schon gemeldet haben, alsdann verdammen wir sie mit Wort und Schrift zu unwiderruflichem ewigen Banne und überliefern sie mit Judas, dem Verräter des Herrn, an das ewige Feuer."

Das sind die Hauptsätze des Synodaldekretes, die für uns von Wichtigkeit sind. Interessant ist es, daß zwei Sätze wörtlich aus der großen Fälschung des neunten Jahrhunderts, den pseudoisidorischen Dekretalen, aufgenommen sind. Man sieht daraus, wie deren Geltung in dieser Zeit unaufhaltsam vorschreitet: Das Königtum war augenblicklich nicht imstande, sich seiner gefährlichen Lage zu entziehen, ohne zwei Sätze aus jener Sammlung als apostolischen Beschluß in den Synodalbeschluß einreihen zu lassen. So gab hier das Königtum seine besten eigenen Waffen preis und überlieferte sich schutzlos in die Hände des mächtigen Feindes, der nach kaum hundertundfünfzig Jahren schon am gewünschten Ziele

seiner tödlichen Umstrickungen stand. — Also das Königtum brauchte jetzt die Kirche ganz notwendig, mit Hülfe ihrer Autorität und ihres mächtigen Einflusses auf die Gemüter der Menschen glaubte es, die lästigen Fesseln, welche ihm das erstarkende Fürstentum angelegt, noch einmal abwerfen zu können — war doch die Kirche freigebig mit dem Androhen des Bannes auf der Synode gewesen. Die Ergebnisse freilich mußte die Folgezeit lehren.

Es war nicht bloß eine geistliche Synode zu Altheim; wie ihre Beweggründe im allgemeinen weltlicher Natur, so waren auch die weltlichen Großen zahlreich dazu erschienen. Einige waren jedoch ausgeblieben und mit diesen haben es die Beschlüsse der Synode ganz besonders zu thun. Auch Herzog Heinrich fehlte. Wenn er sich vielleicht auch mit dem König vorher verständigt hatte, so daß er nicht eigentlich vor die Synode geladen wurde, so sieht man doch aus dem Fernbleiben seiner Bischöfe, daß Heinrich in tiefem Zwiespalt mit dem Könige lag. Wir wissen nicht, ob alle sächsischen Bischöfe der Synode fern blieben, doch scheint aus dem Wortlaute des Dekrets hervorzugehen, daß wohl die Mehrzahl gemeint ist. Wir gehen daher in der Annahme nicht fehl, daß der Besuch der Synode seitens dieser Bischöfe auf den Befehl Heinrichs unterblieb; der Herzog wollte seine hohe Geistlichkeit nicht an einer Versammlung teilnehmen lassen, welche die Stärkung des königlichen Ansehens im Auge hatte. Ob Heinrich im Prinzip gegen die Steigerung der königlichen Gewalt durch die Kirche war, oder ob er nur jetzt so gesinnt war, weil ihm die Beschlüsse der Synode zum Schaden gereichen mußten, das läßt sich schwer erkennen. Vielleicht ist das erstere der Fall, es würde dies wenigstens zu der Ablehnung der kirchlichen Salbung und Krönung bei Heinrichs Königswahl stimmen.

Erchanger und Berthold stellten sich auf der Synode, Burchard hatte wohl schon vorher seinen Frieden mit dem Könige geschlossen; aber Arnulf und Berthold, wahrscheinlich sein Bruder, waren nicht erschienen und wurden nach Regensburg vorgeladen. — Wir sehen, wie hier die Kirche vereint mit dem König vorgegangen ist und die Aufrührer im Reiche mit hohen kirchlichen Bußen belegt und bedroht hat. Man erkennt daraus deutlich den theokratischen Charakter des Königtums: nur deshalb, weil die Kirche den König gesalbt und ihm somit eine höhere Weihe verliehen, sind die Bischöfe zu solchem Vorgehen von ihrem und des Königs Standpunkte aus ermächtigt gewesen. Dazu kam, daß die Aufrührer den Treueid, der unter kirchlichem Ceremoniell geschworen wurde, verletzt hatten und dadurch kirchlicher Strafe verfielen. Außerdem waren Gewaltakte gegen einzelne Kirchen verübt worden und im Bunde mit dem König übernahm die Kirche hier die Rolle des Rächers, da die weltliche Gewalt allein nicht ausreichte. Wie innig war hier noch Kirche und Staat verknüpft! Die Größe des einen bedeutete die Macht des anderen, und wenn die Altheimer Synodalbeschlüsse in Zukunft Geltung erlangen sollten, so war dies nur jenem auf Gegenseitigkeit beruhenden Bunde zu verdanken.

Großen Gewinn brachte natürlich diese Synode auch der Stellung des Papstes. Es ist kaum anzunehmen, daß Johann, dessen Macht bei dem Fortbestande der italischen Wirren am gesichertsten war, dem König Konrad freie Bahn über die Alpen machen wollte, als er so bereitwillig auf dessen Bitte um

einen päpstlichen Abgesandten einging. Und so muß man wohl als Grund für sein damaliges Entgegenkommen annehmen, daß er dadurch sowohl das deutsche Königtum sich verbindlich zu machen hoffte, als auch die deutsche Kirche um so fester an die römische ketten und den deutschen Episkopat in größerer Abhängigkeit von Rom erhalten zu können glaubte.

Doch der Kampf der Kirche und des Königs gegen die weltlichen Gewalten ward durch die Synodalbeschlüsse nicht beendet, und auch von den zwei angesagten Provinzialsynoden zu Mainz und Regensburg erfahren wir gar nichts. Trotzdem sich Erchanger, Berthold und ihr Neffe Liutfred zu Hohenaltheim dem Könige gestellt hatten und ihnen dort als Strafe für ihre Vergehen lebenslängliche Buße im Kloster zuerkannt war, führte sie dennoch Konrad gefangen mit sich fort. Vielleicht hatten sie dem Urteile harten Widerstand entgegengesetzt und Konrad sah sich gezwungen, zum äußersten Mittel zu greifen. Am 21. Januar des Jahres 917 erlitten Erchanger, Berthold und Liutfred auf Befehl Konrads den Tod durch Henkershand. Das geschah zu Adingen im Neckargau. Ihre Güter wurden eingezogen und für Königsgut erklärt. Diese Selbsthülfe Konrads galt dem Volke als hinterlistige That, wie früher die Hinrichtung des Babenbergers Adelberht. Indes, damit war die Sachlage um nichts gebessert. Wenn auch der derzeitige Inhaber des Herzogtums in Schwaben beseitigt war, so konnte doch die Idee des Herzogtums nicht ausgerottet werden, und es war bloß eine Frage der Zeit, in welchem Mächtigen sie sich zuerst wieder verkörpern würde. Das war Graf Burchard. Er riß die Güter der Getöteten mit Gewalt an sich und ward mit allgemeiner Zustimmung der Großen Schwabens als Herzog anerkannt.

3. Das Ende Konrads.

In demselben Jahre 917 kehrte auch Herzog Arnulf von Baiern aus dem Ungarnlande zurück. Er ging über Salzburg und eroberte von da aus seine Hauptstadt Regensburg. — Konrad war im Bekriegen seiner Feinde unermüdlich. Noch einmal zog er jetzt in den Süden des Reichs, um das Herzogtum zu bekämpfen. Er belagerte Arnulf in Regensburg, doch wahrscheinlich ohne Erfolg. Mit einer Wunde soll er damals heimgekehrt sein. Herzog Arnulf setzte sich dann unbestritten wieder in den Besitz seines Landes, dessen Regierung er sogleich kräftig in die Hand nahm. Er baute die beschädigten Festungswerke von Regensburg wieder auf, und um seine herzogliche Gewalt zu stärken, verwendete er viele Güter der reichen bairischen Klöster zu weltlichen Beneficien für seine Vasallen.

Auch die Ungarn erschienen wieder im Jahre 917. Durch Schwaben zogen sie bis zum Oberrhein, wo sie die Stadt Basel stürmten und zerstörten. Von da richteten sie ihren Zug durch das Elsaß bis weit hinein nach Lothringen, wo sie nach ihrer Gewohnheit allerlei Greuelthaten verübten. Baiern wird uns damals in den Quellen nicht als verwüstetes Land genannt, jedenfalls war es schon vorher durch Arnulf von der Plünderung vertragsweise befreit worden, wie wir überhaupt in jenen Jahren nichts von Ungarneinfällen in Baiern hören. Arnulf stand wohl mit einigen Stämmen der Ungarn auf gutem Fuße, wie sich

schon aus seiner früheren Flucht ins Ungarnland erkennen läßt. — Niemand hat sich damals den raubenden Magyaren entgegengestellt, auch der König scheint nichts gegen sie unternommen zu haben. Vielleicht war er durch eine Krankheit, die er sich durch seine Verwundung zugezogen, daran verhindert. Nur aus Urkunden, welche er Klöstern und Bistümern ausstellte, wissen wir, wo er sich nach dem bairischen Feldzuge von 917 aufgehalten hat. In Frankfurt war er vielleicht den ganzen Winter von 917/18 anwesend, dann hielt er sich zu Würzburg und Forchheim auf. Das letzte beglaubigte Datum seiner Regierung stammt vom 12. September 918 aus Tribur. Wahrscheinlich wollte er, seitdem er, von schmerzlichem Siechtum ergriffen, den Tod herannahen merkte, sein geliebtes Franken nicht mehr verlassen. Als König der Ostfranken wollte er sterben auf fränkischem Boden, wo er geboren. Seine letzte Verfügung aber hat ihm die Herzen aller gewonnen, die je von ihm gehört. Er ahnte im voraus, daß nur ein starkes Königtum die Deutschen, welche stets in zentrifugaler Bewegung vom Reiche begriffen waren, als eine große und widerstandsfähige Nation erhalten könne. Denn von jeher hat der Germane das Einzeldasein und die Sondergestaltung geliebt im Gegensatz zum romanischen Volke, wo sich die Individualität des Einzelnen und die Besonderheit kleinerer Gruppen nie so scharf ausgeprägt hat. — Für den Herbst des Jahres 918 berief der König eine Reichsversammlung nach Franken, um dieser seinen letzten Willen über die Nachfolge im Reiche zu eröffnen. An seinen Bruder Eberhard gewendet soll er damals ungefähr folgendes gesprochen haben: „Ich fühle, mein Bruder, daß die Tage meines Lebens gezählt sind. Gott hat es so beschlossen und mein Leiden ist nicht mehr zu heilen. Deshalb gehe jetzt mit dir zu Rate. Und dir kommt es am meisten zu, für das Frankenreich zu sorgen, darum merke auf meinen wohlgemeinten Rat. Mein Bruder, wir sind im Besitze von Schätzen, Städten, Waffen, ja sogar der Abzeichen des Königtums, wir können Heere versammeln und anführen, wir haben alles, was für die königliche Würde erforderlich ist, aber das Glück und die Energie haben uns verlassen. Auf Heinrich ist das Glück übergegangen und der Schwerpunkt des Reiches liegt bei den Sachsen. Nimm daher diese Kleinodien, die heilige (?) Lanze, die goldenen Spangen und den Königsmantel, das alte Königsschwert und das Diadem, und gehe zu Heinrich und schließe Frieden mit ihm, damit ihr beide auf ewig Verbündete seiet. Denn was nützt es, daß das Frankenvolk samt dir vergehe vor ihm, der sicher in Wahrheit ein König sein wird über viele Völker?"

Konrad hatte von seiner Gemahlin Kunigunde keine Kinder, sein nächster Verwandter, sein Bruder Eberhard, war der natürliche Erbe seiner Besitzungen. Und wenn auch bei der Wahlkrone kein Erbrecht vorhanden war, so hätte doch vielleicht Eberhard seine Wahl durchsetzen können als Haupt des fränkischen Stammes und als Mitglied des königlichen Hauses. Wenn also Konrad in seinem letzten Willen Eberhard als Nachfolger im Reiche erbeten hätte, so wäre dieser wohl zur Krone gelangt. Doch Konrad wußte, was das für eine Krone war, wenn ihr nicht die notwendige, reale Macht zu Gebote stand. Deshalb hat Konrad vorher seinem Bruder davon abgeraten, als Kronprätendent aufzutreten, und nach dessen erlangter Zustimmung designierte er den Herzog Heinrich von

Sachsen als künftigen König. Er wußte, daß dieser allein imstande sein würde, das Scepter des Reiches kraftvoll zu führen, dem östlichen und westlichen Reichsfeinde tapfer zu begegnen und die Aufstände der Herzoge im Süden niederzuwerfen; denn Heinrich war im Besitze der größten Eigen- und Hausmacht und seine Stammesgenossen waren ihm in Verehrung ergeben, kurz er schien der rechte Mann dazu, die Krone des großen Karl zu tragen.

Unter Thränen, erzählt Widukind, habe damals Eberhard dem Bruder die Vollführung seiner letzten Bitte versprochen; und er hat sein Gelöbnis auch gehalten. Am 23. Dezember des Jahres 918 verschied Konrad, unbestimmt in welchem Alter, nachdem er sieben Jahre König gewesen. Seine Gebeine wurden in dem von ihm stets bevorzugten Kloster Fulda beigesetzt und dort vor dem Altare des h. Kreuzes bestattet. Sein Grab ist jedenfalls beim Brande der Domkirche im Jahre 1286 zerstört worden. Ein tapferer und tüchtiger Mann war er gewesen, wie Widukind berichtet, im Kriege wie im Frieden hervorragend, von großer Leutseligkeit und Milde und geschmückt mit den Vorzügen aller Tugenden. Seine schönste Grabrede steht in der Poehlder Chronik: Dieser König war so sehr auf das Wohl des Vaterlandes bedacht, daß er ihm sogar seine persönliche Feindschaft zum Opfer brachte, wahrlich eine seltene Tugend!

Jedenfalls war Konrads Natur eine gut angelegte und er verband damit die Tugenden des Herrschers. Alle ausführlicheren Geschichtsquellen der Zeit — sie gehören allerdings erst dem Beginne der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an — sind einig in dem Lobe, welches sie den persönlichen Eigenschaften des Königs spenden. Aber sein Königtum war in eine unrichtige Zeit gefallen. Jedenfalls hätte er es verstanden, eine nach außen und innen gefestigte Herrschaft mit Ehren zu behaupten, hätte er ja dann durch sein nüchternes und mannhaftes Auftreten die Großen und das Volk gleichmäßig an seine Person gekettet. Aber jene Zeit war zu schwer für ihn, das Königtum hatte im Innern sein altes Ansehen verloren, und die mächtigen Nachbarn, die Ungarn, Burgunder und Westfranken konnten beinahe ungestraft ihre Uebergriffe im Reiche ausführen. Obgleich sein Haus begütert und von altem Ansehen war, ist es ihm doch nie gelungen, die erstarkte Macht des nationalen Herzogtums zu brechen, welches sich unter den früheren schwachen Regierungen entwickeln konnte und damals seine volle Berechtigung als Ersatz für die mangelnde Zentralgewalt des Königs gehabt hat. Nun sich König Konrad in fortwährende Kämpfe mit dem Herzogtume einließ, welche unglücklich für ihn abliefen, ist dieses selbstverständlich an Macht und Bedeutung gewachsen, zumal es fast stets die Sympathie der Bevölkerung für sich gehabt hat. Denn das Herzogtum war allein imstande, die Insassen sowohl vor den furchtbaren Einfällen der Ungarn, als auch vor allzu großer Machtentfaltung der Kirche zu schützen. Dagegen ist der König in engem Bunde mit der letzteren gewesen, da er sich stets ihrer zu seinen wichtigeren Maßregeln bedient und sie durch Schenkungen mit Königsgut und Privilegien reichlich bedacht hat. Hatte er doch mit Hülfe der Kirche gegen die weltlichen Aufrührer die geistlichen Strafen in Anwendung zu bringen und die Macht der Kirche selbst durch die Anerkennung eines so gefährlichen Werkzeugs, wie die pseudoisidorischen Dekretalen waren, zu stärken versucht. Auch die Fürbitter bei seinen Urkunden,

d. h. diejenigen, die sich beim Könige verwendeten, um anderen Leuten Reichsgut durch königliche Urkunde zukommen zu lassen, sind meist Geistliche gewesen.

Bezüglich seines Kampfes mit dem Herzogtum war Konrad am Ende seiner Regierung nicht nur nicht weitergekommen, nein, das Herzogtum war sogar neu gekräftigt aus demselben hervorgegangen. Wie Stein in seinem Buche über König Konrad das Herzogtum selbst nicht richtig auffaßt, so auch die Absichten Konrads gegenüber dieser revolutionären Erhebung. Wohl hat Konrad den Herzogen die Ausübung ihrer Hoheitsrechte beanstandet, und keinem Zweifel unterliegt es, daß Konrad die Aufgabe seines Königtums darin sah, seine Herrschaft über Ostfranken zu einer ähnlichen zu gestalten, wie sie einst der große Ahnherr des nunmehr verblichenen Königsgeschlechtes besessen. Wenn Stein sagt, die zeitgenössischen Quellen wüßten von einem Vernichtungsbestreben Konrads gegen die Herzogtümer nichts zu sagen, so ist dies insofern zunächst richtig, als der feste Begriff von Herzog und Herzogtum sich damals noch gar nicht entwickelt hatte, die Vertreter der Stammeshoheit sich wohl noch in ganz verschiedenen Machtsphären befanden und in unseren Quellen und Urkunden unterschiedslos als Herzog, Markgraf oder Graf aufgeführt werden. Es konnte wohl dem Könige nicht einfallen, die Vertreter des eigentlichen ducatus zu beseitigen, d. h. die Anführer der Stammesgenossen im Kriege. Dazu hätte der König die ganze karolingische Heeresverfassung wiederherstellen müssen. Sein Kampf richtete sich vielmehr gegen die Herzoge als solche Große, welche in ihren Gebieten die Stellung des Königs mit mehr oder weniger Glück usurpierten. Ihre eigentliche Stellung glaubte ihnen der König nicht entreißen zu können, wohl aber das, was sich ein jeder von ihnen durch die Gunst der Umstände noch dazu verschafft hatte. Das ist meiner Ansicht nach der Kern der ganzen Frage, welche Stein falsch gestellt hat, weil er eben den Begriff des Herzogtums nicht richtig faßt.

Was aber das Glück dem Könige im Leben versagte, das hat er bei seinem Tode zu sühnen versucht; und daraus erkennen wir deutlich, wie klar und richtig Konrad die Aufgaben seines Königtums aufgefaßt hat. Die Wirren, welche seit der Regierung Ludwigs des Kindes im Reiche Platz gegriffen, waren nicht gelöst, sondern hatten sich eher verschlimmert, und der sterbende Konrad erwartete daher von Heinrich, er werde, wie er bisher des Rechtes gewaltet, auch fürder mit großer Strenge das Gesetz handhaben, denn es heißt, daß damals der Adel schon anfing, sich dem Räuberhandwerk hinzugeben.[1]) Folgendes lesen wir in der Gründungsgeschichte des Klosters Brauweiler: „Wer möchte nach dem Tode des frommen Kaisers Arnulph alle die Uebel aufzählen, die 19 Jahre hindurch unter seinem Sohne Ludwig und einem gewissen (!) Konrad bis zu seiner (nämlich Heinrich I.) Zeit angedauert haben, als nämlich zu Zwecken des Ehrgeizes und eitler Ruhmbegier allerorten Raub, Brand und Mord wüteten? Jene verruchte Pest hatte so sehr das Herz der Gottlosen ergriffen — zumal es ihnen freistand,

[1]) Diese Stelle in der Fortsetzung von Reginos Chronik zum Jahre 920 ist die erste, welche vom Raubadel spricht und es ist kein Grund, die Nachricht abzulehnen. Besonders im Süden waren die Verhältnisse wegen der Ungarneinfälle für den Adel günstig genug, um das wehrlose Land ungestraft plündern zu können. Er saß ja zumeist schon in festen Plätzen.

zu thun, was sie wollten — daß sie keine Scheu trugen, sowohl Gute als Böse zu töten, die übrigen aber durch Furcht im Zaume zu halten u. s. f."

Mancherlei solche Klagen hören wir zum Schlusse der Regierung Konrads anstimmen, der persönliche Schutz der früheren, guten Zeit war gewichen, alles war unsicher geworden, die Fehden der Großen mehrten sich, sogar die Kirche lag oft im kleinen Kriege mit dem Adel. Dazu kam die Furcht vor den Ungarn. So kann man es dem kleinen Manne, dessen Partei gewöhnlich von der geschichtschreibenden, niederen Geistlichkeit vertreten wird, damals nicht verdenken, daß er sich nach einer ruhigeren Zeit und nach Befriedung des Reiches sehnte, wo er die Früchte seines Ackers selbst genoß und frei war von steter Angst und Furcht vor den Uebergriffen der Mächtigeren. Und die Sehnsucht nach Frieden sollte sich erfüllen, es kam eine Zeit reichen Segens und großer Blüte, eine Zeit, die für die Dauer und Festigkeit des Reichsverbandes von grundlegender Bedeutung ward. Diese Zeit knüpft sich an einen Namen, der zu denen gehört, welche dem deutschen Volke am teuersten geworden sind und um welchen daher die Liebe des Volkes einen ganzen Kranz von Sagen gewoben hat; es ist der niederdeutsche Name Heinrich.

Zweiter Abschnitt.

Deutsche Geschichte unter König Heinrich I. von Sachsen.[1]

---

1. Die Gründung des deutschen Reiches.

Mit dem Beginne des Jahres 919 ward in Heinrich ein Fürstengeschlecht erhoben, welches über hundert Jahre den deutschen Thron einnehmen und das Scepter der Welt zieren sollte, wie es bisher nur wenige Familien auf dem Königsthrone vermocht.

Heinrich, der Sohn Ottos und Haduwichs, war geboren um das Jahr 876. Seine beiden Brüder Thankmar und Liudolf waren früh gestorben. Nach dem Tode seines Vaters Otto überkam Heinrich im Jahre 912 das Herzogtum in Sachsen. Bald darauf hatte ihm König Konrad das Königsgut, das der Vater in Thüringen besessen, abgesprochen; doch wir wissen, daß Heinrich dasselbe in kurzer Zeit wieder in seine Gewalt gebracht hat. Und so war der ganze große Besitz Ottos auf den Sohn übergegangen. Nach Widukind hat Heinrich zuerst die volle Landeshoheit in Sachsen besessen. Von zartem Alter an, heißt es, habe er sein Leben durch vielfältige Tugend geschmückt und ohne Unterlaß sei er vorwärts geschritten in hervorragender Klugheit und in dem Ruhme aller guten Werke; denn seit seinem Jünglingsalter sei sein Hauptbestreben gewesen, sein Volk zu erhöhen und Frieden zu halten in seinem ganzen Machtbereiche. So Widukind. Die Lebensbeschreibung seiner Gemahlin Mahthilde dagegen sagt: Da er von der ersten Blüte der Jugend im Leben freier gestellt war, so bildete er sich weislich an allem, wodurch der Geist gehoben werden kann; alle verehrte und liebte er, mit denen er verkehrte; keinem war er feind, keinem stellte er sich

---

[1]) Quellen: Mon. Germ. hist. Diplom. I. Scriptores III. IV. Waitz, Jahrbücher unter König Heinrich I^{3}. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I. Ekkehardi casus s. Galli, SS. II, S. 104 ff. Dümmler, gesta Berengarii, S. 156, 157. Kirchhoff, Forschungen zur deutschen Geschichte, VII, S. 577 ff. v. Sybel, Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit.

voran. Die Traurigen tröstete er, die Elenden richtete er auf, und so fand er Lob ohne Neid und wirkliche Freunde von gleicher Gesinnung. Jedoch dies alles ist aus späterem erschlossen, um von der Jugend des Königs, die jedenfalls ganz unbekannt gewesen ist, wenigstens etwas zu erzählen. Diese Selbstzucht, welche Heinrich an sich übte, soll bei jenen Autoren auf die folgenden aus seinem Charakter entspringenden Thaten überleiten.

Wir wissen von der Jugend des Königs gar nichts. So viel steht fest, daß er ohne alle gelehrte Bildung aufgewachsen ist, wie auch noch sein Sohn Otto. Vom kirchlichen Dogma und den Kirchenvätern mag er herzlich wenig gewußt und verstanden haben. Dafür übertraf er aber alle im Waffenspiel, lange Jagden waren seine größte Lust. Einfach und nüchtern war seine Erscheinung, aber ernst und männlich sein Wille. Leutselig war er bei Lustbarkeiten, doch vergab er nichts von der königlichen Würde, denn Liebe und Furcht verbreitete er zugleich um sich, so daß seine Umgebung auch während des Scherzes nicht ausgelassen werden durfte. Heinrich war der echte schlichte Volkskönig, wie ihn die strengen und biederen Sachsen sich wünschen mochten, die noch durchaus festhingen an der Sitte der Väter. Seit langen Jahren war das Geschlecht der Liudolfinger beliebt beim ganzen Sachsenstamme und darum hat den König die Liebe seines Volkes auf Händen getragen. Er war ein ganzer Sachse und Feind alles Fremden. Daher kann ihn Widukind nicht genug rühmen, wie er den Ruhm seines Volkes erhöht und wie er Sachsen groß gemacht und zum Mittelpunkte des Reiches erhoben. Blond und blauäugig müssen wir ihn uns denken, von hoher gebietender Gestalt, von ernstem und kühnem Blick, aber von mildem Ausdruck des Wesens. Vollreife Männlichkeit hatte seine Person erlangt, als ihm die Krone angeboten ward; sein fester und gerader Charakter, vereint mit der schönen und schlicht deutschen Erscheinung seines äußeren Menschen hat ihm bald die Herzen auch der anderen Stämme gewonnen.

Erst im Alter von etwa dreißig Jahren, wohl nach Sitte der Vorfahren und des Stammes überhaupt — Tacitus sagt von den alten Germanen, spät erwache bei den Männern die Liebe und daher sei ihr mannbares Alter voll Kraft; und auch die Frauen reiften erst spät heran — hat sich Heinrich verheiratet. Die Frau seiner Wahl war die schöne und reiche Hatheburg, die Tochter des Ervin aus der Altstadt Merseburg, der wahrscheinlich Graf im Hasgau und im benachbarten Frisonefeld war. Sie war mit einer einzigen Schwester die Erbin des reichen väterlichen Gutes und hatte, schon verwitwet, den Schleier genommen. Doch Heinrich gewann sie trotzdem zur Gemahlin, und als er nach der Hochzeitsfeier nach Merseburg kam, da fielen ihm sofort die Herzen aller Leute zu. Doch bald darauf soll, nach Angabe Thietmars von Merseburg, diese Ehe von der Kirche für unrechtmäßig und ungültig erklärt worden sein, jedenfalls ward sie noch vor König Konrads Zeiten gelöst. Doch das große Heiratsgut der Hatheburg blieb im Besitze Heinrichs, es sollte in späteren Zeiten für seine thüringische Politik nicht unwichtig werden.

Noch zu Lebzeiten des Vaters hat sich Heinrich im Jahre 909 mit der Mahthilde vermählt, der Tochter des westfälischen Grafen Thiederich, dessen Geschlecht mit dem alten Stammesherzog Widukind verwandt war. Acht Tage

vor dem Tode Ottos gebar Mahthilde ihren ersten Sohn, er ward nach dem Namen des Großvaters benannt. Kurz darauf starb Otto hochbetagt und Heinrich trat nun das große Erbe an. In welchen Zwiespalt der neue Herzog mit König Konrad kam, haben wir im vorigen Abschnitte gesehen, wo wir König Konrad auf dem Sterbebette verließen, als er dem Bruder Eberhard seinen letzten Willen bezüglich des Reiches und der Nachfolge kundgibt, und wir hätten nun mit diesem Zeitpunkte die Geschichte von König Heinrichs Regierung zu beginnen.

Daß Konrad seinen Bruder mit jenem Auftrage betraute, zu dessen Ausführung die größte Selbstüberwindung gehörte, steht unzweifelhaft fest. Freilich muß dies auf einer größeren Versammlung stattgefunden haben, wo namentlich die Bischöfe und die Großen des fränkischen Landes anwesend waren. Als deren Führer und als Nächstbeteiligter ging Eberhard zu den Sachsen und überbrachte an Heinrich nach dem Willen seines Bruders die Reichsinsignien, d. h. die äußeren Abzeichen der königlichen Gewalt, die Lanze, den Königsmantel, das alte Königsschwert und die Krone. Eberhard schloß Frieden und gewann Freundschaft, sagt Widukind; alles andere, was über diese Begegnung erzählt wird, ist unverbürgt. [1])

Liutprand von Cremona erzählt, Heinrich habe erst die königliche Würde abgelehnt, aber kurz darauf ohne Ehrgeiz angenommen. Ekkehard von St. Gallen erzählt, Eberhard habe, nachdem er den Herzog um Rücksprache unter vier Augen gebeten, nach Entfernung aller Anwesenden die Thüren selbst geschlossen, seinen Mantel abgelegt, sich Heinrich zu Füßen geworfen, dem Staunenden Krone und Scepter gezeigt und seinen Auftrag ausgerichtet. Darauf habe Heinrich zu ihm gesagt, wenn er ihm die gelobte Treue entgegenbringe, so werde er alles thun, was sich bei einem so wichtigen Auftrage gezieme. Jedenfalls hat Heinrich damals erklärt, im gegebenen Falle die Herrschaft annehmen zu wollen. Denn durch Konrads letztwillige Bestimmung hatte Heinrich erst ein Anrecht auf die Krone erlangt, die Designierung ersetzte in diesem Falle fast die Abstammung aus dem zur Krone berufenen legitimen Herrschergeschlechte.

---

[1]) Der Beiname Heinrichs, der Vogler, Finkler, ist erst nachweisbar in der Mitte des zwölften Jahrhunderts bei dem Annalista Saxo, welcher Heinrich nennt cognomento Auceps. Die Chronik von Poehlde, welche mit diesem Annalista dieselbe sagenreiche Quelle aber reichlicher ausgebeutet hat, erzählt: Heinrich werde deshalb Auceps (Vogelsteller) genannt, weil er öfters in seinem Hofe Dinkelere, um die unwirtliche Winterszeit abzukürzen, mit losen Knaben Vögel gefangen habe. Dabei sei er damals von den Fürsten überrascht und dann zu Aachen auf den Königsstuhl erhoben worden. Die von dieser Quelle abhängige Sachsenchronik erzählt dasselbe, nennt aber den Namen des Hofgutes (wohl mit einem Lesefehler) Vinkelaere. Die Sage wird dann von den meisten Reichsgeschichten wiederholt und in der Folgezeit gar auf Heinrich II. und die Zeit Heinrich IV. übertragen. Vielleicht knüpft diese Sage an die Vorliebe des Königs für die Jagd und den damit verbundenen Aufenthalt im Walde an, denn es ist zweifellos, daß sie von Heinrich I. ausgeht und dann auf spätere übertragen ward. Andere Beinamen, die jedoch nie volkstümlich geworden, sind Humilis (der Demütige) und Magnus (der Große). Humilis könnte von der späteren Ausschmückung des Zusammentreffens mit Eberhard genommen sein, indem Heinrich erst die Krone abgelehnt habe. Auch kann es sich auf die Ablehnung der Salbung und Krönung seitens Heinrichs beziehen; nur könnte dann dieser Beiname nicht von der Kirche ausgegangen sein. Ebenso willkürlich ist der Beiname Magnus, vielleicht ist er von Heinrichs Sohne Otto einfach auf den Vater übertragen worden.

Es ward daher für den Mai des Jahres 919 eine Reichsversammlung nach dem hessischen Fritzlar anberaumt; der Ort war günstig gewählt, er lag in der Mitte des Reiches, so daß kein Stamm sich über Zurücksetzung beklagen konnte. Auf dieser Versammlung, die der Königswahl wegen berufen ward, waren sicher anwesend Eberhard mit den Franken, Heinrich mit den Sachsen und Erzbischof Heriger von Mainz; dieser natürlich mit einer größeren Anzahl von Suffraganen. Von Arnulf und Burchard, den Herzogen Baierns und Schwabens, erfahren wir nichts, es ist jedoch anzunehmen, daß schwäbische und bairische Grafen und Bischöfe zugegen waren. Es hatte sich damals noch kein Wahlritual herausgebildet und so kann man nur vermuten, daß der Aufruf zur Wahl an die Bischöfe, die Aebte und an die Herren mit gräflicher Gewalt erging.

Nachdem sich die Großen in Fritzlar versammelt hatten, erzählt Widukind, bezeichnete Eberhard den Herzog Heinrich vor allem Volke der Franken und Sachsen als König, d. h. er übertrug das königliche Recht seines verstorbenen Bruders auf den Herzog. Dann bot ihm Heriger von Mainz die kirchliche Salbung und Krönung an; diese verachtete Heinrich zwar nicht, nahm sie aber nicht an, indem er sagte: „Ich lasse mir daran genügen, meinen Vorfahren gegenüber König zu heißen, nachdem Gottes Gnade und eure edle Gesinnung es so gewollt hat. Doch der heiligen Salbung und Krönung mögen andere teilhaftig werden. Wir halten uns solcher Ehren nicht für wert.“ [1]) Solche Worte gefielen der versammelten Menge, und indem das Volk die Rechte zum Himmel erhob, rief es den Namen des neuen Königs unter lautem Beifalle aus.

Viel Vermutungen sind über den Verzicht Heinrichs auf Salbung und Krönung laut geworden, das Einfachste scheint folgende Annahme zu sein: Heinrich hatte die Synode von Altheim noch im Gedächtnis, wo die Bischöfe und die römische Kirche die Reichsgewalt an sich gerissen. Er fühlte so viel Kraft in sich, daß er der Kirche dazu nicht zu bedürfen glaubte. Als König zwar mußte Heinrich mit den Bischöfen in gutes Einvernehmen treten, aber er wollte ihnen doch bei seiner Wahl nicht so viel Einfluß verstatten, daß er ihnen besonders viel zu verdanken hätte und sie ihn später an empfangene Wohlthaten erinnern könnten; kurz er wollte der Kirche gegenüber freie Hand haben und nicht gebunden sein. Nötig war ja diese kirchliche Weihe durchaus nicht, soviel wir wissen, haben sie König Arnulf und Ludwig auch nicht empfangen. Pippin hatte sie früher von der Kirche verlangt, er wollte sein nicht thronberechtigtes Geschlecht dadurch legitim machen. Heinrich aber hatte die Berechtigung zum

---

[1]) Wir haben keinen Grund, dem Berichte Widukinds zu mißtrauen, daß nämlich Heinrich Salbung und Krönung abgelehnt habe. Widukind war Geistlicher und sein ausdrückliches Zeugnis muß hier mehr gelten, als der allgemein gehaltene Bericht späterer Quellen. Der Autor ist sehr für seinen Helden eingenommen, und er hätte es doch als eine Erhöhung des Königtums ansehen müssen, wenn Heinrich Salbung und Krönung empfangen, wie er dies ja später bei der Wahl Ottos ausführlich erzählt. So einfach freilich, wie Widukind den Wahlhergang erzählt, kann dieser nicht gewesen sein. Die fränkischen Großen müssen sich mit den andern erschienenen Grafen und Bischöfen vorher zur Wahl Heinrichs geeingt haben, ehe Eberhard dem versammelten Volke den König proklamieren konnte, dem Volke, dessen Mitwirkung bei der Wahl nur noch in der Akklamation des neuen Königs bestand.

Throne durch die letztwillige Designation König Konrads erhalten und so bedurfte er also dieser Weihe nicht als moralischer Stärkung für sein Königtum. Wir dürfen auch auf Heinrichs Rede bei Widukind kein allzu großes Gewicht legen, da dieser Autor seine Reden nach dem Vorbilde des Sallust und Livius gebildet und besonders viele Citate darin angebracht hat. Jedenfalls aber gibt die Rede die Situation treffend wieder, wenn auch die Absicht Widukinds klar hindurchleuchtet, den König mit der Tugend der größten Bescheidenheit zu schmücken.

Persönliche Gründe gegen Heriger haben den König jedenfalls nicht bewogen, die Krönung abzulehnen, da der Mainzer Erzbischof von da an bis zu seinem im Jahre 927 erfolgten Tode Erzkanzler ward, in dessen Namen der König seine Urkunden ausstellte. Eberhard aber blieb des Königs Freund bis zu dessen Ende und führte die herzogliche Gewalt in Franken.

Wahrscheinlich ging König Heinrich von Fritzlar wieder nach Sachsen zurück, wohin in diesem Jahre wie nach Italien und Lothringen die Ungarn einfielen, welche wie gewöhnlich das Land verwüsteten, große Beute machten und eine Menge Volks gefangen mit sich fortführten. Auch die Slaven an den Ostgrenzen des Reichs fingen jetzt an, unruhig zu werden, und Heinrich mußte sich in seinen ersten Regierungsjahren ihrer Bekämpfung widmen. Um nun die Kräfte des ganzen Reichs, die schon lange nicht mehr vereint gegen den Reichsfeind gefochten, wieder sammeln und das Königtum nach außen in gebietender Stellung handhaben zu können, ist Heinrich zuerst daran gegangen, seine Autorität im Innern herzustellen. Er wollte die neuen Herzoge im Süden zur Anerkennung seiner Herrschaft zwingen und das Herzogtum Lothringen dem Reichsverbande zurückgeben. Wir sehen, das waren alles Aufgaben, die sich schon König Konrad gestellt hatte; er war ihnen aber erlegen. So hatten sich die Ziele des Königtumes gegen früher in nichts geändert und es fragte sich nur, ob das scharfe Urteil, welches Konrad bei seinem Tode über seine Regierung gefällt, begründet gewesen und ob nicht die Bewältigung solch großer Aufgaben überhaupt die Kräfte des damaligen Königs der Ostfranken überschreiten mußte. So war das erste Ziel, welches sich König Heinrich gesteckt, die Vernichtung oder doch wenigstens Schmälerung derjenigen Gewalt, in deren Besitze er selbst früher dem Könige Konrad feindlich entgegengetreten war. So schnell änderte sich das Verhältnis mit der veränderten Stellung Heinrichs!

In Schwaben hatte sich Burchard nach dem Falle von Erchanger und Berthold unbestritten zum Herzog aufgeschwungen. Notwendig und ein Glück für die Nation war damals das Herzogtum, das sehen wir auch hier wieder. König Rudolf II. hatte, wie schon einst sein Vorgänger den Tod Ludwigs, den jetzigen Thronwechsel dazu benutzt, um ins Reich einzufallen und Teile des südwestlichen Schwabens unter seine Oberhoheit zu bringen. Burchard jedoch rückte ihm mannhaft entgegen und errang bei Winterthur einen glänzenden Sieg über ihn. Dadurch ward sein Herzogtum aufs neue befestigt. In demselben Jahre nun, wohl noch im Sommer 919, zog König Heinrich mit seiner ganzen Kriegerschaft gegen Burchard. Dieser war, wie Widukind erzählt, ein bedeutender Kriegsheld. Er sah aber doch ein, daß er zu schwach sei, um an Widerstand

gegen den König denken zu können. Deshalb übergab er sich in die Gewalt Heinrichs mit allen Städten und seinem ganzen Volke. Das soll heißen, er leistete die Huldigung als Vasall und er erkannte Heinrich als König an. Dafür beließ ihn dieser in seiner herzoglichen Stellung und gab ihm freie Hand, über die Kirchengüter zu verfügen. Jedoch das Besetzungsrecht der Klöster und Hochstifter behielt sich der König vor, wenn er auch auf die Verwendung Burchards in Zukunft Rücksicht nahm. „Herzog der Alemannen von Gottes Gnaden" heißt Burchard in seinen Urkunden, er hielt Landtage in Schwaben ab und unternahm späterhin Kriege auf eigene Hand. Dies war das Verhältnis, in welchem Heinrich auch die anderen Herzoge belassen wollte. Als Unterthanen sollten sie ihm zwar die Huldigung darbringen, dafür sollten aber ihre wohlerworbenen Rechte anerkannt werden. Von diesen seinen Vasallen forderte Heinrich persönliche Ergebenheit, ebenso wie die Herzoge von ihren Vasallen. Damit waren die Verhältnisse, wie sie sich seit mehreren Jahrzehnten herausgebildet, wirklich anerkannt, nur daß die Herzoge nicht neben, sondern unter dem Könige standen. Dies war die Absicht, welche Heinrich bei der Bekämpfung der Herzoge verfolgte, auf diesen Grundlagen wollte er sein neues Königtum errichten. Ueber den Grafen standen die Herzoge und über diesen als Schlußstein des Ganzen der König, welcher durch die Grafen und Herzoge Teile seiner Gewalt ausüben ließ. Auf geistlichem Gebiete sind die Bischöfe etwa den Grafen, die Erzbischöfe den Herzogen zu vergleichen, doch ihr geistliches Amt gab ihnen höhere Weihe und Würde. Heinrich hat damals seine Absicht erreicht und diese Gliederung ist seither maßgebend für die Reichsverfassung geblieben.

Burchard hatte die Herrschaft des Sachsen anerkannt. Hiermit glaubte Heinrich fürs erste genug gethan zu haben, wenigstens ist uns darüber nichts bekannt, daß der König in diesem Jahre noch gegen Arnulf von Baiern gezogen wäre. Lothringen jedoch trat schon jetzt wieder zum ostfränkischen Reiche in Beziehung. Das Land stand unter westfränkischer Hoheit, aber die ganze Gewalt hatte Reginar an sich gerissen. Dessen Sohn Giselbrecht, der bei des Vaters Tode dessen fast herzogliche Stellung überkam, war soeben erwachsen und wollte sich nun des unfähigen Königs Karl entledigen. Seine Macht war so bedeutend, daß er selbst nach der Krone trachtete. Doch sein Plan mißglückte völlig und Giselbrecht floh zum König Heinrich, der bald darauf mit Karl eine Versöhnung zustande brachte, wodurch Giselbrecht in seine herzogliche Stellung wieder eingesetzt ward. So erzählt Richer, ein französischer Historiograph, dessen Treue oft anfechtbar ist. Wenn man die Ausschmückung abzieht, so bleibt doch sicher, daß Giselbrecht im Anfange der Regierung Heinrichs mit diesem in Verhandlungen trat, ungewiß freilich, in welcher Absicht. — Im nächsten Jahre dagegen hat Heinrich aktiv in lothringische Verhältnisse eingegriffen. Es starb nämlich jetzt ein hervorragender Bischof des Herzogtums, Stephan von Lüttich. König Karl ernannte Hilduin zum Nachfolger. Doch auch dieser trat, nachdem alle Großen Lothringens dem Giselbrecht zugefallen, auf dessen Seite. Deshalb ward seine Ernennung widerrufen und der Abt Richarius von Prüm zum Bischof erwählt. Jedoch Giselbrecht setzte es durch, daß Hilduin von dem Erzbischofe von Köln die Bischofsweihe erhielt. Und an diesem Widerstand gegen Karl hat

Heinrich entschiedenen Anteil genommen. Karl klagt nämlich in einem Briefe, Hilduin sei zu Heinrich gegangen, habe von ihm das Bistum erbeten und ihn und seine Großen mit reichen Schätzen bestochen, welche er zum Teil aus dem Kirchenschatz in Lüttich gestohlen. So habe er die Weihe durch Hermann von Köln erhalten. Karl erschien jetzt in Lothringen und vielleicht wurde damals Giselbrecht von seinen Großen verlassen. Doch Lothringen genügte dem Westfranken nicht, er wollte sich auch das Elsaß unterwerfen und überschritt die Grenzen, die ihm der Vertrag von Verdun gezogen; mit einem Heere erschien er bei Worms, also in Franken. Jetzt lagen die Verhältnisse gerade so wie im Anfang von Konrads Regierung: Kaum war Rudolf von Burgund aus dem Süden des Reiches vertrieben, so fiel im Westen der westfränkische König ein.

Indes König Heinrichs Anwesenheit war diesmal gar nicht vonnöten. Seine Getreuen sammelten sich in Worms, heißt es, und Karl suchte sein Heil in schimpflicher Flucht. Heinrich hielt dann noch im November 920 eine Versammlung seiner Großen zu Seelheim in Hessen ab. Vielleicht wurde hier über die Maßregeln gegen Karl beraten. Doch wir wissen nicht, ob die Versammlung vor oder nach den Wormser Ereignissen zu setzen ist. Jedenfalls aber kann man aus der beglaubigten Anwesenheit von Eberhard und Burchard sowie dreier Grafen schließen, daß bewaffnete Macht dabei gewesen ist.

Erst im folgenden Jahre 921 ist Heinrich gegen Herzog Arnulf von Baiern ausgezogen, um ihn zur Anerkennung seiner Hoheit zu zwingen. Arnulf hatte sich früher vor Konrad flüchten müssen, war aber in dessen letzter Zeit zurückgekehrt und, wie Liutprand erzählt, von den Baiern und östlichen Franken ehrenvoll aufgenommen worden. Arnulf war Herzog von Baiern und Kärnten und im Norden gebot er über die sogenannten Ostfranken; er hatte also eine gewaltige Stellung inne, die sich am meisten mit dem Herzoge von Sachsen verglich. Dieser, nun König geworden, wollte und mußte jetzt seine Macht mit ihm messen, wenn anders hier im Südosten das Königtum noch etwas heißen wollte. Denn schon drohte dem neuen Könige die Gefahr, daß der mächtige Herzog Arnulf, von seinen Großen aufgefordert, die Königsgewalt im Reiche usurpieren wollte. Heinrich konnte nicht daran denken, das Herzogtum in Baiern zu beseitigen, es kam ihm nur darauf an, mit Arnulf eine feste Vereinbarung über seine Rechte und Pflichten bezüglich des Reiches zu treffen. — Der Zug gegen den Herzog wird nun ganz verschieden überliefert. Widukind erzählt, Heinrich habe den Arnulf in Regensburg belagert. Dieser sah jedoch ein, daß er dem Könige keinen Widerstand leisten könne. Er öffnete daher die Thore, ging zum König und gab sich und sein ganzes Reich in die Hände Heinrichs. Ehrenvoll nahm ihn Heinrich auf und er ward von da an „Freund des Königs" genannt.[1]) Liutprand dagegen berichtet ganz anders: Als Arnulf hörte, daß Heinrich gegen ihn ziehe, rückte er dem Könige entgegen, um seinen Einmarsch in Baiern abzuwehren. Als es aber zur Schlacht kommen sollte, bat Heinrich, um Unglück

[1]) Der erste Teil dieser Erzählung klingt sehr an die frühere Unterwerfung Burchards an, während die letzten Worte an antike Verhältnisse erinnern, wo die Römer fremden Königen keinen ehrenvolleren Titel oder Beinamen verleihen konnten als: amicus populi Romani.

und Schaden zu vermeiden, den Herzog um ein Gespräch unter vier Augen. Arnulf hielt diese Bitte für eine Forderung zum Zweikampf und erschien deshalb an Ort und Stunde, wie es festgesetzt. Darauf redete der König dem Herzoge ins Gewissen, er sei jetzt König und ihm gebühre deshalb der Gehorsam; wenn aber das Volk Arnulf erwähle, so würde er sofort zurücktreten. Dadurch glaubte ihn der König zu besänftigen. Arnulf ging hierauf zu den Seinigen zurück und seine Großen rieten ihm, mit Heinrich Frieden zu schließen und ihn als König anzuerkennen, wenn ihm dieser das Besetzungsrecht aller Kirchen in Baiern zugestehen wolle. Diese Bedingungen nahm man dann gegenseitig an und Arnulf ward Vasall des Königs.

Diese freie Stellung Arnulfs bezüglich der Bistümer ist auch sonst sicher beglaubigt. Dadurch erhielt der Herzog eine dem Königtum kaum nachstehende Gewalt faktisch zuerkannt. Mit den Bistümern wußte sich Arnulf auf guten Fuß zu stellen, indem er ihre Rechte und Freiheiten anerkannte. Ohne Bischöfe konnte er nicht regieren und deswegen hielt er es mit ihnen. Aber viele große und reiche Klöster Baierns verloren jetzt ihre Besitzungen an weltliche Leute; der Herzog stattete seine Vasallen damit aus, um ihrer Treue im Falle eines Angriffskrieges um so mehr versichert zu sein.

Jedenfalls ist Arnulf ein tüchtiger Regent gewesen, der sein Land vor den Ungarn kräftig schützte und auch dem Könige gegenüber seine Verpflichtungen erfüllte. Wie vordem Heinrich in Sachsen, so hatte jetzt Arnulf in Baiern fast sämtliche Hoheitsrechte. So läßt er nach den Jahren seiner Regierung zählen, während die Jahre des Königs ganz fern bleiben. Auch prägt er Münzen in seinen zwei Städten Salzburg und Regensburg.

So behielten die Herzoge im Süden große Machtvollkommenheiten. Doch das war nicht zum Schaden des Reiches; viel besser, es gab wenige wirkliche Große mit territorialer Hoheit, als daß sämtliche Bischöfe und Grafen ihre Souveränetätsgelüste ungestraft ausführen konnten. Denn dieser wenigen Familien konnte sich der König versichern durch Schenkungen und Heiraten, und die Verhältnisse lagen ja so, daß das Streben dieser nationalen Herzoge im großen und ganzen der königlichen Politik parallel und nicht zuwider lief, so daß es nur der rechten Einigung und der rechten Persönlichkeiten bedurfte, um die Ziele beider Gewalten zu vereinigen und einer einzigen Mündung zuzuführen. Denn dasselbe Interesse, welches der König beim ganzen Reiche verfolgte, hatte der Herzog bei seinem Stammlande. Das Herzogtum war nur eine Emanation der königlichen Gewalt, wie sie sich im Laufe der Zeiten bei einer Reihe von schwachen Königen ganz von selbst ergeben hatte.

Möglich, daß Heinrich die Mittel in der Hand hatte, das Herzogtum ganz zu beseitigen; dann mußte er es aber auf einen Vernichtungskrieg ankommen lassen, bei welchem unstreitig die Reichsfeinde, Westfranken und Ungarn, den meisten Vorteil gezogen hätten. Vielleicht ist auch dem Könige das Herzogtum als ein heilsames Gegengewicht gegen den mächtigen Episkopat nicht unwillkommen gewesen; das sehen wir z. B. deutlich bei der Unterwerfung Arnulfs von Baiern. So hat denn der König jene machtvolle Institution bestehen lassen, zumal auch das alte Missatamt gänzlich verfallen und die Amtsgewalt der Königsboten zum

Teil auf die Herzoge übergegangen war. Daher erklärt sich der Fortbestand des Herzogtums am besten aus den äußeren Gefahren, die dem Reiche damals stets drohten; um ihnen mit Erfolg begegnen zu können, ließ König Heinrich die begütertsten und angesehensten Famlien in den machtgebietenden Herzogsstellen.

Jetzt galt es vor allem die Verhältnisse Lothringens zu ordnen, welche seit König Konrads Tagen so sehr zu Ungunsten des Reiches gelegen. Papst Johann hatte sich bezüglich des Bischofsstreites in Lüttich König Karls angenommen, in einem Schreiben an Hermann von Köln ladet er diesen auf den ersten Oktober mit beiden Prätendenten nach Rom, um sich dem Schiedsspruche der römischen Kirche und des Papstes zu unterwerfen. In einem Schreiben an Karl dagegen verspricht der Papst diesem seine wirksame Hülfe gegen Giselbrecht und alle ähnlichen Aufrührer. Während sich nun, wie wir oben sahen, Karl in einem Briefe über Heinrich beklagt, da er bei der Bischofswahl gegen ihn Stellung genommen, wird in dem Briefe Johanns keine Erwähnung des deutschen Königs gethan.

Noch im Jahre 921 ist dann der Friede zwischen beiden Königen erfolgt. Karl kam im Frühjahr nach Lothringen und schloß mit König Heinrich, der wohl auch im Westen seines Reiches befindlich war, einen vorläufigen Stillstand, der am Martinstage ablaufen sollte; doch kam noch vor diesem Termine der Frieden zustande. Am 4. November fanden sich beide Könige am Rheine ein, Karl in Bonn, Heinrich gegenüber am rechten Ufer. Jeder blieb, wie es heißt, an diesem Tage in Sehweite des anderen. Am 7. November dagegen fuhren beide in die Mitte des Flusses und besiegelten hier auf einem festgeankerten Fahrzeuge den Frieden. Beide Könige leisteten denselben Eid — d. h. durch ihre Getreuen — auf heilige Reliquien: „Ich Karl (Heinrich) von Gottes Gnaden König der Westfranken (Ostfranken) werde von heute an meinem Freunde Heinrich (Karl), dem Könige der Ostfranken (Westfranken) Freund sein, wie nach Recht der Freund seinem Freunde muß nach bestem Wissen und Können, aber nur unter der Bedingung, daß er mir ebendenselben Eid schwören und sein Versprechen halten wird. Dazu möge mir Gott helfen und diese heiligen Reliquien."

Eine große Anzahl von Bischöfen und Grafen waren beiderseits mit anwesend und bekräftigten dadurch den Vertrag. Da sämtliche lothringische Bischöfe auf Karls Seite genannt werden und beide Könige sich in dem Vertrage gegenseitig und in ihrer Herrschaft anerkennen, so folgt daraus, daß Karl jetzt von Heinrich im Besitze Lothringens gelassen ward. Auch blieb der Erzbischof von Trier Karls Erzkanzler und letzterer stellt nach wie vor Urkunden über lothringischen Besitz und Rechtstitel aus, auch zählt er seine Jahre von der Erlangung der größeren Erbschaft. Doch für das Deutsche Reich war dies immerhin ein bedeutender Akt, denn dadurch wurde es als selbständiger Staat von Westfranken anerkannt, dessen König als Karolinger auf alle etwaigen Erbansprüche verzichtete. Nun erst war der Bestand des Reiches gesichert, Schwaben und Baiern hatten Heinrich als Oberlehnsherrn anerkannt und soeben stimmte auch der gefährlichste Nachbar, Westfranken, den gebieterischen Thatsachen zu.

Im nächsten Jahre bekämpfte nun Karl den von Heinrich preisgegebenen

Giselbrecht. Richer von Prüm kam jetzt aus Rom zurück, wo er vom Papste Johann die Bestätigung als Bischof und die Weihe erhalten. Auch traten damals auf Befehl Karls und Heinrichs acht Bischöfe und eine Anzahl Aebte in Koblenz auf lothringischem Gebiete zu einer Synode zusammen; indes nehmen die Akten der Synode auf Politisches keine Rücksicht, es sind rein kirchliche Dinge, die hier beraten wurden. Doch zeigt wenigstens der gemeinsame Befehl, der von beiden Königen zu dieser Synode ausging, daß Ost- und Westfranken, welche damals in Gesetzen, Sitten und Bildung teilweise noch übereinstimmten, wieder Fühlung miteinander gewannen und sich also der gemeinsamen Abkunft aus der Monarchie Karls des Großen noch bewußt waren.

Während König Heinrich sich in diesem Jahre 922 in Sachsen aufhielt, vollzog sich im Süden des Reiches eine wichtige Verbindung. Bertha, die Tochter Burchards von Schwaben, heiratete den einstigen Feind ihres Vaters, den König Rudolf von Burgund. Damit ward jedenfalls Frieden zwischen beiden Häusern geschlossen und Burchard von Rudolf als Herzog anerkannt. Indes ist damals ein Stück Schwaben bis zur Reuß, wohl als Heiratsgut Berthas, an das burgundische Reich abgetreten worden. Heinrich hat diese Abtretung nicht hindern können, vielleicht wurde ihm als Preis für seine Zustimmung von König Rudolf die heilige Lanze übersendet, welche früher dem Kaiser Konstantin gehört haben und mit Nägeln vom Kreuze Christi versehen gewesen sein soll. Wenigstens erzählt Liutprand, daß Rudolf dafür von Heinrich kostbare Geschenke und ein Stück der Provinz Schwaben erhalten habe. Natürlich kann sich die Sache nur umgekehrt verhalten, wenn überhaupt etwas Wahres daran ist, daß die Abtretung jenes Landstriches mit der Uebersendung der heiligen Lanze in Verbindung gebracht werden kann. Diese Lanze gehörte von da an zu den Krönungsinsignien des deutschen Königs [1]).

Arnulf von Baiern unternahm in diesem Jahre einen Zug gegen Böhmen, dessen Verband mit dem Reiche ein sehr loser war. Wir wissen nicht, warum und mit welchem Erfolge Arnulf die Böhmen bekriegte, auch bleibt uns ganz verborgen, ob etwa König Heinrich an diesem Zuge beteiligt war.

Inzwischen war Lothringen wieder in große Unruhen gestürzt. Graf Rotbert hatte sich in Westfranken gegen Karl empört und ward im Einverständnis mit Giselbrecht am 29. Juni 922 zum Könige von Westfranken gekrönt. Karl suchte sich jetzt wenigstens in Lothringen zu behaupten, er belagerte Giselbrecht in Chievremont, wurde aber durch Rotberts Sohn Hugo zum Abzuge bewogen. So stritten sich Karl, Rotbert, Heinrich und Giselbrecht um das große Herzogtum und das Land mußte unter diesen unnatürlichen Verhältnissen schwer leiden. Wir erkennen nicht mehr, aus welchem Grunde Heinrich sich nicht thatkräftiger in lothringische Verhältnisse gemischt hat. Vielleicht hat doch seine Macht nicht ausgereicht, und Giselbrecht wollte von ihm wohl Unterstützung gegen Karl, aber in

---

[1]) Daß zu den Insignien schon früher eine Lanze gehörte, wissen wir aus der Schilderung Widukinds über Eberhards Sendung an Herzog Heinrich. Freilich ist dieser Bericht insofern anachronistisch, als jene Lanze, welche Eberhard dem Heinrich überbringt, von Widukind auch schon die „heilige“ genannt wird.

ein Abhängigkeitsverhältnis zu Heinrich zu treten hatte er keine Lust. Das hätte er unter Karl viel leichter und für sich vorteilhafter haben können. — Im Jahre 923 fiel Heinrich von dem Bündnisse mit Karl ab und wandte sich König Rotbert zu. Im Ripuarengau an der Roer, etwa bei Jülich, kamen beide Könige zusammen; sie gelobten sich gegenseitig Frieden und Freundschaft und gaben einander Geschenke. Rotbert ließ sich von den Lothringern Geiseln für ihre Treue stellen und versprach ihnen Waffenstillstand bis zum 1. Oktober zu halten. Doch Karl, der jetzt auch wieder ins Land gerückt kam, sammelte ein Heer und die Lothringer schlossen sich ihm an trotz des Waffenstillstandes, den sie dem Rotbert gelobt. Am 15. Juni kam es bei Soissons zur Schlacht, Rotbert ward getötet und Karl völlig geschlagen. Die Folge war, daß Karl im Unglücke von den Lothringern verlassen wurde, sie kehrten in ihre Heimat zurück. Jetzt ward an Rotberts Stelle sein Schwiegersohn, Herzog Rudolf von Burgund, von den unzufriedenen Großen zum König erhoben, während ein Graf Heribert den König Karl gefangen nahm. Ein Teil der Großen in Lothringen schickte nun an König Rudolf Gesandte, er kam ins Land, um die Huldigung zu empfangen. Doch diese offenbare Verletzung seiner Rechte konnte König Heinrich nicht dulden. König Karl hatte als Nachkomme des alten karolingischen Geschlechtes Ansprüche auf Lothringen und das Land hatte ihm gehuldigt, aber Rudolf entbehrte dieser Ansprüche gänzlich. Außerdem war Rudolf dem Bischofe von Metz zu Hülfe gezogen, welcher Zabern im Elsaß für sich begehrte. Beide hatten hierdurch fremdes Gebiet verletzt. Es kam dazu, daß Heinrich jetzt von Giselbrecht, dem Erzbischofe Rotger von Trier und einem Teile der lothringischen Großen herbeigerufen ward, um ihnen gegen Rudolf beizustehen. Anders dagegen berichten die ostfränkischen Quellen: Heinrich sei von dem gefangenen Karl zu Hülfe gerufen worden und er habe von ihm als kostbares Geschenk die Hand des h. Dionysius erhalten; zugleich habe Karl versprochen, ihm Lothringen zu überlassen, wenn er ihm zur Freiheit verhelfe. Heinrich, heißt es, bedauerte zwar jetzt die Wandelbarkeit des menschlichen Glückes, aber Karl brachte er keine Hülfe, trotzdem er jetzt westwärts zog. Jedenfalls wollte und konnte er sich nicht auf das Versprechen eines Königs verlassen, der, wenn er auch in Freiheit gesetzt war, keine Macht mehr hatte, sein Versprechen zu erfüllen. Von Sachsen aus zog Heinrich gegen das Ende des Jahres 923 über den Rhein, verwüstete das Land zwischen Rhein und Mosel, raubte Herden und führte große Beute hinweg, viele Menschen schleppte er gefangen mit sich fort. Dann soll er vor Metz gezogen sein und den Bischof Witger zur Anerkennung seiner Hoheit gezwungen haben. Als jedoch König Rudolf mit einem größeren Heere heranrückte, zog er sich in sein Reich zurück und verabredete mit den Lothringern einen Waffenstillstand bis zum 1. Oktober des Jahres 924. So war in diesem Jahre ein Teil von Lothringen, besonders Köln und Trier, an Heinrich gefallen, jedoch der größere Teil des Landes hielt an Rudolf fest, der jetzt einem seiner Getreuen das eben erledigte Bistum Verdun gab.

Nachdem König Heinrich zu Anfang 924 einige Bistümer neu besetzt, soll er den ganzen Sommer an den Grenzen Sarmatiens krank gelegen haben. Das bedeutet weiter nichts, als daß sich der König an der Ostgrenze Sachsens auf-

hielt. Dazu stimmt die Angabe Widukinds, Heinrich habe bei dem neuen Ungarneinfall in Werlaon (Werla a. d. Oker) gesessen.

In Schwaben und Baiern hatte Heinrich Anerkennung erhalten, soeben hatte er einen Teil Lothringens zum Reiche gebracht. Da zeigte sich der alte Reichsfeind von neuem, die raubenden Ungarn. Sie zogen diesmal über Italien nach Gallien und kamen von da nach Sachsen und Franken. Eine schreckliche Geißel für Westeuropa waren diese Horden damals. Bei den großen inneren Kämpfen und Bürgerkriegen in Italien, Frankreich und Deutschland konnten sie ungestraft jene Länder durchziehen und nach Verwüstung derselben in die Heimat zurückkehren. Besonders Deutschland lag für sie offen, da in den Grenzländern steter Mangel an festen Plätzen war, von wo aus man die Reiterhaufen hätte angreifen und wohin sich das Landvolk zum Schutze zurückziehen konnte. Anders war es ja im Westen des Reichs und in Westfranken, wo die vielen Römerstädte noch bestanden und wo man zur Abwehr leichter Reiterscharen viel besser gerüstet war.

Die Annalen erzählen uns, daß Heinrich jetzt gegen die Ungarn rückte, doch der Krieg lief unglücklich für ihn ab, er wurde besiegt und mußte sich in die Burgen Bichni und später Werla zurückziehen. Er sah ein, daß seine Krieger für den Kampf mit den wilden Scharen nicht tauglich waren. Eines Tages aber ward ein Anführer der Ungarn gefangen genommen und gefesselt vor den König geführt. Den Ungarn war nun dieser Mann so viel wert, daß sie ungeheure Summen Gold und Silber an Lösegeld für ihn boten. Heinrich aber verachtete ihr Gold und forderte Frieden. Endlich erhielt der König die Genugthuung, daß für die Freigebung des Gefangenen und für andere Geschenke neun Jahre Waffenstillstand geschlossen ward. So kaufte Heinrich seine Stammlande Sachsen und Thüringen für einen jährlichen nicht unbedeutenden Tribut von den Ungarneinfällen los. Denn andere Reichsteile sehen wir in der Zwischenzeit nach wie vor den Raubzügen ausgesetzt.

Durch diesen neunjährigen Frieden bekam nun Heinrich freie Hand vor den Ungarn und konnte energischer in die lothringischen Verhältnisse eingreifen. König Rudolf ward in diesem Jahre durch Krankheit abgehalten, die Unterwerfung Lothringens zu vollführen, und Heinrich hätte ihm schwerlich mit Glück begegnen können. Giselbrecht und andere lothringische Große lagen in heftigen Fehden miteinander. Schließlich sah sich Giselbrecht bewogen, Rudolf als König anzuerkennen, denn nur so konnte er in ruhigem Besitze seines Landes leben. Rudolf indes ward von seinen Getreuen gewarnt, sich mit jenem treulosen und wankelmütigen Manne zu vertragen und wies deshalb sein Anerbieten zunächst zurück. Doch im folgenden Jahre 925 vermittelte Heribert die Annäherung Rudolfs und Giselbrechts an der Maas, der Herzog trat zum Könige der Westfranken über. Das war ein offenbarer Abfall von Heinrich, und dieser sah sich daher genötigt, einen Feldzug gegen den Herzog zu unternehmen. Ueber Worms zog Heinrich im Jahre 925 nach Lothringen, belagerte und eroberte die Burg Zülpich, kehrte aber wieder heim, nachdem Giselbrecht für seine Unterwerfung Geiseln gestellt. Widukind weiß in dieser Zeit nur Sagenhaftes über Lothringen zu berichten, aus seiner Erzählung geht aber hervor, daß gutes Ein=

vernehmen zwischen Heinrich und Giselbrecht hergestellt ward. Die glaubwürdigen Quellen jedoch erzählen, ganz Lothringen habe sich in diesem Jahre an den deutschen König ergeben; sicher beglaubigt ist, daß die westlothringischen Bistümer sich von jetzt an Heinrich unterwarfen. Seit diesem Jahre wurden in Lothringen die Urkunden nach den Jahren Heinrichs ausgestellt. So ward das große und blühende Reich mit seinen alten Städten, reichen Bischofssitzen und seiner fortgeschrittenen Kultur wieder mit dem Deutschen Reiche vereinigt, zu welchem es auch größtenteils gehörte nach Sitte und Sprache. Seither blieb das Land beim Reiche, es ward eine Pflanzstätte für Kunst, Bildung und Gelehrsamkeit; viel Gutes ward von hier nach Osten übertragen. Erst in viel späterer Zeit hat Frankreich seine Hand wieder nach den reichen Gefilden des gesegneten Landes ausgestreckt; es gelang den Welschen, den Rhein zu einem halb französischen Strome zu machen, der über ein und ein halbes Jahrtausend durch rein deutsche Gaue geflossen. — Giselbrecht wurde natürlich damals in seiner Stellung belassen, Heinrich erachtete es für genug, wenn ihm der Herzog an Stelle des ganzen Landes den Vasalleneid geschworen. Auch war jedenfalls die herzogliche Stellung in Reginars Familie populär genug im Lande, Heinrich wäre bei einem Wechsel oder gar bei dem Versuche zur Beseitigung des Herzogtums auf großen Widerstand gestoßen.

Im folgenden Jahre starb Herzog Burchard von Schwaben bei Novara, als er seinem Schwiegersohne König Rudolf nach Italien gegen Hugo, Graf von Provence, zu Hülfe zog. Liutprand erzählt, der Herzog sei einem listigen Anschlage des Erzbischofs von Mailand erlegen.

Und schon wieder hatte das Reich unter einem neuen Ungarneinfalle schrecklich zu leiden. Von zwei Seiten rückten sie diesmal heran, der eine Haufe zog von Lothringen durch die Champagne, während der andere Schwarm sich über Baiern und Schwaben ergoß. In Baiern kaufte ihnen Herzog Arnulf bald den Frieden ab, während Schwaben ohne Herzog und Heeresmacht ihnen ganz preisgegeben war. Augsburg ward von ihnen belagert, jedoch infolge der Bitten des Bischofs Udalrich verschont. Dann ging es südwärts und auf diesem Zuge berührten die Ungarn auch das Stift St. Gallen, dessen Mönch Ekkehard uns die Geschichte jenes Einfalls treu bewahrt hat. Sie ist ein anschauliches Bild aus der damaligen Zeit und es dürfte am Platze sein, sie hier in wörtlicher Uebersetzung folgen zu lassen:

„Die Ungarn hatten von den Stürmen im Reiche gehört und zogen daher plündernd durch Baiern und belagerten Augsburg, wo sie sich jedoch durch die Bitten des Bischofs Udalrich zum Abzuge bewegen ließen. Dann fielen sie scharenweise in Schwaben ein, ohne daß ihnen jemand entgegentrat. Da zeigte es sich, wie mutig Engilbert (d. i. der Abt) in Leidenszeiten ausharren konnte. Denn als das Unwetter über uns heranzuziehen drohte und von unseren Mannen jeder für sein eigenes Leben und Gut besorgt war, da befahl er den kräftigen unter den Brüdern, die Waffen anzulegen; die Dienstleute sollten sich bewehren. Er selbst aber war voll Zuversicht wie ein Streiter des Herrn; den Harnisch legte er an und zog die Cucula und Stola darüber und hieß die Brüder dasselbe thun und sagte: ‚Lasset uns Gott bitten, daß er uns jetzt dieselbe Kraft

des Körpers verleihe, wie vordem des Geistes, uns, die wir im Vertrauen auf ihn bis auf den heutigen Tag dem Teufel widerstanden.‘ Dann wurden Pfeile geschnitzt, Filzstücke zu Harnischen gearbeitet, Schleudern geknüpft, Schilder aus festem Holze und Geflechten hergestellt und die Spitzen der Speere und Keulen im Feuer gehärtet.

„Anfänglich stand es indes einigen von den Brüdern und Dienstleuten nicht an zu fliehen, da sie nicht an die Wahrheit des Gerüchtes glaubten. Schließlich wurde doch ein Platz auserſehen, der zur Befestigung einer Burg wie geschaffen schien, in der Nähe des Flusses Sitter, den einst der h. Gallus zu Ehren der h. Dreieinigkeit so genannt hat, weil er aus drei ineinanderfließenden Flüssen besteht. Auf einem hohen Joche wird dieser Ort nach Fällung des Waldes befestigt und wie es der h. Dreieinigkeit gebührte, ward das angelegte Kastell ein außerordentlich festes. In größter Eile wird alles Notwendige dorthin gebracht. Dies und anderes hat der Verfasser in dem Leben der h. Wiborad weniger erwähnt, dagegen wollen wir es hier erwähnen, nachdem wir es von den Brüdern gehört, welche es erlebt haben. Schnell ward eine Kapelle errichtet und zum Betsaal geweiht; die h. Kreuze, die Kapseln mit den Büchern und fast der ganze Kirchenschatz mit Ausnahme der zur Benutzung dastehenden Bücher wird dahin gerettet. Diese letzteren nämlich hatte der Abt nach Reichenau geschickt, freilich auch nicht in einen sicheren Gewahrsam. Denn als sie zurückgebracht wurden, war die Zahl nicht dieselbe. — Die Greise und die Knaben wurden nach Wasserburg in Schutz gegeben, die Dienstleute kamen über den See und wurden sorglich gehalten. Letzteren befahl der Abt, Lebensmittel mitzunehmen, damit sie so oft als möglich auf dem See sich aufhalten könnten. Tag und Nacht wurden Leute auf Kundschaft ausgeschickt; sie durchstreiften die bekannten Oertlichkeiten, um den Brüdern die Ankunft der Feinde zu melden, damit sie sich sofort auf das Kastell zurückziehen könnten; denn sie wollten nicht daran glauben, daß die Stiftung des h. Gallus jemals von den Barbaren heimgesucht werden würde. Ja Engilbert war derselben Ansicht und er brachte beinahe zu spät die Geräte des h. Gallus nach dem Kastell. So wurde auch der Trinkbecher von Otmar den Feinden zurückgelassen. Denn nicht zusammen zogen diese heran, sondern in einzelnen Scharen, und da sie keinen Widerstand fanden, griffen sie Städte und Höfe an, plünderten sie aus und legten Feuer hinein. So fielen sie unvermutet ein, wo sie wollten. Auch aus Wäldern brachen sie plötzlich hervor, oft weniger als hundert an Zahl; aber der aufsteigende Rauch und der vom Feuer gerötete Himmel bezeichnete stets ihren Weg.

„Damals war unter den Unsrigen ein Bruder mit Einfalt und Thorheit behaftet, dessen Reden und Thun oft mit Hohnlächeln aufgenommen ward. Sein Name war Heribald. Als die Brüder zuerst zum Kastelle zogen, rieten sie diesem, sich gleichfalls zur Flucht anzuschicken, doch er sagte: ‚Jeder mag fliehen, der will. Ich werde nicht fliehen, da mir der Verwalter dies Jahr nicht das Leder zu Schuhen gegeben hat.‘ Als ihn aber die Brüder noch im letzten Augenblick zum Mitgehen zwingen wollten, wurde er sehr ungehalten und schwur hoch und teuer, er werde nicht eher fortgehen, als bis er sein diesjähriges Stück Leder ausgeliefert erhalten habe. Und so erwartete er ohne Furcht die anstürmenden

Ungarn. Endlich flohen die Brüder, aber beinahe zu spät, erst nachdem der schreckliche Ruf ertönte: „Sie kommen sofort!“ Aber Heribald blieb bei seinem Eigensinn und spazierte ruhig auf und ab. Jetzt kamen sie mit ihren Köchern, mit drohenden Speeren und verderblichen Pfeilen. Sorgsam durchsuchen sie die ganze Siedelung, weder Alter noch Geschlecht soll verschont werden. Doch nur jenen finden sie wie er unerschrocken und gemächlich dastand, und sie wundern sich, was er wollte, und warum er nicht geflohen sei. Schon wollte man ihn töten, da ward dem Morden Einhalt befohlen, und die Vordersten stellten durch Dolmetscher Fragen. Als sie aber merkten, daß er schwachsinnig sei, lachten sie alle und schonten sein Leben. Den steinernen Altar des h. Gallus ließen sie ganz unberührt, da sie sich früher schon oft getäuscht sahen, wenn sie bei der Durchsuchung nur Knochen und Asche vorfanden. Endlich richteten sie an Heribald die Frage, wo der Schatz des Klosters verborgen sei. Da führte sie jener schnell zur Schatzkammer, aber als sie die verborgene Thür geöffnet, fanden sie nur Leuchter und vergoldetes Geräte, welches die Mönche auf ihrer eiligen Flucht hatten zurücklassen müssen. Darüber erzürnten die Räuber und gaben ihrem Führer Backenstreiche.

„Darauf erstiegen zwei aus dem Schwarme den Glockenturm des Klosters, da sie vermuteten, daß der Hahn auf der Spitze von Gold und der Gott des Ortes sei, welcher nur aus edlem Metalle bestehen könne. Einer von ihnen beugte sich zu weit vor, um ihn mit dem Speere herabzuholen; dabei kam er zu Falle, stürzte in die Tiefe und ging elend zu Grunde. Der andere gelangte unterdessen auf die Spitze des östlichen Giebels und um das Heiligtum des Gottes zu beschimpfen, wollte er dort seinen Leib öffnen. Doch auch er stürzte rückwärts und starb an dem Falle. Heribald erzählte später, daß man diese beiden Leichen in der Thür verbrannte; und als die Flamme des feuersprühenden Scheiterhaufens das Thürgebälk und das Getäfel der Decke gierig zu belecken anfing, da suchten sie die Wut des Feuers durch Hineinstoßen von Stangen mit Fleiß zu vermehren und anzufachen, aber es gelang ihnen doch nicht, die Kirche des h. Gallus in Brand zu stecken. — In dem Klosterkeller befanden sich zwei große Krüge mit Wein, gefüllt bis zum Siegel. Weil niemand in der großen Eile bei der Flucht noch Ochsen anschirren und zu fahren wagte, so blieben die beiden Krüge dort stehen. Durch irgend einen zufälligen Glücksumstand blieben sie jedoch von den Feinden verschont, vielleicht weil diese auf den Beutewagen eine ganze Menge dergleichen mit sich führten. Als nun einer von ihnen mit geschwungener Art den Henkel des einen Kruges abschlug, da sagte Heribald zu ihm — denn er verkehrte schon ganz freundschaftlich unter ihnen —: ‚Laß doch, mein guter Mann! Was sollten wir dann trinken, wenn ihr fortgegangen seid?‘ Jener ließ sich das verdolmetschen und lachte und bat seine Genossen, sie möchten die Weinkrüge des Schwachsinnigen nicht anrühren. Und so blieben diese erhalten bis die Ungarn abgezogen und der Abt wieder zurückgekehrt war.

„Bald auch sandten sie Kundschafter aus, welche die Wälder und alle versteckten Plätze sorglichst durchsuchen sollten, und sie warteten ab, ob dieselben etwas entdeckt hätten. Dann endlich — Wiborad war schon getötet — lagerten sie sich hin auf den Vorhof und die Grasplätze zu reichlichem Frühstück. Auch

der Trinkbecher des h. Otmar wird seines Silberschmuckes beraubt: man hatte ihn bei dem plötzlichen Ansturme auf der eiligen Flucht nicht beiseite schaffen können. — Die Führer der Ungarn hatten den ganzen Klosterhof besetzt und hielten einen schwelgerischen Schmaus. Auch Heribald war, wie er uns später sagte, niemals so gesättigt worden. Sie nach ihrer Weise hatten sich auf das grüne Gras zum Mahle gelagert, während Heribald für sich und für einen anderen Geistlichen, den sie gefangen mit sich führten, Sessel hinstellte. Der Gebrauch von Messern war ihnen unbekannt, sondern sie zerrissen mit den Zähnen ihre Fleischstücke und verschlangen dieselben, als sie noch halb gar waren; die abgenagten Knochen warfen sie sich gegenseitig an den Kopf. Zum Trinken waren in der Mitte volle Eimer hingesetzt, daraus trank jeder Wein so viel er wollte. Und als sie vom Weine heiß geworden waren, da fluchten sie auf das gräßlichste bei ihren Göttern und zwangen Heribald und den anderen Geistlichen dasselbe zu thun. Dieser war der ungarischen Sprache mächtig, weshalb ihm auch die Ungarn das Leben geschenkt, und jetzt schrie er nach Kräften mit ihnen. Doch als er darin genug gethan zu haben glaubte, da stimmte er unter Thränen den Wechselgesang über das heilige Kreuz: ‚Heilige uns‘ an, welchen Heribald obwohl mit rauher Stimme mit ihm durchsang. Da lief alles zusammen, was da war, um diesen wunderbaren Gesang anzuhören und in ihrer ausgelassenen Freude fingen sie an vor ihren Führern zu tanzen und Ringspiele zu veranstalten. Ja einige gingen auch bewaffnet gegeneinander, um zu zeigen, wie erfahren sie in der Kriegskunst wären. Nun glaubte jener Geistliche die Zeit gekommen, um seine Freilassung zu erbitten, und nachdem er den Beistand des h. Kreuzes erfleht, warf er sich mitten in der Ausgelassenheit unter Thränen zu Füßen der Häuptlinge. Aber jene fragen in ihrem wilden Uebermute unter greulichem Zischen und Grunzen ihre Trabanten, was das Begehr des Mannes sei. Da stürzten sie blutdürstig herbei, ergriffen den Unglücklichen im Nu und zogen ihre Messer, denn sie wollten vor seiner Niedermetzelung noch jenes Spiel mit seiner Tonsur anstellen, welches die Deutschen picchin nennen. Doch während sie dies vorbereiteten, eilten plötzlich aus jenem Walde, welcher nach dem Kastell hin lag, Kundschafter unter Eilsignalen der Tuba und großem Geschrei heran. Sie sagten aus, daß ganz in der Nähe ein festes Kastell mit bewaffneten Scharen liege. Die Folge war, daß Heribald und der Geistliche allein im Kloster zurückgelassen werden, alle anderen eilen schleunigst heraus und wie gewöhnlich standen sie, ehe man es glauben sollte, zur Schlacht bereit. Als sie aber vernahmen, die Beschaffenheit des Kastells sei eine solche, daß sie dasselbe nicht einnehmen könnten, da verzichteten sie darauf. Denn der Ort war für sie wegen des langen und steilen Bergrückens nur unter großer Gefahr und schweren Verlusten zugänglich, und die Streiter, welche seine Besatzung bildeten, waren Männer, und so lange sie Mittel zum Unterhalt hatten, wichen sie nicht. Die Ungarn verließen daher das Kloster, weil sein Gott Gallus feuergebietend war; beim Abzuge steckten sie die Häuser des Dorfes an, damit man sehen konnte, denn inzwischen war es Nacht geworden. Dann wurde Menschen und Tuben Stillschweigen auferlegt, und der Schwarm zog auf dem Wege nach Konstanz fort.“

Von St. Gallen aus zogen also die Scharen gegen Konstanz, dessen Siede-

lungen vor den Mauern verbrannt wurden. Jedoch die Stadt selbst konnten die Ungarn nicht einnehmen. Die Insel Reichenau und ihre Stiftung war durch die Entfernung aller Schiffe vom Bodensee vor einem Angriffe geschützt, und bei Säkkingen erhielten die Ungarn durch einen Hirminger eine Niederlage. Der größte Haufen aber zog nördlich gegen den Rhein. Aus den Tannen des Schwarzwaldes wurden Fähren gezimmert. Diese trugen die Ungarn ans andere Ufer, der Elsaß lag ihren Einfällen offen. Doch Graf Liutfrid mit seinen Mannen trat ihnen entgegen. Schwere Verluste brachte er den schweifenden Barbaren bei, trotzdem er geschlagen ward. Nach Verwüstung des Landes wandten sich dann die Ungarn nach Frankreich und Burgund, da sie in Deutschland schon so viele Niederlagen erlitten. Schließlich sind sie wohl durch Franken der Heimat wieder zugeeilt.

Anfang November hielt König Heinrich eine große Reichsversammlung zu Worms. Eine ganze Anzahl geistlicher und weltlicher Großer war erschienen, auch ein König Rudolf, wahrscheinlich der König der Westfranken. Groß schon mußte der Name Heinrichs dastehen, wenn der König der Westfranken sich auf einer Versammlung der Großen Ostfrankens einstellte, um an den politischen Beratungen teilzunehmen. Rudolf entsagte wohl jetzt seinen früheren Ansprüchen auf Lothringen und erkannte Heinrich als Oberlehnsherrn des Herzogtums an. Denn Heinrich sandte noch in diesem Jahre den Eberhard, Herzog von Franken, nach Lothringen, um als Bevollmächtigter und Stellvertreter des Königs Frieden und einen geordneten Rechtszustand in dem Lande wiederherzustellen. Und dieser Sendung muß eigentlich die faktische Anerkennung seiten Westfrankens vorausgegangen sein.

Noch eine wichtige Regierungshandlung Heinrichs gehört wohl den Tagen von Worms an. Burchard von Schwaben war der Mißgunst eines Bischofs erlegen. Er hinterließ keinen Sohn. Der König gab jetzt das Herzogtum einem Franken Namens Hermann, dem Vetter Eberhards, jedenfalls einem Manne von erprobter Treue, auf den sich der König verlassen konnte. Die konradinische Familie wurde somit die mächtigste im Reiche, sie hatte die Herzogtümer Franken und Schwaben inne und besaß in dem neuerworbenen Lothringen eine bedeutende Stellung.

Das Ideal, nach welchem König Konrad vergeblich gestrebt, war jetzt acht Jahre nach seinem Tode verwirklicht, das Reich hatte Frieden. Nach Frieden hatte sich alles gesehnt und wer den Frieden brachte, dem mußte alles zufallen. Und der Friedebringende war König Heinrich, er hatte den Frieden ohne schwere Opfer erkauft. Seine Ideen von früher hatten die feste und bestimmte Gestalt von Plänen angenommen, und seine klaren Voraussetzungen ließen ihn keine falsche Rechnung machen. Nur vermöge seines hellsehenden Geistes, seiner männlichen Festigkeit und seiner Friedfertigkeit ist es ihm gelungen, zunächst den Frieden zu gewinnen und sodann das Leben der Nation in neue Bahnen zu lenken. Sein klarer, nüchterner Blick hat ihn dabei nicht verlassen, und da er stets nur das Mögliche wollte und seine Mittel nicht überschätzte, so sind ihm auch seine Unternehmungen auf ganz wunderbare Weise geglückt und der ganzen Nation zum größten Vorteile ausgeschlagen.

Gesiegt hatte Heinrich über die herzoglichen Gewalten und über West-

franken, und dazu hatte er keiner Altheimer Synodalbeschlüsse bedurft. Zum Nutzen des Reiches, wie er erkannt, ließ er die Herzogtümer fortbestehen; eines verwaltete er selbst, Franken und Schwaben waren in den Händen seiner sichersten Anhänger, auch in Lothringen gebot sein königliches Wort neben Giselbrecht, und nur Baiern nahm nach wie vor eine selbständige Stellung ein, doch hatte der Herzog dem Könige gehuldigt.

2. Die Vorbereitung zu den großen Slaven- und Ungarnkriegen.

Seit dem Jahre 926 bestand ein Deutsches Reich, freilich fast nur in den äußeren Umrissen. Es mußte eine völlige Neuordnung der Dinge eintreten, wenn das Reich auch lebenskräftig werden und Angriffen von außen nicht gleich erliegen wollte. Und Heinrich ist auch sofort an eine Neugestaltung der inneren Verhältnisse herangetreten, um das Reich stark zu machen und wehrhaft gegen die äußeren Feinde. Hierbei zeigte Heinrich, wie viel schöpferische Kraft und erfinderischer Geist ihm innewohnte, man kann von ihm dasselbe sagen, was einst Tacitus vom Cherusker Arminius pries, er ward der Erretter und Befreier Deutschlands. Die reorganisierende Thätigkeit des Königs muß in die folgenden Jahre fallen, wir wollen sie an der Hand von Widukinds Bericht erzählen:

„Nachdem der König von den Ungarn auf neun Jahre Frieden erkauft, sorgte er mit solcher Klugheit für die Stärkung des Reiches und die Abwehr der Heiden, daß dies zu erzählen meine Kräfte übersteigt, obwohl es unziemlich wäre, dasselbe völlig zu übergehen. Zuerst ließ er aus den Leuten des offenen Landes je den neunten Mann auslosen und befahl ihm, in die Burg [1]) zu ziehen, um für seine acht anderen Genossen daselbst Wohnung zu errichten und den dritten Teil aller von jenen erbauten Erzeugnisse zu empfangen und in Verwahrung zu nehmen. Die acht Genossen aber sollten für ihn die Saat bestellen, ernten, die Feldfrüchte einsammeln und dieselben an den bestimmten Orten in Verwahrung geben. Versammlungen und Zusammenkünfte aller Art, sowie größere Festlichkeiten sollten dann innerhalb der Burgen gehalten werden, an deren Aufbau man Tag und Nacht arbeitete. Man solle dadurch in Friedenszeiten lernen, wie man im künftigen Kriege gegen die Feinde vorgehen könnte. Denn damals waren außerhalb der Burgen nur schlechte oder gar keine Befestigungen."

Hieraus erkennen wir deutlich, daß der König nach Ablauf der neun Friedensjahre auf neue Ungarneinfälle gefaßt war. Der Bau von Burgen — denn nur solche haben wir unter den „Städten" Widukinds zu verstehen — bezog sich, wie der Frieden, nur auf Sachsen und Thüringen, wir wissen auch, daß es sonst im Reiche an festen Plätzen damals nicht mangelte. So waren unter Ludwig dem Kinde Burgen an der Enns und im Gebiete des Bistums Eichstädt mit Erlaubnis des Königs angelegt. Im Jahre 926 hatten sich, wie wir oben sahen, die Mönche von St. Gallen in einen befestigten Ort zurückgezogen, des-

---

[1]) Denn so ist an dieser Stelle Widukinds das Wort urbs zu übersetzen.

gleichen hatten die Lothringer damals Burgen an den Flüssen aufgesucht, um den mordenden Ungarn zu entgehen. Herzog Arnulf hatte Regensburg neu befestigt, Bischof Udalrich hatte Augsburg mit starken Mauern umgeben, auch Konstanz war durch seine Mauern vor der Erstürmung bewahrt geblieben. Bischof Fulbert von Cambrai hatte seine Stadt mit Mauern umschützt, auch Balderich von Utrecht hatte um die Stadt eine feste Mauer mit Kastellen angelegt. König Heinrich selbst war im Jahre 924 in die Burgen Bichni und Werla geflüchtet. Sonst werden in Sachsen noch Heresburg und Grona genannt. Wir ersehen hieraus, daß auch auf diesem Gebiete die Großen des Reichs, Herzoge und Bischöfe voran, für das allgemeine Beste vorgearbeitet und eine ersprießliche Thätigkeit ins Werk gesetzt hatten, um sich und ihre Untergebenen vor den andringenden Feinden sicherzustellen.

Am wenigsten beschirmt war Sachsen, das Land war arm an festen Plätzen, da die Sachsen nach Art der Väter in offenen Weilern und Einzelhöfen lebten. Früher hatten die Bischöfe mit den Erträgnissen ihres reichen Kirchengutes die Städte ummauert und für ihren Schutz Sorge getragen. Doch nun trat der König selbst gebietend auf. Jetzt sollten sich vor allem die Klöster mit Mauern umgeben, die eine vorgeschriebene Höhe hatten; in der Entfernung von zwölf Fuß sollte ein tiefer Graben um die Mauer gezogen werden. So schrieben es der König und seine Großen zum Wohle des Landes vor. Außerdem wurden Merseburg, Gandersheim, Essen und Goslar ummauert, bei Quedlinburg und beim heutigen Meißen neue Burgen errichtet. Soweit sind uns solche Gründungen bekannt, doch hat Heinrich jedenfalls längs der Oker, Elster und Saale noch viele Burgen erbauen lassen, da sich gegen fünfzig Jahre später eine ganze Menge fester Plätze in jenen Grenzlanden finden. Aber als Gründer von Städten im modernen Sinne kann König Heinrich nicht gelten, da wir uns jene Burgen keineswegs als größere Plätze mit einer Menge von Wohnhäusern vorstellen dürfen. Es waren nur Zufluchtsorte für die Landleute in Kriegszeiten, dorthin sollten sie ihr Vieh und ihre Getreidevorräte bergen, um von da aus die Ungarn durch fortwährende kleine Ausfälle und Streifzüge zu belästigen. Die Abhaltung von Versammlungen und Festlichkeiten in den Burgen wurde wohl aus dem Grunde geboten, um die Landleute mehr an das Leben in festen Räumen und an städtisches Leben überhaupt zu gewöhnen, wie ja solches auf Grund der römischen Ansiedelungen im Westen des Reichs zum allgemeinen Nutzen längst erblüht war. König Heinrich war am Rheine und in Lothringen gewesen und hatte hier mit eigenen Augen gesehen, wie nutzbar größere Gemeinschaften von Menschen werden könnten, nur hier war Handel und Industrie möglich. Allerdings war Sachsen weit weniger volkreich als jene Gegenden, und seine Bewohner konnten vom Ackerbau und dem Ertrage der Viehzucht noch gut leben, nimmermehr aber konnten sie zu solcher Wohlhabenheit gelangen wie die Insassen der Weststädte. Und Heinrichs innere Politik mußte darauf ausgehen, neue Quellen für künftigen Wohlstand zu eröffnen, da er schwere Kriegszeiten kommen sah.

Freilich wie gerade diese Anordnungen befolgt wurden und Bestand gehabt, wissen wir nicht; jedenfalls stieß der König hierbei auf starken Widerstand,

denn ein solches Leben entsprach dem sächsischen Charakter durchaus nicht. Frei wollte der Mann sein und auf seinem Eigentum gebieten, er selbst war seine Mauer und sein Schutz, sein Auge und sein Arm galten ihm höher als Holz und Gestein. In der Stadt aber stand er unter des Königs Bann und es mangelte die Freiheit des Alleinlebens. Außer den Volksdingen fanden damals in Sachsen wohl nur zu den alten heidnischen Naturfesten, die längst zu kirchlichen Feiern umgewandelt waren, größere Versammlungen von Menschen statt.

Der Befehl des Königs, der neunte Mann solle zur Befestigung der Burg vom Lande ausziehen, konnte nur solche Leute betreffen, welche in einem direkten Dienstverhältnis zum Könige standen, also Ministerialen oder eigene Leute. Wahrscheinlich wurden viele der damals erbauten Burgen auf königlichem Gebiete angelegt und wurden königlich. Jedenfalls hat aber Heinrich viele seiner Großen vermocht, seinem Beispiele zu folgen und gleichfalls feste Plätze zu errichten. Vielleicht sind auch schon in diese Zeit die Anfänge der burggräflichen Macht zu setzen, wenigstens wird uns von Merseburg berichtet, daß der König hier die Rechte, welche mehreren zustanden, vereinigte, das heißt auf einen Vorsteher übertrug. Weiter überliefert Widukind von Merseburg, daß Heinrich in der Nachbarschaft der Stadt eine ganz eigentümliche Art von Verteidigungsmannschaft angesiedelt habe. Er erzählt:

„Der König Heinrich war gegen fremdes Volk sehr streng, aber gegen die Einheimischen ein milder Herr. Wenn er deshalb sah, daß ein überführter Dieb oder Räuber — und damals sollen auch aus dem Adel viele diesem Handwerke obgelegen haben — tapfer und kriegstüchtig war, so erließ er ihm die Strafe, siedelte ihn ganz in der Nähe von Merseburg an und schenkte ihm Land und Waffen mit dem Gebote, die Stadtleute zu schonen, aber gegen die Heiden als Räuber aufzutreten." Das wird auch von den Eigenen des Königs verstanden werden müssen, sonst hätte der König die Strafe nicht in so vielen Fällen erlassen können, denn Widukind erzählt weiter, daß nach und nach eine ganze Legion solcher Leute zusammenkam, über welche Heinrich nach seinem Willen verfügte.

Das war die eine Seite der neuordnenden Thätigkeit des Königs. Noch aber mußte vor allem das Heer umgestaltet werden. Der sächsische Heerbann bestand zum größten Teile aus Fußtruppen, während die Franken schon unter Karl dem Großen ganze Reiterheere gegen die Avaren ins Feld stellen konnten. Und es war durchaus notwendig, daß man jetzt dem schnellen Feinde mit größeren, beweglichen Reitermassen begegnete. Es trat nun auch in Sachsen das umgekehrte Verhältnis ein, so daß für spätere Zeiten das königliche Aufgebot ein größeres Reiterheer aufbringen konnte. Schon in den folgenden Slavenkriegen muß der Roßdienst viel in Anwendung gekommen sein. Von dem Verfahren, welches Heinrich bei dieser durchgreifenden Aenderung einschlug, wissen wir fast nichts Näheres. Dieselbe blieb wohl auf Sachsen und Thüringen beschränkt und betraf in der Hauptsache die königlichen Vasallen. Verstärkt wurde dies Aufgebot durch die obenerwähnte Legion der Merseburger Dienstmannen. Groß aber waren die Folgen, welche sich an diese Umgestaltung knüpften. Denn seither verlor der Fußdienst die alte Ehre, und aus dem früheren Volksauf-

gebote sonderte sich jetzt ein militärischer Stand aus, der Reiter- oder Ritterstand, auf welchem nun das ganze Mittelalter hindurch der Kriegsdienst lastete.

4. Die inneren Verhältnisse und das Reich.

Es scheint am Platze, hier noch einen kurzen Blick auf das Reich und die Regierung unter Heinrich zu werfen, um die inneren Verhältnisse mit denen der früheren Zeit in Gegensatz zu stellen.

Die Stellung der Herzoge zum König war eine ziemlich freie, unabhängig geboten sie über die inneren Angelegenheiten ihrer Lande. Doch nirgends sehen wir, daß sie sich aus dem Reichsverbande zu lösen getrachtet hätten. Ihr Verhältnis zum König war wohl für jeden einzelnen genau normiert, und Heinrich hat seine Forderungen nie zu hoch gestellt, so daß sie sich genötigt gesehen hätten, ihm die Treue zu brechen. Sie stellen Zuzug zum Heere des Königs, sie erscheinen bei ihm persönlich in wichtigen Dingen wie bei den Reichsversammlungen; sie verwenden sich auch beim Könige und sind Fürbitter in seinen Urkunden; außer in Baiern hat der König das Recht, die erledigten Bistümer in den Landen der Herzoge neu zu besetzen. In den königlichen Urkunden werden jene Herren abwechselnd Herzog und Graf genannt, eine ganz feste Bezeichnung war damals noch nicht aufgekommen.

Eine höhere Stellung nahmen auch die Grafen ein, welche in den Grenzgauen geboten, nachdem die Markgrafen der karolingischen Verfassung untergegangen und die Marken verfallen waren. Hierzu waren besonders tüchtige und erprobte Männer nötig, sie sind die Vorläufer der späteren ottonischen Markgrafen. Gewöhnlich vereinigten sie mit dem Willen des Königs mehrere Grafschaften in einer Hand, um gegebenen Falles schnell wirksame Macht zu sammeln.

Den Bischöfen gegenüber trat Heinrich freier auf als seine Vorgänger Ludwig und Konrad. Trotzdem behalten sie aber nach wie vor ihre hohe Stellung im Reiche, schon deswegen, weil sie aus den hervorragendsten Geschlechtern bestellt werden. Einem unter ihnen, dem Bischof von Toul, hat der König sogar das volle Grafschaftsrecht in seiner Stadt übertragen, der erste Fall einer solchen Auszeichnung, deren spätere Wiederholungen für das Reich verhängnisvoll werden sollten, indem sie den Keim künftiger Bürgerkriege in sich trugen.

Vom Könige selbst rühmt Widukind, ebenso groß wie seine Tapferkeit sei seine Frömmigkeit gewesen. Der König sah sehr gern, hieß es, wenn die Bischöfe seinen Entschlüssen zustimmten; aber Heinrich hat sich von ihnen nicht bestimmen lassen. Unter seinem Vorsitze wurden einige Kirchenversammlungen abgehalten, bei der letzten in Erfurt waren die Bischöfe aus allen Reichsteilen erschienen, nur Baiern nahm auch hier eine bevorrechtete Stellung ein. Heinrich war daher mehr als ein König in Sachsen, seine Gewalt erstreckte sich auf das ganze Reich. Reichsversammlungen kamen nach unserem Wissen vier zustande, und zuletzt vor dem großen Ungarnkriege noch eine alte Volksversammlung des ganzen Sachsenstammes.

Heinrich hat die Regierung selbst geführt, keiner der Großen seines Reiches nimmt am Hofe eine hervorragende Stellung ein oder hat den König in seinen

Plänen besonders geleitet. Die Herzoge sind ihm in Treue ergeben gewesen, sie anerkannten des Königs mannhaften Sinn und seine nationalen Ziele, sie ehrten seine weise Beschränkung und sein gerades, rechtliches Streben. Wo es nötig war, halfen sie ihm, und wohl nie gegen den eigenen Vorteil, denn der König verfolgte dieselben Ziele im großen, denen sie im kleinen oblagen. So traten König und Herzoge in keinen Gegensatz zu einander, ein jedes arbeitete dem andern in die Hände durch Verfolgung der eignen Pläne. Kurz, es war eine geordnete Herrschaft und ein starkes, einiges Reich. Gern fügten sich die Herzoge, denn des Königs Ruhm brachte ihnen Ehre. Recht und Gerechtigkeit zog jetzt wieder ein und es ward Friede und Ordnung im Reiche. Keinen Stand vor dem anderen und keine Person vor der anderen begünstigte Heinrich, seine königliche Gunst galt nur dem Verdienste und der Treue, die er selbst übte und deshalb auch von anderen forderte. Keine Schwäche wird von diesem Könige der Nachwelt überliefert, rein, wie ein fleckenloser Spiegel hat sich sein Andenken erhalten. So ward sein Name im Munde der Zeitgenossen gleich geachtet und geehrt, seine Vorzüge gepriesen. Das Reich verstand es, daß der König seine Aufgabe erfaßt hatte wie keiner vor ihm; würdevoll und ernst führte er sie durch zu gutem Ende. Und so hat Deutschland keinen größeren König gehabt, als den ersten aus dem Hause der Sachsen. Von der Liebe des Volkes ward er getragen und schnell hat sich die Sage seiner bemächtigt. Denn Heinrich blieb ein echter Sachse in Sprache, Sitte und Kleidung. Wie der große Karl gab er nichts auf ausländischen Prunk, er war deutsch durch und durch, und er ward der Gründer des Deutschen Reiches. — Ihm zur Seite stand eine in ihrer Art ebenso vortreffliche Frau, seine Gemahlin Mahthilde. Sanft und bescheiden waltete sie im Hause, fromm und der Kirche ergeben fand sie ihre Befriedigung in Werken der Demut und der Liebe. Ihren Einfluß auf den König benutzte sie gern, um ihn zu Milde und Gnade zu bewegen. Wie oft mag ihr sanfter Blick ihm die trüben Wolken von der Stirne verscheucht haben, wenn er der Wunden gedachte, die die Ungarn seinem geliebten Sachsen geschlagen! Fünf Kinder hatte Heinrich von ihr, Otto, Gerberga, Hadewig, Heinrich und Brun. Die beiden letzten Söhne waren geboren, als der Vater schon König war. Es war eine blühende, kräftige Familie und die Söhne berechtigten zu den besten Hoffnungen. Heinrich war das Ebenbild des Vaters und deshalb Liebling der Mutter, während Otto großartig war in Sprache und Gebärde und den künftigen Herrscher ahnen ließ. Brun war zum geistlichen Stande bestimmt und noch im zartesten Alter dem Bischof Balderich von Utrecht zur frühzeitigen Schulung übergeben. Großen Vorteil sollte auch Gerberga dem Vater durch ihre Verheiratung bringen. Das hängt zusammen mit den lothringischen Verhältnissen, welche im Jahre 927 wieder in den Vordergrund traten.

Graf Heribert hatte, wie wir oben sahen, den König Karl gefangen genommen, war aber auch bald mit König Rudolf in Zwiespalt geraten. Deshalb suchte er jetzt eine Anlehnung an Heinrich und schickte an ihn eine Gesandtschaft. Heinrich gab dieser als Antwort die Weisung mit, Heribert möge sich dazu herbeilassen, ihn zum Zwecke einer Besprechung zu besuchen. Ort und Zeit dieser Zusammenkunft sind nicht bekannt, doch dieselbe hat stattgefunden; beide

Parteien ehrten sich mit großen Geschenken. Vielleicht hat Heinrich dem Heribert geraten, den König Karl freizulassen, um ihn als Gegenkönig gegen Rudolf zu gebrauchen.

Bei dieser Gelegenheit versagte auch Heinrich die Anerkennung des an Stelle des verstorbenen Witger von Metz gewählten Bischofs und gab das Bistum an Benno, einen Kanonikus zu Straßburg. Und im Dezember ernannte der König nach dem Tode Herigers von Mainz den fuldischen Abt Hildebert zum Metropoliten und Erzbischofe von Mainz. Damals war der König selbst in Mainz, er feierte dort das Weihnachtsfest. Hildebert wurde, nach altem Herkommen, zum Erzkanzler des Reiches mit Ausnahme von Lothringen ernannt. Doch in Lothringen nahmen die Unruhen kein Ende. Hier hatte sich Boso, der Bruder König Rudolfs, unrechtmäßigerweise Kirchengut von Bistümern und Klöstern angeeignet und beharrte auf seinem Rechte. Heinrich sah sich daher gezwungen, im Jahre 928 mit Heeresmacht gegen ihn zu ziehen. Er rückte über den Rhein und die Maas und belagerte Bosos Feste Durofostum; zugleich aber bot er dem Boso Frieden an, wenn dieser sich ihm freiwillig stelle. Boso kam, gelobte Treue und Frieden und gab das besetzte Kirchengut gegen Ersatz zurück. Auch mit Giselbrecht und anderen Lothringern söhnte sich Boso damals aus. Kurz darauf kamen auch Heribert und Graf Hugo von Francien, der Sohn des verstorbenen Königs Rotbert zu Heinrich, um sich mit ihm zu verständigen, doch die Verhandlungen führten zu keinem Ziele, da der treulose Heribert gleich darauf von Heinrich abfiel und sich mit König Rudolf vertrug. Im folgenden Jahre starb dann endlich König Karl in der Gefangenschaft und Rudolf war alleiniger Herrscher in Westfranken.

Bald nach diesen Zusammenkünften, vielleicht in Lothringen selbst, gab Heinrich im Jahre 928 seine Tochter Gerberga dem Herzoge Giselbrecht zur Gemahlin. Es war wohl eine rein politische Ehe; Heinrich wollte den mächtigen Mann enger an sich ketten und dadurch das Band fester schlingen, welches das große Herzogtum mit dem Deutschen Reiche verknüpfte.

4. Die Kriege gegen die Slaven.

Aufs neue in seiner Macht gestärkt, wandte sich nun Heinrich gegen die Slaven an den Ostgrenzen Sachsens. Schon in seinen ersten Regierungsjahren hatte der König die Raubzüge der Heveller und anderer Wilzen bekämpfen müssen. Diese Völkerschaften scheinen sich dann ruhig verhalten zu haben, wir hören nichts von neueren Aufständen. Freilich ist uns nicht bekannt, wie weit damals Heinrich die deutsche Herrschaft ausbreitete, ob und in welcher Weise er die Slaven unterwarf. Noch bestand jetzt Frieden mit den Ungarn, und durch die kürzlich erfolgte Verheiratung seiner Tochter hatte sich der König in Lothringen den Rücken gedeckt. Er konnte sich daher mit aller Macht gegen die Slaven wenden. Wahrscheinlich verfolgte er dabei ein doppeltes Ziel. Erstens wollte er sein neu organisiertes Reiterheer an den Krieg zu Pferde mit den weit ungefährlicheren Slaven gewöhnen, um es dann gegen die Ungarn um so schlagfertiger zu haben. Zweitens aber gedachte er im Osten Sachsens Grenz-

marken gegen die Slaven zu errichten, damit von dorther keine Einfälle mehr zu fürchten wären. Man könnte dem Könige auch die Tendenz unterlegen, die Grenzen des Reichs nach Osten erweitern zu wollen, um das Christentum ins heidnische Slavenland zu tragen, wie das dann sein Sohn Otto ausgeführt hat. Es würde dies ganz gut zu seiner sonstigen Handlungsweise stimmen, wir wissen, daß Heinrich ein sehr frommer Fürst war und der christlichen Lehre ganz ergeben. Er und seine Gemahlin errichteten Klöster und milde Stiftungen, und so ist ihm auch der Gedanke an die Heidenmission wohl zuzutrauen.

Es war im Jahre 928, als der König seinen ersten Angriffskrieg gegen die Slaven unternahm. Nachdem er seine Mannen, erzählt Widukind, an die neuen Einrichtungen gewöhnt, brach er plötzlich auf gegen die Slaven, welche Heveller hießen. In vielen Treffen besiegte er sie, und mitten im harten Winter, wo er sein Lager auf den glatten Flächen der gefrorenen Sümpfe und Seen aufschlagen mußte, eroberte er ihre Hauptstadt Brennaburg; Hunger, Frost und Waffen zwangen die Stadt zur Ergebung, und zugleich mit ihr unterwarf sich das ganze Gebiet.

Wohl im Frühling des Jahres 929 zog dann Heinrich aus, um die Daleminzier zu bekriegen, gegen welche ihm schon früher der Vater einen Feldzug aufgetragen. Es waren seine bitteren Feinde und wilder Haß beseelte die Sachsen, als sie in das Gebiet einfielen. Glomaci nannte dieser Volksstamm sein Land, es erstreckte sich von der Elbe nach Westen bis gegen Chemnitz. Seit langen Jahren waren die Daleminzier durch ihre Einfälle den benachbarten sächsischen Gauen gefährlich geworden und der König hoffte, sie jetzt endlich bezwingen zu können. Er belagerte ihre Burg Gana, kaum das heutige Jahna bei Meißen, sondern zwischen Lommatzsch und Mügeln. Nach zwanzig Tagen ward die Feste eingenommen. Jedenfalls hat die Stadt kein gutes Schicksal gehabt, es heißt, daß Heinrich sie den Soldaten zur Plünderung übergeben, daß alle mannbaren Einwohner getötet, und Knaben und Mädchen als Gefangene fortgeführt worden seien.[1]) Vielleicht war durch die Einnahme von Gana der Krieg gegen die Daleminzier beendet, dem Könige muß ihre völlige Unterwerfung geglückt sein, sonst ließe sich der folgende Zug nicht erklären. Von da aus zog nämlich Heinrich südwärts längs der Elbe und Moldau gegen die Böhmen und deren Hauptstadt Prag. Früher unter König Konrad waren die Böhmen einmal mit den Ungarn verbündet ins Reich eingefallen. Wahrscheinlich wollte jetzt Heinrich für den künftigen, unausbleiblichen Ungarnkrieg einem neuen Bündnisse beider Völker durch die Unterwerfung Böhmens zuvorkommen. Ueber Böhmen herrschte damals Wenceslaus, Sohn des Wratislaw. Heinrich verhehlte sich nicht, daß hier ein härterer Kampf seiner warte als die früheren. Deshalb hatte er dem Herzog Arnulf von Baiern entboten, von Westen her in Böhmen einzurücken

[1]) Dieser Satz hat sich jedoch als ein Citat aus Sallust ergeben, wie sie bei Widukind sehr gewöhnlich sind. Man kann daher kaum mit Waitz annehmen, daß die Stadt völlig zerstört ward. Eine mir gemachte Mitteilung, es fänden sich in der Nähe von Jahna bei Meißen noch alte Mauerreste, welche der Burg angehören könnten, ist unrichtig, überhaupt läßt das dortige Terrain eine Burg gar nicht zu. Daß viel Gefangene gemacht wurden, ist gewiß richtig; Giesebrecht macht hier mit Recht auf die Ableitung unseres Wortes Sklave von Slave aufmerksam.

und ihm Zuzug zu leisten. Die Vereinigung beider Heere sollte vielleicht vor Prag stattfinden. Herzog Wenceslaus sah ein, daß er dieser vereinigten Macht nicht widerstehen könnte, er kam zum Könige, unterwarf sich ihm und ward zur Tributzahlung verpflichtet. Und Zeit seines Lebens blieb er dem Könige hold und gewärtig. Jedenfalls forderte Heinrich den Vasalleneid von ihm und Wenceslaus erhielt sein Land als Lehen aus der Hand des Königs zurück. So war die Verbindung eines großen und volkreichen Landes mit dem Reiche angebahnt; freilich erst in viel späterer Zeit ging die Krone der Premysliden auf ein deutsches Fürstengeschlecht über.

Nach diesem erfolgreichen Zuge kehrte der König nach Sachsen zurück, und es scheint, daß er bald darauf noch andere slavische Völker unterworfen und zu jährlicher Tributzahlung gezwungen hat. Wenigstens berichtet Widukind, daß Frieden gewesen sei, nachdem Heinrich die Abodriten, Wilzen, Heveller, Daleminzier, Böhmen und Redarier tributär gemacht. Vielleicht haben aber die Grenzgrafen im östlichen Sachsen jene Feldzüge im Auftrage des Königs unternommen, während dieser im Süden Krieg führte. Oder die Erfolge Heinrichs gegen Böhmen und Daleminzier haben jene Völkerschaften, die in der heutigen Mark und beiden mecklenburgischen Herzogtümern saßen, bewogen, einem künftigen Kriege mit den Sachsen durch freiwillige Unterwerfung zu begegnen. — Doch kaum war der König nach Sachsen zurückgekehrt, als die Redarier im heutigen Strelitz sich zu einem neuen, furchtbaren Aufstand erhoben. Mit Heeresmacht rückten sie vor die Stadt Wallislevu (Walsleben, zwischen Werben und Arneburg a. d. Elbe), eroberten sie und töteten die ganze Einwohnerschaft, wie Widukind sagt, eine große Menge. Dies war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande der östlichen Slaven, die sich jetzt gegen die sächsische Herrschaft erhoben. Heinrich scheint damals mit andern Dingen beschäftigt gewesen zu sein, denn er übertrug jetzt den Oberbefehl gegen die Slaven dem Legaten Bernhard und dem Grafen Thietmar. Beide erhalten den Befehl, die Stadt Lunkini (Lenzen) an der Elbe zu belagern. Die Stadt war wohl ein besonders stark befestigter Platz der Slaven und gehörte zu dem Gebiete der Linonen. Am fünften Tage der Belagerung wurde, nach Widukinds Bericht, den Führern durch Kundschafter gemeldet, das feindliche Heer sei ganz in der Nähe und beabsichtige in der nächsten Nacht ihr Lager zu überfallen. Und da dies Gerücht von mehreren als wahr versichert ward, glaubten es die Sachsen, die sich um die Zelte der Führer geschart. Noch in derselben Stunde befahl Bernhard unter Zustimmung seines Kollegen Thietmar, das Heer solle die ganze Nacht hindurch gerüstet sein, um einem etwaigen Angriff der Feinde mit Erfolg begegnen zu können. Nachher zerstreute sich das Volk im Lager. Und man sah jetzt bei den Leuten erhobene oder gesenkte Mienen, je nachdem sie den Kampf herbeisehnten oder scheuten. So schwebten die Krieger gemäß ihrem Charakter in Furcht und Hoffnung. Der Tag verging und eine ungewöhnlich finstere Nacht mit starkem Regen brach herein, jedenfalls, wie Widukind sagt, nach göttlichem Ratschluß, damit die frevle Absicht der Heiden zu schanden würde. Und wie es befohlen, so blieben die Sachsen die ganze Nacht unter Waffen. Beim ersten Morgengrauen ward das Zeichen gegeben, worauf die Krieger zuerst den Führern, dann sich gegenseitig Hülfe in dem kommenden

Kampfe eidlich versprachen. Und siehe, es wurde klares Wetter, die Sonne ging auf und strahlte in den Feldzeichen wieder. Da rückte das Heer aus und dem Feinde entgegen. Das erste Treffen gegen die Heiden befehligte Bernhard; doch er konnte mit seiner kleinen Anzahl gegen die ungeheure Uebermacht nichts ausrichten, kehrte zum Haupttreffen zurück und that dort kund, daß die Heiden arm an Reiterei seien, dagegen über unzähliges Fußvolk verfügten. Dieses aber sei wegen des starken nächtlichen Regens in so schlechtem Zustande, daß es von der Reiterei zum Vorrücken in den Kampf gezwungen werden müsse. Als daher die warme Sonne auf die feuchten Rüstungen der Heiden fiel, da stieg ein dichter Dampf zum Himmel empor und Mut und Zutrauen kehrten wieder ein beim auserwählten Volke, welches Gott mit seinem strahlenden Glanze erleuchtete. Nachdem dann Bernhard seine Scharen zum Kampfe angefeuert, gab er das Zeichen zum Angriff und mit lautem Geschrei stürzten sich die Krieger auf den Feind. Aber dicht wie eine Mauer standen die Feinde und es war nicht möglich, sie zu durchbrechen und eine Gasse hineinzuhauen. Es suchten daher kleine Abteilungen aus den Flanken hervorzubrechen, um diejenigen zu töten, die sie von der Hauptmasse abschnitten. Doch der Kampf wurde ernst und immer heißer, und es fiel eine ziemliche Menge auf beiden Seiten und noch standen die Feinde fest in Reihe und Glied ihrer Schlachtordnung; da schickt Bernhard zu Thietmar — jedenfalls war seine Abteilung als Reserve noch nicht ins Treffen gekommen — und läßt ihn um schleunige Hülfe bitten. Darauf schickt Thietmar einen Anführer mit fünfzig Mann in die Flanke der Feinde und dadurch gerieten diese bald in Verwirrung. Schnell riß nun die Flucht ein und die Sachsen konnten ungehindert einhauen. Das dauerte den ganzen Tag. Und als die Feinde auf ihrer Flucht über das Land verfolgt wurden, versuchten sie, sich in das nahe gelegene Lenzen zu werfen. Doch daran wurden sie von Thietmar gehindert, der sie völlig in die Enge trieb und sie zwang, sich in den nächsten See zu stürzen. So ward jene ungeheuer große Menge teils mit dem Schwerte getötet, teils in den Fluten ertränkt. Kein Mann von den feindlichen Fußtruppen war übrig geblieben, wenige nur von den Reitern, und so hatte der Kampf durch die Vernichtung der Feinde sein Ende erhalten. Da erscholl großer Jubel im Heere über den herrlichen Sieg, man pries die Anführer mit hohem Lobe und man beglückwünschte sich gegenseitig. — Am nächsten Tage rückte das Heer gegen die Stadt vor, doch die Bewohner stellten die Feindseligkeiten ein und baten um Gnade. Und diese ward ihnen auch zu teil. Entwaffnet mußten sie aus der Stadt herausziehen und sich dem Sieger ergeben. Doch die Slaven und die ganzen Schätze und Weiber und Kinder derselben kamen in die Gefangenschaft des Königs. Auch von den Siegern waren in der Schlacht zwei Grafen Liuthar gefallen und noch andere Männer von Adel. Bernhard und Thietmar kehrten dann mit den andern sächsischen Anführern in die Heimat zurück und wurden vom Könige unter großen Ehren aufgenommen, da sie mit so kleiner Macht einen glänzenden Sieg errungen. Denn man behauptete damals, an 200 000 Feinde seien in der Schlacht gefallen. Die Gefangenen aber, setzt Widukind hinzu, wurden, wie es ihnen angekündigt war, am nächsten Tage getötet. Derselbe erzählt aber kurz zuvor, daß ihnen Gnade für Recht erging.

Wie manches auch in dieser Erzählung Widukinds unklar bleibt, die Hauptsachen werden alle durch andere Quellen bestätigt. Eine furchtbare Schlacht war geschlagen und die Sachsen hatten für den Aufstand blutige Rache genommen. Seit der Zeit verharren die Slaven in Ruhe; sie stehen zwar noch unter ihren eigenen Fürsten, aber alle Stämme mußten seither Tribut an das Reich zahlen. Heinrich konnte sich mit diesen großen Erfolgen zufrieden geben, an die Gründung von Marken in jenen Gegenden, wie ihm später so oft nachgesagt wird, hat er nicht gedacht. Weder die Nordmark, noch die Mark Brandenburg, noch auch die Mark Meißen verdanken ihm ihren Ursprung. Wohl aber ward damals im Daleminziergebiet auf einem Felsen an der Elbe eine Burg angelegt, die erste germanische Siedelung in jenen Gegenden, das spätere Meißen. Auch Bekehrungen zum Christentum mögen damals bei jenen Stämmen noch sehr selten gewesen sein, nur wenige werden erwähnt und wir wissen nichts davon, daß von König Heinrich Missionsthätigkeit bei den unterworfenen Völkern ins Werk gesetzt wurde. Erst sein großer Sohn Otto hat die Erfolge des Jahres 929 wirklich ausgenutzt, die Anlegung der Marken und Bistümer in den slavischen Landen gehört erst in die letzten Jahre von dessen Regierung. Heinrich fürchtete wohl, daß eine Verbindung sämtlicher slavischer Stämme zustande kommen werde, wenn er einen zu großen Druck auf die einzelnen Völker ausübte und mit Reformen in einem Lande vorginge, welches soeben erst unterworfen war und nur durch langes Zusammenleben mit den Deutschen an die allmähliche Aufnahme von deutschen Kulturelementen gewöhnt werden konnte. Außerordentlich günstig war jetzt das Geschick dem Könige gewesen, denn fiel der Sieg auf die Seite der Slaven, so brachen die Ungarn sicherlich den Frieden, um den wehrlosen König vollends zu vernichten. Slaven und Ungarn wären dann vereint über das Reich hergefallen, der Ausgang war nicht zweifelhaft, da es sich fragte, ob Heinrich so leicht Hülfe und Zuzug seitens der anderen Herzoge hätte erhalten können. Er allein war jedenfalls einem Bündnisse dieser beiden Völker nicht gewachsen.

Und in eine fröhliche Zeit fiel der Sieg, denn es waren die Tage, da sich eine angelsächsische Königstochter dem jungen Otto vermählte, dem Stolze des sächsischen Hauses. Heinrich hatte zum angelsächsischen König Aethelstan geschickt und sich von diesem die Schwester Edgith zur Gemahlin für seinen Sohn Otto erbeten. Auch Edgith war eine Sachsin, denn sächsisch war ihr Geschlecht. Das alte Band sollte wieder geknüpft werden, welches die Vorfahren Ottos und Edgiths in grauer Vorzeit umschlungen. Denn es lebten wohl noch auf der britischen Insel wie auf dem sächsischen Festlande die Sagen, welche die gemeinsame Abstammung von Sachsen und Angelsachsen im Gedächtnisse des Volkes lebendig erhielten. Auch Aethelstan zeigte sich geneigt zur Verbindung, er schickte seine beiden Schwestern Edgith und Elfgifa übers Meer. Otto wählte die ältere Edgith, und in der Freude des jüngsten Sieges ward jetzt die Hochzeit unter dem Beisein vieler weltlichen und geistlichen Großen mit großem Gepränge gefeiert. Das geschah zu Quedlinburg im Herbste des Jahres 929. Magdeburg ward der jungen Fürstin als Heiratsgut ausgestellt, während Heinrich seine Gemahlin jetzt mit seiner neuen Stiftung Quedlinburg, dem neuen Familienkloster, und noch anderen Orten als Witwensitz bedachte. — So hatte der König neue Beziehungen

zu einer auswärtigen germanischen Fürstenfamilie angeknüpft und dadurch sein Königtum innen und außen gekräftigt; und der jüngste Sieg über die Slaven ließ sowohl das Reich als auch den König mächtiger als je erscheinen. Sein Ansehen war bei allen Völkern gestiegen und der Ruhm seines Namens verbreitete sich auf dem Erdenrund.

In diesem Jahre ward auch eine Synode im Reiche gehalten, um einen argen Frevel zu sühnen. Denn im vorigen Jahre war Bischof Benno von Metz von einer feindlichen Partei im Lande gefangen und geblendet worden. In Duisburg trat jetzt die Synode zusammen; die Urheber der abscheulichen That wurden mit kirchlichen Strafen belegt und Bischof Benno entsagte seiner Würde. Für Metz aber wurde Adalbero aus adligem Geschlechte erwählt und von König Heinrich als Bischof bestätigt. So vollziehen sich jetzt lothringische Dinge ohne Einmischung von seiten Westfrankens. Dort war indes der Thronstreit noch nicht beendet, Boso bekriegte die Grafen Heribert und Hugo. Noch im Jahre 929 kam Boso zu König Heinrich, wohl um Hülfe von ihm zu erlangen. Doch Heinrich zwang ihn jetzt, Frieden zu geloben. Bald darauf starb auch König Karl in der Gefangenschaft Heriberts, Rudolf war unbestrittener König des Landes. Wahrscheinlich hat nun Heinrich eine Annäherung an Rudolf gesucht, wenigstens hielt er sich dann über vier Monate im Westen und Süden des Reiches auf. Freilich wissen wir nichts von den Plänen und Absichten, welche der König mit dieser Reise verband, nur einige Urkunden sind aus jener Zeit erhalten und legen von dem langen Aufenthalte des Königs in jenen Gegenden Zeugnis ab. Da jedoch die Herzoge Eberhard und Arnulf darin genannt werden, so kann die Reise nicht unwichtig gewesen sein. Mitte 930 finden wir dann den König in Aachen und später wurde er von Eberhard und anderen Großen und Bischöfen Frankens eingeladen, ihr Land zu besuchen. Er ward hoch von ihnen aufgenommen und mit reichen Geschenken geehrt. So verwendete der König dieses Jahr zu einer Rundreise im Westen, er hielt Hof an den alten fränkischen und lothringischen Bischofssitzen und die mächtigen Herzoge empfingen seinen Besuch als eine persönliche Ehre. So stellt sich uns hier das Reich wieder in seiner Einigkeit dar, mit Freuden ward der sieggekrönte König überall in Franken begrüßt und er hielt festlichen Umzug bei seinen Getreuen, die dem trefflichen Manne hold waren und blieben. Wieder entstand dieses Jahr ein Streit zwischen den Großen Westfrankens, doch der König mischte sich nicht darein, er zog am Schlusse des Jahres wieder nach Sachsen. Hier blieb er über ein halbes Jahr, bis die lothringischen Unruhen ihn nach der Mitte des Jahres 931 zu einer abermaligen Reise nach Westen nötigten. Boso hatte sich mit Heribert vertragen, er fing aber jetzt einen Streit mit Giselbrecht an, welcher zur Fehde ausartete. Nachdem Giselbrecht Bosos Feste Durofostum eingenommen, ging er mit Heribert einen Vertrag ein, dessen Spitze gegen Boso gekehrt war. Auf diese Weise ward Boso doppelt angegriffen und er wandte sich nun an seinen Bruder, den König Rudolf. Dadurch verstieß er aber gegen den Vertrag, den er mit Heinrich früher eingegangen. Und Heribert ward mit Rudolf uneins, nunmehr als Bundesgenosse Giselbrechts begab er sich zu König Heinrich, um ihm zu huldigen. Darauf zog Heinrich selbst nach Lothringen, im Oktober finden wir ihn zu Ivoy östlich von Sedan.

König Rudolf aber zog bis Attigny und schickte von da den Grafen Hugo von Francien zu Heinrich. Von ihm empfing der deutsche König Geiseln zur Sicherstellung des Friedens; dann kehrte Heinrich über den Rhein zurück. Doch kaum hatte er den Rücken gewendet, da fielen Rudolf, Boso und Hugo vereint über Heribert her. Man sieht, geschworene Eide galten damals wenig genug und die Unsicherheit der westfränkischen Verhältnisse hatte ihren höchsten Grad erreicht. Auf keinen Fall konnte das Westreich solch wilde, unruhige Zeit noch lange ertragen.

Im nächsten Jahre 932 ist Heinrich noch einmal gegen die Slaven mit einem Heere ausgerückt. Diesmal galt es den Lausitzern und ihrer Stadt Liubusa, dem heutigen Lebusa zwischen Dahme und Schlieben. Heinrich belagerte die Stadt und zwang endlich die Einwohner, in ein kleines benachbartes Kastell zu fliehen. Schließlich mußten sie sich ergeben. Die Stadt ward zerstört und verbrannt und blieb lange Zeit unbesiedelt. Vielleicht sind auch damals die slavischen Milziener in der sächsischen Oberlausitz von Heinrich unterworfen worden.

Für den 1. Juni desselben Jahres hatte Heinrich mit Zustimmung seiner Großen eine Synode nach Erfurt ausgeschrieben. Das ganze Reich sollte wohl vertreten sein. Heinrich war selbst zugegen und gab durch seine Zustimmung zu mehreren Dekreten diesen eine besondere Weihe und bindende Kraft. Die bairischen Bischöfe waren wie auch sonst jedenfalls nicht geladen worden, wenigstens fehlten sie gänzlich, aus Lothringen war nur Rotbert von Trier erschienen. Die Beschlüsse dieser Synode nun sind für die allgemeine Geschichte nicht allzu wichtig; nur einige wollen wir hier mitteilen, in welchen der König der Kirche ein Zugeständnis machte, indem er die richterliche Gewalt während der hohen Festzeiten teilweise suspendierte. Es solle niemand, heißt es, acht Tage vor Weihnachten, während der Fastenzeit bis acht Tage nach Ostern und acht Tage vor Johannis vor Gericht gezogen und niemand in der Kirche oder auf dem Wege nach und von der Kirche von einem gerichtlichen Befehl betroffen werden. Ein anderes, zu Gunsten der Kirche erlassenes Dekret befahl, daß jeder am Montage vor Mariä Himmelfahrt dem Bischofe, in dessen Sprengel er lebe, einen Denar oder dessen Wert in einer beliebigen Form darbringen solle; der Bischof aber solle darauf bedacht sein, die Gabe zum Wohle der Geber zu verwenden; die Gabe solle unbedingt gemacht werden, der Herr solle sie für seinen Knecht geben, wenn dieser zu arm sei.

Unterdessen war die bairische Geistlichkeit schon am 14. Januar zu einer Synode in Regensburg zusammengetreten, wobei jedoch nur wenig und Unwichtiges zur Beratung kam. Dagegen versammelten sich im Juli oder August die Bischöfe, die Grafen und die sonstigen Großen des bairischen Landes, 117 an der Zahl, mit dem gesamten Volke zu einem großen Landtage in Dingolfingen. Ueber die Feier der hohen Feste ward hier beraten und über die Zeiten und Tage der Fasten. Desgleichen ward wie in Erfurt die jährliche Abgabe eines Denars beschlossen. Doch hier in Baiern sollte die Abgabe für den Aufbau verfallener Gotteshäuser und für die Erhaltung des ewigen Lichtes in den Kirchen verwendet werden.

Graf Heribert war inzwischen von seinen mächtigen Feinden hart bedrängt worden; Giselbrecht hatte sich denselben noch angeschlossen und lag vor Heriberts

Feste Peronne. Da flüchtete dieser in seiner Not zu König Heinrich und bat ihn um wirksame Hülfe gegen Rudolf. Doch Heinrich war jetzt mit ganz andern Dingen beschäftigt, als daß er sich in Verhältnisse mischte, die ihm längst widerwärtig geworden waren. Auch war er ein zu besonnener und verständiger Mann, als daß er seine Kräfte auf einem Platze geopfert hätte, auf dem für ihn nichts zu gewinnen war. Lothringen gehorchte ihm schon und nach romanischem Lande gelüstete es ihn nicht, seitdem er die Unbeständigkeit und Treulosigkeit seiner Bewohner so oft erlebt.

5. Der große Ungarnkrieg.

Wichtigeres hatte jetzt der König im Auge, denn mit dem 31. Dezember des Jahres 932 lief der mit den Ungarn geschlossene neunjährige Frieden ab und Heinrich mußte eines neuen Einfalls der Barbaren gewärtig sein. Und er hatte sich nicht getäuscht. Gleich zu Anfang des Jahres brachen die Ungarn auf, wie Widukind berichtet, da der König ihren Gesandten den Tribut zu zahlen verweigert. Doch lassen wir Widukind zunächst selbst erzählen, er gibt den authentischen Bericht für den ganzen Krieg und man kann ihn aus andern Quellen nur ergänzen, nicht korrigieren. Als nun der König seine Krieger im Reiterkampfe erprobt, beschloß er gegen den alten Feind, die Ungarn, einen entscheidenden Schlag zu führen. Zu diesem Zwecke berief er sein ganzes Volk (natürlich nur die Sachsen) und sprach etwa folgende Worte: „Ihr wißt alle selbst am besten, aus welcher Verwirrung und welchen Gefahren euer Reich jetzt gerettet ist, die ihr durch innere und äußere Kriege so oft hart betroffen wurdet. Jetzt endlich ist das Reich mit Gottes gnädiger Hülfe durch unsere gemeinsame Arbeit und eure Tapferkeit befriedet und einig, die Heiden sind überwunden und uns in Knechtschaft unterthan geworden. Nur das ist noch nötig, daß wir gemeinsam gegen unsern Feind, die Ungarn, vorgehen. Bisher habe ich euch, eure Söhne und Töchter berauben müssen, um den Schatz der Ungarn zu füllen. Nun aber würde ich gezwungen sein, die Kirchen und deren Diener auszuplündern, da unsere Leiber beinahe bloß sind und wir keine anderen Schätze mehr besitzen. Gehet also mit euch zu Rate und erwählet selbst, was in dieser Sache zu thun ist. Soll ich die geheiligten Kirchenschätze angreifen und damit unsere Schuld an die Barbaren abtragen, oder soll ich die Kirche durch Darbringung von Schätzen ehren, damit wir nicht länger Schuldner dessen sind, der unser Schöpfer und Erlöser ist?" Da ließ das ganze Volk seine Stimme zum Himmel erschallen, es wolle lieber dem lebendigen und wahren Gotte seine Schuld abtragen, da er treu und gerecht sei auf allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken. Und das Volk versprach seinem Könige Hülfe gegen die wilden Heiden und bekräftigte sein Versprechen, indem es die Rechte zum Schwur erhob. Da entließ der König sein treues Volk, nachdem es sich so mit ihm verbündet. Und es kamen die Boten der Ungarn zu ihm, um die übliche Summe an Zins zu erheben. Aber mit Hohn wurden sie am Hofe empfangen und mit leeren Händen kehrten sie zur Heimat zurück. Darüber ergrimmten die Ungarn und eilends brachen sie mit einem gewaltigen Heere gegen Sachsen auf. Im Daleminziergebiete

angelangt, forderten sie von ihren alten Bundesgenossen Hülfe und Zuzug. Doch diese wußten, daß die Ungarn gegen die Sachsen zogen und daß die Sachsen zum Kampfe gerüstet seien. Sie schickten ihnen daher einen dicken Hund als Geschenk. Doch die Ungarn hatten jetzt keine Zeit Rache zu nehmen, da sie zu anderen Kämpfen eilten und begnügten sich daher, ihren Freunden eine sehr spöttische Antwort zu geben. Dann fielen sie plötzlich in die Gaue der Thüringer ein und suchten das ganze Land als wüstende Feinde heim. Darauf teilten sie sich, der eine Haufe zog nach Westen, da sie jetzt von Westen und Süden zugleich Sachsen angreifen wollten. Doch die Sachsen hatten sich mit den Thüringern vereint und standen schon da und lieferten ihnen ein Treffen, in welchem die Führer der Ungarn fallen und das ganze nach Westen gezogene Heer zerstreut und zu schmählicher Flucht gezwungen wird. Viele kamen durch Hunger um, andere tötete die Kälte, andere wieder wurden gefangen und starben, wie sie es verdient, eines elenden Todes. — Das Heer aber, welches im Osten geblieben war, hatte gehört, daß die Halbschwester des Königs, welche den Thüringer Wido geheiratet, in einer benachbarten Stadt wohnte und viel gemünztes und ungemünztes Gold und Silber besäße. Sie unternahmen daher einen so heftigen Sturm auf die Stadt, daß nur die Finsternis der Nacht sie an der Einnahme hinderte. Noch in dieser Nacht aber vernahmen sie das schlimme Schicksal ihrer Genossen und den baldigen Anzug des Königs, denn dieser hatte sich bei einem Orte Namens Riade gelagert. Da verließen sie aus Furcht ihr Lager und sammelten die zerstreuten Scharen durch qualmende Feuer, wie sie es gewohnt waren. Der König führte aber am nächsten Tage sein Heer zum Angriffe vor, nachdem er es ermahnt, alle Hoffnung auf Gott zu setzen und nicht daran zu zweifeln, daß die göttliche Hülfe, die ihnen schon so oft beigestanden habe, diesmal ausbleiben werde. Sie alle seien die gemeinsamen und geschworenen Feinde der Ungarn, sie sollten nur darauf sinnen, wie sie an ihnen Rache nehmen könnten für das Vaterland und für die Voreltern. Und sie hätten ja gesehen, daß die Feinde sich gar schnell zur Flucht wendeten, wenn sie auf kräftigen Widerstand stießen. Durch solch tüchtiges und derbes Wort ward der Krieger erhoben und bald sah man den König im vordersten Treffen, bald in den Mittelreihen und bald in der hintersten Schlachtreihe. Vor ihm aber war der Erzengel Michael, denn dieser schmückte das große Schlachtenbanner. Da kam das alte Zutrauen und eine hohe Zuversicht über das ganze Heer. Der König aber hegte die Befürchtung — und zwar mit Recht, denn sie traf ein — die Feinde möchten sofort nach Anblick des stattlichen Heeres die Flucht ergreifen. Er schickte deswegen eine Schar Thüringer mit wenigen Schwerbewaffneten, um die Waffenlosen zu verfolgen und bis zum Hauptheere heranzuziehen. Und so geschah es auch. Aber trotzdem flohen die Feinde beim Anblick des Heeres, so daß im Umkreise von acht Meilen nur wenige gefangen und getötet wurden. Doch das Lager ward erbeutet und damit sämtliche Gefangene der Ungarn befreit. Der König aber kehrte siegreich zurück und ließ Dankgottesdienste anstellen dafür, daß ihm die göttliche Gnade den Sieg beschert. Den Tribut aber, welchen er den Feinden jährlich zahlte, schenkte er jetzt zum Teil der Kirche, zum Teil bestimmte er ihn zu Almosen. Vater des Vaterlands, Herr der Erde und Imperator ward er vom

Heere genannt, und weit und breit zu allen Völkern und Fürsten ging der Ruhm seiner Macht und seiner Größe.

So weit Widukind. Von anderen Quellen wird etwa noch folgendes berichtet: Der Angriff der Ungarn galt diesmal nicht nur Sachsen allein, sondern die Barbaren teilten sich in drei Scharen. Die eine zog nach Italien, die zweite gegen Sachsen und von der dritten ist nichts weiter bekannt. Schon daraus ergibt sich, daß beide Ungarnschlachten in Thüringen keine großen gewesen sind. Der Westfranke Flodoard erzählt zwar, es seien in der zweiten Schlacht 36 000 Ungarn gefallen, doch das ist dieselbe Uebertreibung, wie wir sie bei Widukind in der Schlacht bei Lentzen fanden, wo die Zahl der getöteten Slaven an 200 000 betragen haben soll. — Der Einfall der Ungarn in Sachsen muß barbarisch gewesen sein, denn die wilden Horden schonten damals keinen Sachsen männlichen Geschlechtes, der das zehnte Lebensjahr überschritten. Liutprand berichtet, Heinrich habe gerade an einer schweren Krankheit daniedergelegen, als ihm die Ankunft der Magyaren gemeldet ward. Kaum habe der Bote seine Meldung beendet, als Heinrich an die Sachsen den Befehl ergehen ließ, bei Lebensstrafe binnen vier Tagen bei ihm einzutreffen. So habe er in wenig Tagen ein starkes Heer vereinigt, besonders da jeder männliche Sachse nach erreichtem zwölften Lebensjahre waffenfähig geworden. Nach Flodoard waren im sächsischen Heere auch Baiern, von denen Widukind in seinem sächsischen Patriotismus kaum etwas berichten würde. Vielleicht zwang der König auch damals einige slavische Völker zur Stellung von Hülfstruppen, wenigstens kann die Erzählung von den Daleminziern bei Widukind darauf hindeuten. Beim Beginn der Schlacht riefen die Sachsen nach Liutprand „kyrie eleison“, aus den Reihen der Ungarn erscholl dagegen ein häßlicher Ruf „hui, hui“. Man hat nach allen Berichten mehr an eine tolle Flucht der Ungarn zu denken, als an einen regelmäßigen Kampf, doch können die Verluste der Heiden beträchtlich genug gewesen sein, da das Terrain für sie sehr ungünstig war, sumpfige Wiesen wohl am Mittellaufe der Unstrut.[1]) Die Schlacht selbst fand am 15. März des Jahres 933 statt. Daraus geht hervor, daß die Ungarn sehr zeitig aufgebrochen sind, und die Angabe Widukinds, es seien vorher viele vom Westheere der Ungarn der Kälte erlegen, wird hierdurch bestätigt. Jedenfalls hat die Sage hier zeitig eingegriffen und mancherlei ausgemalt. So erzählt eine spätere Quelle des zwölften Jahrhunderts, welche Widukinds Bericht über die von den Ungarn zur Hülfe aufgebotenen Daleminzier mit

[1]) Der Ort der Schlacht läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen, da die Angabe Liutprands, das Schlachtfeld liege bei Merseburg, jedenfalls auf einem Irrtum beruht. Vielleicht ist der Ort an der Unstrut zu suchen, da Flodoard einen Fluß in der Nähe erwähnt und Widukinds Riade auf einige Orte an der Unstrut passen kann, die kurz darauf in Urkunden erscheinen. Alfred Kirchhoff hat die Alternative gestellt, das Ried sei entweder bei Nägelstedt oder bei Artern zu suchen. Ich möchte eher an Artern denken, weil dort der Fluß schon weniger Gefälle hat und so zur Bildung größerer Sumpfflächen an seinen Ufern mehr geeignet ist. Dann würde jenes Rieda unter Otto II. und Riede unter Otto III. das heutige Riethburg südöstlich von Artern sein. Zur Zeit der Schlacht braucht dort noch keine Siedelung bestanden zu haben, das Riade bei Widukind kann ebensogut nur eine sumpfige Stelle bezeichnen, wie Kirchhoff ganz richtig angibt. Das Schlachtfeld kann schon deshalb nicht bei Merseburg liegen, weil diese Stadt sonst von Widukind und ganz besonders später von Thietmar erwähnt worden wäre.

Heinrichs Tributverweigerung vermischt, der König habe an die Fürsten der Ungarn statt des Zinses einen kleinen räudigen Hund gesendet, welchem man Schwanz und Ohren verschnitten. Und die Boten, welche er damit abgeschickt, habe er vorher einen Eid schwören lassen, den Hund wirklich abzuliefern. Eine andere Quelle setzt hinzu, jener Hund sei blind gewesen. Diese und ähnliche Entstellungen schleppen sich dann das ganze Mittelalter hindurch und noch in neuerer Zeit sind die unglaublichsten Dinge über jenen Krieg erzählt worden.

So viel steht fest, daß am 15. März 933 die Ungarn in der Nähe eines Flusses in Ostthüringen von den Sachsen unter Heinrich geschlagen und zur Flucht genötigt wurden. Und zum Angedenken dieses glorreichen Sieges ließ der König in der Pfalz zu Merseburg Wandgemälde anfertigen, welche diese Ruhmesthat der deutschen Waffen verherrlichten.

Seither blieb Sachsen von dem furchtbaren Feinde befreit, nur in den Süden des Reiches wagten jene raubenden Horden noch einzufallen, bis sich ihnen 22 Jahre später die geeinigte deutsche Nation in den Ebenen des Lech entgegenstellte, und die großen Verluste, die sie dort erlitten, ihnen alle Lust zu neuen Einfällen ein- für allemal raubten.

So war jetzt durch den König selbst der Erzfeind geschlagen und aus dem Reiche vertrieben, die Gefahr, welche seit neun Jahren dem deutschen Norden drohte, war durch die Umsicht und rechtzeitige Hülfe Heinrichs glücklich abgewendet. Das mußte zur Stärkung des königlichen Ansehens nach innen und außen mächtig beitragen und besonders auf die Stellung des Königs zu Lothringen und Westfranken großen Einfluß haben. Doch ist uns aus jenem Jahre keine Handlung Heinrichs mehr bekannt, welche fürs Allgemeine wichtig wäre. Aber das künftige Jahr brachte neue Erfolge und mehrte den Ruhm des Königs.

6. Der Krieg gegen die Dänen und Heinrichs Ende.

Noch vor hundert Jahren hatte im Norden der Dänenlimes bestanden, die Mark, welche einst Karl der Große gegen die Dänen zwischen Eider und Schlei errichtet, nachdem er das raubende Dänenvolk mit Glück bekriegt hatte. Doch unter den Nachfolgern Ludwigs des Frommen war die Mark verfallen, Hamburg sogar zerstört worden, und die Dänen überschritten die Elbe und plünderten, mit den Slaven verbündet, das stammverwandte Sachsen und Friesland. Das alte Nordalbingien, das Land nördlich der Elbe, war ihren Raubzügen schutzlos preisgegeben. Es war wohl früher vorgekommen, daß bei den Einfällen der Dänen sächsische Führer eine Schar ihrer Stammesgenossen zusammengerafft und die fremden Eindringlinge verjagt hatten. Doch dadurch konnte das Land nie endgültig geschützt werden. Zudem scheint es, daß weder Dänen noch Sachsen die wirklichen Grenzen ihrer beiderseitigen Gebiete genau gekannt, noch sich an dieselben gehalten haben. So mußte beinahe fortwährende Fehde an der Grenze bestehen, und es bleibt merkwürdig, daß Heinrich nicht schon längst die Dänen bekriegt, da doch der neunjährige Frieden mit den Ungarn die Gelegenheit bieten konnte. Vielleicht fürchtete er in seinem Rücken einen großen Slavenaufstand und jedenfalls war es schwer für ihn, aus andern Reichsteilen Hülfe zu erlangen

gegen ein Volk, welches nur Nordsachsen und das mit dem Reiche so lose verbundene Friesland heimsuchte. Nun jedoch, da die Slaven unterworfen, die Ungarn besiegt und Heinrich herrlichen Kriegsruhm gewonnen, konnte er sich mit seiner ganzen Macht auf die Dänen werfen. Mit einem Heere zog jetzt der König gegen Dänemark. Dadurch geriet der Dänenkönig (Hardecnudth?) Gorm so sehr in Bestürzung, daß er Heinrich sofort um Frieden bat und alle Bedingungen gut hieß, die ihm derselbe auflegen würde. Diese Unterwerfung kam wohl nur deshalb so schnell zustande, weil Heinrich vorher Gorms Sohn, welcher südlich der Eider zum Teil über ehemals deutsches Gebiet herrschte, besiegt, tributpflichtig gemacht und zur Annahme des Christentums bewogen hatte. Diese raschen Erfolge ließen den Vater alsbald um Frieden bitten. Die Bedingungen desselben waren so günstige, daß Heinrich die alte dänische Mark jetzt von neuem begründen konnte. Zur Grenzwacht ward an der Nordgrenze eine sächsische Kolonie angelegt, ganz in der Nähe von Schleswig, welches jetzt Heidiba genannt wurde. Daselbst befand sich auch der Sitz des neuen Markgrafen. So gehörte das Land zwischen Eider und Schlei wieder zur deutschen Herrschaft, bis es nach 93 Jahren von Konrad II. bei seiner Kaiserkrönung an den Dänenkönig Knud den Großen überlassen ward. — Wenn auch der Gebietszuwachs zum Reiche kein bedeutender war, so war doch jetzt auch im Norden die Autorität des Königs und Reiches wiederhergestellt. Auch aus diesem Kampfe war Heinrich siegreich hervorgegangen, das Königtum ward dadurch zu dem alten Glanze und Ansehen erhoben, die es unter dem großen Karl besessen.

Für die Geschichte der Kirche hat dieser Dänenkrieg Heinrichs noch weitergehendes Interesse. Noch hingen die Dänen an den alten Naturgottheiten der Väter, das Christentum hatte noch keinen Eingang gefunden. Da machte sich jetzt ein deutscher Kirchenfürst auf, dem überwundenen Stamme die neue Lehre zu predigen. Es war Unni, Erzbischof von Bremen; ihm unterstand die Missionsthätigkeit im germanischen Norden. Er unternahm eine Reise durch sein ganzes Erzbistum und berührte dabei alle dänischen Inseln. Den Harald, Sohn des Gorm, bewog er dazu, die öffentliche Ausbreitung der christlichen Lehre zu dulden. Der alte Gorm selbst wollte dagegen vom Christentume nichts wissen, auch konnte Unni den Harald nicht dazu überreden, die Taufe anzunehmen.

Noch einmal ist König Heinrich in diesem Jahre mit einem Heere ausgerückt und zwar gegen das slavische Volk der Vucraner oder Vucroner zwischen Ucker und Oder. Wie die Dänen besiegte er sie und machte sie tributpflichtig. Dies Volk der Vucraner sind jedenfalls die Vorfahren desjenigen Stammes, nach welchem die spätere Uckermark benannt worden ist. Durch diesen erfolgreichen Feldzug wurde die deutsche Herrschaft bis zur Oder ausgedehnt.

Unterdessen dauerten die unheilvollen Fehden Heriberts in Lothringen fort. Doch in diesem Jahre schickte Heinrich an den König von Westfranken eine Gesandtschaft, bestehend aus den Herzogen Giselbrecht und Eberhard und den lothringischen Bischöfen. Sie erwirkten von König Rudolf einen Waffenstillstand bis zum 1. Oktober. Als dieser abgelaufen, zog Giselbrecht dem Heribert zu Hülfe. Kurz darauf kam ein Friede mit Hugo von Francien zustande, bis zum 1. Mai 935 sollte er dauern. Heinrich ging auch im nächsten Jahre, also 935,

nach Lothringen, nachdem er vorher in Westfalen geweilt hatte, wo er dem Bistume Paderborn und dem Kloster Heerse frühere Freiheiten bestätigte. Wahrscheinlich zwangen ihn dann Heriberts Angelegenheiten zu einem Aufenthalte in Lothringen. Jedenfalls lagen jetzt die hiesigen Verhältnisse günstiger für ihn, nachdem er alle seine Feinde niedergeworfen; wenigstens konnte er denselben jetzt seine volle Aufmerksamkeit schenken. Es lag wohl im Interesse beider Parteien, endlich ein friedliches Abkommen zu treffen, welches die Machtsphäre des Ost- und Westreiches genau festsetzte. Zuerst schickte Rudolf einen Gosfrid an Heinrich, der sich damals noch diesseits des Rheines aufhielt. Darauf sendete der König an Rudolf eine Gesandtschaft ab und lud ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft ein. Jedenfalls hat diese in Lothringen stattgefunden. Da auch Rudolf, König von Burgund, dabei anwesend war, so sah die Welt endlich eine Einigung der mächtigsten Fürsten in Europa; sie kam durch die vorsichtige diplomatische Taktik und versöhnliche Politik König Heinrichs zustande. Zwischen den drei Königen wurde nun Frieden und Freundschaft festgesetzt. Auch ein Vertrag zwischen Heribert und Hugo ward hier vereinbart, indem Hugo dem Heribert mehrere seiner Güter verlieh. Und Boso kommendierte sich dem Könige Heinrich, welcher ihm darauf den größten Teil seiner Beneficien wiedererstattete. So schien es jetzt, als wenn der Westen Europas befriedet gewesen wäre und als ob die Fürsten sich ihrer Hauptaufgabe hätten widmen können, an die innere Entwickelung und den weiteren Ausbau ihrer Länder in kultureller Hinsicht zu gehen, wie es einst der große Karl glorreichen Angedenkens gethan. Aber Frieden in Westfranken war und blieb etwas Unerhörtes, Heribert und Hugo bekriegten einander nach wie vor. So zogen jetzt auch Lothringer und sächsische Grafen dem Heribert zu Hülfe. Sie belagerten St. Quentin, die Stadt ward von ihnen erobert und zerstört und dabei kam auch Boso ums Leben. Doch es dauerte nicht mehr lange, so vermittelte König Rudolf endgültigen Frieden zwischen den Parteien. Und damit kamen auch für das unglückliche Westfranken endlich Zeiten der Ruhe.

Unterdessen suchte Herzog Arnulf von Baiern auf eigene Faust die deutschen Waffen zum Siege zu bringen und zwar in Oberitalien, welches seinem Herzogtume benachbart war. Einige italienische Große hatten nämlich um das Jahr 933 zu König Rudolf von Burgund geschickt, jedenfalls weil sie der königlichen Herrschaft, die sich Hugo über sie angemaßt, überdrüssig geworden. Als dies Hugo erfuhr, schickte er selbst Gesandte an ihn und bot ihm sein ganzes westfränkisches Hausgut für den Fall an, daß er sich nie in die italienischen Dinge einmische. Darauf ist Rudolf auch eingegangen. Nun haben wohl die aufständischen Großen mit dem mächtigen Baiernherzoge Verhandlungen zu demselben Zwecke angeknüpft und diesem kam eine künftige Erweiterung seiner Macht sehr gelegen. Er zog durch die Grafschaft Trient und kam nach Italien, um Hugo der Herrschaft zu berauben. In Verona ward er von Graf Milo und Bischof Rather mit Freuden empfangen, er war besonders von diesen beiden Großen zu dem Zuge nach dem Süden veranlaßt worden. König Hugo zog ihm aber jetzt mit einem Heere entgegen. Wahrscheinlich vermuteten die Baiern den Anzug des Königs nicht so schnell, sie hatten sich zerstreut und der eine Teil

des Heeres war eben aus dem Kastell Gauseningo herausgegangen, als die Krieger von Hugos anrückendem Heere überrascht und bis zur Vernichtung geschlagen wurden. Das war für Arnulf eine empfindliche Niederlage, er stand als Besiegter im Feindesland und es war zu vermuten, daß dieser Sieg dem Hugo neue Verbündete herbeiführen würde. Er beschloß daher, einstweilen nach Baiern zurückzukehren, um dann mit einem verstärkten Heere den Feldzug gegen Hugo von neuem zu eröffnen. Doch erachtete es Arnulf zur Sicherheit des Bundes, den er mit den oberitalienischen Großen geschlossen, für notwendig, den Grafen Milo als Geisel zu behalten und nach Baiern mitzunehmen. Indes Milo hatte von diesem Plane erfahren, er suchte seiner Gefangennahme vorzubeugen, indem er sich an die Gnade König Hugos wandte. Denn er wußte, daß Hugo leicht zum Mitleid zu bewegen war. Nachdem dann Arnulf durch einen glücklichen Handstreich die Burg in Verona erobert und dabei den Bruder des Milo samt den Burgleuten gefangen hatte, zog er eiligst nach Baiern zurück, indem er jene Gefangenen mit sich fortführte. Kurz nach seinem Abzuge ward die Stadt wieder an Hugo übergeben, der ungetreue Bischof Rather aber wurde nach Pavia verbannt. So endete der zweite Uebergriff eines deutschen Herzogs nach Italien ebenfalls unglücklich; Arnulf rettete wenigstens das Leben, während Herzog Burchard früher durch welsche List umgekommen war. Merkwürdig bleibt, daß dieser Zug gegen einen Fürsten unternommen wurde, mit welchem König Heinrich in friedlichem Verhältnisse stand und der ihm einst reiche Geschenke geschickt hatte. Denn auch in Italien war der Name Heinrichs berühmt geworden, besonders weil er die Dänen, welche früher das lotharingische Reich so furchtbar heimgesucht, besiegt und bezwungen hatte.

Sehr wenig wissen wir sonst über die Beziehungen Heinrichs zu Italien, da wir eben fast ganz auf den sächsischen Geschichtschreiber angewiesen sind, welcher für die Dinge außerhalb Sachsens weder Auge noch Ohr hatte. Doch hörten die Beziehungen des deutschen Königtumes und Episkopates zu Rom und Italien überhaupt mit dem Ende der karolingischen Herrschaft keineswegs auf, das sahen wir schon bei der Synode zu Altheim. Es ist durchaus nicht denkbar, daß der rege politisch-diplomatische und geistige Verkehr, in welchen die Deutschen mit den Italienern getreten, plötzlich abgebrochen worden sei, nachdem dasjenige Geschlecht zu Grabe getragen, von welchem die Verbindung begonnen worden. Der deutsche König und das deutsche Volk waren ein Faktor, mit dem gerechnet werden mußte, er konnte auch da nicht übergangen werden, als der deutsche Staat noch in seinen Geburtswehen lag. Dieses Dunkel ist erst ein klein wenig durch einen Brief aufgehellt, welchen der Doge Petrus von Venedig in der Zeit von 932 bis 936 an König Heinrich geschrieben hat. Aus mehr als einer Ursache ist dieser Brief interessant und wir wollen daher seine wörtliche Uebersetzung geben:

„Den erlauchtesten und mit aller Tugend geschmückten Herren Heinrich, dem erhabenen Könige, und Hildebert, dem ehrwürdigen Erzbischofe, sowie allen Bischöfen ihrer Lande wünschen wir, Petrus, durch Christi Gnade kaiserlicher Konsul und Senator und Herzog in Venedig, sowie Marinus, unser ehrwürdiger Patriarch, wie auch alle unsere Bischöfe Heil und Segen und entbieten ihnen in Demut den Gruß unserer Freundschaft.

„Obgleich wir getrennt werden durch weitgedehnte Strecken des Landes und durch die Wogen des Meeres, so verbinde uns trotzdem die Liebe unseres Heilands, denn ‚sie läßt die Menschen einmütig bei einander wohnen‘, ‚sie macht die Zungen der Kindlein beredt und öffnet den Mund der Stummen‘, und es heißt: ‚aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir Ruhm erworben‘. Da nun die heilige Taufe zur Wiedergeburt eingesetzt ist und wir glauben, daß dadurch mit der Gnade unseres Heilands all unsere Erbsünde von uns entfernt wird, so müssen wir Krieg beginnen wider alles, was gegen Heiliges von der Bosheit unseres Geistes gesündigt wird. Und tapfer müssen wir streiten im Kampfe des Glaubens, damit wir nicht in böse Fehler zurückfallen. Wir haben vernommen, daß ein Jude, der in Jerusalem gewesen, in der Gestalt des Antichrists in Euren Landen angekommen ist. Denn er hat den Namen unseres Herrn Jesu Christi beschimpft und er hat großen Frevel vom heiligen Grabe erzählt, nämlich daß er, wenn er es gekonnt hätte, dort das Reich der Christenheit vernichtet und den jüdischen Glauben groß gemacht hätte. Wundern würden wir uns über Eure und Eurer Bischöfe Weisheit, so Ihr solchem Gerede Glauben schenktet. Es ist nämlich dort ein Streit entbrannt zwischen Christen und Juden über ihren Glauben, und die mißgünstigen Juden bestachen die Fürsten der Sarazenen mit viel Gold, damit ihr Name groß und mächtig werde. Doch die Christen hörten dies und schlossen einen Vertrag mit den Juden, es solle der Tempel der Juden und das h. Grab des Herrn geschlossen werden; die Fürsten der Sarazenen sollten aber über beide Wächter sein, und welchem von beiden Teilen Gott seine Macht und Zeichen offenbare, dessen Glauben solle der andere Teil annehmen. Und die Christen beteten zum Herrn, da stieg Gott empor in der Stätte seines Hauses, und aufsprang das heilige Grab, und es leuchteten die heiligen Lichter, und der Tempel ward hell und die Herrlichkeit des Herrn ging auf. Und der Menschgewordene ward sichtbar, gleichwie ans Kreuz geschlagen stand er an der rechten Säule seines heiligen Grabes. Aber siehe, der Tempel der Juden blieb finster und leer. Da wurden die Juden verwirrt in ihrem Geiste ob solcher Wunder, die ihnen unser Herr gezeigt, und sie glaubten an das, was sie gesehen, und ließen sich taufen. Darauf schickte der Patriarch von Jerusalem nach Konstantinopel an den römischen Kaiser seinen Gesandten mit einem Schreiben und that ihm kund, was Gott geoffenbart. Und er ließ ihn ermahnen, wie in Jerusalem alle Juden gläubig geworden seien, so möge auch er dafür Sorge tragen, daß in seinem Reiche alle Juden zum Christentume überträten. Da befahl der Kaiser, daß sich alle Juden taufen ließen, doch die Hebräer hörten von den Wundern des Herrn, glaubten aus freien Stücken und empfingen die Taufe. Deshalb bitten wir auch Euch, Ihr möget diese Wunder unseres Herrn Jesu Christi allen Juden verkündigen lassen und ihnen die Taufe anbefehlen. Wenn aber ein Jude die Taufe verweigert, so verbietet ihm, jemals in Eurem Reiche das Zeichen des Kreuzes in Metall oder in anderer Gestalt mit seinen unreinen Händen anzurühren; er selbst aber solle, so er nicht Christ werden wolle, mit Schimpf und Schande Euer Land verlassen. Wir aber, die wir gestärkt sind im Glauben an unseren Herrn Jesus Christus, wir wollen seinen Namen loben und preisen in alle Ewigkeit.“

Möglich, daß gerade Venedig viel Interesse an der Ausrottung der Juden hatte, so daß der Doge sich zu einem Briefe an Heinrich veranlaßt sah. Jedenfalls aber geht aus dem Briefe hervor, daß Heinrich schon früher mit Italien angeknüpft und mit italienischen Fürsten in Verbindung stand. Und das wird ausschlaggebend für die Beurteilung einer Nachricht aus Heinrichs letzter Lebenszeit. Widukind erzählt uns nämlich am Schlusse: „Nachdem so alle Völker in der Runde unterworfen, beschloß der König zuletzt nach Rom zu reisen. Aber wegen einer heftigen Krankheit mußte er von der Reise abstehen.“ Man hat wohl diese Nachricht früher völlig verworfen, doch ohne Recht. Man sagte, es sei Heinrich keineswegs zuzutrauen, daß er sich, nachdem er der königlichen Herrschaft eine festere Gestalt verliehen, die Grenzen des Reichs erweitert und vor allem den echt deutschen Standpunkt vertreten, in die Anarchie Italiens einmischen und italienische Politik hätte treiben wollen. Es sei Heinrich darauf angekommen, ein deutsches Nationalreich zu gründen und die alte Oberhoheit des Reiches über fremde Völker wiederherzustellen. Doch angesichts der Thatsache, daß Heinrich mit dem Herzoge in Venedig Briefe gewechselt, können solche Behauptungen kaum aufrecht erhalten werden. Andererseits könnte behauptet werden, daß eine Reise nach Rom noch nicht gleichbedeutend mit dem Streben nach der Kaiserkrone sein müsse, zumal wenn man die Ablehnung der Salbung und Krönung bei der Wahl Heinrichs in Betracht zieht. So wird uns auch in einer wenig späteren Quelle versichert, der König habe in seinem Alter eine Pilgerfahrt nach Rom unternehmen wollen. Kurz, diese völlige Ablehnung der alten Königspolitik scheint mir doch etwas gewagt und ich möchte hier eher für eine Fortsetzung derselben von seiten Heinrichs eintreten; vielleicht hat der König doch im Alter seine früheren Grundsätze bezüglich des kirchlichen Elements in seiner Herrscherstellung aufgegeben. Und nach der Besiegung der Ungarn und der wirklichen Einigung der deutschen Stämme mochte sich Heinrich stark genug fühlen, den gordischen Knoten, zu welchem die Verhältnisse Italiens verwirrt waren, durch sein Schwert zu lösen. Doch der König kam nicht dazu, die Reise zu vollführen. Als er nach Botfeld an den Harz gegangen war, wurde er vom Schlage getroffen. Wir wissen nicht, ob diese Krankheit mit der früheren zusammenhängt. Jedenfalls war das neue Leiden heftig genug, um den König, der im 60. Lebensjahre stand, an die Nachfolge im Reiche denken zu lassen. Im Jahre 936 ließ er sich nach Erfurt bringen, wohin er eine Reichsversammlung berufen. Dort empfahl der kranke König seinen ersten Sohn von der Mahthilde, Otto, zu seinem Nachfolger, da er der tüchtigste und älteste der Söhne war; er übertrug also sein königliches Recht auf seinen ältesten Sohn. Darauf verteilte Heinrich seine Schätze und Erbgut an seine Familie und ließ ein Testament darüber aufsetzen. Dann begab sich der König nach Memleben, wo sich der Schlaganfall wiederholte. Wahrscheinlich ward ihm dadurch die laute Rede versagt, denn es heißt, er habe darauf viel heimlich mit der Königin gesprochen. Nachdem Heinrich seiner Gemahlin Dank für das Glück gesagt, welches er im Leben an ihrer Seite genossen, that Mahthilde dasselbe und begab sich dann in die Kirche. Unterdessen starb der König. Das war am 2. Juli des Jahres 936. In Quedlinburg, seiner Lieblingsstadt, wo er für sich und die

Seinigen ein Familienkloster gestiftet, ward er daselbst in der Kirche vor dem Altare begraben unter den Thränen und dem Jammer seines Volkes.

Es war ein großer König gestorben, Zeichen und Wunder hatten seinen Tod vorher verkündet. Widukind sagt: „Er starb als Herr und größter König in Europa, an Tüchtigkeit des Geistes und Körpers jedem gewachsen. Er hinterließ einen Sohn, der größer war als er, und dem Sohne ein weites und großes Reich, das er von seinen Vätern nicht überkommen, sondern durch eigene Kraft und Gottes Gnade erworben.“ Etwa 60 Jahre alt war Heinrich geworden, über 17 Jahre war er König in Deutschland gewesen und in Wahrheit ein König. Er hinterließ sein Königtum als eine Herrschaft, die durch so feste Grenzen bestimmt war wie nie zuvor, da er mit allen Großen des Reiches ein Verhältnis begründet und die beiderseitige Machtsphäre durch Eid und Urkunde scharf abgegrenzt. Vor allem war er den Sachsen wert, da er ein echter Sohn ihres Volkes geblieben trotz seines fränkischen Königtums. Gelehrte Bildung besaß er gar nicht, wie fast alle Fürsten seiner Zeit, indem die Bildung des alten karolingischen Reiches längst aufgehört hatte sich auf hoch und niedrig gleichmäßig zu erstrecken. Die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts mit ihren wilden Fehden und Kriegen, mit der allmählich erstarkenden Grafengewalt und mit dem vielfachen Eingehen auf Sonderinteressen war der höheren Bildung geradezu feindlich gewesen und hatte vieles vernichtet, was wohl früher bestanden. Seitdem war der Verfall noch größer geworden und wir haben beim Beginne des zehnten Jahrhunderts nur wenige wirkliche Bildungsstätten im Reiche, etwa Trier und St. Gallen. Indes hat vielleicht gerade ein günstiges Geschick die beiden wirklichen Gründer des Deutschen Reiches, Heinrich und Otto, vor hoher geistiger Bildung und Gelehrsamkeit bewahrt; denn bei dem romanisierenden Einflusse, welchen die Beschäftigung mit dem altrömischen Bildungsstoffe stets ausübte, wäre vielleicht schon bei Heinrich eine Hintansetzung des germanischen Elementes erfolgt. Und noch in höherem Maße gilt dies von Otto. Gerade diese Periode, in welcher die Deutschwerdung unseres Stammes erfolgte und in welcher man die deutsche Sprache für gleichberechtigt neben der lateinischen hielt und deshalb jetzt eine deutsche Litteratur begann, diese Periode ist für das künftige Deutsche Reich von großer Bedeutung gewesen. Es war eine notwendige Reaktion gegen die volksvereinigenden Bestrebungen Karls des Großen, je erfolgreicher diese gewesen, desto tiefer mußte die Spaltung werden, welche sich zwischen der romanischen und germanischen Welt aufthat. Glücklich trieb noch der ostfränkische Staat durch jene Klippen, um an dem Punkte, wo der Schiffbruch wirklich drohte, von einem so tüchtigen und erfahrenen Steuermann gelenkt zu werden, wie Heinrich I. war. In ihm bewahrte die altsächsische Vollkraft, die noch nicht durch römischen Einfluß geschwächt war, den deutschen Stamm und Staat vor solcher Auflösung und Zersplitterung, wie sie Altrom bei den germanischen Völkern stets gewöhnt war.

Zweites Buch.

Deutsche Geschichte unter Otto dem Großen.

Erster. Abschnitt.

Von Ottos Königswahl bis zum Ende der Thronstreitigkeiten.[1]

1. Wahl und Krönung.

König Heinrich I. war tot. Aber es lebte einer aus seinem Stamme, auf den der sterbende Fürst sein königliches Recht übertragen. Das war Otto, sein ältester Sohn und Nachfolger im Herzogtume Sachsen. In der früheren karolingischen Zeit hatte der letzte Wille des Vaters für die Person des Nachfolgers stets den Ausschlag gegeben. Doch seitdem Karl der Dicke abgesetzt worden, war man zwar von dem alten Königsgeschlechte nicht abgegangen, aber nicht mehr war der Wille des verblichenen Herrschers maßgebend gewesen, sondern der Wille der Großen des Reiches. So kreuzte sich jetzt beides und das ist seither bei der Wahl des deutschen Königs geblieben. — Jedenfalls hatte sich König Heinrich allerwärts im Reiche die Herzen des Volkes gewonnen, da er stets ein treuer und tüchtiger Fürst gewesen. Sein Geschlecht hatte sich große Verdienste um Land und Volk erworben, und das Resultat der neuen Königswahl war der Ausdruck des Dankes, der ihm vom Volke reichlich gezollt ward. Man hatte keinen Grund, von dem starken sächsischen Herzogsgeschlechte abzugehen, zumal der älteste Sohn des Königs Eigenschaften besaß, die den künftigen Herrscher wohl ahnen ließen. Auf einem Tage zu Erfurt war es, wo die Großen der Franken und Sachsen zusammenkamen und Otto zu ihrem Könige erwählten. Zwar waren es nur jene beiden Stämme, auf deren Vereinigung das Reich jetzt hauptsächlich beruhte, und auch die Wahl Heinrichs war auf diesem Wege zustande gekommen; aber die Zeiten hatten sich geändert. Heinrich hatte dem

[1]) Quellen: Außer den gleichzeitigen Quellenwerken (Mon. Germ. SS. III. IV. Diplom. I): Köpke-Dümmler, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto dem Großen. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. I. Rommel, Der Aufstand Ludolfs von 953 und 954; Forschungen zur deutschen Geschichte IV, S. 121 f. K. W. Nitzsch, Deutsche Geschichte I.

Reiche eine festere Gestalt und Zusammenhang gegeben und sämtliche Herzoge seinem Königtume unterthan gemacht. Und das sollte jetzt nach Ottos Willen recht deutlich zum Ausdruck kommen. Was nun geschah, das zeigte, wie der neue König seine Herrschaft auffaßte. Da die Herzoge des Reiches das Königtum Heinrichs anerkannt hatten, so beschloß der König, noch ehe seine Regierung eigentlich begonnen, daß alle Großen des Reiches ihm in der alten Kaiserstadt Aachen huldigen sollten. Die von den Franken und Sachsen bereits vollzogene Wahl sollten sie anerkennen und ihm den Vasalleneid leisten. Erst dann fühlte sich Otto als das was er vorstellen wollte, als wirklichen König. Und das wollte er sein kraft der vom Vater auf ihn übergegangenen Macht. So ward jetzt ein großer Wahltag nach Aachen ausgeschrieben. Das ganze deutsche Volk sollte sich hier in seinen Großen versammeln.

Im Anfange des August 936 kamen die Herzoge, Grafen und die anderen großen Vasallen zusammen in der Kaiserpfalz zu Aachen, die an die Basilika anstieß, welche einst der große Karl erbaut. Und hier erhoben sie den neuen König auf den Thron Karls des Großen, gelobten ihm unter Handschlag Treue und versprachen ihm Hülfe gegen alle seine Feinde. Unterdes wartete des Reiches Primas, Erzbischof Hildebert von Mainz, umgeben von seinem ganzen Klerus und einer großen Volksmenge, unten in der Kirche auf die feierliche Ankunft des neuen Königs. Als Otto herannahte, ging er ihm entgegen, in der Rechten den Krummstab und mit der Linken des Königs Rechte berührend. Dann begleitete er diesen bis zur Mitte der Kirche, wo Otto von allen gesehen werden konnte, und wendete sich darauf an das Volk mit den Worten: „Hier bringe ich euch Otto, den Auserwählten des Herrn, den König Heinrich einst zur Herrschaft bestimmt und den jetzt eben alle Fürsten zum Könige erwählt haben. Erhebet eure Rechte zum Himmel, so euch die Wahl genehm ist.“ Und die versammelte Menge erhob die Rechte und erflehte laut den Segen des Himmels für König Otto. Darauf schritt der Erzbischof mit dem Könige, der sein weites sächsisches Gewand abgelegt und mit dem engen fränkischen vertauscht hatte, hinter den Altar, worauf die Abzeichen der königlichen Würde lagen, das Schwert mit dem Gehenk, der Mantel mit den Spangen, das Zepter und die Krone. Dann nahm er das Schwert und sprach zum Könige: „Empfange dieses Schwert und vertreibe mit ihm alle Widersacher Christi und alle Ungläubigen. Denn Dir ist durch göttlichen Ratschluß alle Gewalt im Reiche der Franken verliehen zum Schutze und Frieden der gesamten Christenheit.“ Darauf hing er ihm den Mantel um und sagte: „Die Enden dieses Gewandes, die bis zur Erde hinabgleiten, wollen Dich daran ermahnen, wie Du eifrig sein sollst im Glauben und im Bewahren des Friedens ausdauern mögest bis ans Ende.“ Dann ergriff er Zepter und Stab mit den Worten: „Dies sei Dir ein Zeichen dafür, daß Du mit väterlicher Weisung Deine Untergebenen in Zucht halten sollst. Aber vor allem laß Deine Hand barmherzig sein gegen Witwen und Waisen; nie möge das Oel des Erbarmens auf Deinem Haupte vergehen, damit Du jetzt und für alle Zukunft der Himmelskrone teilhaftig wirst.“ Nachdem er so gesprochen, salbte er den König mit Oel, und er und Erzbischof Wigfrid von Köln setzten ihm die Krone aufs Haupt. Dann führten beide Erzbischöfe den König zum

Throne, der zwischen herrlichen Marmorsäulen stand. Von dort aus überblickte er die ganze erlauchte Versammlung und alle konnten ihn sehen. Und nachdem ein Lobgesang angestimmt worden, stieg der König herab zur Pfalz und setzte sich an die Marmortafel, mit ihm die Bischöfe und alle Großen. Und es dienten ihm zum Mahle die Herzoge des Reiches. Giselbert von Lothringen, in dessen Gebiete die Stadt lag, hatte die Leitung des ganzen Festes, Eberhard von Franken war Truchseß, Hermann von Schwaben war Mundschenk, Arnulf von Baiern versah die Dienste des Marschalls. Abwesend aber war Sigfrid, nach dem König der vornehmste Sachse; denn er verwaltete damals Sachsen und war auf die Abwehr der Feinde bedacht. Wohl hatte König Otto dies alles so angeordnet, an dem vornehmsten Tage seines Lebens, bei dem feierlichen Krönungsmahle sollten die Herzoge des Reiches ihm ihre Unterordnung durch persönlichen Dienst zu erkennen geben. Damit war ihr Verhältnis zum Könige ein für allemal bestimmt, nicht neben, sondern unter ihm standen und blieben sie. Dafür erhielten sie vom Könige nach Beendung der Feier hohen Lohn und reiche Geschenke, und in gehobener Stimmung kehrten sie in ihre Lande zurück.

Eine Königsfeier von solcher Bedeutung war bis jetzt im Reiche nicht vorgekommen. In dieser Vereinigung aller Stämme und dem persönlichen Dienste der Herzoge gab sich kund, daß das Reich unter dem Zepter König Heinrichs wirklich ein einiges geworden war, und daß es nur des festen Willens eines Mannes wie Otto bedurfte, um diese Einheit auch äußerlich darzustellen, damit das Volk einen neuen Begriff von der königlichen Machtvollkommenheit erhalte. Es hatten an dem Krönungsakte teilgenommen neben den vier Herzogen die drei rheinischen Erzbischöfe. Mainz, Köln und Trier waren die angesehensten Erzbistümer im Reiche und unter ihnen ragte Mainz besonders hervor, da dort einst der h. Bonifacius gesessen. Köln hatte seine Gebiete in fast rein deutschen Landen, während Trier erst kürzlich durch die Erwerbung von Lothringen zum Reiche gekommen war. Mainz behauptete jetzt sein Vorrecht und so hat Köln und vielleicht auch Trier dem Mainzer bei der Krönung nur Assistenz geleistet. Von da an blieb diese bevorrechtete Stellung der drei rheinischen Erzbischöfe, sie im Verein mit den Herzogen des Reichs waren diejenigen Fürsten, welche die Hauptrolle bei der Königskrönung spielten und aus deren Mitte später das Kurfürstenkollegium hervorgegangen ist. — Der Tag, an welchem die Krönung Ottos geschah — die Urkunden ergeben den 8. August 936 — ist einer der bedeutendsten in der ganzen damaligen Geschichte des Abendlandes. Denn er bezeichnet die erste vollständige Einigung der Deutschen zu einem großen Zwecke und in einer erhabenen Gestalt. Das romanische und slavische Ausland mochte seit jenem Tage ahnen, daß die frühere Schwäche und Zerrissenheit der deutschen Stämme einer festen Einheit und Einigkeit Platz gemacht habe. König Otto und das deutsche Volk mußten dem verstorbenen Heinrich aufs tiefste dankbar sein, denn ohne den kräftigen Willen und ohne die volkstümliche deutsche Politik Heinrichs wäre ein solches nationales Fest, wie es eben gefeiert worden, undenkbar gewesen. Das deutsche Reich trat in ein neues Stadium ein, es hatte seine Lebensfähigkeit zu erhärten und es hatte zu erweisen, ob es seine weltgeschichtliche Bestimmung schon vollbracht, oder ob es auf der durch Karl den

Großen vorgezeichneten Bahn weiter fortschreiten und noch für Jahrhunderte zum treibenden Kraftprinzip für das ganze Abendland werden sollte. Jetzt war der Augenblick da, wo sich dies zeigen mußte, denn kraftvolle Männer hatten die deutschen Herzogsstühle inne und der Mann, in dessen Person sich nun die Gewalt konzentrierte, es war eine Persönlichkeit, von der viel zu erwarten war, das hatte er eben noch bei seinem höchsten Ehrentage gezeigt. Freilich war es auf der anderen Seite unsicher, wie lange jene neue Einheit bestehen würde. Denn beinahe konnte man voraussehen, daß die großen Herzogsfamilien, die selbst nach der Krone und königlicher Stellung getrachtet, den Thronwechsel nicht unbenutzt vorüber gehen lassen würden. Und es hat auch nicht lange gedauert, da brachen die schweren Zeiten für den neuen König herein. Doch vergegenwärtigen wir uns erst in kurzem den König und sein Haus.

Otto war am 23. November 912 geboren, also zu einer Zeit, wo der Vater noch Herzog von Sachsen war und die deutsche Königskrone noch nicht empfangen hatte. Der Name ward ihm nach seinem Großvater beigelegt, der, wie seine Mutter Oda, noch die Geburt des Enkels erlebte, aber schon am 30. November starb. Seine Mutter erlebte noch den nächsten Mai, 107 Jahre alt legte sie sich ins Grab, nachdem sie das liudolfingische Haus zum mächtigsten in Ostfranken heranwachsen gesehen. Freilich war es ihr nicht vergönnt gewesen, die Uebertragung der königlichen Herrschaft auf Heinrich als den größten Triumph des sächsischen Hauses zu erschauen.

Gar wenig ist von Ottos Jugend bekannt. In einer rauhen aber viel Neues schaffenden Zeit ist er aufgewachsen, und die Vielgestaltigkeit der Eindrücke in seiner Jugend, wo alles einem neuen Werden entgegenging, hat auf die Bildung seines Charakters großen Einfluß gewonnen. Wie der Vater war auch er in der Jugend frei geblieben von der gelehrten Bildung der Zeit. Erst im kräftigen Mannesalter lernte er schreiben und las Bücher. Dagegen war sein Ohr nicht abhold den frohen Weisen des Volkes, unter Liedersang soll er zur Jagd geritten sein. Neben der Muttersprache verstand er später das Slavische und Französische, also diejenigen lebenden Sprachen, welche für den deutschen König, der aus der früheren Abgeschlossenheit heraustreten wollte, unerläßlich waren. Aber nur selten bediente er sich ihrer, wohl nur im äußersten Notfalle. Tüchtig war er in der Jagd, am Würfelspiel fand er viel Freude und die Reitkunst übte er aus mit einer königlichen Vollendung. Besonders in späteren Jahren war sein Körper gewaltig anzuschauen. Spärliches graues Haar bedeckte damals seinen Scheitel, aber seine funkelnden Augen sprühten noch Blitze wie in der Jugend. Gerötet war sein Antlitz und lang herab wallte der Bart gegen die Sitte der Väter; die Brust war fast wie mit einer Löwenmähne bedeckt. Bald war sein Schritt schnell, bald würdevoll und getragen. Vaterländisch war seine Tracht, niemals trug er fremdes Gewand. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten setzte er die Krone aufs Haupt, und zwar nie ohne vorher gefastet zu haben. So Widukind über den späteren Kaiser. Ganz seiner heftigen und verlangenden Natur gemäß hat sich Otto zeitig der Frauenliebe hingegeben, denn schon im Alter von siebzehn Jahren hatte er einen Sohn von einer Slavin aus hohem Geschlechte, die sich unter den Gefangenen befand. Es ist dies der spätere

Erzbischof Wilhelm von Mainz. Vielleicht sah sich deshalb der Vater bald nach einer Gemahlin für den Sohn um, wenn nicht anzunehmen ist, daß die Bitte an den angelsächsischen König Aethelstan schon früher erging. Otto ward mit dessen Schwester Edgitha vermählt und über siebzehn Jahre ist sie dem Könige eine treue Gemahlin gewesen. Allen Angaben nach war sie eine fromme und milde Frau, die im Gegensatz zur Königin Mahthilde keinen Einfluß auf politische Dinge gesucht hat. Und deswegen ward sie überall geliebt, zumal bei den Sachsen, denn sächsisches Blut floß in ihren Adern. Schon im Jahre 930 erhielt Otto von ihr einen Sohn, der nach dem Ahnherrn Liudolf genannt ward. So war für das Fortleben des erbberechtigten Stammes gesorgt und König Heinrich konnte in dieser Beziehung sein Haupt ruhig niederlegen. Aber anders stand es mit dem Bruder Ottos, Namens Heinrich. Dieser war etwa sieben bis zehn Jahre später geboren als Otto, jedenfalls aber als der Vater schon König war. Heinrich ähnelte dem Vater in allen Stücken und hatte sich deshalb frühzeitig das Herz der Mutter mehr gewonnen, als der stolze und herrische Otto. Doch schien sich hinter seiner großen Sanftmut und Bescheidenheit verdeckte Arglist und Selbstsucht klug zu verbergen. Ottos jüngster Bruder war Bruno oder Brun, geboren im Mai 925. Er ward frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt und deshalb dem Bischofe Balderich von Utrecht übergeben, unter dessen Obhut er ferne von dem Geräusch der Welt die Anfangsgründe der gelehrten Bildung erlernte. Außer diesen zwei rechtmäßigen Brüdern hatte Otto noch einen Halbbruder Namens Thankmar, der Sohn von Heinrichs Jugendliebe mit Hatheburg von Merseburg. Thankmar war im Jahre 936 etwa dreißig Sommer alt, stand also in voller Manneskraft. Es war kaum zu erwarten, daß Thankmar nach dem Tode König Heinrichs sich den veränderten Verhältnissen fügen werde, war er ja der älteste von dessen Söhnen und nur durch die Ungunst der Lage seinen Brüdern nachgesetzt worden. Dazu hatte Otto zwei Schwestern, Gerberga, die seit 929 an Giselbert von Lothringen vermählt war, und Hathui, die spätere Gemahlin Hugos von Francien. Das Hausgut der Familie hatte Heinrich im Jahre 929 unter seine Kinder zweiter Ehe durch Testament verteilt, das Herzogtum in Sachsen dagegen fiel nach des Vaters Tode an Otto, ohne Störung, wie es auch früher beim Tode des Großvaters Otto gewesen. So lagen die Verhältnisse in der sächsischen Herzogsfamilie, als Heinrich starb.

Wir sahen aber, daß die Wahl Ottos teils durch altes fränkisches Erbrecht — die Uebertragung des königlichen Rechtes seitens Heinrichs —, teils durch den Willen des Volkes — die Wahl durch die Großen — zustande gekommen war. Sollte jedoch die väterliche Designation den gewünschten Erfolg haben, so mußte in dem Erbrecht der Familie darüber etwas vorgesehen sein. Das war aber nicht der Fall, und deshalb zeigte es sich jetzt, daß ein Mitglied des königlichen Hauses gegen diesen privatrechtlichen Akt, der so große Folgen hatte, Einsprache erhob. Dies war Ottos jüngerer Bruder Heinrich. Noch auf dem Tage zu Erfurt soll er in eitler Ueberhebung gesagt haben, in seinen Adern rolle edleres Blut. Und noch bei Lebzeiten Heinrichs, wird erzählt, habe die Königin Mahthilde ihrem Lieblingssohne Heinrich die Nachfolge im Reiche sichern und deshalb die Designation auf diesen lenken wollen. Natürlich ging Heinrich

nicht darauf ein, sondern bestimmte seinen rechtmäßigen Erstgeborenen. Bei seinem Widerstande gegen die Wahl Ottos beharrte nun Heinrich auf dem Standpunkte, daß er zum Königtume berechtigt sei, weil Otto noch nicht im Purpur geboren war, wie er. Jedoch dieser wie Mahthildens Widerstand wurde gebrochen und die Großen des Reiches wählten Otto in Erfurt und darauf in Aachen zum zweitenmal. Und um voll als legitimer König zu gelten, ließ sich Otto die Sanktion der Kirche, wie sie sich in der Salbung und Krönung ausdrückte, nicht entgehen. Jetzt erst nach dem Tage von Aachen war Otto wirklich König über Deutschland durch die letztwillige Bestimmung des Vaters, durch die Wahl der Großen und durch die vollzogene Weihe der Kirche. Jedenfalls hat Heinrich der Krönung nicht beigewohnt, denn es heißt, daß er sich damals in der Hut jenes Sigfrid befand, dem der neue König die Verwaltung von Sachsen anvertraut hatte. Wahrscheinlich blieb er auf den Befehl Ottos der Krönung ferne.

2. Aeußere und innere Wirren.

Noch vor dem großen Feste zu Aachen ward von Otto in Quedlinburg, wo sein Vater eine Pfalz und Burg erbaut hatte, eine geistliche Stiftung angelegt. Die Nonnen von Wendhausen, einem Kloster am Harze beim heutigen Thale, wurden von da nach Quedlinburg übergesiedelt. Dort lag König Heinrich begraben und Quedlinburg war der Witwensitz von Mahthilde. Reich wurde die neue Stiftung vom Könige und seiner Mutter ausgestattet, und letztere hat die ganze folgende Zeit ihres Lebens dazu verwendet, hier die Töchter aus den höchsten Familien des Landes zum klösterlichen Leben zu erziehen. Denn Quedlinburg sollte eine Stätte für geborene Fürstinnen werden und beinahe neun Jahrhunderte hat das Kloster diese Bestimmung erfüllt. Daher ward auch die Stiftung direkt unter königlichen Schutz gestellt und ihr die freie Wahl der Aebtissin ausdrücklich verbrieft. Ein reiches wissenschaftliches Leben entfaltete sich hier bald und Quedlinburg war lange eines der blühendsten Klöster des ganzen Sachsenlandes.

Freilich sollte der tiefe Frieden, in welchem diese Stiftung gemacht wurde, bald unterbrochen werden. Kaum hatte König Heinrich die Augen geschlossen, da kam eine Trauerbotschaft aus dem Böhmerlande. Hier war Wenceslav, der Anhänger Heinrichs und der eifrige Beförderer des Christentums, dem Hasse erlegen, der sich in seiner eigenen Familie gegen die Neuerungen und das Anlehnen an das deutsche Reich kundgab. Am 28. September 935 war er von seinem Bruder Boleslav im Verein mit anderen Großen ermordet worden; und Boleslav gab sich nun ganz der nationalen, antideutschen Strömung hin, zumal ihn König Heinrichs Tod und der Thronwechsel im Reiche dazu aufmuntern mußte. Doch in seinem eigenen Lande gab es auch Gegner der neuen Politik. Einer seiner Großen, der es stets mit den Deutschen gehalten, scheint ihm Widerstand entgegengesetzt zu haben, und wurde deshalb sofort von Boleslav mit Krieg überzogen. Jener schickte kurz darauf nach Sachsen und bat um Hülfe. Sie ward ihm zu teil. Der Grenzgraf Asico mit der von König Heinrich be-

gründeten Merseburger Legion der Grenzleute und mit dem Aufgebote des Hassegaues zog aus und zugleich ward ein Teil des thüringischen Heerbannes aufgeboten. Beide Heere rückten einzeln gegen Böhmen und Boleslav suchte aus dieser Vereinzelung Vorteil zu ziehen, wobei ihm das Glück günstig war. Er teilte sein Heer, um die Feinde gesondert zu vernichten. Als die Thüringer des Feindes ansichtig wurden, suchten sie sogleich ihr Heil in der Flucht. Asico zwar ging mit seinen Sachsen mutig auf die Böhmen los und tötete eine große Menge. Er hatte aber davon nichts gehört, daß die fliehenden Thüringer von den Böhmen verfolgt wurden, und so ergriff Boleslav den günstigen Augenblick, als die Sachsen sich der Ruhe hingaben. Er griff sie an und das ganze Heer samt seinem Führer ward aufgerieben. Dann zog er vor die Stadt, wo jener aufständische Große wohnte, nahm sie sofort ein und machte das ganze Land zur Einöde. Unmöglich war es den Sachsen, den gefährlichen Böhmenherzog zu unterwerfen. Zehn Jahre dauerte der Krieg mit ihm, bis er sich endlich dem Könige stellte und ihm Treue schwor.

Die Nachricht von dieser Niederlage der zwei sächsischen Heere erhielt Otto kurz nach seiner Krönung. Doch der König konnte jetzt nicht daran denken, in so entlegenen Gebieten Krieg zu führen, er hatte näher liegende Unruhen zu dämpfen. Noch zu Lebzeiten Heinrichs hatte nämlich ein slavischer Stamm die Gesandten, welche Thankmar aus Sachsen geschickt, übel behandelt und dieser Stamm war von Heinrich bekriegt worden. Der Krieg dauerte noch fort und wurde von Otto mit erneutem Eifer aufgenommen. Der König übernahm den Oberbefehl nicht selbst, sondern gab ihn an einen äußerst verdienten und umsichtigen Mann aus edlem Geschlechte, nämlich an Hermann, der in späten Quellen den Beinamen Billung erhält und den schon im elften Jahrhundert die sächsische Stammessage reich umwob, indem sie ihm eine dunkle und arme Herkunft andichtete, während er und sein Geschlecht zu den angesehensten und begütertsten Sachsens gehörte. Aber wie so oft eine solche Auszeichnung, die jetzt dem Hermann zu teil ward, Neid und Mißgunst bei Leuten erregt, welche sich dadurch zurückgesetzt fühlen, so auch hier. Sowohl die anderen sächsischen Großen, als auch ganz besonders Hermanns eigener Bruder Wichmann gönnten dem tüchtigen Führer die Ehre nicht, und Wichmann, ein Mann von großen Gaben des Geistes und von vielen persönlichen Vorzügen, schützte eine Krankheit vor, um sich heimlich von dem Heere zu entfernen, das sein Bruder befehligte. Dagegen konnte der König die Wahl seines Kriegsobersten nicht glücklicher getroffen haben. Denn Hermann war und blieb seitdem eine der mächtigsten und treuesten Stützen des Königs, so daß ihm dieser einen nicht geringen Teil seiner Erfolge zu verdanken hatte. Das zeigte sich sofort bei dem unternommenen Slavenzuge. Dieser galt den Redariern im heutigen Vorpommern und östlichen Mecklenburg. Kaum hatte Hermann, der sich bei dem Vortrabe befand, die Grenze des feindlichen Landes überschritten, als schon das Heer der Slaven heranzog. Es kam zur Schlacht, in welcher Hermann einen vollständigen Sieg davontrug. Dadurch vermehrte sich noch die Mißstimmung gegen ihn. Einer der Großen, die in seinem Heere waren, Ekkehard, der Sohn eines Liudolf, war so neidisch auf das Glück Hermanns, daß er sagte, er wolle entweder noch Größeres vollbringen oder

sterben. Er rief daher gegen den Befehl des Königs, der ja die alleinige Leitung dem Hermann übertragen, Freiwillige aus sämtlichen Scharen zusammen, und überschritt mit diesen die Sumpfstrecke, die sich zwischen dem sächsischen Lager und der feindlichen Stadt befand, wohl um dieselbe durch einen schnellen Streich zu nehmen. Er ward jedoch von den Feinden überwältigt, und fiel mit seinen achtzehn Begleitern seinem tollkühnen Wagnis zum Opfer. Noch an demselben Tage kam es zu einem Treffen zwischen Sachsen und Slaven; letztere wurden besiegt und ließen sich jetzt vom Könige Tribut auferlegen. Das geschah am 25. September 936. Dann zog der König mit seinem Heere zurück und begab sich nach Sachsen und Thüringen. — Wie es scheint, sind die Erfolge in diesem Feldzuge keine sehr bedeutenden gewesen, vor allem aber hatte sich so zeitig der Widerstand der sächsischen Großen gegen die Willensäußerung des Königs geltend gemacht. Und wenn das schon bei den Sachsen ausgebrochen war, so hatte Otto seitens der anderen Stämme vielleicht in Kürze noch Schlimmeres zu gewärtigen.

Zunächst brachte das neue Jahr 937 eine große Gefahr für das Reich, nämlich die Ungarn fielen wieder ein, wie es heißt, um die Kriegstüchtigkeit des neuen Herrschers zu erproben. Seit König Heinrich im Jahre 933 sich so mannhaft ihnen entgegengestellt, hatten sie es nicht mehr gewagt, Sachsen und Thüringen durch ihre Einfälle zu belästigen; jetzt aber, da ein neuer König regierte, wollten sie doch den Versuch machen, die alten Raubzüge zu wiederholen. Sie drangen bis Franken vor, um von hier aus im westlichen Sachsen einzufallen, da ihnen die Grenzwehren im Osten wohl zu bedrohlich erschienen. Doch König Otto war auf der Hut, mit einem starken Heere kam er herangezogen, schlug die Ungarn und hielt sie von seinen Grenzen fern. Hierbei tritt uns Otto, wie früher Heinrich, besonders als Sachsenfürst entgegen, da er nur darauf bedacht ist, den Einfall von Sachsen abzuwehren. Allerdings war dies bei der gewöhnlichen Kriegsweise der Ungarn notwendig, denn stets teilten sich deren Haufen, und zogen dann in kleinen Abteilungen in mehrere Gegenden. So war jetzt ein Schwarm in Schwaben eingebrochen, während der andere gegen Sachsen zog. Von Sachsen aus gingen sie südwärts und verbreiteten sich dann über ganz Lothringen und Westfranken und suchten diese Länder aufs entsetzlichste heim. Denn hier herrschte die größte Unordnung, niemand konnte dem furchtbaren Feinde die Spitze bieten. König Rudolf von Westfranken war im Anfange des Jahres 936 gestorben. Hugo, ein Sohn Roberts, der sich gegen Karl den Einfältigen mit so großem Glück empört hatte, war thatsächlich der Herr im Reiche und bewog jetzt die Großen des Landes Ludwig, den Sohn jenes Karl zu wählen. Denn er hoffte unter dem schwachen Zepter des erst fünfzehnjährigen Königs das meiste zu gewinnen. Ludwig ward am 19. Juni 936 in Laon durch Erzbischof Artold von Rheims gesalbt und gekrönt. Aber es sollte anders kommen, als der ehrgeizige Hugo gedacht. Denn der König trat sofort selbständig auf und suchte das Joch Hugos abzuschütteln. Daher verband sich letzterer mit seinem mächtigen Feinde Heribert, um dadurch die königliche Macht ganz zu vernichten, und zugleich suchte er im Jahre 937 eine Anlehnung an König Otto. Jedenfalls glaubte der deutsche König, daß sein Ansehen eine Stärkung dadurch erfahre und so nahm er die dargebotene Hand des mächtigen

Hugo von Francien an. Ja, er gab ihm sogar seine Schwester Hathui zur Gemahlin. Wohl war so nach außen hin eine Verbindung angeknüpft, die vielleicht für die Folgezeit wichtig werden konnte; jetzt aber regte es sich im Innern des Reiches, indem die alten Stammesgegensätze aufeinander gerieten. Denn die Sachsen waren stolz geworden, da auf ihrem Stamme jetzt die königliche Herrschaft ruhte, sie verachteten eine engere Gemeinschaft mit anderen Stämmen und wollten als Lehen nur sächsisches Gut aus der Hand ihres Königs nehmen. Das mißfiel natürlich den Franken, die doch bis vor kurzem noch das herrschende Volk gewesen.

Bruning, ein sächsischer Lehensträger von Herzog Eberhard von Franken, hatte aus diesem Grunde dessen Zorn erregt und Eberhard zog mit seinen Mannen gegen Brunings Burg Hellmern im sächsischen Hessengau. Die Burg ward verbrannt und alle ihre Insassen getötet. Als der König von diesem Friedensbruche hörte, verurteilte er Eberhard zu einer Buße von hundert Pfund Silbers, an deren Stelle er Rosse liefern sollte. Den Lehensleuten Eberhards aber, die bei jenem Rachezuge geholfen hatten, befahl er zur Strafe für die Gewaltthat je einen Hund zu tragen [1]) und zwar bis nach Magdeburg. Hier stiftete der König am 21. September 937 ein Benediktinerkloster zu Ehren des Apostels Petrus und des h. Mauricius. Abt und Mönche kamen aus St. Maximin bei Trier. Wie Quedlinburg, so sollte auch diese Stiftung direkt unter königlichem Schutze stehen. Besonders berühmt wurde hier bald die Klosterschule unter der Leitung des trefflichen Anno, den der König später zum Bischofe von Worms erhob. Auch dieses Moritzkloster zu Magdeburg ward mit freier Abts- und Vogtswahl beschenkt. Reiche Einkünfte aus dem Zoll und der Münze in Magdeburg wurden ihm zugewiesen und die Stiftung mit viel Ländereien bedacht. Von hier aus sollte die Mission unter den Slaven betrieben werden, und schon aus der großen Anzahl der hier zur Weihe versammelten Bischöfe, die aus allen Reichsteilen herbeigekommen waren, erkennt man die Wichtigkeit, welche der neuen Stiftung beigelegt wurde. Unter anderen war der neue Erzbischof von Mainz, Friedrich, anwesend. Hildebert war Ende Mai gestorben und schon im Juni wurde Friedrich zum Primas des Reiches und zum Erzkapellan des Königs ernannt. Hierher nach Magdeburg kamen jetzt auch Eberhard und seine Vasallen. Sie wurden vom Könige freundlich empfangen und reichlich beschenkt, nachdem sie ihre Strafe verbüßt. Aber dieser versöhnliche Zug nützte dem Könige nichts, denn die Franken schieden grollend und waren nach wie vor bereit, für ihren Herzog alles zu thun. War ja Eberhard von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, indem er allen, auch dem Niedrigsten sein Ohr lieh und freigebig im Schenken war. So kam es, daß er auch viele von den Sachsen zu sich hinüberzog und für sich gewann.

Bald darauf traten in Sachsen Verhältnisse ein, die den König in eine recht schwierige Lage brachten. Jener Graf Sigfrid war gestorben, dem Otto während seiner Krönung die Verwaltung Sachsens und die Hut seines Bruders Heinrich aufgetragen. Sigfrid war der Vetter von Heinrichs I. erster Gemahlin

---

[1]) Eine damals öfter vorkommende und die Deutschen sehr entehrende Strafe.

Hatheburg, also nahe verwandt mit Ottos Halbbruder Thankmar. Dieser erhob nun auf die Erbschaft seines Verwandten Ansprüche. Und Thankmar war rasch in Gedanken und That und von großer Erfahrung im Kriege, aber heftigen Sinnes, und seinen Leidenschaften konnte er keinen Zügel anlegen. Dazu kam, daß ihm früher die große mütterliche Erbschaft vom Vater genommen worden war; und wenn er auch reiche Entschädigung dafür erhalten, empfand er doch darüber einen geheimen Ingrimm. Otto hätte jetzt vielleicht Gelegenheit gehabt, Thankmar zu versöhnen, indem er ihm die Herrschaft Sigfrids überließ. Aber es geschah anders. Der König gab vielmehr die Verwaltung des Markengebietes zwischen Elbe und Oder, welches Sigfrid besessen, an Gero, einen Grafen in Nordthüringen, dessen Stammgüter an der Bode lagen. Möglich, daß der König bei dem Anfalle eines großen Herrschaftsgebietes an Thankmar fürchtete, dieser werde die neue Macht nur dazu benutzen, seine königliche Herrschaft zu untergraben. Natürlich war diese getäuschte Hoffnung ein schwerer Schlag für Thankmar, und in dieser gereizten Stimmung verband er sich mit Eberhard, der für die auferlegte Strafe schon längst auf Rache sann. Und immer drohender zogen sich die Wolken über dem Könige zusammen. Am 14. Juli 937 war der mächtigste Herr im Süden des Reiches gestorben, Herzog Arnulf von Baiern, der nach seiner Unterwerfung eine feste Stütze für Heinrich geworden und im Süden gegen die andringenden Ungarn stets kampfbereit für den Schutz des Reiches eingetreten war. Er hinterließ mehrere Söhne und diese wollten auch den letzten Rest der Verbindung Baierns mit dem Reiche tilgen; sie verweigerten nämlich dem König Otto die Huldigung. Gegen diesen offenen Ungehorsam konnte nun der König nicht sofort einschreiten, da ihn jetzt eben die sächsischen Verhältnisse wegen des Todes von Sigfrid beschäftigten. Zu Anfang des Jahres 938 unternahm zwar Otto einen Zug gegen die aufständischen Baiernfürsten, aber er mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren und seine Anwesenheit im Norden war jetzt gerade äußerst notwendig. Denn der Streit zwischen Eberhard und Bruning, also zwischen Franken und Sachsen, war von neuem heftig ausgebrochen und ward mit Mord, Raub und Brand von beiden Seiten geführt. Zugleich riefen die Sachsen jetzt einen schiedsrichterlichen Spruch des Königs an, ob es nämlich recht sei, wenn die Enkel, deren Väter schon tot seien, mit den anderen Söhnen des noch lebenden Großvaters gleiches Erbe erhielten. Um diese Zwiste zu ordnen, berief Otto für den Mai des Jahres 938 eine Reichsversammlung nach Steele an der Ruhr in Sachsen. Vielleicht sollten hier nur Sachsen und Franken erscheinen — denn jener Rechtsentscheid bezog sich wohl nur auf die Sachsen — vielleicht aber wurden auch die bairischen Fürsten und Vasallen zur Teilnahme an der Versammlung aufgefordert. Die streitige Rechtssache wurde hier durch ein Gottesurteil zu Gunsten der Gleichberechtigung der Enkel entschieden und es ward bestimmt, daß es so in alle Ewigkeit bleiben sollte. Die Hauptsache sollte freilich das Verhör der Landfriedensbrecher sein; diese waren jedoch nicht erschienen und gaben dadurch ihren Ungehorsam gegen den König offen zu erkennen. Indes Otto verzieh ihnen noch diesmal, indem er ihnen die Strafe erließ. Doch diese Milde verfehlte jetzt völlig ihren Zweck, indem dadurch nur noch mehr Leute sich den aufstän-

dischen Parteien anschlossen. Mord, Raub und Brand mehrten sich und die Rechtlosigkeit nahm immer mehr überhand. Schlimmer als die unerlaubte Selbsthülfe war freilich eine insgeheim gegen den König gerichtete Verschwörung. Wir wissen, daß Eberhard schon viele von den Sachsen auf seine Seite gezogen, jetzt aber traten sogar Thankmar und Wichmann zur Partei der Verschworenen über und der offene Bürgerkrieg begann. Thankmar überfiel den jungen Heinrich in seiner Burg Belecke südlich von Lippstadt. Der Ort wurde ausgeplündert und Heinrich in harter Gefangenschaft fortgeschleppt. Bei dieser Gelegenheit fiel Udos Sohn Gebhard, der Neffe Hermanns von Schwaben. Nun spaltete sich das herzogliche Haus der Franken sofort, ein Teil hielt seitdem fest zum Könige. So ward die Empörung Thankmars vom Glücke begünstigt und da seine Mannen reiche Beute gemacht, schritten die Aufrührer auf der betretenen Bahn weiter vorwärts. Thankmar zog gegen die Feste Eresburg an der Diemel, er nahm sie mit bewaffneter Hand, setzte sich daselbst fest und verheerte von da aus das platte Land durch Raubzüge. Den jungen Heinrich aber hatte er in den Gewahrsam von Eberhard gegeben.

Doch wie günstig das alles gegangen war, so bald sollte sich auch die Lage ändern. Einsichtsvolle Männer erkannten, daß die Kraft und Stärke des Reiches unter solchem Bürgerkriege schwer leiden müsse. Gerade Sachsen und Franken, die Hauptbestandteile des Reiches, wurden durch zwecklose Plünderung furchtbar heimgesucht, ärger konnten es die Ungarn in dem unglücklichen Lande nicht treiben. Der Tod eines vornehmen Mannes Namens Dedi, der vor der Burg Laer durch die Mannen Eberhards fiel, führte den Umschwung herbei. Jenen Wichmann nämlich, welcher zuerst von Otto abgefallen war, bekümmerten diese traurigen Verhältnisse tief, die das Wohl des Reiches so gefährdeten. Er ging daher freimütig zum Könige, erbat von ihm Verzeihung und gelobte Frieden zu halten. Von Stund an blieb er dem Könige treu und hold. Und auch den Thankmar sollte bald die verdiente Strafe für seinen Ungehorsam treffen. Denn der König sah jetzt ein, wie schlimm die Sachen standen. Er sammelte ein großes Heer und zog gegen die Eresburg. Als die Mannen der Burg sahen, daß Otto so stark gerüstet gegen sie heranrücke, öffneten sie die Thore und ließen das Heer ein. Thankmar aber floh in die Kirche, die einst Papst Leo dem h. Petrus geweiht. Doch die Krieger verfolgten ihn auch hier noch, besonders die Vasallen des Heinrich, welche darauf brannten, die ihrem Herrn angethane Schmach zu rächen. Die Heiligkeit der Stätte hielt sie nicht ab, die Thüren zu erbrechen und bewaffnet in das geweihte Gebäude einzudringen. Dort stand Thankmar vor dem Altare, wo er seine Waffen und eine goldene Kette niedergelegt hatte. Mit Waffengewalt ward er bedrängt und ein gewisser Thiadbold verwundete ihn, worauf dieser selbst von Thankmar einen tödlichen Streich empfing. Einer aber unter den Leuten durchstieß von einem Fenster in der Nähe des Altares aus dem Thankmar mit einer Lanze den Rücken, so daß dieser sofort leblos zu Boden sank. Das geschah am 28. Juli 938. Als nun der König diese Vorgänge erfuhr, mißbilligte er zwar die Verwegenheit seiner Mannen sehr; weil aber der Bürgerkrieg noch nicht beendet war, schien es ihm nicht rätlich, sie dafür zur Verantwortung zu ziehen. Er bedauerte den unglücklichen Aus-

gang seines Bruders und sprach einige Worte zu seinem Lobe. Thiadrich aber und drei seiner Vettern wurden als Anhänger Thankmars zum Tode verurteilt und durch den Strang hingerichtet. Dann zog der König vor Laer, um die Kampflust seiner Krieger zu benutzen. Die Mannen der Burg, wie ihr Befehlshaber leisteten zuerst heftigen Widerstand. Schließlich aber mußten sie sich ergeben, da ihnen Eberhard die Hülfe versagte. Nun sah sich Eberhard gezwungen, nachdem er den Tod Thankmars erfahren, sich dem Heinrich, den er gefangen hielt, zu Füßen zu werfen und seine Verzeihung zu erflehen. Doch diese erhielt er nur durch ein neues Verbrechen. Heinrich stand nämlich damals in dem hochfahrenden Alter des Jünglings und in ihm wohnte eine unbegrenzte Begierde nach der Herrschaft. Deshalb bewog er den Eberhard zu einem Bunde: Er sollte sich mit ihm gegen den König verschwören und ihm — dem Heinrich — wenn es möglich wäre, die Krone verschaffen. Sobald dies abgemacht war, ging Heinrich zum Könige, von dem er mit aufrichtiger Liebe empfangen wurde, er, der im Herzen so viel Arglist und Tücke barg. — Nun kam auch endlich eine Aussöhnung zwischen Eberhard und Otto zustande, welche durch Friedrich von Mainz vermittelt ward. Eberhard ging zum Könige, bat ihn um Verzeihung, und empfahl sich und alles was er hatte seiner Gnade. Doch ein solches Vergehen forderte vor der Welt wenigstens eine kleine Sühne. Obwohl ihm daher Otto Verzeihung angedeihen ließ, verbannte er ihn auf kurze Zeit nach Hildesheim. Dann wurde er wieder zu Gnaden aufgenommen und in den vollen Umfang seiner hohen Stellung eingesetzt.

So war wenigstens äußerlich die Ruhe wiederhergestellt, obwohl ja im geheimen die verräterischen Pläne gegen Ottos Herrschaft fortgesponnen wurden. Auch Herzog Giselbert von Lothringen wird beschuldigt, mit Eberhard und Heinrich gemeinsame Sache gemacht zu haben.

Inzwischen waren die Ungarn wieder in Sachsen eingefallen, wo sie ihr Lager an der Bode aufgeschlagen hatten und sich von da aus über das ganze Land verbreiteten. Einst wurde ein Anführer mit einem Teile des Heeres vom Lager ausgeschickt, und kam des Abends vor die Stederburg. Da die Burgmannen sahen, daß die Feinde vom Marsche und dem sehr stark strömenden Regen matt geworden waren, machten sie einen Ausfall, töteten viele von den Ungarn, nahmen ihnen eine Menge Pferde und Feldzeichen ab und schlugen die übrigen in die Flucht. Die Insassen der Burgen, an denen die geschlagenen Ungarn nun vorbeizogen, merkten, daß die Feinde auf der Flucht seien, bedrängten sie von allen Seiten, töteten eine Menge und stießen sogar den Führer in einen Pfuhl voll Schlamm. Ein anderer Teil des Heeres aber wurde von einem listigen Slaven absichtlich in den sumpfigen Drömling gelockt und kam dort um durch die Fährnisse der Oertlichkeit und durch den Angriff von Bewaffneten. Nur der Führer dieser Schar entkam mit einigen wenigen, ward jedoch aufgefangen, vor den König gebracht und mußte sich um einen hohen Preis loskaufen. Als dies die andern Ungarn hörten, brachen sie schnell das Lager ab und suchten ihr Heil in der Flucht. Seitdem sind sie nie wieder nach Sachsen gekommen, da sie sich vor den festen Burgen fürchteten, die König Heinrich angelegt und welche so mannhaft die Verteidigung des Landes übernommen.

Auch diese Gefahr ging glücklich vorüber. Aber bald drohte eine neue und viel größere. Ehe sie noch offen ausbrach, zog König Otto im Jahre 938 zum zweitenmal gegen Baiern. Und diesmal hatte er mehr Erfolge zu verzeichnen. Er unterwarf sich die aufständischen Herzoge und schickte Eberhard, den ältesten Sohn Arnulfs, ins Exil. Das Herzogtum in Baiern aber kam an Eberhards Oheim, den Herzog Berthold von Kärnten.

3. Der Aufstand Heinrichs und Eberhards.

Im nächsten Jahre, um 939, organisierte der junge Heinrich eine weitverzweigte Verschwörung. In Saalfeld war es, wo er bei Gelegenheit eines festlichen Gelages, zu dem er viele Große eingeladen hatte, diesen die schönsten Versprechungen machte; so verschaffte er sich eine stattliche Partei von Anhängern. Viele freilich wollten nicht offen unter der Fahne der Empörung fechten. Sie rieten ihm daher, nach Lothringen zu gehen und von da aus den Kampf zu beginnen. So geschah es auch. Die Burgen Heinrichs in Thüringen und Sachsen erhielten Besatzungen, Heinrich selbst verließ Sachsen und zog mit seinen Anhängern nach Lothringen. Das erregte überall eine große Bestürzung, da man die Ursache zu einem so plötzlichen Abfall vom Könige nicht ahnte. So wollte auch der König anfänglich nicht daran glauben, schließlich aber erkannte er die Lage und brach mit einem Heere zur Verfolgung des Bruders auf. In Dortmund, einer der Burgen Heinrichs, öffnete ihm der Befehlshaber Hagen die Thore, da er an Thankmars Ausgang gedachte. Außerdem schwor Hagen dem Könige einen Eid, Heinrich, seinen Herrn, von dem Aufruhr abwendig zu machen, auf alle Fälle aber zum König zurückkehren zu wollen. Darauf ging Hagen zu Heinrich, Otto aber zog mit seinem Heere bis zum Rhein. Im vorigen Jahre, wo Eberhard sich gegen ihn empörte, hatte Otto seinen Kämmerer Hadald zu Giselbert geschickt, um ihn im Frieden zu erhalten. Doch an dessen Hofe ward Hadald nicht mit der gebührenden Auszeichnung aufgenommen und die Sache wurde in die Länge gezogen, bis schließlich Hadald, der die Ränke Giselberts durchschaute, diesem im Namen des Königs den Befehl gab, an einem bestimmten Tage vor Otto zu erscheinen, wenn er nicht als Hochverräter behandelt werden wollte. Und auch einem anderen königlichen Gesandten, dem Bischofe Bernhard von Halberstadt, war es nicht besser ergangen. Als jedoch Hadald jenen Befehl ausgesprochen, wurde er besser behandelt und ihm ein ehrenvolles Geleit gegeben. Jedenfalls aber hatten diese Gesandtschaften bei Giselbert nichts gefruchtet, denn er schloß sich im Jahre 939 den Empörern an. Im Vereine mit Heinrich sammelte er ein Heer und zog dem Könige an den Rhein entgegen. Als Vorbote des Heeres erschien Hagen wieder bei Otto, um sein Versprechen einzulösen, da ihm der Versuch mißglückt war, den Frieden zu vermitteln. Außerdem überbrachte er dem Könige einen spöttischen Gruß von seinem Bruder. Ein kleiner Teil von Ottos Heer hatte schon den Rhein überschritten, und deshalb war dieser in der größten Aufregung, als er die Feinde gegen die kleine Schar anrücken sah und keine Schiffe so schnell beschafft werden konnten, um über den breiten Strom zu setzen. Und er mußte den Seinigen

über den Fluß zu Hülfe ziehen, wenn sie nicht erliegen sollten. In seiner Angst wendete er sich in einem inbrünstigen Gebete an Gott und er fand Erhörung. Die Sachsen am anderen Ufer lassen all ihr Gepäck nach Xanten bringen und stellen sich bei Birten auf, bereit, den Feind zu empfangen. Als dieser heranzog, teilten sie sich; der eine Teil begegnete den Feinden in der Front, die andere Schar umging sie und fiel ihnen in den Rücken. Das brachte sie in große Verwirrung. Außerdem waren einige unter den Sachsen der französischen Sprache kundig, und um den Gegner zu täuschen, riefen sie ihm auf französisch zu, sich auf die Flucht zu machen. Und das hatte den gewünschten Erfolg; die Feinde flohen, trotzdem ihrem großen Heere kaum hundert Sachsen gegenüberstanden. So kam es, daß viele von den Feinden getötet und gefangen genommen wurden. Auch fiel ihr ganzes Gepäck und Material in die Hände der Sachsen. — Deutlich erkennt man aus diesem Berichte, den uns die Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts überliefern, die Einwirkung der sächsischen Stammessage. Jedenfalls ist schwer zu scheiden, was davon wirklich historisch ist. So viel aber steht fest, daß damals am Rheine bei Birten die Sachsen in kleiner Anzahl ein größeres Heer in die Flucht geschlagen haben. Und diesem Unglücke Heinrichs folgte bald ein zweites. Nämlich der thüringische Graf Dadi ließ sofort an den Befehlshaber der Burgen, die Heinrich noch in Sachsen besaß, die Nachricht gelangen, daß Heinrich besiegt und getötet sei; infolgedessen ergaben sich fast alle an den König. Nur zwei blieben treu, Merseburg und Scheidungen. Als nun Heinrich das erfuhr, hielt er es für das Beste, nach Sachsen zurückzukehren, um wenigstens hier noch zu retten, was möglich war. Mit nur neun bewaffneten Begleitern gelangte er wieder nach Merseburg. Nachdem der König hiervon Kunde erhalten, zog er gleichfalls nach Sachsen und zwar vor Merseburg, um Heinrich zu fangen. Erst nach zwei Monaten kam Heinrich zu der Einsicht, daß er sich gegen seinen Bruder nicht halten könne, er übergab die Stadt und ging in das Lager Ottos. Dieser gab ihm dreißig Tage Frist, innerhalb dieser Zeit solle er aus Sachsen mit seinen Anhängern fortgehen. Doch wer von letzteren dem Könige treu bleiben wolle, der solle für das Geschehene Verzeihung erhalten. So kam es, daß Sachsen endlich einige Ruhezeit hatte.

Freilich an den Grenzen Sachsens sah es wieder sehr unruhig aus. Die Slaven hatten nämlich die Zwistigkeiten im Reiche benutzt und verwüsteten und plünderten die sächsischen Grenzgebiete, in welchen Graf Gero vom Könige zum Befehlshaber ernannt worden war. Ja sie versuchten sogar den Gero mit List zu töten. Doch dieser umsichtige Mann vergalt List mit List. Er überfiel eines Nachts einen Ort, wo er wußte, daß die slavischen Anführer in größerer Zahl zu festlichem Gelage versammelt waren. Gegen dreißig wurden von den Sachsen getötet. — Auch die Abotriten im Norden hatten sich jetzt empört, und den sächsischen Befehlshaber Haika mit seinem ganzen Heere überfallen und niedergehauen. Es war daher gut, daß der König jetzt für einige Zeit freie Hand hatte. Um die Einfälle der Slaven nach Sachsen selbst abzuwehren, zog Otto an die Grenzen und schlug die Plünderer, wo er sie traf. Trotzdem sie dadurch in die unseligste Lage gerieten, zogen sie doch den Krieg dem Frieden vor, da ihnen das Joch der Deutschen verhaßt war. Denn jene slavischen Völker waren

trotzig und an Mühsal gewöhnt und mit dem kärglichsten Unterhalte zufrieden, worin sie sich sehr von den Deutschen unterschieden. — Dazu waren die Dänen wieder unruhig geworden, so daß Sachsen jetzt von allen Seiten bedrängt wurde; im Osten von den Slaven, im Süden von den Franken, westlich von den Lothringern und im Norden durch die Dänen und Slaven. Es war nicht möglich, daß der König seine ganze Macht gegen letztere wenden konnte, da von Westen wieder Gefahr drohte.

Heinrich war nämlich nach dem dreißigtägigen Waffenstillstande wieder zu seinem alten Verbündeten Giselbert gegangen, da er in seiner Rebellion gegen den König beharrte. Er versprach wohl damals dem lothringischen Herzoge eine freiere Stellung zum Reiche und große Belohnungen, wenn er erst mit seiner Hülfe zum Königtume gelangt sei. Die Verhältnisse in Lothringen hatten sich noch nicht befestigt und noch war die deutsche Herrschaft hier nicht so erstarkt, daß jetzt nicht abermals eine Anlehnung des Herzogs und seiner Großen an Westfranken zustande gekommen wäre. Wahrscheinlich wurden die Empörer dafür vom westfränkischen Könige mit Heeresmacht unterstützt. Jetzt im Sommer 939 brach nun Otto wieder mit einem Heere nach Lothringen auf. Jedenfalls war seine Macht stärker als die seiner Gegner, denn bald hatte er sich fast das ganze Land unterworfen. Giselbert wurde in Chèvremont bei Lüttich belagert, entkam aber aus der Burg, und diese konnte wegen ihrer starken Befestigungen nicht eingenommen werden. König Otto hielt dann eine Zusammenkunft mit einigen großen Lehensträgern der französischen Krone, deren einer, Herzog Hugo von Francien, ja sein Schwager war. Er beredete dieselben, von König Ludwig abzufallen und in seiner Abwesenheit den Krieg gegen ihn fortzusetzen. Außerdem gewann er den Grafen Immo, einen Vasall Giselberts, einen listigen, verschlagenen Mann, der wohl einsah, daß er von der Macht des deutschen Königs mehr erwarten dürfe, als von dem aufständischen Giselbert. Dieser Immo wußte es mit seinen listigen Anschlägen so weit zu bringen, daß er dem Giselbert durch allerlei kleine Unternehmungen großen Schaden zufügte. Der Lothringer soll den Verlust dieses Mannes, auf dessen Rat er früher alles gegeben, so sehr bedauert haben, daß er ausrief: „Als Immo mir noch treu war, hab' ich alle Lothringer durch seine Hülfe mir unterthan gemacht. Ihn aber kann ich jetzt mit allen Lothringern nicht bezwingen!“

Otto ging dann nach Sachsen zurück, wo seine Anwesenheit wegen der Einfälle der Slaven und Dänen sehr vonnöten war. Kaum hatte aber der deutsche König den Rücken gewendet, so griff Ludwig von Westfranken die alten französischen Pläne wieder auf. Nachdem sich ihm nämlich einige lothringische Bischöfe wieder angeschlossen, fiel er ins Elsaß ein, um das Land für die französische Krone zu gewinnen und vertrieb die Anhänger Ottos. Dazu kam jetzt ein erneuter Aufstand des gefährlichen Eberhard von Franken, welcher die bedrohte Lage des Königs erkannte und sofort mit Giselbert gemeinsame Sache machte. Es ging diese Verschwörung auf eine Verdrängung Ottos vom Königtume hinaus, was aber dann werden sollte, wußte wohl keiner der Verschworenen selbst. Denn sowohl Heinrich wie Eberhard strebten nach der Krone, und wessen man sich von dem mächtigen Lothringerherzog zu versehen hatte, das wußte man noch nicht. Diese Lage war

für den deutschen König eine sehr schwere. An den eigenen Landesgrenzen drängten die Slaven, zwei deutsche Herzogtümer standen gegen ihn und Ludwig von Frankreich hatte gleichfalls die Waffen ergriffen. Dazu kam die Empörung seines Bruders Heinrich. Otto verließ sich wohl wieder auf seine treuen Sachsen, denn von einer Teilnahme der Schwaben und Baiern am Kriege hören wir in dieser Zeit nichts. Er raffte ein Heer zusammen und zog nun zum drittenmal im Jahre 939 nach Westen, zunächst gegen Breisach im Elsaß, das Eberhards Anhänger besetzt hielten. Trotz der großen Gefahren blieb aber der König ungebeugt. Im Gegenteil, je größer die Gefahr, desto mutiger zeigte sich Otto. In diesen Tagen bewies er, daß er allein wert war, die Krone zu tragen. Die Größe seines Geistes war so überlegen, daß er alle seine Gegner überwand. Dieselben wurden jetzt noch vermehrt durch den Abfall Friedrichs von Mainz. Dieser wurde nämlich von Otto in das Lager Eberhards geschickt, um ihn zur Umkehr zu bewegen und an seine Pflichten als Herzog gegen König und Reich zu erinnern, jetzt, wo das Reich von äußeren Feinden hart bedrängt wurde. Friedrich machte jedoch dem Eberhard Versprechungen, die der König nicht gewillt war, zu erfüllen, so daß sich die Sache zerschlug. Und als nun die Nachricht einlief, Eberhard sei über den Rhein in Schwaben eingebrochen, da verließ Friedrich von Mainz mit noch anderen Bischöfen in eiligem Rückzuge das Lager des Königs und schloß sich den Verschworenen an. Der Plan der Aufrührer war nun, in Metz ein großes Heer aus ihren Streitkräften zu versammeln und vereint gegen den König vorzugehen. Jetzt war Otto in der höchsten Gefahr, und es war kaum mehr die Hoffnung vorhanden, daß die deutsche Krone bei den Sachsen bleiben werde, sagt der sächsische Geschichtschreiber. Das war aber noch nicht das Schlimmste. Denn wenn der König unterlag, was sollte aus dem Reiche werden, wo beinahe jeder der Aufrührer nach der Krone strebte? Ein furchtbarer Bürgerkrieg mußte dann ausbrechen, aus welchem Westfranken, Slaven und Ungarn den Vorteil zogen. Das Reich drohte sich aufzulösen, wenn jetzt nicht schnelle Hülfe kam. Und in dieser höchsten Not fand der König an Herzog Hermann von Schwaben einen treuen Helfer. Er erschien sofort mit einem starken Heere, fand aber nur noch einen Teil der feindlichen Truppen auf dem rechten Rheinufer; die größere Hälfte war mit reicher Beute beladen schon über den Fluß zurückgegangen, um sich bei Metz mit den anderen aufständischen Truppen zu vereinigen. In Hermanns Begleitung waren die Grafen Udo und Konrad, Eberhards Vettern. Als diese beiden ganz nahe am Rheine angelangt waren, trafen sie der Sage nach einen Priester, dem die Empörer alles geraubt, und der ihnen den Aufenthaltsort von Giselbert und Eberhard angab; beide befanden sich ganz in der Nähe. Es kam nun zwischen den Herzogen und den Grafen zu einem kurzen Kampfe. Eberhard setzte seinen Feinden mannhaft zu und vergalt jede empfangene Wunde. Endlich aber erlag er der Uebermacht und sank entseelt zu Boden. Giselbert floh zum Rheine und bestieg einen Nachen, in welchen sich aber eine ganze Schar hineindrängte, so daß der Kahn umschlug und seine Insassen ertranken. Nie wieder hat man etwas von dem kühnen Lothringerherzoge gehört oder gesehen, er ist seitdem verschwunden; wohl fand er sein Grab im Bette des Rheins. Das geschah zu Andernach im Spät-

jahre 939. — Diese Rettung des Königs, welche die spätere Sage vielfältig ausgeschmückt hat, erscheint schon in den ältesten Quellen ziemlich merkwürdig. Wahrscheinlich hat doch ein größerer Kampf an den Gestaden des Rheines stattgefunden; der dabei erfolgte Tod beider Herzoge war für die Sage ein willkommener Anknüpfungspunkt. Sie erzählt uns den Tod als einen äußerst zufälligen, um dadurch das göttliche Strafgericht an beiden Empörern vollstrecken zu lassen.

König Otto lag noch vor Breisach, als ihm diese wichtige Kunde gemeldet wurde. Er dankte Gott, daß er ihm wiederum mit so gnädigem Beistande geholfen habe. Schnell ergab sich nun Breisach, und Friedrich von Mainz, der den König eben noch so treulos verlassen, wurde wie auch Bischof Rothard von Straßburg ins Exil geschickt. Doch ihre Strafe dauerte nicht lange, da ihnen der König bald verzieh. So war jetzt Heinrich von den Empörern allein übrig. Auf die Nachricht von dem Tode der beiden Herzoge wollte er sich nach Chèvremont flüchten, wo sich seine nun verwitwete Schwester aufhielt. Aber Gerberga schloß ihm die Thore, da sie Ottos Zorn fürchtete; sie begab sich dann zum französischen Könige Ludwig, mit dem sie sich noch in demselben Jahre vermählte. Auch Heinrich suchte jetzt seine Zuflucht am westfränkischen Hofe. Während Otto nun nach Franken zog, fiel Ludwig von neuem in Lothringen ein, mußte jedoch binnen kurzem der Uebermacht Ottos weichen. Jetzt hielt es Heinrich für geraten, sich seinem Bruder zu unterwerfen, da auch die Großen Lothringens sich der Macht des deutschen Königs gebeugt hatten. Und wie Otto stets zum Verzeihen bereit war, so kam auch bald eine Versöhnung beider Brüder zustande. Dann ward noch Otto, der Sohn Richwins, für Giselberts jungen Sohn Heinrich zum Vormund und zum Verweser des Landes bestellt und das Bündnis mit Hugo von Francien erneuert. Nun erst kehrte der König nach Sachsen zurück. Damit nahm das Jahr 939 ein Ende. Es ist dasjenige Jahr in Ottos Regierung, welches für die Fortdauer des deutschen Reiches in den ererbten Formen das wichtigste war. So viele und große Gefahren die Reichseinheit in der Person Ottos noch erfahren sollte, es war doch wenig im Vergleiche zu der gewaltigen Umarmung, welche den König in diesem Jahre zu vernichten gedroht hatte. Wehe dann der Reichseinheit! Sie wäre unfehlbar verloren gegangen, und je tiefer der Riß geworden wäre, einer desto mächtigeren Persönlichkeit hätte es bedurft, um den Schaden auszubessern. — Otto war jetzt Herr im Reiche, Eberhard und Giselbert waren gefallen und die Herzoge von Baiern und Schwaben waren ihm treu und ergeben. Beide suchten jetzt mit dem Könige in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Berthold von Baiern wollte sich mit der Tochter Gerbergas von Lothringen vermählen, doch die Ehe kam wohl nie zustande. Hermann von Schwaben ersuchte den König, seine einzige Tochter mit Liudolf, dem jungen Sohne Ottos zu verloben, wozu dieser gerne bereit war. So versicherte sich Otto der herzoglichen Geschlechter auch auf dynastischem Wege. Für Franken ward ein neuer Herzog vom Könige nicht ernannt, fortan blieb hier das Herzogtum mit dem Königtume vereinigt. So war Otto Herzog der Sachsen und Franken und jetzt in Wahrheit ein König der Deutschen. Seither blieb die Herzogswürde unter seiner machtvollen Regierung ein Amt, das er vergeben und einziehen konnte.

Auch die Verhältnisse nach außen sollten sich jetzt bessern, allerdings durch eine, wie es scheint, nicht zu billigende Handlung. Am königlichen Hofe befand sich seit Heinrichs Zeit ein vornehmer Slave Namens Tugumir, dem nach dem Erbrechte die Herrschaft über die Heveller zustand. Dieser wurde vom Könige bestochen und versprach für eine große Belohnung sein Vaterland zu verraten. Als er nach Brennaburg kam, wurde er vom Volke mit Jubel in seine Herrschaft eingesetzt. Doch kurz darauf gelang es ihm, seinen Neffen, der noch allein von dem fürstlichen Stamme übrig war, in seine Gewalt zu bringen und zu töten. Dann übergab er das Land an den König. Nachdem hier die deutsche Herrschaft festen Fuß gefaßt, unterwarfen sich bald alle benachbarten Völker bis zur Oder und wurden den Deutschen tributpflichtig.

Die Rebellen Ansfrid und Arnold, die sich noch in der Burg Chèvremont hielten, wurden durch eine List Immos herausgelockt und gerieten in die Gewalt des Königs, der sie jedoch bald mit seiner gewohnten Milde in Freiheit setzte. In Lothringen wurde damals vielleicht Ottos Bruder Heinrich als Herzog bestellt, damit er durch diese mächtige Stellung ganz ausgesöhnt würde. Doch bald scheint Heinrich des Herzogtumes verlustig gegangen zu sein, indem jener Otto an seinen Platz trat, welchem der König nach dem Siege bei Andernach die Pflege von Giselberts Sohn anvertraut hatte. Aber die Ruhe wurde auch dadurch nicht hergestellt. Denn es mochte viele Große in Lothringen geben, welche sich der Herrschaft König Ottos nicht fügen wollten und sich daher an Ludwig von Westfranken anschlossen. Zweimal mußte Otto im Jahre 940 nach Westen ziehen, wo er das Band mit Hugo von Francien fester knüpfte und auch andere westfränkische Große sich unterwarf. Mit König Ludwig kam es im Winter 940 zu einem Waffenstillstand, der erst im Jahre 942 in einen dauernden Frieden und ein Bündnis verwandelt ward. Wohl mochte dazu Ludwigs Gemahlin Gerberga, die Schwester Ottos, beitragen, die Beziehungen zwischen beiden Reichen zu besseren zu gestalten. So war der Kampf endlich beendet, den Ost- und Westfranken jahrzehntelang um das Zwischenreich geführt; man sah jenseits des Rheines ein, daß die deutsche Herrschaft eine zu machtvolle geworden war, als daß man ihr Lothringen noch streitig machen konnte.

Aber Heinrich sann wieder auf Tücke, nachdem ihm Otto seine Macht in Lothringen genommen. Diesmal wurde eine wirkliche Verschwörung gegen das Leben des Königs angezettelt. Heinrich verband sich mit einer Schar unzufriedener königlicher Lehensleute, die in dem Grenzkriege gegen die Slaven nicht die gehoffte Beute machten und deswegen auf ihren Führer Gero erzürnt waren. Da aber Gero beim Könige stets Hülfe fand, so richteten sich die Mißvergnügten nun gegen den König selbst und verbündeten sich sofort mit Heinrich, um ihn in seinem Streben nach der Krone zu unterstützen. Zu Ostern 941 sollte der abscheuliche Plan ausgeführt werden. Aber Gottes Hand waltete wieder über dem Leben des deutschen Königs. In Quedlinburg war es, wo Otto Ostern feierte. Hier wollten ihn die Verschworenen aufheben. Doch er hatte davon Kunde erhalten und umgab sich mit einer Schar Bewaffneter. Nach dem Feste ließ er dann auf den Rat seiner Getreuen die Rädelsführer insgeheim festnehmen. Die Hauptschuldigen wurden wenige Tage darauf hingerichtet, die

andern in die Verbannung geschickt. Auch auf Friedrich von Mainz war diesmal wieder ein Verdacht gefallen, an der Verschwörung sich beteiligt zu haben. Er reinigte sich davon, indem er vor versammeltem Volke das h. Abendmahl nahm. Heinrich fürchtete des Bruders Zorn und floh. Da er jedoch wußte, daß Otto stets auch zur Milde geneigt war, so stellte er sich. Er wurde nach Ingelheim gebracht, wo ein Fürstengericht über ihn urteilen sollte. Doch dem kühnen Jüngling war die Haft unerträglich und es gelang ihm, mit Hülfe eines Mainzer Priesters zu entkommen. Aber sein Herz war umgewandelt. Es gelüstete ihn nicht mehr danach, dem Bruder entgegenzuarbeiten, sondern er benutzte seine Freiheit zu einem schöneren Zwecke. Im Dome zu Frankfurt war es, wo er sich zu Weihnachten 941 dem Bruder in härenem Büßergewande nahte und unter Thränen zu Füßen warf. Der königliche Sinn siegte in Otto, abermals wurde ihm die Macht zur Gnade, und unter dem Eindrucke des „Friede auf Erden" ward ihm die Versöhnung leicht. Zum Zeichen derselben hob er seinen Bruder vom Boden auf und gab ihm die Freiheit. Und fortan blieb das Verhältnis beider ein brüderliches, nichts mehr war imstande, ihre Eintracht zu stören. Der König gewann seither an Heinrich eine feste Stütze und einen wahren Freund.

So war nach den ersten fünf Jahren von Ottos Regierung das Reich wenigstens von den inneren Feinden befreit, und der König konnte nun daran gehen, die Macht des deutschen Reiches gegen die äußeren Feinde zu wenden und die großen Pläne durchzuführen, die er für seine königliche Herrschaft gefaßt hatte.

Zweiter Abschnitt.

Innere und äußere Verhältnisse des deutschen Reiches bis zu dem Aufstande Liudolfs.

1. Das Königtum Ottos.

Bevor wir in der Geschichte des deutschen Reiches weiter vorschreiten, ist es nötig, das Königtum Ottos und sein Verhältnis zu der früheren deutschen Königsherrschaft etwas näher ins Auge zu fassen. Der Unterschied zwischen dem Königtume der Karolinger und demjenigen des deutschen Hauses der Sachsen ist ein recht bedeutender, wenn wir auch durch unsere so lückenhaften Quellen über vieles nur wenig unterrichtet sind. Karl der Große hatte in seinem Beamtenstaate durch vielseitige Gesetzgebung das alte Herkommen durchbrochen und die Machtgrenzen der einzelnen Beamtenstände genau festgesetzt. Das Gefüge dieses Staates war so eingerichtet, daß der König überall sich selbst persönlich oder durch eigens dazu bestimmte Beamte von dem Zustande des Reichs überzeugen konnte. Wenig nur unterstand ja damals der staatlichen Aufsicht oder gehörte in die Machtsphäre des Königs gegenüber unserer Zeit. Es war hauptsächlich die Kontrolle über die Rechtsprechung, der Heerbann und die Beaufsichtigung der Kirche. Dies künstliche Gefüge, welches ja eigentlich nicht germanisch ist, sondern dessen Grundlage die Kaiseridee abgab, war sofort zusammengebrochen, als Karl die Augen schloß. Unter seinen Nachfolgern waren die meisten königlichen Gesetze eingeschlafen und das alte Herkommen war wieder an die Stelle königlicher Mundschaft getreten. Die Reichsämter waren zum Teil erblich geworden, an die Stelle der einigen königlichen Macht war das nationale Stammesherzogtum getreten. Mächtig und groß ward die weltliche und geistliche Aristokratie; erstere wegen des Heerbanns, dessen Verpflichtungen so drückend auf der gesamten freien Bevölkerung gelastet und der aus diesem Grunde von einer großen Anzahl der Freien gegen bestimmte Pflichten auf den Adel übertragen worden war; letztere, weil das Königtum bei den fortwährenden Aufständen der weltlichen Großen an ihr einen sichern Rückhalt suchte und sie deshalb mit einer Fülle von Privilegien

ausstattete. So war auch das Recht der Königswahl faktisch auf den weltlichen und geistlichen Adel übergegangen, dem freien Volke war fast nur noch die Rechtsprechung geblieben. Nach dem Tode Konrads I. kam die Krone von den herrschenden Franken zu den Sachsen. Damals war Kaiser Karl schon über hundert Jahre tot und viel hatte sich im Reiche verändert. Das Königtum hatte keine festen Grenzen wie ehedem, auch das Herzogtum und die Grafengewalt sind uns damals in allen ihren Machtvollkommenheiten nur schwer erkennbar. Mit den Grafen rivalisierten die Bischöfe, mit den Herzogen die Erzbischöfe des Reiches. In vielen Verhältnissen war eine Mischung eingetreten, keine Gewalt war fest von der andern abgegrenzt. Das Gefühl der Unsicherheit, welches die Einfälle der Reichsfeinde nach außen erzeugten, machte sich auch im Innern geltend, da die Person fehlte, welche die Befugnisse der Reichsbeamten gegenüber der königlichen Macht bestimmen konnte. Dann ging das Königtum auf die Sachsen über und Heinrich ebnete den Boden, auf dem sein großer Sohn weiter bauen konnte. Zwar gelang es ihm nicht, das Herzogtum ganz zu beseitigen, da es zu fest mit den lokalen und provinziellen Interessen verknüpft war. Doch regelte er das Verhältnis der Herzoge zum Könige und führte eine Art von Selbstverwaltung wieder ein, indem seine Herrschaft eine persönliche war und sich nicht auf einen bevorzugten Stand stützte. Denn wir wissen nichts davon, daß König Heinrich jemals den Adel gegenüber der Kirche oder umgekehrt begünstigt hätte. Und das erzeugte im Volke entschieden ein erhobenes Rechtsgefühl, der Deutsche begann sich unter ihm sicher zu fühlen und hing deshalb mit Treue an dem neuen Geschlechte, so daß Heinrichs Sohn Otto ohne Schwierigkeit die Krone erlangte.

Otto brachte nun den ausgesprochenen Willen mit, seine Herrschaft zu einer wahrhaft königlichen zu gestalten. Das zeigte sich sofort bei der Krönung. Der Wille von einigen Großen des Reiches war ihm nicht genügend für die Sicherheit seiner Stellung. Daher ließ er sich von den gesamten Großen zu Aachen noch einmal wählen; zu Aachen, wo Karl der Große vorzugsweise geherrscht und Hof gehalten. Er forderte hier die persönlichen Dienste der Herzoge, um sie dadurch an die Person des Königs fester zu ketten. Seit dieser Zeit waren ihm die Herzoge die ersten Diener des Reiches, deren Ehre es war, dem Könige aufzuwarten. Karl hatte das Herzogtum beseitigen können, Heinrich und Otto waren das nicht mehr imstande, waren ja auch beide von der herzoglichen Gewalt zur Krone gelangt. Es war ein Faktor geworden, mit dem beide rechnen mußten, und so sehen wir bei Ottos Krönung das Herzogtum zum erstenmal offiziell von der Krone anerkannt, was dann für alle späteren Zeiten bindend werden sollte. Freilich mußte Otto die große Macht der Herzoge zu brechen suchen, wenn er wirklich König sein wollte. Das Herzogtum in Franken vereinigte er ganz mit der königlichen Würde und das war von bedeutsamen Folgen, da die Franken ehedem der herrschende Stamm gewesen. Jetzt war Otto König über Sachsen und Franken und das bedeutete damals fast König der Deutschen. Dem Herzoge von Baiern wurde sein wichtiges Privilegium genommen, nämlich das Recht, die bischöflichen Kirchen in seinem Lande zu besetzen. Von großer Tragweite war bisher im Reiche die Erblichkeit in den herzoglichen Familien ge-

wesen. Diese hob Otto einfach auf, indem er das Recht für sich in Anspruch nahm, die Herzoge nach freier Wahl zu ernennen. So geschah es 938 in Baiern, und als im Jahre 944 der vom Könige eingesetzte Herzog Otto von Lothringen starb und kurz nachher Giselberts Sohn mit Tode abging, so setzte Otto den ihm durchaus ergebenen Konrad den Roten ein, aus der Familie der Konradiner in Franken. Diese versöhnliche Politik gegen die Konradiner hat dann auch die besten Früchte getragen, indem sich Konrad so eng an den König anschloß, daß dieser ihm später seine Tochter Liutgard zur Gemahlin gab. Konrad war ein tapferer und kühner Mann, dem bei seinem großen persönlichen Mute die vorsichtige Klugheit und bedächtiger Entschluß nicht fehlten. Ueberall war er beliebt und seine kühne Entschlossenheit machte ihn zum rechten Manne, wie er auf dem herzoglichen Stuhle von Lothringen nötig war. Einige Jahre darauf, 947, starb auch Herzog Berthold von Baiern mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes. Berthold hatte sich noch 943 ein großes Verdienst ums Reich erworben. Denn in jenem Jahre waren die Ungarn wieder eingebrochen und hatten Kärnten und das östliche Baiern überschwemmt. Da stellte sich ihnen am 12. August 943 Herzog Berthold an der Traun in der Nähe von Wels entgegen und besiegte sie in einer mörderischen Schlacht. Noch nie war vorher ein so glänzender Sieg über die Ungarn errungen worden, noch nie hatten dieselben solche Verluste erlitten. Das war die letzte große That Bertholds gewesen, am 23. November 947 starb er. Trotzdem sein Verhältnis zu Otto ein gutes war und er gegen die Ungarn so glücklich gekämpft hatte, wurde doch jetzt sein Verdienst um das Reich vergessen, indem sein Geschlecht bei der Neubesetzung des herzoglichen Stuhles übergangen ward. Nämlich auf Bitten der Königin Mahthilde erhielt Ottos Bruder Heinrich das Herzogtum Baiern. Heinrich war mit Judith vermählt, der schönen und klugen Tochter des früheren Herzogs Arnulf, und so hatte er allerdings einen gewissen Anspruch auf jene Stellung. Jetzt war Heinrich Herzog über ein großes und reiches Land, dadurch ward seinem ehrgeizigen Streben die Spitze abgebrochen. Seither, sagt Widukind, wurde die friedliche Eintracht beider Brüder auf Erdenrund gerühmt, einmütig trugen sie bei zur Vergrößerung des Reiches, zur Besiegung der Feinde und zur väterlichen Herrschaft über das Volk. So waren um die Mitte des zehnten Jahrhunderts alle Herzogtümer mit Verwandten des Königs oder seinen Anhängern besetzt und mit Ausnahme von Sachsen, über welches der König selbst Herzog war, blieb nun das Herzogtum seiner nationalen Stellung entkleidet. Denn in Schwaben und Lothringen regierten Franken, in Franken der König selbst und in Baiern Heinrich, also Sachsen.

Neben den Herzogen treten jetzt wieder die Pfalzgrafen empor, die ja in karolingischer Zeit vorzugsweise richterliche Beamte waren. Jetzt wurden diese Grafen vom Könige eingesetzt, um die Rechte des Reiches in den Herzogtümern zu wahren. Vor allem erhielten sie die Aufsicht über die Einkünfte der Krone in den einzelnen Reichsteilen. Sie waren das Auge des Königs und durch ihre Stellung ward den Herzogen eine gewisse Beschränkung auferlegt. Freilich haben auch sie sich frühzeitig aus königlichen Beamten zu territorialen Landesherren herauszubilden gesucht.

Die andern Reichsbeamten, vor allem die Grafen, die zumeist königliche Vasallen waren, hatten ihr Amt im Laufe des neunten und zehnten Jahrhunderts wohl zum größten Teile erblich gemacht. Es stand mit der Verleihung von Benefizien und mit der Vasallität im Zusammenhange, daß aus dem freien Volksstaate allmählich der Lehensstaat entstanden war. Nicht mehr beruhte die Festigkeit des Reiches auf der alten Gemeinfreiheit und der damit verbundenen allgemeinen Wehrpflicht; schon längst war diese Pflicht gegen die Gewährung von nutzbringenden Rechten an eine gewisse Klasse von Freien übergegangen, aus der sich jetzt ein besonderer Stand zu entwickeln anfing, der Ritterstand. In ihm und den hohen Beamten stellte sich nun das Reich dar. Der Lehensverband mit dem König an der Spitze trat seither an die Stelle des eigentlichen Volkes, er begriff in sich die waffentragende Bevölkerung des Reichs. Besonders kam das zum Ausdruck bei der Wahl des Königs und bei den Hoftagen. Hier hatte der Gemeinfreie als solcher keinen Anteil mehr, sondern nur die Großen des Reiches und diejenigen Leute, welche durch den Lehensverband in Beziehung zum Könige standen.

Den weltlichen Großen zur Seite steht die hohe Geistlichkeit. Bezüglich dieser blieb König Otto der Politik des Vaters getreu; er hat sie, wo es nötig war, gebraucht, um den weltlichen Adel in Schach zu halten, aber auch umgekehrt. Eine Bevorzugung eines Standes vor dem andern gibt es in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung nicht und besonders dadurch hat er so Großes vollbringen können. In vielen Städten des Reichs schuf er sich einen ihm unbedingt ergebenen Klerus, mit dem er die hohen kirchlichen Würden besetzte. Man kann damals von einem deutschen Episkopat und von einer deutschen Landeskirche sprechen, zumal auch der König selbst an den Verhandlungen der einzelnen Landessynoden thätigen Anteil nahm. — Nach alledem erscheint uns der König dem Reiche gegenüber als ein fest und zielbewußt auftretender Mann, der den hohen Beruf in sich fühlte, wirklicher Herrscher zu sein, um mit der geeinten Macht des deutschen Volkes große und ruhmwürdige Thaten zu vollbringen. Ein Herrscherideal trug er in sich wie wenige Könige unseres Stammes. Und doch war alles, was er unternahm, klug bedacht, sorgfältig prüfte Otto seine Kräfte, bevor er sich zu einem wichtigen Schritte entschloß; und das war wichtig für die Nachhaltigkeit seiner Bestrebungen und Pläne. So ist auch das Bild, welches uns Widukind von ihm entwirft, in Wahrheit ein königliches zu nennen. Frömmigkeit und Gottesfurcht sowie Beständigkeit in seinem Thun und Handeln zeichneten ihn vor allem aus. Stets war er leutselig, wenn er nicht sein königliches Ansehen gebrauchen mußte. Freigebigkeit rühmte man ihm nach, stets war er bereit, seinen Freunden zu helfen. Und die Festigkeit seiner Treue und seines Edelmutes war bewunderungswürdig. So kam es vor, daß wenn Leute wegen eines Verbrechens verklagt und überführt wurden, der König selbst als ihr Anwalt auftrat und nicht an ihre Schuld glaubte; und er hielt sie später so, als ob sie sich nie gegen ihn vergangen hätten. Groß war auch seine geistige Beanlagung. So lernte er erst nach dem Tode der Königin Edgitha die Schrift kennen und er brachte es noch zu solcher Vollkommenheit, daß er später Bücher lesen und verstehen konnte. Sein gewaltiger Körper verlieh ihm ein maje-

stätisches Ansehen. Ein wichtiges Moment für die Aufrechterhaltung seiner königlichen Würde war, daß ihm große Einkünfte zu Gebote standen. Wie viel auch seit dem großen Karl an Benefizien verschleudert war, noch war das Königs- oder Reichsgut ein mächtiger Besitz, der reiche Mittel eintrug. Zumal scheint auch das Hausgut des sächsischen Herzogsgeschlechtes ein ganz bedeutendes gewesen zu sein. Dazu kamen die Regalien, wie Münze, Zoll, Marktgelder, die Erträge der Friedensgelder und Bannbußen, endlich die Bergwerksnutzungen, die unter Otto schon beträchtlich waren. Denn in jenen Zeiten wurde der Harzer Silberbergbau im Rammelsberge bei Goslar in Angriff genommen. Wichtig waren auch noch die Tribute der unterworfenen Völker, namentlich der Slaven, sowie die Geschenke der Großen. Denn es war Sitte, daß die Vornehmen bei den Hoftagen des Königs diesem nach altem Brauche reiche Geschenke darbrachten. Auch wurde dem Könige alles unentgeltlich geleistet, sobald er vom eigenen Besitze sich auf fremden begab. Und auch im Kriege wurde die königliche Kasse nicht allzusehr in Anspruch genommen, da es das Lehnswesen mit sich gebracht, daß die Kriegsrüstung zum großen Teile von den Vasallen des Königs bestritten ward.

König Otto war in eine Zeit gestellt, in welcher ein Mann von seinem festen Willen und seiner großen Thatkraft nur zuzugreifen brauchte, um nach innen und außen Großes zu vollbringen. Er hatte durch seine edle Politik der Versöhnung die schweren Aufstände im Innern glücklich niedergeworfen; nun galt es die Kräfte des Reichs gegen die äußeren Feinde zu wenden.

2. Die äußeren Verhältnisse des Reiches von 940—950.

In weitem Umkreise um das Reich wohnten damals Völker, welche dem deutschen Staate den kräftigen Aufschwung mißgönnten, den Heinrich und Otto herbeigeführt. Vor allem war Unruhe im Osten jenseits der Elbe und Saale, wo die Slaven saßen. Hier war die Herrschaft eines thatkräftigen Mannes besonders notwendig, eines Mannes, der mit der Kolonisationspolitik Ottos völlig einverstanden war. Einen solchen hatte, wie wir wissen, der König in der Person des Grafen Gero gefunden. Dieser Gero hat durch seine großen persönlichen Vorzüge das auf ihn gestellte Vertrauen des Königs so glänzend bewährt, daß er wegen seiner Thatkraft den Beinamen des Eisernen erhalten hat. Stets war der kühne Mann auf der Hut und begegnete den feindlichen Einfällen mit gewaffneter Hand. Um das eroberte Land in festem Besitze zu erhalten, wurden Burgen gebaut oder in die eingenommenen slavischen Städte deutsche Besatzungen gelegt. Und da von der Behauptung dieser Burgen viel abhing, so erhielten später ihre Befehlshaber die gräfliche Würde. Daraus entstand das Amt der Burggrafen. Ueber den Burggrafen und ihrer Mannschaft stand der Markgraf, deren es gegen die Slaven zwei gab, Hermann im Norden und Gero im Süden. Fest abgegrenzt waren damals diese Marken noch nicht, Schritt für Schritt mußte erst das Land erobert werden, in dessen Umfange später die drei slavischen Marken angelegt wurden. Das Gut der besiegten und vertriebenen slavischen Fürsten wurde Reichs- oder Königsgut und meistens an treue Männer zu Benefizium vergeben, so daß nach und nach im Slavengebiete eine ganze Anzahl

fester Plätze und Siedelungen entstanden, welche den Deutschen gehörten. Von hier aus wurde das platte Land beherrscht und im Zaume gehalten. Und mit der deutschen Herrschaft zog allmählich die christliche Kirche ein, wenn wir auch nicht wissen, daß schon damals die Heidenmission von König Otto direkt betrieben worden ist. Jedenfalls ward aber jetzt schon der Boden geebnet, auf dem bald eine Anzahl von Bischofssitzen erwachsen sollte.

Von den Dänen wird berichtet, daß ihr König Harald Blauzahn, der seinem Vater Gorm im Jahre 936 gefolgt war, die von Heinrich begründete dänische Mark angegriffen und das sächsische Heer samt seinen Führern aufgerieben habe. Wann dies geschah, wissen wir nicht. Auch hat hier die Sage wieder eingegriffen, indem sie erzählt, daß König Otto daraufhin selbst gegen die Dänen aufgebrochen und ohne Widerstand zu finden bis zur Nordspitze Jütlands vorgedrungen sei. Hier habe er seinen Speer in die wogende See geschleudert, zum Zeichen, daß das Meer die Grenze seines Reiches bilde. Davon habe das Meer den Namen Ottensund erhalten. Dunkel ist diese Sage, vielleicht ist sie völlig erfunden. Fest steht, daß die dänische Mark der deutschen Herrschaft verblieb und an den nördlichen Markgrafen Hermann gegeben wurde.

Das Verhältnis zu den Böhmen wurde in den folgenden Jahren auch geregelt. Nachdem der Böhmenherzog Boleslav schon im Jahre 947 Geiseln an König Otto dafür gestellt, daß er von jetzt an mit dem Reiche in Frieden leben wolle, sah sich Otto doch noch im Jahre 950 genötigt, mit starker Heeresmacht selbst gegen Böhmen zu ziehen. In Nimburg an der Elbe hatte sich der Sohn Boleslavs verschanzt. Der König erschien vor der Stadt und bewog den Böhmenfürsten schnell zur Unterwerfung. Wahrscheinlich mußten Vater und Sohn dem deutschen Könige Treue geloben und die Huldigung als Vasallen darbringen. Dafür erhielten sie ihr Land aus der Hand Ottos zurück als Lehen der deutschen Krone. Auch der jährliche Tribut Böhmens ward jetzt erneuert. Als Hüter der Böhmen und ihrer Fürsten wurde aber Herzog Heinrich eingesetzt, der wenige Jahre zuvor das Herzogtum Baiern erlangt hatte und wegen der Nachbarschaft hier am besten des Reiches Wacht übernehmen konnte. Und Heinrich zeigte sich dieser hohen Stellung vollkommen würdig. Zwar waren die Ungarn kurz nach Ottos Regierungsantritt von diesem selbst in einer Schlacht geschlagen, aber trotzdem scheinen sie Kärnten und die südlichen Teile von Baiern nach wie vor mit ihren Raubzügen verheert zu haben. Um nun seine Schuld gegen König und Reich abzutragen, ging Heinrich daran, den alten Reichsfeind mit den gesammelten Kräften seines großen Herzogtumes zu bekämpfen, um späteren Einfällen der wilden Scharen vorzubeugen. Schon im Jahre 948 kam es zu einem Zusammenstoße zwischen Deutschen und Ungarn und zwar bei Nöhring, südlich von Güns, vielleicht auf dem eigenen Gebiete der Ungarn. Letztere erlitten hier von den Deutschen eine entscheidende Niederlage. Im folgenden Jahre dagegen wurden die Baiern von den Ungarn bei Lovo, südlich von Oedenburg, geschlagen. Erst von da an scheint der eigentliche Angriffskrieg Heinrichs gegen die Ungarn zu beginnen, über den wir freilich nur ganz dürftige Kunde erhalten. Heinrich soll damals bis über die Theiß vorgedrungen sein, jedenfalls aber hat er die Ungarn wieder in einer bedeutenden Schlacht besiegt und von seinem

Zuge, der zwischen 950 und 951 fällt, brachte er ungeheure Beute nach Baiern mit. Nachhaltig freilich waren diese deutschen Siege nicht, denn das unruhige Volk machte schon kurz darauf einen neuen Einfall ins Reich. — Wir sehen aber, wie glücklich die Deutschen auf allen Punkten im Osten gegen ihre Feinde waren, überall drangen sie siegreich vor, und diese Ereignisse gaben dann die Unterlage für die große Kolonisationspolitik König Ottos, welche das Deutschtum und mit ihm die christliche Kirche in die fernen Gegenden des Ostens tragen sollte.

Immer mächtiger ward jetzt das deutsche Reich, während wir in Frankreich und in Italien gerade das Gegenteil bemerken, indem diese romanischen Staaten dem Verfalle immer mehr entgegengingen. Schuld war hieran vor allem die Vielsprachigkeit und Vielgestaltigkeit jener Länder. So wohnten in Frankreich im Norden Normannen und Kelten, in der Mitte mischten sich Romanen mit Franken, im Süden Westgoten mit Romanen. Der Episkopat war hier zu einer unerhörten Machtfülle gelangt, und die großen Vasallen der Krone, vor allem die Grafen, hatten für ihr Geschlecht die Erblichkeit in Reichsamt und Benefizium durchgesetzt. Dadurch war das Königtum zu einem Schatten herabgesunken. Schon in den Zeiten Heinrichs I. sahen wir, daß wütende Parteikämpfe das Land zerfleischten. Dazu kamen die entsetzlichen Einfälle der Ungarn. Hier war niemand da, jenen Unholden ein Halt! zu gebieten, da die Großen des Landes stets bereit waren, mit den Fremden gemeinsame Sache zu machen, um das Königtum zu schwächen. Wir sahen, wie oft sich die Parteigänger an den deutschen König angelehnt hatten und um die Gunst der mächtigen Sachsenfürsten buhlten. Vor nicht langer Zeit war das karolingische Geschlecht in der Person des jungen Ludwig durch Hugo von Francien restituiert worden; jedoch bloß zu dem Zwecke, damit Hugo den König ganz in seiner Gewalt habe. Man erkennt deutlich, wie notwendig sich das Königtum und zugleich seine Widersacher an den deutschen König anlehnen mußten; Ludwig und sein mächtiger Rivale Hugo, dem der König erst vor kurzem das französische Burgund hatte abtreten müssen, waren beide mit Schwestern Ottos vermählt.

Jetzt entbrannte der Kampf zwischen beiden von neuem. Veranlassung gab die Erledigung des normannischen Herzogtums. Herzog Wilhelm von der Normandie war ermordet worden und König Ludwig wollte sich in den Besitz des Landes setzen, wozu ihm Hugo zunächst seine Hülfe zusagte, aber während des Krieges wohl in schlauer Berechnung sich völlig von ihm trennte. Das gab dem Kriege den Ausschlag. Die Normanen hatten sich mit den Dänen unter Harald Blauzahn verbündet, und von allen verlassen mußte sich Ludwig zu Unterhandlungen mit dem Feinde bequemen. Hierbei ward er jedoch überfallen und gefangen genommen und, was das Schlimmste war, an seinen Feind Hugo ausgeliefert, um von diesem in den Kerker geworfen zu werden. Das geschah im Jahre 945. Diese Zeiten gehörten zu den trübsten für das französische Königtum.

Es ist nun nichts natürlicher, als daß König Otto in diese Verwirrungen eingriff, um seinen Schwager aus der Hand des gefährlichen Hugo zu befreien. Waren ja beide nahe verwandt und Otto war sich der alten Zusammengehörigkeit des Ost- und Westreiches wohl bewußt. Es galt jetzt, das Königtum selbst zu

schützen vor den Uebergriffen eines großen Vasallen. Dazu kamen die vereinigten Bitten Ludwigs und seiner Gemahlin Gerberga. Im Sommer 945 begab sich Otto nach Westen, wo sich Hugo sofort einstellte, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Doch der Umschwung in des Königs Gesinnung war vollzogen, Hugo ward abgewiesen und ging grollend zurück. Auch König Otto suchte im folgenden Winter wieder Sachsen auf, um dort ein starkes Heer zu sammeln. Während des Winters, am 26. Januar 946, starb Königin Edgitha, nachdem sie 17 Jahre lang dem Könige eine treue und ergebene Gemahlin gewesen. Ihre hingebende Liebe und ihr stilles, bescheidenes Wesen hatten ihr die Herzen aller gewonnen, und deshalb ward sie jetzt allgemein im Volke tief betrauert. Beigesetzt wurde sie im Dome zu Magdeburg. Aus ihrer Ehe mit Otto stammten zwei Kinder, Liudolf und Liutgard. Liudolf war 16 Jahr alt, und er besaß die Liebe des Vaters in so hohem Grade, daß ihn dieser jetzt zu seinem Nachfolger im Reiche designierte und die Großen des Reiches durch einen Eidschwur darauf verpflichtete. Frühzeitig schmückte die Sage das Leben der edlen Königin aus, indem sie deren echt weibliche Tugenden in schönem Gewande allegorisierte. König Otto aber hatte die Nachfolge im Reiche für sein Geschlecht gesichert und konnte nun mit um so größerer Ruhe den Hülfezug für den unglücklichen Ludwig im Westen unternehmen.

Hugo entließ zwar im Juni 946 den jungen König aus der Gefangenschaft, beharrte aber nach wie vor bei seinem Trotze. Für seine Befreiung mußte ihm Ludwig auch Laon abtreten, die letzte Feste, die ihm in seinem Reiche noch geblieben war. Hugo schaltete nun im Westen als ein wirklicher König. Doch bald zogen sich drohende Wolken über seinem Haupte zusammen. König Otto hatte im Jahre 945 ein allgemeines Aufgebot im Reiche wider Hugo erlassen, auch König Konrad von Burgund schloß sich dem Heereszuge an. So gebot Otto über ein Heer von 32 000 Mann. In seinem Stolze ließ ihm Hugo melden, er verfüge über eine so große Zahl von Bewaffneten, wie sie Otto noch nie beisammen gesehen; die Sachsen seien ein feiges Volk und von den elenden sächsischen Speeren vermöge er sieben auf einmal hinunterzuschlingen. Darauf ließ ihm Otto antworten, er habe eine so große Menge von Strohhelmen — die Kopfbedeckung der sächsischen Krieger — bei sich, wie weder Hugo noch sein Vater jemals erblickt. Hierauf wurden die Verhandlungen abgebrochen und König Ludwig stieß mit seinen wenigen Truppen zu Otto. Dieser zog zunächst vor Laon, konnte aber die Stadt nicht nehmen. Dann wurde Reims belagert, wo Hugo mit den Seinen freien Abzug erhielt. Die Stadt wurde eingenommen und der Königin Gerberga übergeben. Nun ging man an die Belagerung von Paris, wohin sich Hugo geflüchtet. Jedoch die Stadt hielt sich und Otto mußte abziehen. Er wandte sich dann weiter nördlich und verheerte das Gebiet der Normannen bis nach Rouen. Auch hier mißlang die Belagerung, und nun ging Otto nach Sachsen zurück, nachdem er drei Monate lang einen großen Teil des nördlichen Frankreichs durchzogen. Reims erhielt König Ludwig, dem jetzt wieder eine Anzahl französischer Großer zufiel. Freilich, bedeutend waren die Erfolge des Feldzuges nicht gewesen, denn solange Hugo nicht vollständig gedemütigt war, konnte man keine Aenderung in den Verhältnissen Westfrankens

erhoffen. Und kaum hatte der deutsche König den Rücken gewendet, so ging das alte Spiel von neuem los, und mehrmals eilte Ludwig ins Ostreich, um Ottos Hülfe wiederum zu erbitten. Schließlich kam es im Jahre 947 zu einem Waffenstillstand zwischen Hugo und Ludwig, der bis zum Zusammentritt einer Synode dauern sollte. Otto ging nämlich im Interesse des französischen Königs mit dem Gedanken um, eine Versammlung deutscher und französischer Bischöfe zustande zu bringen, welche die königlichen Rechte Ludwigs den Ansprüchen gegenüber vertreten sollte, die Hugo von Francien unrechtmäßig erhob. Es sollte also im großen und ganzen eine Wiederholung der Synode von Altheim (916) werden. Zunächst verliefen zwei Versammlungen zu Verdun und Mouzon erfolglos, bis Otto den Papst Agapit für seine Sache gewann und dieser einen besonderen Legaten, den Bischof Marinus von Bomarzo, absandte. Im Juni 948 ward die Synode zu Ingelheim unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten eröffnet. Anwesend waren Otto, Ludwig und 34 Bischöfe. Zuerst erbot sich Ludwig zum Eide oder Zweikampfe dafür, daß er selbst nicht das Unglück verschuldet, welches Hugo über ihn gebracht, und zwar für den Fall, daß das Konzil dies verlange und Otto es befehle. So abhängig fühlte sich damals der französische König von einer Versammlung, die fast nur aus deutschen Bischöfen bestand, und so gab er sich dem Willen König Ottos hin!

An Hugo erging dann durch Konzilsbeschluß der Befehl, unverzüglich dem Könige Gehorsam zu leisten, widrigenfalls er dem Banne verfallen solle, den Otto mit gewaffneter Hand vollstrecken wollte. Aber Hugo verharrte in seinem trotzigen Uebermute. Eine neue Synode trat zu Trier im September des Jahres 948 zusammen und verhängte auf Ottos Befehl den Kirchenbann über den aufständischen Herzog. Doch erst nach mannigfachen Kämpfen und Verhandlungen kam ein leidliches Verhältnis zustande: Hugo erkannte Ludwig als König an und übergab ihm die Feste Laon. Später kam es zwischen beiden noch einmal zu Zwistigkeiten, die wiederum durch Otto beigelegt wurden, nachdem Hugo sich dazu bequemt, vor Otto als dem Schiedsrichter zu erscheinen. Um Otto zu versöhnen, schickte er ihm zwei Löwen als Geschenk voraus; in Aachen ward eine dauernde Verständigung geschlossen. Viel hatte sich freilich auch dadurch in Westfranken nicht gebessert; Hugo war zwar unterworfen, aber die Unsicherheit und der Fehdezustand dauerten in dem unglücklichen Lande fort. — Doch soweit uns jene Verhältnisse berühren, wir sehen, wie gewaltig König Otto auch nach Westen aufgetreten ist, und wie man dort erkannt hat, daß nur der deutsche König damals imstande war, Wirren zu beseitigen, welche der König von Westfranken nicht lösen konnte.

Dasselbe sehen wir im Königreiche Burgund. Hier war ein Graf Boso, Gemahl einer Tochter Kaiser Ludwigs II., durch Papst Johann VIII. zum König über die Länder westlich der Alpen und des Jura gekrönt worden, Gebiete, die früher zu Westfranken gehört hatten. Dem Boso folgte zwar sein Geschlecht, aber das Königtum war hier machtlos wegen der vollständigen Abhängigkeit von der Kirche, welcher ein großer Teil des Landes zu eigen war. Außerdem war bald darauf nördlich davon ein zweites burgundisches Königreich, Oberburgund, von dem Welfen Rudolf begründet worden. Beide Reiche, denen noch das fran-

zösische Herzogtum Burgund im Westen zur Seite stand, hinderten gegenseitig ihre Ausdehnung und Entwickelung, und die Herrscher sahen sich daher nach Vergrößerung ihrer Macht auf fremdem Boden um. Ludwig, Bosos Sohn, zog nach Italien und ward zum König von Italien und zum Kaiser gekrönt, freilich um vier Jahre später von Berengar gefangen genommen und des Augenlichts beraubt zu werden. Rudolf II. von Oberburgund, der 911 seinem Vater folgte, hatte zuerst seine Eroberungspolitik gegen das deutsche Reich gekehrt. Doch Herzog Burchard von Schwaben hatte ihn im Jahre 919 bei Winterthur geschlagen. Später kam eine Aussöhnung beider Fürstenhäuser zustande, die durch die Heirat von Burchards Tochter Bertha mit Rudolf besiegelt wurde. Damals fiel das deutsche Gebiet zwischen Aar und Reuß an Oberburgund. Auch Rudolf verfolgte nun eine italienische Politik. Er zog nach Italien, ward zum König gekrönt und besiegte den Kaiser Berengar, der im Jahre 924 durch Meuchelmord fiel. Doch die mächtige Markgräfin Irmengard von Ivrea, die Enkelin König Lothars II., die durch allerhand verführerische Künste die ganze Macht in dem ohnmächtigen Italien an sich gerissen, beschloß, ihrem Stiefbruder Hugo, einem mächtigen Grafen in Niederburgund, die Krone Italiens zu verschaffen. Und das gelang vollständig; ein Versuch, den Rudolf in Verbindung mit seinem Schwiegervater Burchard machte, Italien wieder zu gewinnen, lief unglücklich ab. Später, im Jahre 933, kam es zu einem zweiten Versuch, doch Hugo, der sich inzwischen fast des ganzen Königreichs Niederburgund bemächtigt, trat dies jetzt zum großen Teile an Rudolf ab, wofür dieser allen italienischen Ansprüchen entsagte.

Seit dieser Zeit blieben die burgundischen Reiche, auch Arelat genannt, vereinigt, bis sie hundert Jahre später an Deutschland kamen. Aber machtlos war das blühende Reich, erstens wegen der Macht der Kirche und zweitens wegen der fortwährenden Einfälle der Araber und Ungarn. Rudolf II. starb im Jahre 937 mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes Konrad und einer Tochter Adelheid. Jetzt suchte sich Hugo sofort wieder Burgunds zu bemächtigen. Er heiratete Rudolfs Witwe Bertha und verlobte Adelheid mit seinem Sohne Lothar. Doch die burgundischen Großen kannten Hugos Tücke und hielten es jetzt für geraten, sich an den mächtigen König der Deutschen anzulehnen. Sie lieferten daher den Thronerben an Otto aus, um ihn vor Hugo sicher zu stellen. So wurde Otto ohne sein Zuthun der Vormund des jungen burgundischen Königs, und dieser scheint bis zu seiner Volljährigkeit am deutschen Hofe geweilt zu haben. Im Jahre 943 kehrte er nach Burgund zurück, ohne die Wohlthaten Ottos zu vergessen. Er ist ihm stets in Freundschaft und Dankbarkeit ergeben gewesen, und so stand auch die deutsche Macht im Südwesten des Reiches in hoher Geltung.

Aehnliche Verwickelungen haben nun auch König Otto nach Italien geführt. Seitdem Otto dem jungen Konrad hülfreich die Hand geboten, war sein Verhältnis zu Hugo gebrochen. Hugo schaltete im Königreich Italien mit rücksichtsloser Härte und Eigennutz, und aus diesem Grunde war die Zahl seiner Feinde groß. Besonders ward ihm der Markgraf Berengar von Ivrea verhaßt, der durch seine Stiefmutter Irmengard mit ihm verwandt war und dem er früher die Tochter seines Stiefbruders Boso, Willa, zur Gemahlin gegeben. Berengar

war der Enkel des gleichnamigen Kaisers, und um ihn scharten sich die Mißvergnügten im Lande. Deshalb suchte ihn Hugo jetzt in seine Gewalt zu bekommen, um ihn zu verderben. Doch der tückische Plan mißlang und Berengar floh an den Hof desjenigen Fürsten, der damals allein Hülfe bringen konnte, er begab sich zu König Otto. Später, als die Unzufriedenheit in Italien wuchs, überschritt Berengar im Jahre 945 wieder die Alpen und bald fiel ihm ganz Italien zu. Ein Fluchtversuch Hugos ward verhindert und seither war Berengar in Italien wirklicher Herrscher, obwohl Hugo im Lande bleiben mußte und den Königstitel behielt. Zu dieser hohen Stellung konnte aber Berengar nur durch den mächtigen Schutz von König Otto gelangen.

So war um die Mitte des Jahrhunderts die deutsche Macht die erste in Europa geworden, alle Völker rund um das Reich waren entweder besiegt oder hatten seine Vermittelung in Anspruch genommen. Die Deutschen griffen bestimmend in die Politik der abendländischen Welt ein, nach ihrem Willen entschieden sich die Geschicke der europäischen Völker. Dieser Aufschwung der deutschen Macht ist eine natürliche Folge des Verfalles der romanischen Welt. Italien wie Frankreich hatten bewiesen, daß sie zu der ruhigen politischen Entwickelung, wie sie sich im deutschen Reiche vollzog, nicht fähig waren, sondern daß der Anstoß zu einem gedeihlichen Fortgang ihres inneren und äußeren Lebens nur von außen kommen konnte. Dagegen war im deutschen Reiche eine Wiedergeburt eingetreten, oder vielmehr die deutschen Stämme der Germanen hatten jetzt gezeigt, daß sie in Zukunft das Lebenselement für die Staaten des Westens wie des Ostens sein würden. Es hatte sich eine Ablösung in der abendländischen Welt vollzogen, der Schwerpunkt ruhte nicht mehr auf den kulturell höher stehenden Romanen, sondern war auf die Deutschen übergegangen, um sie auf drei Jahrhunderte der Weltgeschichte nicht zu verlassen.

Zu einer solchen Umwälzung im Leben der Völker bedarf es aber stets großer Männer, in denen sich gleichsam die Macht und Größe des Volkes verkörpert. Und das waren Heinrich und sein Sohn Otto. Heinrich hatte, wie wir früher sahen, ganz am Ende seiner Regierung auswärtige Politik treiben wollen, war aber nicht dazu gekommen. An Otto aber trat dieselbe heran, ohne daß er sich darum bemüht hätte. Daraus geht klar hervor, daß das deutsche Reich faktisch das Uebergewicht in Europa behauptete. Für alle Völker des Westens gaben Otto und seine Deutschen den Ausschlag. Kurz, die Weltherrschaft war gewonnen und zwar ohne besondere Anstrengungen, sondern einfach durch die natürliche Entwickelung der Verhältnisse. Und daher ist auch die Weltherrschaft volle drei Jahrhunderte bei den Deutschen verblieben, während sie bei einer mehr künstlichen Entstehung viel eher erschüttert und vernichtet worden wäre.

3. Die Gründung der nordischen Bistümer.

Wie der große Karl war auch Otto ein Friedefürst, er wußte die Vorteile nutzbar zu machen, welche der glückliche Erfolg seiner großen Kriege ihm gebracht. Wir sahen in der Einleitung, daß die Bildungsstufe, auf welcher Karl sein gewaltiges Reich hinterlassen, im Laufe der unruhigen Zeiten immer niedriger

geworden war. Nicht mehr beschäftigte sich der Laie mit der Erlernung von Wissenschaft und Kunst, die gelehrte Bildung hatte sich nur an wenigen Stellen erhalten und fristete in den stillen Klosterzellen oft nur ein kümmerliches Dasein. Die Kirche war und blieb die einzige Erhalterin aller gelehrten Bestrebungen und der ganzen Wissenschaft. Freilich sie war streitbar geworden und hatte oft die Feder mit dem Schwerte vertauscht, als mächtige Herren schalteten die Bischöfe im Reiche und suchten mit ihrer kirchlichen Würde immer mehr die hohe Stellung von weltlichen Fürsten zu verbinden. Wie aber zur Zeit Ottos ein jugendkräftiger Aufschwung durch das staatliche Leben ging, so geschah es auch bald mit der Kirche. Schritt für Schritt mußte die Kirche in den slavischen Ländern in heißem Ringen ihr Gebiet erobern und das gab ihr in jenen Gegenden eine Kraft und eine Zähigkeit, welche zur Grundlage für ein neues und besseres Sein wurde.

Von Sachsen ging die Macht damals aus, die Sachsen waren das herrschende Volk und Sachsen war es, wo der Gedanke an eine Erweiterung des Gebietes der christlichen Kirche zuerst Platz faßte. Hier an den Ost- und Nordgrenzen war Grund und Boden, wo der gute Samen gestreut werden und dadurch im Laufe der Jahrhunderte ungleich mehr gewonnen werden sollte als durch die Eroberung Italiens und die Erwerbung der Kaiserwürde.

Wir sahen, daß im Jahre 946 die Königin Edgitha gestorben war. Dieser Verlust berührte den König sehr schmerzlich und war mit ein Grund dafür, daß das spätere Leben Ottos eine ganz andere Richtung erhielt. Fortan stand des Königs Sinn der Kirche näher, da er auf sein Seelenheil bedacht war, indem ihm die Wandelbarkeit alles Irdischen durch den erschütternden Todesfall so nahe vor die Augen gerückt wurde. Fromm war der König stets gewesen, er glaubte, er stehe direkt unter göttlichem Schutze und seine königliche Würde habe er von Gott erhalten. Aber nach damaliger Zeitsitte war er nicht gerade sehr kirchlich gesinnt, indem die Ansprüche, welche die hohe Geistlichkeit machte, oft zu den Ansichten in Widerspruch traten, welche Otto über seine königliche Würde hatte. Auch mußte er vielfach die Untreue der Bischöfe und Erzbischöfe bestrafen, und seine Hand war den kirchlichen Stiftungen gegenüber karg genug. So entzweite er sich einst mit seiner Mutter, da sie nach seiner Meinung zu viel Schenkungen an die Kirche machte. Nur seine eigenen Familienstiftungen wurden reich bedacht. Das sollte bald ganz anders werden. Der König gab sich jetzt ganz der kirchlichen Richtung hin und seine Mutter Mahthilde hatte die Freude, ihn in ihren frommen Bestrebungen fortan weiter leben zu sehen. Auch näherte er sich dadurch seinem Bruder Brun, der für ihn noch zu einer festen Stütze und für die Verwirklichung seiner Pläne noch zu einem guten Werkzeug werden sollte. Brun war in zartem Alter dem Bischofe Balderich von Utrecht übergeben, das versetzte ihn schon als Knaben mitten in seinen künftigen Wirkungskreis, das Herzogtum Lothringen. Hier hatte er sich durch seine tüchtigen Studien eine bedeutende Gelehrsamkeit erworben. Er war Meister in der lateinischen Sprache; und die Genauigkeit und Sorgfalt, mit der er alle Arbeiten vollführte, ließen ihn recht eigentlich zu dem Amte geschaffen erscheinen, welches ihm Otto nach seiner Rückkehr an den Hof auftrug. Brun ward hier nämlich seit 940 in den

nächsten zehn Jahren Vorstand der königlichen Kanzlei, die seit mehr denn fünfzig Jahren sich in einem ganz verfallenen Zustande befand. Die vier alten Erzbischöfe des Reiches nannten sich zwar Erzkanzler — Mainz, Köln, Trier und Salzburg —, aber sie vernachlässigten die Verwaltung der für das Reich so wichtigen Kapelle gänzlich. Das wurde jetzt anders, seit Brun diese hohe Stellung erlangte. Mit der ganzen Emsigkeit seines Wesens versenkte er sich in die Geschäfte der Kanzlei, deren Hauptaufgabe es ja war, den Verkehr zwischen König und Reich auf dem Wege der Verwaltung zu vermitteln. Es dauerte nicht lange, so sammelte sich um den hochgelehrten Mann ein Kreis von lernbegierigen Leuten am Hofe, denen er ein leuchtendes Beispiel für strenge Pflichterfüllung und wissenschaftliche Arbeit wurde. — Auch mit dem Griechisch gab sich Brun ab, um direkt in die Beziehungen einzugreifen, die zwischen dem deutschen Reiche und dem Hofe von Ostrom walteten. Während er so selbst zum Lehrer für viele ward, unterließ er nicht, sich von anderen belehren zu lassen. Besonders waren ihm die irischen Mönche genehm, die in geradem Gegensatze zu der vornehmen und weltliebenden hohen Geistlichkeit des Reiches ihre einzige Lebensaufgabe darin sahen, als echte Christen überall dem Volke helfend und tröstend zur Seite zu stehen. In ihrer Auffassung des Lebens wehte ein ernsterer und strengerer Zug, der für den innerlich tief angelegten Brun viel Anziehendes hatte. So setzte er als Leiter des gesamten Hofklerus in vielen Klöstern eine wohlthätige Reform durch, die auf strengere Zucht und vor allem auf Hebung der wissenschaftlichen Bildung ausging. So ward der Hof allmählich der Mittelpunkt der gelehrten Bestrebungen im Reiche und zog dadurch viele bedeutende Männer an sich, wie die Bischöfe Rather von Verona und Liutprand von Cremona.

Die litterarischen Schätze des klassischen Altertums wurden nun besonders aus Italien nach Deutschland geholt und die besten Autoren des alten Roms, wie Vergil und Lucan, Livius und Sallust wurden wieder die Muster, nach denen man das eigene, noch ungefüge Latein zu verbessern strebte, ganz wie zu den Zeiten des großen Karl. Zumal in den sächsischen Klöstern fanden diese Bestrebungen lebhaften Widerhall; Korvei, Gandersheim und Quedlinburg zeichneten sich hier vor allem aus, während im Süden St. Gallen und Reichenau sich fast auf der alten Höhe erhielten. Jetzt kann man wieder von einer Litteratur im Reiche sprechen, es entstanden große Geschichtsquellen, welche die großen Ereignisse der Gegenwart aufzeichneten, und zwar jetzt erst in deutscher, volkstümlicher Weise, da sie sich in bewußten Gegensatz zu den romanischen Nationen stellen. Wir treten nun wieder heraus aus den Zeiten der Sage, die noch unter Konrad und Heinrich so vieles Thatsächliche im Munde des Volkes verändert. Die Geschichte gewinnt wieder greifbare Gestalt, wenn wir auch so manches über die Ziele und Absichten vermissen, welche die leitenden Kreise und Persönlichkeiten im Auge gehabt. — Doch hat der Zufluß von Gelehrten, deren Studien durch den königlichen Hof begünstigt wurden, noch eine andere wichtige Folge für das Reich gehabt. Das sächsische Königshaus schuf sich nämlich dadurch einen ihm unbedingt ergebenen Episkopat. Die Gelehrten am Hofe, welchen des Königs Thun und Treiben offenbar geworden, erkannten wohl, wie bedeutsam, ja wie

einzig diese Erscheinung des Königs sei, und fühlten sich dazu veranlaßt, den Zielen Ottos jetzt und für alle Zukunft möglichst Vorschub zu leisten. Dafür besetzte der König mit ihnen die Bischofsstellen im Reiche, es ward dadurch ein ganz neues Geschlecht von Bischöfen erhoben. Während früher in der karolingischen Zeit die Kirchenfürsten fast stets im Gegensatze zur Krone gestanden und die Aufstände der weltlichen Großen wirksam unterstützt hatten, sehen wir von jetzt an das Gegenteil. Diese Bischöfe ordnen sich der Reichsgewalt willig unter in der richtigen Erkenntnis, daß sie nur Teile eines Ganzen seien. Die Verordnungen Bruns werden in ihrer Wichtigkeit von ihnen erkannt und deshalb willig durchgeführt und so eine gute Reform der äußeren Kirche angebahnt. Hierzu kommt aber noch etwas anderes. Da die meisten unter den neuen Bischöfen die früheren hierarchischen Ideen aufgeben, ja sogar das Königtum dem Papsttume gegenüber oft willig in Schutz nehmen und begünstigen, so bleibt ihnen als Ersatz für die hohe äußere Politik zum Segen des Reiches die innere als das Feld, worin sie künftig ihre Aufgabe schauen. So werden sie die wirksamen Begünstiger von Kunst und Wissenschaft, sie tragen wesentlich bei zum Anbau und zur Verbesserung des Landes, sie werden besonders in Sachsen die Begründer eines geordneten städtischen Lebens. So gewinnt das Reich durch sie nach innen eine größere Festigkeit und durch die Gleichheit der Interessen eine bewußtere Einheit; das ist hauptsächlich ihr Verdienst, trotzdem ja ihre Stellung eine kosmopolitische war, sie sind die Pfleger des nationalen Gedankens geworden. Schon dadurch haben sie Anspruch auf den Dank des deutschen Volkes für alle Zeiten. Aber noch ein Umstand bleibt zu erwähnen, der ihre Thätigkeit noch in ganz anderem Lichte erscheinen läßt: die Mission unter den Heiden. Des Königs weitsehender Blick und die Willfährigkeit der Bischöfe haben hier dem Reiche die größten Dienste geleistet.

Schon vor einem Jahrhundert war die Mission im Norden durch den h. Ansgar begründet und Hamburg zum Mittelpunkte dieser Thätigkeit als Erzbistum erhoben worden. Doch im Laufe der Zeiten waren die christlichen Kirchen im Dänen- und Schwedenlande wieder verfallen, wie Erzbischof Unni auf seiner großen Reise nach dem Norden erfahren mußte. Unnis Nachfolger Adaldag erfreute sich der ganz besonderen Gunst König Ottos, und da er dieselben Bestrebungen wie Brun hatte, so kamen nach Wiederherstellung der dänischen Mark unter ihm wichtige Gründungen zustande. In Ripen, Aarhus und Schleswig wurden im Jahre 948 Bischofssitze errichtet, nachdem das Christentum in jenen Gegenden große Fortschritte gemacht. Dem Erzbischof Adaldag wurde sein Sprengel über den ganzen europäischen Norden bestätigt und ihm die Bischöfe der Dänen, Schweden, Norweger und der anderen Völker des Nordens unterstellt. Aber auch im slavischen Osten wurden jetzt zwei bischöfliche Sitze gegründet, um dort Mittelpunkte für die Mission zu werden, Havelberg und Brandenburg. Beide kamen unter das Erzbistum Mainz, da der König einstweilen von der Gründung eines eigenen Erzbistums in jenen Gegenden absah. Havelberg erhielt als Sprengel das Land zwischen Elbe und Oder im Norden der Havel, Brandenburg dagegen das Land der Heveller und Lusitzer an der Havel und Spree. Erst viel später wurde auch im Norden ein Mittelpunkt für die Mission unter den

slavischen Abotriten errichtet; dieser Bischofssitz hieß Oldenburg, die Slaven nannten ihn Stargard.

Das waren Gründungen von großer Wichtigkeit, indem hier nach und nach weite Gebiete für das Reich und die Kirche gewonnen wurden. König Otto ergriff dabei die Stelle des Papstes als eines Mehrers der Kirche, und indem er den errichteten Bistümern starken weltlichen Schutz angedeihen ließ, hatte er eine der höchsten Pflichten des römischen Kaisertums übernommen. Unterdes war der König, wie wir wissen, schon mit dem Papste in Verbindung getreten, indem er sich für das Jahr 948 zur Synode von Ingelheim einen päpstlichen Legaten erbat, der dort den Vorsitz führen sollte. Nicht lange mehr dauerte es, so wurde diese Verbindung von großer Wichtigkeit für König und Reich. — Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts stand so das deutsche Reich in allen Beziehungen an der Spitze der abendländischen Welt, unbestritten behauptete es den Vorrang vor allen anderen Staaten. Das Reich selbst war nach innen gefestigt, über ihm stand ein König, der seine Herrschaft kräftig zu führen wußte. Aus einem noch vielfach zerrissenen hatte Otto ein starkes einiges Reich hergestellt. An die Spitze der einzelnen Herzogtümer hatte er getreue Männer gesetzt, meist nahe Verwandte. So war auch Liudolf im Jahre 947 mit der Tochter Herzog Hermanns von Schwaben vermählt worden. Schon zwei Jahre darauf starb Hermann und Liudolf erbte dessen ganzes Eigengut und ward mit dem Herzogtum belehnt. Ueber Lothringen gebot Konrad, dem der König seine Tochter Liutgard zur Gemahlin gegeben. Er wird als der erste Mann seiner Zeit gepriesen und ein inniges Freundschaftsverhältnis fesselte ihn an den jungen Liudolf. In Baiern schaltete der tapfere Heinrich, in Sachsen und Franken war Otto selbst Herzog. Und an der Spitze der geistlichen Verwaltung stand des Königs Bruder Brun. Alles schien jetzt wohl verwahrt und in guten Händen; schwere Ereignisse und trübe Zeiten mußten kommen, um diesen festgefügten Verband zu lösen. Die nationale Einheit war erreicht und trotzdem war der deutsche Staat durch seine enge Verbindung mit der römischen Kirche und deren Kulturbestrebungen nicht aus dem Gefüge der fränkischen Gesamtmonarchie Karls des Großen herausgetreten. Von nun an ging das deutsche Volk seine eigenen Wege in der Geschichte, ohne den Zusammenhang mit den anderen Kulturnationen Europas zu verlieren. Im Gegenteil ward das deutsche Reich jetzt in den Mittelpunkt aller europäischen Verhältnisse gestellt, und zwar durch einen Schritt Ottos, der allem, was der König bisher errungen, erst die Krone aufsetzte. Wie Otto in Wirklichkeit der größte Herrscher des Abendlandes war, so war er auch gewillt, das äußere Zeichen dieser Herrschaft zu empfangen, die Kaiserkrone. Dazu aber war es nötig, aus der deutschen Politik herauszutreten und das Machtgebiet des Reiches über Italien zu erweitern. Denn an Italien war der Besitz der Kaiserkrone geknüpft, ohne den Besitz dieses Landes war die höchste Würde der Christenheit nicht erreichbar.

4. Die Zustände in Italien.

In Italien sah es schlimmer aus als in den anderen Staaten, die aus der fränkischen Weltmonarchie hervorgegangen waren. Das Land war von seiner

politischen Höhe so gesunken, daß die Bewohner des steten Kampfes mit den Fremden überdrüssig geworden und sich in die Städte zurückgezogen. Es war geradezu ein Segen, den die Vorsehung dem Lande gegeben, daß es so viel alte Städte hatte. Hier konnten die Italiener in aller Stille ihre Kulturarbeit im Mittelalter vollbringen. Hier erblühten Kunst und Gewerbe, hier schlug der Handel einen seiner großartigsten Sitze auf und von hier ging zuerst die Wiederbelebung der Antike aus. Erst durch die Einheit dieser Kulturarbeit haben sich die Italiener wieder als ein einiges Volk erkannt, nachdem ihnen so lange die politische Einheit versagt war. Schon früher hatten die Künste des Friedens in einer Zeit geblüht, wo der große Karl das Zepter geführt. Als aber die kaiserliche Gewalt später zu einem Schatten geworden war, da stellten sich die Nachteile heraus, welche Italien durch die Berührung mit den Franken erhielt. Schon Karl der Kahle hatte seinen Missus oder Königsboten aus Rom zurückgezogen; und als die Einsetzung dieses hohen Kontrollbeamten ganz unterblieb, da versetzte das eingeführte Lehnswesen der Bevölkerung die schwersten Schläge. Die Freien, die von den Vasallen bedrückt wurden, mußten bei der Kirche Schutz suchen, und dadurch wurde diese die größte Macht des Landes; sie kam zu ungeheurem Reichtum, und man berechnet, daß damals die Hälfte des Grund und Bodens in Italien der Kirche zu eigen gehörte. Dadurch wurde die Geistlichkeit Italiens völlig verweltlicht, zumal sie sich durch kampfbereite Scharen vor den räuberischen Angriffen des Adels sicher stellen mußte. Als dann die kaiserliche und königliche Gewalt fast ganz aufgehört hatte, indem die Krone stets an mehrere vergeben wurde, da kamen die Araber aus dem Süden und die Ungarn von Osten und verheerten und plünderten das reiche Land ungestraft. Denn nie war an eine Einigkeit bei ihrer Abwehr zu denken, wo sich die Interessen so vieler Stände kreuzten. Seit dem Jahre 880 hatten sich die arabischen Seeräuber am Garigliano in Mittelitalien festgesetzt und dort eine starke Burg gebaut. Von hier aus waren sie auf ihren Zügen bis zum Po vorgedrungen. Erst im Jahre 916 gelang es dem thatkräftigen Papste Johann X., im Verein mit einigen tapferen Grafen das Raubnest auszunehmen und die Feinde zu vernichten.

Schlimmer noch für das unglückliche Land wurden die Ungarn, welche fast jährlich ihre Einfälle wiederholten, besonders nachdem sie im deutschen Reiche mehrmals mit blutigen Köpfen heimgeschickt waren. Im Jahre 924 verbrannten sie das herrliche Pavia, 926 erschienen sie vor Rom, bis sie 16 Jahre später vor der ewigen Stadt abgeschlagen wurden. So war das ganze Jahrhundert zwischen 850 und 950 eine Zeit der höchsten Trübsal und der härtesten Schläge für das stolze Italien, das einst an der Spitze der Welt gestanden. Und das hatte natürlich eine große Rückwirkung auf das ohnehin verweichlichte Volk. Ueberall begegnen wir der gröbsten Entsittlichung, kein Recht und Glauben galt mehr, im Hang zum Vergnügen ging das ganze Volksleben auf. Weiber- und Günstlingsherrschaft waren an Stelle alten Rechtes getreten. In tiefsten Verfall war die Geistlichkeit geraten, zumal die Mönchsorden. Hier wurden alle Ordensregeln hintangesetzt und Aebte, die etwa die frühere Strenge wiederherzustellen strebten, wurden einfach von den Mönchen vertrieben oder getötet. Und das

konnte ganz ungestraft geschehen, da die päpstliche Macht als Obergewalt in der Kirche damals nichts galt. Denn es fehlte hierzu die kaiserliche Gewalt, deren Bestand ja bisher stets die päpstliche gehalten hatte. Fiel das Kaisertum weg, so war der Papst ohnmächtig, war das Kaisertum stark, so war auch der Papst mächtig.

Wie schon gesagt, am meisten gewannen bei dieser großartigen Auflösung in Italien die Städte, deren Handel und Gewerbe sich allmählich zu hoher Blüte entwickelten. Städte und Klerus schlossen gewöhnlich gegen den Raubadel Bündnisse ab, und die Reichtümer, welche durch den Handel nach dem Orient gewonnen wurden, gaben den Städten die Mittel, sich zu befestigen und mit starken Mauern zu umgeben. Gar viel zu dieser schnellen Blüte trug die allgemeine Unsicherheit bei. Sie bewirkte, daß immer mehr von den Freien auf dem platten Lande sich in den Schutz der Stadt begaben und mit ihrem Besitze deren Macht vergrößerten. Fast stets stand an der Spitze der Stadt der Bischof, an den der König meist seine königlichen Rechte abgetreten hatte. Zwar wurde die gräfliche Gewalt, die doch stets an Stelle des Königs über die Stadt gebot, nie in die Hand des Bischofs gelegt, aber die Immunitäten — die Befreiung des geistlichen Gebietes von den weltlichen Behörden — wurden den Bischöfen allmählich so weit ausgedehnt, daß oft große Städte mit weitem Umkreise ganz in die Gewalt der Bischöfe kamen. Besonders wirksam wurden dadurch Künste und Gewerbe unterstützt; trachteten ja die Bischöfe danach, ihre Sitze so prunkvoll und schön als möglich zu gestalten. Aus diesem Grunde benutzten sie die in der Stadt wirkenden Kräfte für ihre Zwecke in ausgiebiger Weise. Daher traten meist Stadt und Bischof in gutes Einvernehmen, und die italienischen Städte konnten damals zuerst den Grundsatz aufstellen, daß es sich unter dem Krummstabe gut leben lasse.

Statt nun an den reichlich bedachten Bischöfen eine gute Stütze zu haben, geriet das Königtum in immer tieferen Verfall, indem die Bischöfe, gestützt auf die ihnen ergebene städtische Bevölkerung, meist selbst eine königliche Stellung im kleinen einnahmen oder doch wenigstens einen Staat im Staate bildeten. Man kann daher im ersten Viertel des zehnten Jahrhunderts von einer wirklich königlichen Gewalt in Italien nicht mehr reden. Erst jener Hugo, den wir oben kennen lernten, sollte einen entscheidenden Einfluß auf die Verhältnisse Italiens ausüben. Die Bande der Verwandtschaft, die ihn an die größten weltlichen Herren Oberitaliens fesselten, erhoben ihn bald so hoch, daß er schließlich seine Arme auch nach Mittelitalien und Rom ausstreckte. Ja seine Herrschaft schien binnen kurzem so gesichert, daß er im Jahre 931 unter Zustimmung der Großen seinen Sohn Lothar als Mitregent annahm und zu seinem Nachfolger erklärte. Nun war sein ganzes Streben auf den Besitz von Rom und die Gewinnung der Kaiserkrone gerichtet. Beides aber lag damals in den Händen von abscheulichen Weibern. Zwei der verworfensten ihres Geschlechtes hatten die ganze Gewalt an sich gerissen, erst die sittenlose Theodora, die Gemahlin des Konsuls und Senators Theophylaktus, und dann ihre noch ärgere Tochter Marozia. Beide besetzten mit ihren Söhnen oder Günstlingen die erzbischöflichen und bischöflichen Sitze Mittelitaliens, ja sogar der Stuhl des h. Petrus ward nach

ihrem Gutdünken vergeben. Im Jahre 931 war der Gemahl der Marozia, Markgraf Wido von Tuscien, gestorben, und um zur königlichen Würde zu gelangen, vermählte sich seine Witwe 932 mit König Hugo von Italien, dem sie den Besitz Roms und die Kaiserkrone versprach. In der Engelsburg wurde die Hochzeit gefeiert und Hugo sah sich am Ziel seiner Wünsche. Doch bald darauf brach ein Streit zwischen ihm und Alberich aus, einem unehelichen Sohn der Marozia, dessen Partei die Römer ergriffen. Hugo ward gezwungen, die Stadt zu verlassen. So war Rom für ihn verloren und auch seine Herrschaft als König wurde durch den verunglückten Zug erschüttert. Seither herrschte Alberich in Rom und heimliche Unzufriedenheit über das beispiellos willkürliche Regiment Hugos verbreitete sich in Oberitalien, so daß die Großen des Landes schon ihre Blicke auf die Söhne des Markgrafen Adalbert von Ivrea richteten. Zwar wurde der eine derselben durch einen listigen Anschlag Hugos getötet, aber noch war Berengar übrig, der Enkel jenes Berengar, der einst die Kaiserkrone getragen. Dieser entging dem Verderben durch seine Flucht zu König Otto im Jahre 940. Dadurch wurde das Band vollends gelockert, welches früher Heinrich und seinen Sohn Otto mit Hugo verbunden hatte. Dazu kamen in den nächsten Jahren die erneuten Angriffe der Araber und Ungarn; auf ehrlose Weise wurden dieselben abgewiesen, und dadurch untergrub Hugo den Boden, auf dem er stand. So konnte es Berengar im Jahre 945 wagen, mit einem kleinen Heer über die Alpen zu ziehen und in Italien einzufallen. Ueberall fand er die beste Aufnahme. In einer großen Versammlung zu Mailand erschien Hugos Sohn Lothar und erflehte von den italienischen Großen Gnade für sich, da sein Vater willens war, der Krone zu entsagen. Dieser Versuch gelang, die Großen übertrugen die Krone Italiens auf Lothar, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Lothar zwar König heißen, aber als fortwährenden Berater Berengar neben sich behalten solle. So ward Lothar König genannt, aber in Wahrheit war es Berengar.

Später versuchte Hugo noch einmal, sich des Königreiches wieder zu bemächtigen. Er ging nach Burgund, starb aber hier zu Arles schon im Jahre 947. Nun erst konnte man einige Ruhe in Italien erwarten, und als ein Zeichen des allgemeinen Sehnens nach Frieden konnte die kurz darauf vollzogene Vermählung König Lothars mit Adelheid von Burgund gelten, der Schwester des burgundischen Königs Konrad. Auch mit Alberich ward jetzt Frieden hergestellt, so daß die Ruhe endlich einkehrte. Aber solange noch Araber und Ungarn unbezwungen waren, konnten die Verhältnisse des unglücklichen Landes keine besseren werden. Hierzu kam, daß Berengar nicht der Mann war, sich das Vertrauen der italienischen Großen zu erhalten. Bei einem neuen Ungarneinfalle benahm er sich höchst unkriegerisch und drückte bald darauf das Land durch eine schwere Steuer. Sein Verhältnis zu König Lothar war ein sehr schlechtes, da er alle königliche Macht an sich zu reißen strebte und das Ansehen des Königs möglichst untergrub. Besonders trug seine Gemahlin Willa dazu bei, König Hugos Nichte, die ihrem eigenen Sohne Adalbert einst die Krone sichern wollte. Dadurch scheinen sich auch die guten Beziehungen gelockert zu haben, die Berengar zum deutschen König hatte. Wenigstens drang Herzog Heinrich von Baiern im

Jahre 950 in die Mark Friaul ein und eroberte dort die bedeutendste Stadt, Aquileja.

Inzwischen war Rom ganz in der Gewalt Alberichs. Er thatsächlich beherrschte die Stadt, die Päpste, die er einsetzte, waren nur Vollzieher seines Willens. Und Alberich führte sein Regiment mit der nötigen Strenge, er war bestrebt, die schreckliche Verwilderung und Günstlingswirtschaft abzustellen, die seit langer Zeit in der römischen Kirche eingerissen. Freilich seine anderen Herrschaftsgedanken sind uns verborgen; wir wissen nur, er fühlte sich doch nicht so sicher, daß er nicht Anlehnung an einen mächtigen Herrscher gesucht hätte. Und dies war der oströmische Kaiser. Doch hier war es mehr als zweifelhaft, ob der Kaiser in Konstantinopel den Willen und vor allem die Macht hatte, in Italien ordnend einzugreifen. Und dem Konstantinus Porphyrogenitus fehlte beides, er lehnte jede Einmischung ab, obwohl es vielleicht nicht vieler Kräfte bedurft hätte, sich Italiens zu versichern und so den wichtigsten Bestandteil der abendländischen Welt mit dem Ostreiche zu verbinden. Italien war jetzt einer reifen Frucht vergleichbar. Wer sich die Mühe des Pflückens nahm, war sicher, sie zu erhalten. Doch einem Fremden blieb es vorbehalten, jene Frucht zu pflücken. Es war derjenige, der jetzt in Wahrheit der Herr in Europa war, dem zu der kaiserlichen Macht nur noch der Name fehlte. Alle Verbindungen hatten schon auf König Otto hingedrängt, er war es, dem Italien nun zufiel.

5. Ottos erster Zug nach Italien.

Wir haben gesehen, wie Otto auf alle Reiche, die aus der karolingischen Monarchie hervorgegangen, einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Ueberall hatte seine Macht und seine Persönlichkeit Spuren hinterlassen, und deshalb war jetzt vor allem das deutsche Reich dazu bestimmt, das Erbe der fränkischen Könige als Kaiser anzutreten. Denn niemand war so den Fußstapfen des großen Karl gefolgt wie eben Otto; auf politischem wie auch auf kirchlichem Gebiete stand er diesem am nächsten. Wahrscheinlich hatte sich auch schon das Papsttum bei seiner großen Ohnmacht an den deutschen König gewendet und Otto hatte den Gedanken erwogen, durch sein rettendes Eingreifen in Italien sich die kaiserliche Machtstellung zu sichern. Es kam aber jetzt ein Anlaß, welcher den Zug des deutschen Königs nach Italien jedenfalls beschleunigt hat.

Am Ende des Jahres 950 starb plötzlich König Lothar, und sofort beeilte sich Berengar, die Königswürde seinem Hause zu sichern. Sie ward ihm auch von den Großen zugesprochen. Doch sobald er die Krone auf seinem Haupte fühlte, trat seine wahre Natur hervor. Rücksichtslose Grausamkeit und Härte entfremdeten ihm bald den Adel wie das Volk. Er sowohl wie seine Gemahlin Willa waren bald ein Gegenstand der größten Verabscheuung, zumal der Gegensatz zwischen beiden und Adelheid, der Witwe Lothars, recht deutlich wurde. Denn durch ihre gewinnende Güte und Liebe stieg Adelheid schnell in der Gunst des Volkes, und man dachte deshalb jetzt daran, ihr das Erbe ihres Gemahls zu sichern. Aus diesem Grund strebte nun Berengar danach, die junge und schöne Adelheid zu verderben, nachdem sie den Antrag zurückgewiesen, seinem

Sohne Adalbert die Hand zu reichen. Zuerst ward ihre ganze Habe geraubt und sie selbst zu Como gefangen gesetzt, wo sie die abscheulichsten Mißhandlungen durch Berengar und Willa zu ertragen hatte, deren rohe Wut in der Beschimpfung der königlichen Witwe keine Grenzen kannte. Dann ward sie nach Garda am See gebracht, nur von einer einzigen Magd begleitet und von einem Priester, der ihr die harten Tage des Kerkers durch die Tröstungen der Religion erleichtern wollte. Aber diese rohe Willkür des Berengar sollte sich schwer rächen.

Vor allem hatten jetzt die Herzogtümer Schwaben und Baiern zu leiden, seitdem Berengar mit den Arabern und Ungarn entehrende Verträge geschlossen. So wurden zunächst die beiden Herzoge Heinrich und Liudolf dazu gedrängt, in Italien einzugreifen, um dort den unsicheren Verhältnissen ein Ende zu machen. Aber auch Otto hatte jetzt die moralische Verpflichtung, die unglückliche Adelheid aus ihrem Kerker zu erretten, war er ja mit dem burgundischen Hause früher in nahe und freundschaftliche Beziehungen getreten. Zudem ging das Gerücht, Berengar habe dem Lothar Gift gegeben, um selbst die Krone zu erlangen. Jedenfalls hat Otto genau gewußt, daß jede Einmischung in die italienischen Dinge ihm zum größten Vorteile ausschlagen könne. Doch wenn er die Sache der unterdrückten Adelheid ganz zu der seinigen machen wollte, so war eine engere Verbindung mit ihr notwendig, und da Otto jetzt als Witwer lebte, schien es ihm das beste zu sein, der reichen und schönen jungen Witwe seine Hand anzutragen. Darin lag aber deutlich ausgesprochen, daß der König mit Adelheid zugleich das Königreich Italien gewinnen wollte. — Im Einverständnis mit seinen Großen beschloß nun Otto im Jahre 951 den Römerzug. Große Rüstungen gingen der Romfahrt voran, da alle Herzogtümer Lehnsfolge leisten mußten. Bevor aber Otto selbst die Alpen überschritt, wagte sein Sohn Liudolf auf eigene Hand einen Streich auszuführen, durch den er in aller Schnelligkeit Italien für den Vater zu erobern gedachte. Doch die Unternehmung schlug fehl, da sie zu wenig vorbedacht gewesen. Nur einige Städte brachte der junge Herzog in seine Gewalt, und er sah sich gezwungen, bald wieder abzuziehen. Das Mißlingen dieses Planes wird Herzog Heinrich von Baiern schuld gegeben, er habe den Absichten Liudolfs bei den italienischen Großen entgegengearbeitet, heißt es, da er ihm das Gelingen nicht gönnte.

Im September 951 zog dann König Otto über die Alpen, begleitet von seinen Brüdern Heinrich und Brun, von den Erzbischöfen von Mainz und Trier, von Konrad von Lothringen, vielen anderen Großen und einem stattlichen Heere. Ueber den Brenner ging der Zug die Etsch entlang. — Doch schon vorher hatte Adelheid mit Hülfe ihrer wenigen Getreuen einen Fluchtversuch gemacht, der glücklich ablief. Bischof Adalhard von Reggio gab ihr in seiner Stadt einen Zufluchtsort, der sie vor den Nachstellungen Berengars sicherte. Der Macht König Ottos beugte sich alles. Die Städte wurden ihm geöffnet, nirgends fand er Widerstand. Auch Berengar stellte sich ihm nicht entgegen, sondern schloß sich in seine Hauptstadt Pavia ein. Als aber der König anrückte, verließ er heimlich die Stadt und begab sich auf eine seiner Burgen. Otto zog in Pavia ein und empfing die Huldigung der Großen des Landes, die ihn als ihren Erretter begrüßten. Von jetzt an nannte er sich „König der Langobarden“ oder

„der Italiener", und zwar ohne die Krönung erhalten zu haben. Denn als König der Ostfranken machte Otto Ansprüche auf Italien als auf ein Land, welches durchaus zu dem Königreiche Ostfranken gehörte. Zum Erzkanzler für Italien ward Erzbischof Manasse von Mailand eingesetzt.[1] Von Pavia aus schickte aber König Otto eine Gesandtschaft nach Reggio an Adelheid, um ihr reiche Geschenke, sowie seine Brautwerbung zu überbringen. Und Adelheid war bereit, die deutsche Krone mit Otto zu teilen. So zog sie aus und ward von Herzog Heinrich in feierlichem Geleite eingeholt; zu Pavia wartete Otto ihrer. Bald wurde die königliche Hochzeit in der Stadt gefeiert und dabei Adelheid mit Witwengute aufs reichlichste bedacht. In allen Reichsteilen erhielt sie königliches Gut und ihre Macht und ihr Einfluß war für alle Zeiten gesichert, da der König bald große Zuneigung zu ihr faßte und auch Herzog Heinrich sich nahe an sie anschloß; denn Heinrich stand in großer Gunst bei ihr, weil er ihr als der erste königliche Sachse in Italien begegnet war. Aber gerade diese Gunst scheint Liudolf sehr verdrossen zu haben, indem er sich vielleicht bei der ersten Begegnung mit Adelheid von ihr zurückgesetzt glaubte. Er war daher der einzige Mißgestimmte bei dem frohen Feste, und es heißt, er habe sich vom Könige entfernt und sei nach Sachsen zurückgegangen; in Saalfeld sei er geblieben. Und das war nicht ohne Folgen für den König selbst. Otto hatte nämlich inzwischen Friedrich von Mainz und den Bischof Hartbert von Chur nach Rom zum Papste gesandt, um mit ihm wegen der Kaiserkrone zu verhandeln. Agapit II. konnte wohl für seine Person dem mächtigen deutschen Könige, der soeben die Herrschaft über Italien gewonnen, diesen Wunsch nicht verweigern; aber hinter ihm stand der römische Stadttyrann Alberich, der in der Krönung Ottos eine Gefahr für seine eigene Macht erblicken mußte. So wurde Friedrich von Mainz abschlägig beschieden und Otto hätte nun zu einer Erstürmung Roms seine Zuflucht nehmen müssen. Doch soeben war Liudolf mit Friedrich von Mainz nach Sachsen zurückgegangen, und wohl auch andere Große im Heere des Königs waren der italienischen Politik und der Heirat mit einer Romanin zuwider. Jedenfalls gab der König jetzt den Plan auf, die Kaiserkrone zu gewinnen, und zog zu Anfang des nächsten Jahres nach Sachsen zurück, nachdem er in Pavia Konrad von Lothringen gegen Berengar zurückgelassen. So war er zu Ostern 952 wieder in Magdeburg, wo man jetzt der neuen Königin die Aufwartung machte.

Kurze Zeit, nachdem Otto über die Alpen gegangen, da folgten ihm Konrad und Berengar. Letzterer hatte sich nämlich dem Lothringer gestellt und Konrad hatte wohl dem Fürsten gute Bedingungen versprochen, wenn er vor dem Könige in Sachsen erscheine. Und um Otto nicht noch unversöhnlicher zu machen, war Berengar bald darauf eingegangen. Als Berengars Ankunft vor Magdeburg bekannt wurde, zogen ihm die deutschen Großen entgegen und brachten ihn in feierlichem Geleite zur Herberge. Doch drei volle Tage ließ ihn hier der König warten, bis er ihn zu sich entbot. Denn Konrad hatte dem Berengar mehr

---

[1] Neben ihm erscheint allerdings in den Urkunden auch Brun als Erzkanzler. Auch Friedrich von Mainz scheint Anspruch auf das Erzkanzleramt für Italien erhoben zu haben. Da ihm dasselbe nicht zu teil wurde, so ging er unter die Gegner des Königs; s. hierüber Diplom. I, 86.

versprochen, als der König diesem zu geben gewillt war. Auch Heinrich und vor allem Adelheid werden die Bedingungen sehr herabgedrückt haben. Deshalb war Konrad heftig erzürnt und ging ins Lager von Liudolf und Friedrich, die besonders gegen Heinrich und die neue Königin konspirierten. Endlich ward Berengar zu Gnaden aufgenommen, aber er erhielt nur freie Rückkehr nach Italien bewilligt. Für den Sommer des Jahres 952 wurde ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, hier sollte sich Berengar von neuem stellen und seine Sache durch die Fürsten des Reiches zum Austrage kommen. — Im August wurde der Reichstag auf dem Lechfelde eröffnet. Zugleich ward eine große Synode von deutschen und italienischen Bischöfen gehalten unter dem Vorsitze von Friedrich von Mainz. Dann trat die Reichsversammlung zusammen, deren wichtigste Beratung diejenige über das Verhältnis Berengars zum Reiche war. Dem Berengar wurde zwar sein Königreich Italien belassen, aber nur als dem Vasallen des Reiches. Er und sein Sohn Adalbert mußten in die Hände des Königs den Lehnseid schwören und erhielten dann von Otto ein goldenes Zepter zum Zeichen ihrer Herrschaft. Doch wurde von Italien das alte Herzogtum Friaul abgetrennt, das sich schon in drei Markgrafschaften aufgelöst hatte, nämlich in Istrien, Aquileja und Verona. Friaul aber kam an Herzog Heinrich von Baiern.

Dritter Abschnitt.

Bis zur Beendung der Ungarnkriege.

---

1. Der liudolfinische Aufstand.

Durch den Tag von Augsburg war eigentlich die Macht des Königs geschmälert worden. Nur um Konrad von Lothringen nicht allzusehr zu erzürnen, hatten Otto und Adelheid nachgegeben und den verhaßten Berengar für diesmal der verdienten Strafe entwischen lassen. Nur Heinrich von Baiern hatte gewonnen, zum großen Verdrusse des jungen Liudolf. Das Verhältnis beider ward immer schlechter, jeder glaubte sich vom andern beeinträchtigt und hintergangen; so mied man sich gegenseitig, und Heinrich soll es sogar an Schimpfreden nicht haben fehlen lassen. Auf der Seite Liudolfs und Konrads stand auch Friedrich von Mainz, der jede Gelegenheit benutzte, dem Könige heimlich zu schaden. Durch ihn erhielt die Verschwörung ein viel gerechtfertigteres Ansehen. Wohl viel trug zu der neuen Feindschaft bei, daß des Königs Bruder Brun anfänglich abwechselnd mit Friedrich und Manasse die Erzkanzlerwürde für Italien, dann aber schließlich ganz allein ausübte, und deshalb sah Friedrich seine Macht wesentlich verringert. Aehnliche Gründe waren bei anderen Teilnehmern der Verschwörung maßgebend. Kaum war es nur die italienische Politik König Ottos, welche so viel Unzufriedenheit im Reiche erzeugte, sondern der Wechsel der Personen, die an maßgebender Stelle standen. Obwohl Konrad von Lothringen mehrfach als Stellvertreter des Königs bei auswärtigen Sendungen genannt wird, so waren es doch thatsächlich Brun und Heinrich, mit deren Hülfe Otto das Reich regierte. Dazu kam jetzt der Einfluß der Adelheid, der uns oft in den Urkunden entgegentritt, indem Otto hier auf ihre Fürsprache viel Gewicht legte. Konrad glaubte, die seinem Herzogtume entsprechende Stellung nicht einzunehmen, desgleichen Friedrich von Mainz bezüglich seines Erzkanzleramtes für Italien. Aber besonders war Liudolf ins Hintertreffen geraten. Früher war er der Nächste nach dem Könige gewesen; doch seit seine Mutter Edgitha nicht mehr lebte, war das alles anders geworden.

Jetzt waren Heinrich und Adelheid an seine Stelle getreten, und trotzdem ja Liudolf früher zum Nachfolger des Königs designiert war, hieß es doch, nachdem Adelheid nach Jahresfrist ihren ersten Sohn Heinrich geboren, diesem solle die Nachfolge im Reiche gesichert werden.

Dem Liudolf als Führer schloß sich nun eine ganze Anzahl junger, vornehmer Leute aus Sachsen, Franken und Baiern an, die sich ähnlich zurückgesetzt glaubten und mit dem starken, persönlichen Regimente König Ottos unzufrieden waren. So spaltete sich jetzt das Reich nach dem Vorbilde des Fürstenhauses in zwei feindliche Lager, und beim Beginne des Jahres 953 waren die ersten Anzeichen vorhanden, daß ein Kampf ausbrechen werde. Dieser Kampf aber mußte die mühsam errungene und erhaltene Einheit des Reiches noch einmal in Frage stellen. Der König war damals in Franken und zog von da nach Ingelheim, um dort Ostern zu feiern. Doch da kam ihm die Kunde von dem beginnenden Aufstande, und er hielt es deshalb für geraten, den Rhein aufwärts sich nach Mainz zu begeben. Erzbischof Friedrich suchte nun dem Könige allen Verdacht auszureden; und auch Konrad und Liudolf beteuerten hier ihre Ergebenheit gegen Otto. Offen aber bekannten sie, daß ihre Feindschaft Heinrich von Baiern gelte. Friedrich hatte nämlich seine beiden Verbündeten nach Mainz bestellt, und so war jetzt Otto gänzlich in den Händen seiner Feinde. Er mußte deshalb Zugeständnisse an dieselben machen, und die Forderungen wurden durch ein Schriftstück seitens des Königs anerkannt. Sie erstreckten sich wohl auf die Sicherung der Nachfolge für Liudolf und auf die Minderung der Macht Heinrichs. Dann ging der König nach Dortmund und feierte hier Ostern mit seiner Mutter und seiner Gemahlin. Hier erst, in Sachsen, fühlte er sich wieder als König und widerrief sofort alles, wozu er sich in Mainz bekannt hatte, weil er es im Drange der Not gethan habe. Und er ließ an Liudolf und Konrad ein Edikt ergehen, sie sollten ihm sofort alle Mitschuldigen ausliefern, widrigenfalls er sie als Hochverräter und als seine Feinde erklären müsse. Ein nochmaliger Vermittelungsversuch des hinterlistigen Friedrich von Mainz gelang nicht und Otto bestimmte die Regelung und Lösung der Schwierigkeiten einem allgemeinen Reichstage, der nach Fritzlar ausgeschrieben wurde.

Nach Ostern ging der König wieder nach Köln, und zwar um sich Lothringens zu versichern. Und das gelang ihm vollständig, fast das ganze Land fiel ihm zu, da den Großen die strenge Herrschaft Konrads verhaßt war. Noch im Frühjahr 953 kam der Reichstag in Fritzlar zusammen. Aber Liudolf und Konrad waren nicht erschienen, dagegen versuchte Friedrich von Mainz den König abermals durch leere Worte zu täuschen. Doch Herzog Heinrich warf sich jetzt zum Anwalt der Krone auf und brachte eine ganze Menge schwerer Beschuldigungen gegen den Erzbischof vor, so daß König und Volk heftig gegen ihn erzürnten, indem seine Schuld nun offen dalag. Jedenfalls trat Heinrich gleichfalls als Ankläger gegen die abwesenden Herzoge auf, und diese wurden daraufhin ihres Herzogtums für verlustig erklärt. Außer ihnen wurden noch zwei hochstehende Männer gestürzt. Es waren die thüringischen Grafen Dadi und Wilhelm, die früher in der Schlacht bei Birten auf Seite des Königs gestanden und seither in seiner Gunst gestiegen waren. Sie kamen in die

Verbannung nach Baiern unter die Obhut ihres größten Feindes, des Herzogs Heinrich.

Nun mußten beide Teile zu den Waffen greifen, Liudolf ging zu seinem Verbündeten nach Mainz, während Konrad nach Lothringen zog, um seine Vasallen aufzubieten. Doch das gelang ihm nur zum Teil, denn die lothringischen Großen waren vorher vom Könige gewonnen worden und zogen jetzt gegen ihren Herzog aus. An der Maas kam es zu einer erbitterten Schlacht. Konrad focht zwar wie ein Löwe, besonders nachdem sein Freund Konrad, der Sohn des fränkischen Eberhard, gefallen. Aber die Schlacht blieb unentschieden, jeder der beiden Teile schrieb sich den Sieg zu. Der König hatte unterdes ein Heer gesammelt und rückte nun um die Mitte des Jahres nach Franken, um seine Feinde mit den Waffen zu überwinden. Auf dem Wege nach Mainz übergaben sich ihm fast alle Plätze, die den Aufrührern gehörten, die anderen eroberte er durch Sturm. Dann zog er vor Mainz, wohin sich auch Konrad geworfen hatte. Es kam zu einer förmlichen Belagerung, die an sechzig Tage dauerte. Obwohl das Heer des Königs, zu dem sich noch Herzog Heinrich gesellt hatte, ein starkes war, konnte es doch der festen Stadt nichts anhaben. Das kam besonders daher, weil im königlichen Heere selbst die Stimmung eine geteilte war, indem der mächtige und gewaltthätige Baiernherzog nur wenig Sympathien besaß. So kam es endlich zu Unterhandlungen. Der König sandte seinen Vetter, Graf Ekbert, als Geisel in die Stadt, um Liudolf und Konrad freies Geleit ins Lager zu geben. Beide erschienen und warfen sich Otto zu Füßen und baten, nur ihre Anhänger zu schonen. Da jedoch Otto keine Strafe für die beiden Herzoge selbst wußte, so verlangte er durchaus die Auslieferung ihrer Mitschuldigen. Aber Liudolf und Konrad hatten sich mit diesen durch einen schweren Eid verpflichtet, keinen zu verraten; und so schlugen sie dies dem Könige völlig ab. Daher schwieg der laute Jubel gar bald, der sich erst im Lager erhoben hatte, als beide zum Könige gekommen waren. Besonders unwillig über Liudolf war jetzt Herzog Heinrich, der ihm die Gottlosigkeit seiner Pläne aufs schärfste vorhielt. Auch Brun, der kurz vorher nach dem Tode Wigfrids zum Erzbischof von Köln gewählt worden, redete ernsthaft in das Herz des leichtsinnigen Jünglings und stellte ihm die schwere Sünde vor, die er gegen seinen Vater begehe. Aber das alles hatte keinen Erfolg, Liudolf beharrte in seinem Trotze und ging mit Konrad wieder nach Mainz zurück.

Die Empörung griff nun in kurzer Zeit viel weiter um sich. Zuerst wurde der als Geisel nach Mainz gesandte Graf Ekbert von den Aufrührern gewonnen, da er einst vom König angeblich ungerecht beschuldigt worden war. Auch in Sachsen selbst hatte sich ein Umschwung vollzogen. Hier stand jetzt Markgraf Hermann während der Abwesenheit des Königs dem Lande als Herzog vor. Als der König Verstärkungen seines Heeres aus Sachsen forderte, übernahmen die Führung derselben die Grafen Tiadrich und Wichmann der Jüngere. Kaum waren sie an den fränkischen Grenzen angelangt, da wurden sie von Liudolf und Konrad überfallen und in eine verlassene Feste gedrängt. Bei der nun folgenden Belagerung dieser Feste verlor der Fahnenträger der aufständischen Partei den einen Arm. Deshalb ward die Belagerung aufgegeben und den

Sachsen eine Frist von drei Tagen zugestanden, binnen welcher sie den Rückmarsch antreten sollten. Beide Führer wurden nun von Liudolf durch allerhand Versprechungen gelockt, sich ihm anzuschließen. Doch gelang ihm dies nur bei Wichmann, der seinem Oheim Hermann feindlich gegenüberstand und deshalb die Sachsen gegen ihn aufhetzte. So drohte auch in Sachsen der Krieg auszubrechen, doch dies Unglück wurde durch die große Klugheit und Wachsamkeit Hermanns verhütet, obwohl sich Ekbert und Wichmann gegen ihn verbündet hatten und die Gelegenheit zum Kriege suchten.

Drohender als hier gestalteten sich aber die Dinge in Baiern. Noch lebten die Söhne des verstorbenen Herzogs Arnulf; dem zweiten derselben, dem Pfalzgraf Arnulf hatte Heinrich jetzt das Herzogtum anvertraut. Doch dieser glaubte nun die Zeit gekommen, wo er das lästige Joch der Sachsen abschütteln konnte. Mit ihm in Verbindung standen die bairischen Grafen, die soeben nur gezwungen dem Rufe Heinrichs gefolgt waren. Gleich in der Nacht nach den vergeblichen Unterhandlungen Ottos mit den Aufrührern fielen diese Grafen vom königlichen Heere ab und verbanden sich mit Liudolf. Vereint zogen sie vor Regensburg und eroberten die Stadt im Bunde mit Arnulf; ebenso geschah es mit den anderen Städten des Landes. Die Schätze Heinrichs wurden geplündert und an das Heer verteilt; seine Gemahlin Judith ward mit ihren Kindern und Anhängern des Landes verwiesen. Auf diese Unglücksbotschaften hin gab der König endlich die Belagerung von Mainz auf, zumal jetzt das Heer nach erfüllter dreimonatlicher Dienstzeit entlassen werden mußte. Mit nur wenigen zog Otto nach Baiern, um das Land wieder zu unterwerfen. — Auch in Schwaben waren der königlichen Partei nur wenige treu geblieben, unter ihnen besonders der äußerst tüchtige Bischof Udalrich von Augsburg, dessen Bruder Graf Dietbald und ein Graf Adalbert. Da nun durch die Absetzung Konrads das lothringische Herzogtum erledigt war, so traf Otto jetzt schon eine neue Wahl, um seinen Rücken gesichert zu haben, bevor er den zweifellos schwierigen Feldzug nach Baiern antrat. So ward jetzt dem Erzbischofe Brun von Köln das Herzogtum in Lothringen übertragen und so die höchste geistliche und weltliche Gewalt des Landes in der Hand dieses bedeutenden Mannes vereinigt. Es sollte sich bald in Lothringen zeigen, daß der König keine bessere Wahl hätte treffen können. Denn die hervorragenden Eigenschaften Bruns machten ihn ganz zu dem Manne, der die schweren Wunden heilen konnte, welche der Krieg seit fünfzig Jahren dem unglücklichen Lande geschlagen. Schon am 21. September hielt Brun zu Aachen eine Versammlung der Fürsten und Bischöfe seines Herzogtumes und hierbei erwies es sich, daß der größte Teil der lothringischen Großen treu zum König und zu seinem Hause hielt. — Nun erst zog Otto mit Heinrich nach Baiern. Die abgefallenen Großen des Landes aber wollten weder um Frieden bitten noch auch offenen Krieg führen, sondern sie hielten sich in ihren Burgen. Otto drang unter steter Verwüstung bis Regensburg vor und schickte sich an, die Stadt zu belagern. Doch die vorgerückte Jahreszeit raubte dem Feldzuge alle Erfolge. Regensburg hielt sich, und nachdem der König über drei Monate in Baiern geweilt, zog er mitten im Winter nach Sachsen, um Weihnachten zu feiern und dann mit frischen Kräften den Feldzug zu erneuern. Hier kam auch der Streit zwischen Markgraf

Hermann und seinen Neffen Ekbert und Wichmann zum Austrage, der König legte ihn auf versöhnliche Weise bei, obgleich die Beisitzer des Schiedsgerichts von der Schuld der Neffen überzeugt waren und ihnen Strafe zugedachten. Wichmann ward nur einige Zeit in der königlichen Pfalz unter Bewachung gehalten.

Dieses Jahr 953 war der schwersten eines, welches über das erst kürzlich geeinte deutsche Vaterland hereingebrochen. Der bittere Zwist, der in der königlichen Familie entstanden, hatte sich auf das ganze Reich ausgedehnt und noch einmal wagte es die alte Herzogsgewalt, gegen das zentralisierende Königtum seine provinziellen Sonderbestrebungen geltend zu machen. Und bis jetzt hatte das Herzogtum überall gesiegt, mit ihm sich auch teilweise die Kirche verbündet. Das Königtum hatte keine Erfolge zu verzeichnen. Wohl mit trüben Ahnungen hat Otto damals in die Zukunft geblickt. Wieviel der König aber auch verloren und wieviel in der Folgezeit auf dem Spiele stehen konnte, verzagt hat jener gewaltige Mann nicht, da er sich stets seines göttlichen Schutzes bewußt war.

Und das nächste Jahr brachte wirklich noch viel größeres Unheil. Denn jetzt erschien wieder der gefürchtete Reichsfeind aus Osten. Wohl sind die Ungarn damals in Baiern eingefallen in schlauer Benützung der gefährdeten Lage des Reiches und die gegenseitige Beschuldigung Heinrichs und Liudolfs, jeder habe die wilden Horden ins Reich zur Hülfe gerufen, diese ist wohl weiter nichts als ein Ausdruck der bittersten Feindschaft. Liudolf that nichts, dem Einfalle zu begegnen, als aber dem König die Kunde von dem Einfalle kam, kehrte sofort die ganze Spannkraft seines Geistes wieder. Mit einem starken Heere zog er Anfang 954 nach Baiern. Doch die Feinde waren schon abgezogen, da Liudolf ihnen die Plünderungen mit Geld abgekauft und Führer gegeben, die sie nach dem Westen des Reiches geleiten sollten. Unter schrecklichen Verwüstungen durchzogen sie nun Franken, zu Worms wurden sie noch obendrein mit Gold und Silber reichlich beschenkt. Dann gingen sie über den Rhein nach Lothringen und Frankreich, wohin sie Herzog Konrad rief und wo sie besonders Kirchen und Klöster furchtbar mißhandelten. Von Kamerik zogen sie südlich über Laon, Rheims und Chalons und gelangten durch Norditalien in die Heimat zurück. — Hier zeigte sich, in welcher Gefahr das Reich schwebte, sobald die Einigkeit zerstört war. Und die Verwüstungen im Süden müssen schreckliche gewesen sein, denn kurz darauf baten die Baiern den König um einen Waffenstillstand, da das unglückliche Land die Lasten eines neuen Krieges nicht mehr zu tragen vermochte. Bis zum 16. Juni ward der Stillstand bewilligt, dann sollten die Parteien sich in Langenzenn (bei Nürnberg) zu einer Verständigung einfinden. Dort trat auch eine größere Versammlung zusammen und der König eröffnete dieselbe mit etwa folgenden inhaltsschweren Worten: „Ich würde es tragen können, wenn die Mißgunst meines Sohnes und der andern, die wider mich sind, gegen mich allein gerichtet wäre und nicht die ganze Christenheit höchlich bedrohte. Es ginge noch an, wenn man meine Städte und Burgen nach Räuberart plünderte und die mir untergebenen Gebiete mir untreu machte und nicht noch meine Verwandten und mir Nahestehende hinmorden wollte. So aber bin ich hier verwaist, denn mein Sohn ist mir zum schlimmsten Feinde geworden. Und derjenige, den ich

am meisten geliebt und aus niedrigem Stande zu der höchsten Ehrenstellung erhoben, er hat mir den Sohn gegen mich aufgestachelt. Und das alles möchte noch gehen, aber die Feinde Gottes und der Menschheit sind dadurch ins Land gekommen. Sie haben jetzt mein Land verwüstet, sie haben das Volk gefangen oder getötet, sie haben die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt und die Priester gemordet. Noch triefen die Wege von Blut und mit dem Gold und Silber, das ich einst dem Sohne und dem Schwiegersohne geschenkt, ziehen jetzt die Feinde Christi schwer beladen in die Heimat zurück. Was es da noch Größeres geben kann an Ruchlosigkeit und Untreue, das weiß ich nicht."

So der König. Heinrich pflichtete dem völlig bei und warf den Gegnern vor, daß sie die Feinde, die er schon zweimal besiegt, gedungen und ins Land geführt hätten. Hierauf erwiderte Liudolf, das gestehe er allerdings ein, daß er den Feinden, die gegen ihn gedungen seien, Geld gegeben, um sich von den Verwüstungen loszukaufen. Doch freiwillig habe er das nicht gethan, sondern nur im Drange der höchsten Not. Auch Friedrich von Mainz war anwesend, um sich von den Anklagen zu reinigen: Nie habe er sich gegen den König verschworen, nur die Furcht habe ihn von dessen Seite gedrängt, da er gewußt, daß der König ihm nicht wohlwolle. Er erbot sich sofort zum Reinigungseide, doch Otto erließ ihm denselben, verlangte aber von ihm, daß er Frieden und Eintracht gelobe. Das that er denn auch und alsbald forderte er im Vereine mit Konrad von Lothringen Liudolf auf, sich dem Vater zu unterwerfen. Doch diese Vermittlung gelang nicht und deshalb trennten sich beide von Liudolf und hielten fortan zum Könige. Schon in der nächsten Nacht zog Liudolf mit den Seinen ab und ging nach Regensburg zurück. Otto folgte ihm und belagerte auf seinem Zuge dorthin die Burg Roßthal südlich von Langenzenn. Trotzdem ein äußerst heftiger Sturm auf die Burg gemacht wurde, hielt sie sich und Otto mußte wieder abziehen, um seine Kräfte nicht durch kleine Unternehmungen zu zersplittern. Drei Tage dauerte dann der Marsch bis vor Regensburg. Hier ward ein verschanztes Lager aufgeworfen und eine regelrechte Belagerung begonnen. Schließlich versuchten die Belagerten durch einen klug ersonnenen Ausfall der unvermeidlichen Hungersnot zu entgehen. Die Reiter sollten nämlich durch das Westthor einen Scheinangriff auf das Lager machen, während die übrigen zu Schiffe auf der Donau das verlassene Lager überfallen wollten. Doch der Plan mißlang völlig, da die Reiter zu spät angriffen. So wurden diejenigen, die auf den Schiffen gekommen waren, auseinandergesprengt und beinahe aufgerieben. Und auch die Reiter wurden in die Flucht gejagt und wieder in die Stadt hineingedrängt. Von dem Heere des Königs soll damals nur ein einziger Mann gefallen sein. Auch das ganze Herdenvieh der Stadt wurde zwischen Donau und Regen durch Heinrich auf der Weide abgefangen und an das königliche Heer verteilt. So trat in der Stadt bald Hungersnot ein. Nun versuchte zwar Liudolf im Vereine mit den Großen in der Stadt Frieden zu erlangen. Da er sich jedoch seinem Vater nicht unterwerfen wollte, so kam ein Ausgleich nicht zustande. Liudolf griff dann sofort das Belagerungsheer im Westen an, wo Markgraf Gero den Oberbefehl hatte. In der sechsstündigen unentschiedenen Schlacht fiel der bairische Arnulf und das führte in der Stadt den Umschwung herbei.

Nachdem die Stadt gegen fünfundvierzig Tage die Belagerung ausgehalten, kam es durch die Vermittlung der Großen zu einem Ausgleich zwischen dem Könige und Liudolf. Es ward ein Stillstand geschlossen, der bis zu einem nach Fritzlar ausgeschriebenen Tage währen sollte. Dort wollte man endgültig über die Zwistigkeiten entscheiden. Vielleicht hat auch der Waffenstillstand erst später stattgefunden, denn in dem Leben des Bischofs Udalrich wird erzählt, Otto sei nach Schwaben gezogen und hier am Iller auf das Heer Liudolfs gestoßen. Nur die inständigen Bitten Udalrichs hätten vermocht, den Kampf zwischen Vater und Sohn zu verhüten und einen Vergleich zustande zu bringen. Jedenfalls ist aber dann der König nach Sachsen zurückgekehrt.

Indessen setzte Heinrich die Belagerung fort und es gelang ihm, sich der Vorstadt von Regensburg zu bemächtigen. Und trotzdem in der nächsten Nacht fast das ganze alte Regensburg niederbrannte, verharrten die Baiern in ihrem Widerstande, bis der Waffenstillstand der Fehde ein Ende machte. — Liudolf hatte jetzt Zeit, über seine Vergehen nachzudenken und die Reue kam bald über ihn. Noch vor dem Tage von Fritzlar begab er sich nach Saufeld unweit von Weimar, wo der König die Herbstjagden abhielt. In mitleiderregender Tracht warf er sich hier dem Vater zu Füßen und erflehte unter Thränen der Reue dessen Verzeihung. Alle wurden zu Thränen gerührt und liebevoll zog der Vater den Sohn zu sich heran und räumte ihm die alte Stelle in seinem Herzen wieder ein. Liudolf gelobte Besserung und versprach dem Vater in allen Stücken Gehorsam. So war die Versöhnung endlich zustande gekommen und zwar noch vor der Versammlung zu Fritzlar. Letztere mußte ohnehin etwas verschoben werden, da die Nachricht einlief, daß Erzbischof Friedrich von Mainz im Sterben liege. Sein Ende war dem Berichte der Augenzeugen nach von edlerer Gesinnung getragen als sein Leben. Er starb am 25. Oktober des Jahres 954, nachdem er über siebzehn Jahre Erzbischof und Vikar des apostolischen Stuhles im Reiche gewesen. In geheimnisvolles Dunkel sind sein Leben und seine Pläne gehüllt. Auf der einen Seite wird sein frommer und gottesfürchtiger Wandel hervorgehoben, andererseits aber seine arglistige Tücke und seine Kunst, insgeheim Verschwörungen gegen den König anzuzetteln und allerhand Mißvergnügten in seiner Stadt einen Schlupfwinkel zu bieten.

Nach diesem wichtigen Todesfalle ward der Reichstag zu Arnstadt in Thüringen auf den 17. Dezember festgesetzt; daselbst sollte auch die Wahl eines Nachfolgers für Mainz zur Sprache kommen. Als die Versammlung eröffnet wurde, war eigentlich die Hauptsache schon erledigt. Denn Konrad hatte sich schon lange gedemütigt und Liudolf war mit dem Vater ausgesöhnt. Jetzt erst wurde Mainz, das ein und ein halbes Jahr Widerstand geleistet, dem Könige wieder unterthan, und mit Mainz zugleich das ganze Herzogtum Franken. Von Wichtigkeit für das Reich wurde das Schicksal von Konrad und Liudolf. Zwar traten beide in ihr altes Verhältnis zum Könige und sie haben die jetzt angelobte Treue nie wieder gebrochen. Aber sie verloren ihre Herzogtümer, dagegen wurde beiden ihr Erbgut gelassen. Dem Erzbischofe Bruno ward die Oberleitung von Lothringen wieder bestätigt, und Schwaben erhielt ein Graf Burchard, wohl ein Sohn des im Jahre 926 in Italien gefallenen Burchard. Burchard

heiratete später Hedwig, die Tochter Herzog Heinrichs, und so wurde auch Schwaben wieder dynastisch mit der ottonischen Familie verknüpft. Auch das Erzbistum Mainz ward jetzt wieder besetzt und zwar mit Wilhelm, dem unehelichen Sohne Ottos, der jetzt mindestens 26 Jahre alt war. Wilhelm war zur geistlichen Würde bestimmt worden, doch erfahren wir in der ganzen Zwischenzeit nichts von ihm. Jedenfalls war diese Wahl des Königs eine äußerst politische. Wilhelm war zwar ein Sohn Ottos, aber ohne jedes Erbrecht. Um ihn mit seiner unehelichen Geburt auszusöhnen und fest an sich zu ketten, gab ihm der Vater das wichtigste deutsche Erzbistum und machte ihn zum Primas des Reiches. Dadurch kam Mainz gleichfalls in die direkte Abhängigkeit von der königlichen Familie, wie Köln, wo Bruno, und wie Trier, wo Robert, ein Bruder der Königin Mahthilde die erzbischöfliche Würde bekleideten. Es stimmt diese Politik durchaus zu der Erfahrung, die König Otto in seiner Familie gemacht. Mit Ausnahme von Heinrich waren ihm eigentlich nur die Bischöfe von Augsburg und Chur treu geblieben und diesen verdankte es der König hauptsächlich, daß der Aufstand in Schwaben so schnell zusammenbrach. So stützte er sich seither mehr auf die hohe Geistlichkeit, da er bei den weltlichen Großen so trübe Erfahrungen gemacht.

Damit endete der furchtbare Aufstand, in welchem die besten Kräfte des Reiches nutzlos vergeudet wurden. So wenig hatte man das Gute an den Neuerungen Ottos erkannt, daß ein großer Teil des Reiches in Verbindung mit Sohn und Schwiegersohn des Königs diesen in die allerhöchste Gefahr stürzte und dadurch die nationale Einheit wieder in Frage stellte. Schon waren die Ungarn wieder eingefallen und es war noch ein großes Glück für das Reich, daß Westfranken damals seine alten Ansprüche auf Lothringen oder das Elsaß nicht erneuerte. Hier in Frankreich starb unvermutet am 10. September 954 der junge König Ludwig an einer Verletzung, die er sich bei der Jagd zugezogen hatte. Das Land hatte wenig so thatkräftige Fürsten gehabt, denn trotz der vielen und großen Gefahren, die Ludwigs Herrschaft stets bedrohten, hatte sich der König doch mannhaft zu behaupten gewußt. Gleich nach seinem Tode kam seine Witwe Gerberga zu ihrem Schwager Hugo von Francien und erbat seine Vermittlung bei der Krönung ihres Sohnes Lothar. Schon am 12. November ward dieser in Reims von Erzbischof Artold zum Könige gekrönt. Besonders war hierbei auch Brun von Köln thätig gewesen. Hugo aber erhielt für seine treuen Dienste Burgund und Aquitanien als Reichslehen. — Auch in Italien trat ein Todesfall ein, der für das Reich noch von Bedeutung werden konnte. In demselben Jahre starb nämlich zu Rom der Herr der Stadt, Alberich, der die römische Kirche in einem Zeitraume von zweiundzwanzig Jahren beherrscht hatte. Seine Verdienste um Rom und die Kirche sind nicht geringe: denn er zuerst hat wieder dem römischen Namen Achtung verschafft und er war es, der die strenge Klosterzucht in Italien beförderte, welche damals von Odo von Cluny ausging. Sein strenges Regiment hat in wohlthätigster Weise auf die verrotteten Zustände in Italien eingewirkt: wenn jemand so hat er in Italien den nationalen Gedanken gehoben und gefördert.

König Otto hatte ein schweres Jahr durchgekämpft, aber noch nicht überall

im Reiche war der Friede eingekehrt. Baiern verharrte nach wie vor in seinem Trotze. So begann das für die abendländische Geschichte bedeutendste Jahr des zehnten Jahrhunderts 955 mit einem Feldzuge des Königs und seines Bruders Heinrich gegen Baiern. Sie zogen vor Regensburg und trotzdem die Stadt im vorigen Jahre zum größten Teile zerstört war, leistete sie doch jetzt noch Widerstand, bis der Hunger endlich ihre Verteidiger zwang, sich zu ergeben. Die Großen, die in der Stadt waren, wurden mit Verbannung bestraft, die übrigen kamen straflos weg, da die Milde des Königs sie schonte. Mit der Eroberung dieses letzten Bollwerkes war ganz Baiern in den Händen des Königs und dieser konnte es nun seinem Bruder Heinrich wieder zur Regierung übergeben. Bestraft wurde noch von Heinrich der Erzbischof Herold von Salzburg, der es stets mit den Empörern gehalten. Ohne Veranstaltung eines geistlichen Gerichts ward er aufgegriffen, geblendet und nach Seben ins Exil geschickt.

2. Der Ungarnkrieg des Jahres 955.

Der große Aufstand der Jahre 953 und 954 war auch für die östlichen Völker ein Zeichen zur Erhebung. Den Ungarneinfall von 954 hatten wir schon oben berührt und in demselben Jahre scheinen sich auch die slavischen Ukrer wider die deutsche Herrschaft empört zu haben. Markgraf Gero erhielt damals auf Befehl des Königs Zuzug von Konrad von Lothringen und die Slaven wurden in einer großen Schlacht ruhmvoll besiegt. Große Beute wurde gemacht und in Sachsen ertönte lauter Jubel über diese glänzende Waffenthat. Auch der Streit zwischen Markgraf Hermann und seinen Neffen Ekbert und Wichmann konnte gefährlich werden. Wir sahen, daß Ekbert bei der Verhandlung durch den König frei ausgegangen war, während Wichmann einige Zeit in der königlichen Pfalz gehalten wurde. Als sich dann der König zum bairischen Feldzuge rüstete, hatte Wichmann Krankheit vorgeschützt, um an dem Zuge nicht mit teilnehmen zu müssen. Der König redete ihm daher ins Gewissen, daß er ihn ja als Waise fast an Sohnesstelle angenommen, erziehen und zu der hohen Stellung seines Vaters habe gelangen lassen. Er möge sich keine Schwierigkeiten bereiten, da auch andere Gerüchte über ihn gingen. Doch Wichmann blieb bei seiner Gesinnung und ward dem Grafen Ibo zur Bewachung übergeben. Bei Gelegenheit eines Jagdvergnügens entwischte aber Wichmann, sammelte dann seine Anhänger und zog nach Sachsen zurück. Hier eroberte er mehrere Burgen, verband sich wieder mit Ekbert und ergriff die Waffen gegen den König. Doch es gelang der Achtsamkeit Hermanns, beide über die Elbe zu drängen. Da sie nun hier auf sich angewiesen dem Hermann keinen Widerstand leisten konnten, so verbanden sie sich mit zwei Slavenhäuptlingen Nako und dessen Bruder Stoinef. Hermann zog gegen die Empörer im März des Jahres 955. Er fand sie in einer Burg Namens Svithleiscranne. Beinahe wären sie samt der Burg in seine Hände gefallen, aber sie wurden noch rechtzeitig gewarnt und retteten sich. Doch wurden vierzig Bewaffnete vor den Thoren der Burg getötet und ihrer Waffen beraubt, worauf Hermann wieder abzog. So war vorläufig wenig ausgerichtet und bald nach Ostern fielen die Slaven unter der Führung von Wichmann in

Sachsen ein. Aber auch Hermann war schnell auf seinem Platze. Da er jedoch sah, daß er dem großen Heere der Feinde nur eine kleine Mannschaft gegenüberstellen konnte, hielt er es für das beste, es jetzt zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, sondern befahl der Besatzung einer benachbarten Burg, den Cocaresceniern, für den Augenblick um jeden Preis um Frieden zu bitten. Freilich waren die Krieger hierüber mißmutig und ganz besonders Graf Sifrid, der schon in der früheren Fehde gegen Wichmann dem Hermann geholfen hatte. — Aber trotzdem kam ein Vertrag zustande und zwar unter der Bedingung, daß die Freien mit Weib und Kind aus der Feste unbewaffnet abziehen durften, die Knechte dagegen und aller Hausrat Beute der Slaven sein sollten. Doch bei der Plünderung entstand Streit zwischen einem Sachsen und einem Slaven, so daß der Vertrag gebrochen wurde. Nun begann das Morden und die Slaven töteten alle mannbaren Leute, Weiber und Kinder wurden gefangen weggeführt. So schmerzlich auch dieser Verlust an Land und Leuten für Hermann sein mußte, es war doch eben jetzt keine Zeit, die Sache weiter zu verfolgen. Denn gerade tobte der große Ungarnkampf des Jahres 955. Die Ungarn waren schon 954 im Reiche erschienen, aber damals war die Gefahr zum Teil durch Liudolf und Konrad abgewandt worden, indem diese den Ungarn Geld und Führer gaben, um sich über das Westreich zu ergießen. Inzwischen war der unheilvolle Bürgerkrieg beinahe beendet, freilich die Ungarn scheinen von dem endlichen Siege des Königtumes nichts erfahren zu haben, sondern glaubten, daß das Reich immer noch in Parteileidenschaft zerrissen sei. Aus diesem Grunde erschienen um den Anfang des Juli Gesandte von ihnen, die der König in Sachsen traf, gerade als er von dem bairischen Feldzuge zurückkehrte. Diese Gesandten gaben zwar vor, aus alter Treue und Anhänglichkeit seien sie gekommen, in Wahrheit aber, um die politischen Verwicklungen des Reiches auszukundschaften. Sie blieben zwar einige Tage am Hofe, aber kaum waren sie mit unbedeutenden Geschenken von Otto entlassen, als Boten von Herzog Heinrich meldeten, die Ungarn hätten sich schon wieder über einen Teil Baierns ergossen und wollten den König bekriegen. Otto blieb bei dieser Nachricht unerschrocken und standhaft und raffte seine Sachsen zusammen, die freilich nur ein kleines Heer bildeten, da ein großer Teil von ihnen im Kriege gegen die Slaven verwendet werden mußte. Doch ließ der König sofort ein allgemeines Aufgebot ergehen.

Unterdes stürmten die Ungarn über Baiern nach Schwaben; schon standen sie am Schwarzwalde. An 100 000 Mann sollen damals beisammen gewesen sein, so daß sie sich rühmen konnten, wenn sich nicht die Erde vor ihnen aufthäte oder der Himmel über ihnen einstürzte, vermöchte sie keine Macht der Welt zu überwinden. In Baiern verwüsteten und zerstörten sie das reiche Stift Benediktbeuern. Dann wandten sie sich nach Schwaben gegen die volkreiche Stadt Augsburg, welcher damals noch gute Festungswerke zur Verteidigung fehlten. Bischof Udalrich hatte längst von ihrem Zuge Kunde erhalten und hielt sich mit den Seinen zur Abwehr gerüstet. Tapfer empfing das kleine Häuflein die großen Scharen und der erste Sturm wurde glücklich abgeschlagen. Aber wenn nicht am nächsten Tage, wo sich die Ungarn in ungeheurer Anzahl zum Sturm anschickten, plötzlich Berthold, der Sohn des bairischen Pfalzgrafen

Arnulf die Ankunft des Königs gemeldet hätte, so wäre die Stadt zweifellos unterlegen und eine der bedeutendsten Kulturstätten des Reiches vom Erdboden verschwunden. In die Nähe der Stadt war der König an den Ufern des Lech vorgerückt und es zeigte sich jetzt, daß der Wille des Königs wieder bindend geworden für das ganze Reich. Als Otto hier sein Lager aufgeschlagen, da erschien das Aufgebot des Reiches. Der vordem so mächtige Aufstand war ja schon gedämpft, und wenn ja noch etwas davon zurückgeblieben, so fiel auch das im Nu zusammen vor der großen allgemeinen Gefahr, die jetzt dem Vaterlande drohte. Es erschien der Heerbann der Franken, Baiern und Schwaben. Und auch Konrad von Lothringen kam mit einem Ritterheere. Trotzdem er seines Herzogtumes verlustig gegangen, ward er vom Könige in einer Befehlshaberstellung belassen, denn Otto kannte die vorzüglichen Eigenschaften des großen Mannes. Mit einer Kühnheit ohnegleichen verband er die höchste Klugheit, und im Kampfe sowohl zu Pferde als zu Fuß war er in seiner Tapferkeit unwiderstehlich. Deshalb galt er den Seinen als ein fester Hort, und als er im Lager erschien mit seinen glänzenden Rittern, da schwoll den Kriegern der Mut. Alles Zagen verschwand jetzt und das Heer forderte einmütig den Kampf.

Jedes von beiden Heeren wußte jetzt, daß das andere nicht weit entfernt sei. Am 9. August ward ein Fasttag geboten, die Waffen ruhten. Für den nächsten Tag wurde die entscheidende Schlacht angesetzt. Beim ersten Morgengrauen erhoben sich die Deutschen. Alle Feindschaft ward jetzt abgeschworen und mit einem feierlichen Eide verpflichtete man sich zuerst dem Führer, dann unter einander. Darauf setzte sich das Heer mit erhobenen Feldzeichen in Bewegung. Der König aber gelobte für sich, dem h. Laurentius, welchem der 10. August geweiht war, ein Bistum in Merseburg zu stiften, wenn Gott seinen Waffen den Sieg verleihe.

Das Heer setzte sich zusammen aus acht Scharen, deren jede ohne das gewaffnete Gefolge etwa tausend Mann betrug. Im ersten bis dritten Zuge standen die Baiern unter ihren Grafen; denn Herzog Heinrich lag krank zu Hause und mußte dem Kriege fern bleiben. Den vierten Zug bildeten die Franken unter dem Befehle Konrads, des tapfersten von allen. Der fünfte Zug war der königliche; er war der größte und ihn bildeten die auserlesensten jungen Krieger aus allen Aufgeboten. In der Mitte war der König und vor ihm das Reichsbanner mit dem Erzengel Michael, umgeben von starker Bewachung. Im sechsten und siebenten Zuge standen die Schwaben unter ihrem neuen Herzoge Burchard. Den Schluß endlich bildeten tausend auserlesene Böhmen unter Herzog Boleslav; unter ihrem Schutze befand sich das ganze Gepäck, da man zu dessen Bewachung den letzten Zug für den sichersten hielt. — Noch hatte das Heer einen beschwerlichen Marsch zu bestehen, denn der König beschloß, die Ungarn zu umgehen. Und so zog man durch Gebüsch und niedriges Strauchwerk, um nicht gleich beim Anzuge von dem Pfeilregen der Feinde überschüttet zu werden. Doch die Sache kam anders, als man gedacht. Die Ungarn nämlich hatten die Stellung des Feindes ausgekundschaftet und wandten sich gleichfalls zur List. Ihr Lager war auf der linken Seite des Lech in der großen ungeschützten Ebene, die noch heute den Namen Lechfeld führt. Ein großer Teil des ungarischen

Heeres überschritt nun den Fluß zweimal gegen Norden hin, so daß die Feinde in den Rücken des deutschen Heeres gelangten. Ein Pfeilregen begrüßte plötzlich die Böhmen im Rücken und mit gellendem Geschrei stürzten sich die wilden Horden auf die nichts ahnenden Krieger. Das ganze Gepäck fiel ihnen zur Beute und nachdem viele der böhmischen Ritter getötet und gefangen waren, wurde der ganze Zug in die Flucht gejagt. Dann warfen sich die Ungarn auf die Schwaben und zwangen deren beide Züge gleichfalls zur Flucht, nachdem sie viele getötet. Da erfuhr der König von dem unglücklichen Ausgange des Kampfes in seinem Rücken. Und in dieser Not wandte er sich sofort an den kühnsten Helden seines Heeres, an Konrad. Keinen besseren konnte der König hierzu finden; mit größter Schnelligkeit machte Konrad Kehrt und griff die heranstürmenden Feinde an. Bald waren die Gefangenen befreit, den Ungarn die ganze Beute abgejagt und die schwärmenden Züge der Feinde in Verwirrung gebracht. Auf sie warf sich Konrad mit aller Macht und in kurzer Zeit waren sie auseinander gejagt. Glänzend waren diese Erfolge und Konrad war der Held des Tages. Als froher Sieger kehrte er zum Könige zurück und im ganzen Heere ward sein Ruhm gepriesen. Denn mit ganz junger Mannschaft, die an den Krieg noch gar nicht gewöhnt war, hatte er so herrliche Thaten vollbracht. — Dann hielt der König eine Ansprache: „Ihr sehet selbst, meine Mannen, daß wir in unserer jetzigen Lage vor allem Mut nötig haben. Denn der Feind ist nicht weit von euch, sondern ganz in eurer Nähe. Bis jetzt waren eure Waffen und Arme nie müßig und immer haben sie mir zum Siege verholfen, wenn wir ferne von Heimat und Reich in den Kampf gezogen. Schimpflich wäre es daher, wenn wir auf unserem eigenen Grund und Boden fliehen wollten. Wohl stehen wir den Feinden nach an Zahl, aber nicht an Tapferkeit und Waffen; denn ihr wißt, daß der größte Teil von ihnen ohne alle Bewaffnung ist, und was unsere Hauptstütze ist, sie entbehren den Beistand Gottes. Ihnen ist ihre Kühnheit der einzige Schutz, uns aber die Hoffnung auf göttliche Hülfe. Schande wäre es, wenn wir, die Herren von fast ganz Europa, uns in ihre Hände geben sollten. Besser ist es, wenn anders uns das Ende bestimmt ist, ruhmvoll in der Schlacht zu sterben, als unseren Feinden unterthan das Leben in Knechtschaft hinzubringen oder nach Art der wilden Tiere durch den Strang zu endigen. Mehr noch würde ich zu euch sprechen, wenn ich wüßte, daß eure Tapferkeit und Kühnheit durch Worte noch gesteigert werden könnten. Wohlan, jetzt gilt's ein Gespräch mit Schwertern zu führen, nicht mehr mit dem Munde." Und sofort ergriff er das Schwert und die heilige Lanze und wandte zuerst sein Pferd gegen die Feinde, ein tapferer Soldat und zugleich ein trefflicher Feldherr.

Nun ging's mit aller Wucht gegen die Ungarn, die durch den mächtigen Anprall schnell in Unordnung kamen. Die Tapferen hielten zwar stand, als sie aber die Ihrigen fliehen sahen, wurden sie verwirrt, gerieten in die Reihen der Deutschen und fanden da ihren Tod. Andere gelangten auf ihren schon ermatteten Pferden in die nächsten Gehöfte, wo sie eingeschlossen und samt den Gebäuden verbrannt wurden. Wieder andere stürzten sich in den nahen Fluß, doch das jenseitige Ufer brach unter der Last der Aufklimmenden zusammen und so kamen sie in den Wellen um. Dann ward das Lager der

Ungarn erstürmt und alle Gefangenen befreit. Und was noch von den Feinden entkommen war, wurde in den nächsten Tagen von den benachbarten Burgen aus eingeholt und niedergemacht, so daß nur ganz wenige dem großen Blutbade entrannen. Freilich war der Sieg auch auf Seite der Deutschen kein unblutiger. Vor allem war der Verlust eines Mannes zu beklagen, der unter Umständen ein ganzes Heer aufwog. Herzog Konrad hatte im tapfersten Kampfe wegen der glühenden Sonne seinen Helm gelüftet und in diesem Augenblicke war ihm ein Pfeil in die Kehle gedrungen, so daß er sterbend umsank. Groß war die Trauer um ihn, den größten Kriegshelden seiner Zeit. Zu Worms am Rheine fand der tapfere Mann sein Grab, so befahl es der König, der dem Toten die größten Ehren anthat. Alle Franken weinten und klagten, denn er war ein Franke gewesen und hatte noch zuletzt zu dem großen Siege das meiste beigetragen. So hat sich auch sein Andenken bei dem Volke rein und ungetrübt erhalten, denn der Fleck seines Lebens, die Teilnahme am Aufruhre gegen den König, ward getilgt durch des Helden rühmlichen Tod.

Noch am späten Abend hielt König Otto seinen Einzug in das treue Augsburg und am folgenden Tage schon brach er zur Verfolgung des geschlagenen Feindes auf. Ueberallhin erging der Befehl, die fliehenden Ungarn anzugreifen und ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Bis zur Grenze Ungarns hin soll diese Jagd gedauert haben, nur wenige werden in die Heimat gelangt sein, um die furchtbare Niederlage zu verkünden. Schwere Strafe traf die drei vornehmsten ungarischen Großen, die auf der Flucht gefangen genommen wurden. Man brachte sie zu Herzog Heinrich nach Regensburg. Nicht wie Fürsten wurden sie da behandelt, sondern als gemeine Räuber und Friedensbrecher ließ er sie aufknüpfen. — Der König aber, heißt es, dessen Ruhm durch den Sieg außerordentlich zunahm, wurde vom Heere als Vater des Vaterlandes und als Imperator begrüßt. Für alle Kirchen des Reiches wurde ein Dankestag festgesetzt und Boten mit der Siegesnachricht an Mahthilde, Bruno und Liudolf abgesendet. Und als der Held nach Sachsen zurückkehrte, da ward er vom Volke mit hoher Freude und lautem Jubel begrüßt, wie es dem gebührte, der so schweres Unheil vom Reiche glücklich abgewendet.

Am 10. August 955 war vom deutschen Könige und Volke ein Sieg errungen, wie es nur wenige in der Geschichte gibt. Kaum ein Jahrzehnt später ist dieser Sieg in seiner Tragweite treffend mit dem Siege Karl Martells über die Saracenen bei Tours und Poitiers verglichen worden. So ward schon damals seine Bedeutung erkannt. Noch klarer können wir heute darüber urteilen, da fast ein Jahrtausend seitdem vergangen. Nie mehr haben es die Magyaren später gewagt, das Reich anzugreifen und wie früher aufs schwerste zu schädigen. Sie sind von da an seßhaft geworden in den großen Stromebenen ihres Landes. Und da auch bald die Mark Aquileja vom Reiche einen kräftigen Schutz erhielt, so wurde ihnen auch der Eintritt nach Italien verwehrt. Erst von da an konnte sich das deutsche Volk seinen Kulturaufgaben ruhig widmen, denn was vorher der Fleiß der Bewohner zustande gebracht, das war stets von den furchtbaren Gästen wieder vernichtet worden. Die Sicherheit des Besitzes vermehrte nun den Wohlstand, der Anbau des Landes nahm zu und im Süden und in der Mitte des

Reiches entstanden nach und nach im Schutze der Burgen wohlgebaute Städte, welche bald zu einer Quelle des Reichtumes werden sollten. Und auch in den Gegenden des Ostens wurden nun bald die Keime zu neuen Bildungen gelegt; die Grenzen des Reiches erweiterten sich hier und das Gebiet östlich der Enns empfing allmählich von Baiern aus die Elemente der Civilisation. Nach seiner Lage hieß es die Ostmark, späterhin Oesterreich genannt.

In ganz Europa wurde der Ungarnsieg in seiner Bedeutung erkannt und mit Jubel begrüßt, hatten doch die Ungarn fast das ganze europäische Festland schon heimgesucht. Da wir nun hiervon in Zukunft nichts mehr hören, so kann der Ungarnsieg vom Lechfelde mit Recht das Ende der Völkerwanderung genannt werden, weil vom Jahre 955 an kein Volk in Europa durch seine Wanderzüge die Existenz anderer wirklich in Frage gestellt hat.

3. Die Kämpfe gegen die Slaven.

Während Otto im Süden des Reiches gegen die Ungarn kämpfte, war Sachsen in neue Aufregungen gekommen. Markgraf Dietrich, vielleicht Stellvertreter Geros während dessen Abwesenheit im Süden, hatte eine slavische Stadt eingenommen; er verbrannte sie und tötete alle Bewohner oder nahm sie gefangen. Auf dem Rückzuge hatte er nahe bei der Stadt eine sumpfige Stelle zu passieren. Dort wurde er von den Slaven überfallen und gegen fünfzig seiner Leute getötet, die übrigen in die Flucht geschlagen. In Sachsen verbreitete sich daher großer Schrecken, indem man für den abwesenden König und sein Heer besorgt war; im Volke glaubte man sogar an Wahrzeichen, welche die Niederlage des Königs angeblich verkündeten. Doch es war ja alles anders gekommen und der König stand nun schon wieder in Sachsen, um von hier aus den letzten slavischen Einfall zu rächen. Zunächst ward Gericht gehalten über diejenigen von den Sachsen, welche bei diesem Einfalle auf slavischer Seite gewesen waren. Die Führer Wichmann und Ekbert wurden für Landes- und Hochverräter erklärt, den übrigen Straflosigkeit zugesichert, wenn sie wieder dem Könige anhangen wollten. Jetzt kam auch eine Gesandtschaft der Slaven, welche zwar dem Könige den alten Tribut zugestand, aber sonst erklärte, die Slaven wollten die Oberherrschaft eines andern über sich nicht mehr dulden. Unter dieser Bedingung bäten sie um Frieden, sonst müßten sie ihre Freiheit mit den Waffen verteidigen. — Darauf sagte der König, er wünsche durchaus den Frieden, aber er könne ihnen jetzt keinen geben, wenn sie nicht für den Einfall in Sachsen Buße und Besserung versprächen. Und da eine Einigung nicht zustande kam, so führte Otto das Heer unter Raub und Brand durch die slavischen Gegenden bis zum Flusse Rekenitz, der wegen großer Sumpfstrecken schwer zu passieren war. Und darauf hatten die Feinde gerechnet. Sie hatten im Rücken der Deutschen die Wege mit einem Verhau aus Bäumen abgeschnitten und daselbst Bewaffnete aufgestellt. In der Front war der Fluß und die sumpfige Niederung und dazu ein großes slavisches Heer, welches die Deutschen am Aufwerfen des Lagers und Fortsetzen des Marsches hinderte. Auch Hunger und Krankheit machte sich bei den Deutschen fühlbar. Als man nun hier einige Tage ver-

weilte, wurde Markgraf Gero zu dem Slavenfürsten Stoinef geschickt, um ihn zu überreden, sich dem Könige zu ergeben; dann werde er an diesem einen treuen Freund gewinnen und alle Feindschaft solle ein Ende haben. Gero war ganz der Mann zu solchen Unterhandlungen, da ihm seine große Erfahrung in allem half, was er unternahm. Zuerst tauschte er mit Stoinef über Fluß und Sumpf hinweg Grüße aus. Dann sagte Gero zu jenem: „Genug wäre es für dich, wenn du Krieg führtest gegen einen von den Dienern unseres Herrn und nicht gegen unsern Herrn König selbst. Welches Heer und welche Waffen geben dir diese Kühnheit ein? Wenn ihr wirklich tapfer seid und etwas vom Kriege versteht, so gebt uns einen Ort, wo wir zu euch hinübergelangen oder wo ihr zu uns kommen könnet. Dann mag die Tapferkeit den Sieg entscheiden!" Darauf knirschte der Slave vor Wut und stieß gegen Gero, den König und das deutsche Heer Schimpfreden aus, da er wohl wußte, daß das Heer sich in einer schlechten Lage befinde. Darüber erzürnte Gero heftig und sagte: „Der folgende Tag wird es ans Licht bringen, ob ihr ein tapferes Volk seid oder nicht. Denn morgen werdet ihr uns ohne Zweifel mit euch im Kampfe sehen."

Nachdem dann Gero dem Könige die Verhandlungen gemeldet, befahl dieser, noch während der Nacht die Slaven durch Pfeile und andere Geschosse zum Kampfe zu reizen, daß sie sähen, daß der König den Uebergang über Fluß und Sumpf mit den Waffen in der Hand erzwingen wollte. Und die Slaven hielten dies nach den Worten Geros für wahr und wehrten den Uebergang mit aller Macht. Gero aber war mit den verbündeten Rugianern etwa tausend Schritt flußabwärts gegangen und hatte, ohne daß es der Feind merkte, in aller Schnelligkeit drei Brücken über den Fluß geschlagen. Dann rief er durch Boten das ganze Heer an diese Stelle. Das bemerkten nun die Slaven und suchten die Deutschen abzuwehren. Aber die feindlichen Fußtruppen waren schnell ermüdet und wichen bald und wurden auf der Flucht niedergemacht. Stoinef befand sich mit seinen Reitern auf einem höheren Terrain und beobachtete von hier aus den Gang des Kampfes. Da er die Flucht bei den Seinigen einreißen sah, floh er selbst; er ward aber mit seinen zwei Begleitern von einem Deutschen Namens Hosed in einem nahen Gehölze angegriffen, der Waffen beraubt und getötet. Der eine seiner Begleiter wurde lebendig gefangen und samt dem Haupte und den Waffen des erschlagenen Fürsten von Hosed zum Könige gebracht. Dafür erntete Hosed vielen Ruhm und die königliche Belohnung von zwanzig Hufen. — Dann ward das feindliche Lager erstürmt und viele von den Slaven getötet oder gefangen; erst in später Nachtstunde fand das Morden ein Ende. Am nächsten Tage wurde das Haupt Stoinefs aufs Feld gelegt und um dasselbe herum an siebenhundert Gefangene getötet. Dem Ratgeber Stoinefs aber wurden Augen und Zunge ausgerissen und der unglückliche Mann lebendig unter dem Haufen von Leichen zurückgelassen. Wichmann und Ekbert aber entkamen und flohen nach Frankreich zu Herzog Hugo von Francien.

Wieder war ein großer Vorteil gegen die Slaven errungen, da fast das ganze slavische Heer vernichtet wurde. Und dies Heer kann nicht unbedeutend gewesen sein, denn eine ganze Reihe von größeren Völkerschaften werden uns als Teilnehmer bei dem Aufstande genannt. Freilich verfuhren die Deutschen

wieder mit der äußersten Strenge und Grausamkeit, und es war nicht zu verwundern, wenn wir schon wenige Jahre später von einem neuen Aufruhr im Slavenlande erfahren. Im Jahre 957 kehrte Wichmann aus Frankreich heimlich nach Sachsen zurück, da er wußte, daß damals kein Heer im Felde stand. Er besuchte sein Haus und seine Familie und ging dann wieder zu den Slaven. Ekbert aber erhielt durch die Vermittlung Brunos vom Könige Verzeihung. Im folgenden Jahre wurde zum drittenmal ein Heer gegen Wichmann gerüstet, aber ehe es zur Entscheidung kam, gelang es einen Ausgleich herbeizuführen. Wichmann erhielt von Gero und dessen Sohn eine Bürgschaft und der König ließ wiederum Gnade für Recht ergehen. Nachdem Wichmann einen furchtbaren Eid geleistet, nie wieder etwas gegen den König und seine Herrschaft zu unternehmen, erhielt er von diesem Verzeihung und die Erlaubnis, frei in seinem Vaterlande wohnen zu dürfen.

4. Das Reich.

Zwei Wochen nach der Schlacht an der Rekenitz starb Herzog Heinrich von Baiern an den Folgen einer Wunde, die er in der Schlacht bei Birten erhalten. Es war ihm schon nicht mehr möglich gewesen, an dem Siege auf dem Lechfelde teilzunehmen, viel weniger jetzt an dem Kriege gegen die Slaven. Er fand nach seinem unsteten Leben Ruhe in der Kirche zu Niedermünster in Regensburg. Die Verirrungen seiner Jugend waren groß gewesen und in schwere Gefahren hatte er das Reich gestürzt. Doch nachdem er die volle Verzeihung seines königlichen Bruders erlangt, war er diesem ein treuer Berater geworden und zugleich eine feste Stütze der deutschen Herrschaft im Süden des Reiches. Freilich auch jetzt noch war er vielen ein mißliebiger Herr gewesen, besonders dem Liudolf; Herrsucht und eine gewisse Unverträglichkeit haben ihn nie verlassen. — Untröstlich war die Mutter bei seinem Tode. Seither legte sie stets nur Trauerkleider an. Und wohl auf ihren Betrieb ward das große Herzogtum Baiern samt den Nebenländern auf den gleichnamigen Sohn Heinrichs vererbt, der damals vier Jahre alt war, so daß seine Mutter Judith einstweilen zur Regentin des Landes bestellt wurde.

Jetzt gab es nur einen im Reiche, der großen Einfluß neben dem Könige ausübte, während vordem auch Heinrich daran teilgenommen. Das war Erzbischof Bruno von Köln, der von Otto zu der Doppelstellung als Erzbischof und Herzog berufen war. Er fand in seinem Lande gar vieles zu ordnen, denn die fortwährenden Kriege hatten hier die größte Verwilderung erzeugt. Vor allem widersetzte sich Reginar seiner Herrschaft, ein Nachkomme Giselberts. Doch Reginar wurde schließlich nach Böhmen verbannt. Ein zweiter Aufstand, den jener Immo erregt, welchen wir schon früher in Lothringen antrafen, ward gleichfalls gedämpft und dann die Wahrung der herzoglichen Rechte im oberen Lothringen an Graf Friedrich gegeben, den Bruder des Bischofes Adalbero von Metz, vermählt mit Beatrix, der Tochter Hugos von Francien. Die gleiche Stellung für das untere Lothringen erhielt Graf Gottfried, den Brun schon früher für die weltliche Verwaltung des Herzogtumes ausersehen hatte. Seitdem ist diese Teilung des großen Herzogtumes geblieben, nur ward sie in späteren

Zeiten noch schärfer durchgeführt. Doch behielt sich Brun stets die Oberaufsicht vor und ordnete alle wichtigen Dinge selbst an.

Fast schlimmer als die weltlichen lagen in Lothringen die geistlichen Verhältnisse. Ein geordnetes Kirchenregiment gab es hier nicht, da die Bistümer stets zu weltlichen Zwecken vergeben wurden. Die Familienmitglieder der einheimischen Großen wurden damit bedacht und der Besitz der einst so mächtigen Kirche war hier oft auf die leichtsinnigste Weise verschleudert worden. Ganz verfallen war die Schule und die Klosterzucht hatte bei dem Sonderleben des großen Herzogtumes auch die alte Strenge eingebüßt. Für alle diese Verhältnisse hatte des Königs scharfer Blick das organisatorische Talent des Brun als ausgezeichnetes Mittel für die Anbahnung geordneter Zustände erkannt. Brun erfüllte das Vertrauen, das der König in ihn gesetzt, auf glänzende Weise. Ueberall ergriff Brun die besten Maßregeln und sein kluger Blick leitete ihn stets auf die richtigen Persönlichkeiten bei der Besetzung der hohen geistlichen Stellen. In kurzer Zeit sind durch ihn Kirche und Schule zu einer hohen Blüte entwickelt worden, so daß der lothringische Klerus bald für einen ausgezeichneten galt. Auch die Regelung der Verhältnisse des deutschen Reiches zu Westfranken hatte Brun überkommen. Wir wissen, daß hier im Jahre 954 König Ludwig gestorben und durch Vermittlung Hugos von Francien sein Sohn Lothar auf den Thron gelangt war. Zwei Jahre später starb der mächtige Herzog Hugo mit Hinterlassung von zwei Töchtern und drei Söhnen, deren ältester mit dem Beinamen Capet der Stammvater einer langen französischen Königsreihe werden sollte. Bald kam es zwischen der Königinmutter Gerberga und den Söhnen Hugos zu großen Zwistigkeiten und die Königin rief die Hilfe ihres Bruders Brun an. Dieser brachte einen Vergleich zustande, nach dem die Söhne Hugos mit Francien, Burgund und Poitou belehnt wurden, aber ihrem Könige Lothar den Vasalleneid leisten mußten. — Außerdem hatte ja Brun als Erzkapellan und Erzkanzler des Reiches eine außerordentlich wichtige Stellung am Hofe, da in der von ihm geleiteten Kanzlei hauptsächlich die Bischöfe des Reiches zu ihren hohen Pflichten herangebildet wurden. Denn die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg hatten wegen ihrer Teilnahme an den Aufständen jenes hohe Amt faktisch eingebüßt, erst seitdem Wilhelm auf den Mainzer Stuhl erhoben war, trat hier eine Veränderung ein. Doch erst nach dem Tode Bruns hat Wilhelm wirklich eine höhere Stellung erlangt.

Betrachten wir nun die innere Politik König Ottos etwas näher. Zuerst hatte der König die Herzogtümer des Reiches an Mitglieder seiner Familie gegeben. Aber diese Maßregel erwies sich in der Folgezeit als falsch. Otto mußte sich daher begnügen, die Nachkommen der alten Herzogsfamilien mit der seinigen zu verbinden und sie dann mit den Herzogtümern zu belehnen. So war in Baiern jetzt ein Enkel des alten Arnulf Herzog, in Schwaben saß Burchard, wahrscheinlich ein Sohn des früheren Herzogs Burchard. In Lothringen standen zwei einheimische Große als Herzoge unter der Oberleitung Bruns. Sachsen und die östlichen Marken waren unter Hermann und Gero geteilt, doch so, daß Hermann jetzt für das östliche Sachsen als wirklicher Herzog eingesetzt wurde. Franken allein stand unter der direkten Leitung des Königs. Otto war also

zu der Politik des Vaters zurückgekehrt, da er die herzoglichen Gewalten ganz nicht brechen konnte. Nur die Erblichkeit in den hohen Reichsämtern ließ er nicht zu, obwohl von dem herrschenden Geschlecht nicht abgegangen wurde, falls es sich nicht thatsächlich gegen die Krone vergangen hatte.

Wenn aber der König auf der einen Seite den Verhältnissen mehr Rechnung getragen, indem er der herzoglichen Gewalt freiere Bahnen ließ, so suchte er einen andern mächtigen Faktor sich ganz ergeben zu machen, indem er sich nämlich auf die Kirche stützte. Nachdem der Versuch bei den weltlichen Fürsten gescheitert, machte er ihn mit mehr Glück bei den geistlichen Großen. Die Hauptstellung hier hatte Brun als Erzkanzler und Erzbischof von Köln. Mainz erhielt Ottos Sohn Wilhelm. Trier wurde im Jahre 956 durch Roberts Tod erledigt; hier wurde Heinrich Erzbischof, ein Schüler Bruns und durch seine hohe schwäbische Abkunft dem königlichen Hause verwandt. In Salzburg wurde im Jahre 958 der blinde Herold abgesetzt und das Erzbistum an einen Friedrich übertragen, der von einem bairischen, dem Könige treu ergebenen Grafengeschlechte abstammte. Adaldag von Hamburg war stets ein treuer Anhänger des Königs gewesen. So sind seit 958 alle Erzstifte des Reiches in Händen von Männern, die entweder mit der königlichen Familie verwandt waren oder deren Treue der König erprobt hatte. Und natürlich ging von diesen die Besetzung ihrer Suffraganbistümer zum guten Teile aus, so daß nur solche Leute zu Bischöfen ordiniert wurden, die der Krone ergeben waren.

Ein neues Geschlecht von Bischöfen wuchs da heran, gänzlich ging es in den nationalen Fragen auf; es entwickelte sich dadurch eine förmliche Landeskirche, die mehr unter dem Einfluß des Königs als unter dem des Papstes stand. Nicht als ob Otto und seine Nachkommen von dem deutschen Episkopat ihre bedeutendste Stärkung erhalten hätten, sondern Otto stützte sich nur auf den mächtigen Einfluß der Bischöfe, indem er diese als Gegengewicht gegen die Sonderinteressen der weltlichen Herren benutzte, deren starke Stellung er nicht mehr in die alte Abhängigkeit von Reichsbeamten hatte herabdrücken können; dazu kam, daß bei der Kirche nie an eine Vererbung des Bistumes gedacht werden konnte, stets kamen Neubesetzungen nach dem Willen des Königs vor. Und Otto kettete auch viele weltliche Große dadurch an sich, indem er an deren Familienmitglieder die hohen geistlichen Stellen vergab.

Man kann diese Richtung in Ottos Politik recht eigentlich als einen Akt der Vorsehung bezeichnen. Denn die Begünstigung der Kirche fiel in eine Zeit, wo die Kirche wirklich noch ihre weltgeschichtliche Aufgabe zum großen Teil zu erfüllen hatte. Indem das Königtum an der Kirche seine Stütze suchte, erhob es sich selbst aus der alten weltlichen Stellung zu der höheren geistlichen, d. h. es zeigte den festen Willen, sich mehr den veredelnden und sittlichenden Bestrebungen hinzugeben, als bei der rohen Derbheit der Väter zu verharren. Und dies Moment kann als weltgeschichtliches bei der Beurteilung Ottos nicht genug betont werden. Die besten Früchte sind aus diesem Keime entsprossen. Vor allem nahm die Bildung am Königshofe selbst zu, was natürlich auch zum Beispiele für viele weltliche Große geworden ist. So wuchs Otto II. als Thronerbe in einer vielseitig gebildeten und gelehrten Umgebung auf, um seinem eigenen Sohne wiederum das Streben nach höherer Bildung zu vererben. Und es ist

nicht in die Klagen derer einzustimmen, welche sagen, daß durch diese Richtung die hohe Geistlichkeit allzusehr verweltlicht sei. Indem die Kirche viel mehr als früher weltliche Angelegenheiten in die Hand nahm, ward der tiefe innere Zwiespalt mehr und mehr ausgeglichen, in welchem der Deutsche zu der Geistlichkeit eigentlich stand. Immer mehr nahm die stille Verachtung ab, welche der Laie dem gelehrten Stande bisher entgegengetragen. Dadurch ward eine größere Verbreitung der Bildung erzielt. Und der Deutsche sah, wie jetzt die Bischöfe streitbar wurden und selbst mit dem Schwerte auszogen. Denn das verlangte König Otto von ihnen als großen Vasallen ebenso gut, wie er sich stets selbst in kirchliche Dinge einmischte, den Gang von Kirchenversammlungen überwachte und deren Beschlüsse erst durch seine königliche Genehmigung zu bindenden Gesetzen werden ließ.

Hiermit im Zusammenhange stand ein großer Plan des Königs, der sich an sein Gelübde anschloß, welches er für den günstigen Ausgang der Ungarnschlacht gethan. Damals hatte er dem h. Laurentius ein Bistum in Merseburg gelobt. Jetzt beabsichtigte er zugleich die Ueberführung des Halberstädter Bistumes nach Magdeburg und die Erhebung Magdeburgs zum Erzbistume als Mittelpunkt für die Slavenmission. Dadurch wurde natürlich Mainz geschädigt, da auf diese Weise Magdeburg und das neu zu gründende Bistum seinem Sprengel entzogen werden mußten. Abt Hadamar von Fulda wurde deshalb jetzt vom Könige zu Papst Agapit geschickt, da die Erlaubnis des Papstes für die Verlegung eines Bistumes und die Gründung eines erzbischöflichen Sitzes einzuholen war. Schnell war Agapit für die neuen Pläne gewonnen und Hadamar brachte außer dem Pallium für Brun die Genehmigung des Papstes für alle Aenderungen mit, die Otto in der kirchlichen Verwaltung des Reiches einführen werde. Dadurch ward aber Erzbischof Wilhelm von Mainz aufs höchste erzürnt und dieser schrieb daher einen äußerst heftigen Brief an den Papst, worin er sich hoch und teuer vermaß, als Vikar des apostolischen Stuhles für Deutschland die von Otto beabsichtigten Neuerungen nun und nimmer zuzugeben. Doch dieser Brief langte zu Rom an, als Agapit schon gestorben war. Sein Nachfolger, Johann XII., ein Sohn Alberichs, versprach Wilhelm Abhülfe und so wurden die Gründungen einstweilen wieder von Otto verschoben. Insofern ward aber der Plan Ottos abgeändert, indem er jetzt von der Verlegung des Halberstädter Bistumes absah und in Magdeburg ein ganz neues Erzbistum gründen wollte. Otto erkannte jedenfalls die Berechtigung des Widerspruchs von Wilhelm prinzipiell an — so fest stehen sich hier Vater und Sohn gegenüber, aber so hoch auch ehrte Otto als Deutscher die wohlbegründeten Rechte anderer; und wo das Rechtsgefühl ein so hoch entwickeltes war, da mußte notwendig Reich und Volk in Wohlfahrt gedeihen. Und wie mächtig das Reich nach dem Siege von 955 dastand, das zeigte sich gleich zu Anfang des Jahres 956, wo Gesandte aus Rom, von den Griechen und den Saracenen an den Hof Ottos kamen. Alle brachten kostbare Geschenke, goldenes und silbernes Geschirr und eherne Gefäße, herrliches Glas und Elfenbeinarbeiten, kostbare Teppiche, Balsam und Gewürze und Tiere, die den Sachsen noch unbekannt waren, wie Löwen, Kamele, Strauße und Affen. Auf Ottos Größe, heißt es damals, baute die ganze Christenheit, und sein Ruhm erscholl weithin in alle Lande.

Vierter Abschnitt.

Die Herstellung des abendländischen Kaisertumes.

1. Liudolfs Ausgang.

Das deutsche Reich stand an der Spitze der Völker Europas und schon einmal hatte König Otto im Jahre 951 den Versuch gemacht, die Kaiserkrone zu gewinnen. Doch gewaltige Unruhen im Innern und an den Grenzen des Reiches hatten die Ausführung des Planes verschoben. Jetzt aber war der Zeitpunkt gekommen, wo nach Niederwerfung des großen Aufstandes und Besiegung der Ungarn und Slaven wieder an jenen Plan gedacht werden konnte. In Italien hatten Berengar und Adalbert nach ihrer Rückkehr von Augsburg sich durchaus nicht in den Schranken gehalten, welche ihnen die Oberlehensherrlichkeit König Ottos gesteckt. Und in Rom war nach dem Tode Alberichs sein Sohn Oktavian unter dem Namen Johann XII. Papst geworden, und hatte mit dieser geistlichen Stellung die weltliche Herrschaft des Vaters verbunden. Er trachtete danach, das alte Machtgebiet der römischen Kirche wiederherzustellen, wie es die Päpste im karolingischen Zeitalter besessen. Es war daher dringend nötig, daß jetzt etwas vom Reiche geschah, um die einmal erhaltene Herrschaft über Italien nicht ganz zu verlieren. Hätte jetzt Heinrich von Baiern noch gelebt, so wäre er unzweifelhaft mit dem Feldzuge nach Italien betraut worden. So aber konnte der König durch andere Dispositionen frühere Unbill wieder gut machen. Er ernannte durch die Vermittlung Bruns — der edle Mann hatte sich die Versöhnung der Gegensätze zur Lebensaufgabe gemacht — seinen Sohn Liudolf zum Befehlshaber und versprach ihm das Königreich Italien zu geben, wenn er den Feldzug glücklich durchführe. Ohne Zweifel war das ein gutes Auskunftsmittel, um Liudolf für seine gehabten Verluste zu entschädigen. So rückte der Königssohn im Jahre 956 über die Alpen. Berengar und Adalbert traten ihm feindlich entgegen, wurden aber geschlagen und Liudolf hielt seinen Einzug in Pavia. Später kam es im Jahre 957 zwischen ihm und Adalbert zu einem zweiten Zusammenstoße, wo Liudolf gleichfalls siegte. Dadurch

gewann er in Kürze das Königreich Italien und er ward nun von Otto ermächtigt, die Huldigung des Landes entgegenzunehmen. Nachdem er fast ein volles Jahr im Süden geweilt und ganz Oberitalien unterworfen, schickte er sich zur Heimkehr an. Doch schon am 6. September 957 erlag er zu Piomba bei Novara einem heftigen Fieber. Mitten in der Siegeslaufbahn, im besten Einvernehmen mit dem Vater und in der Hoffnung auf das Königreich Italien, raffte ihn das tückische Klima des Südens dahin — ein schönerer Tod ist nicht zu finden! Und doch wird das menschliche Mitleid hier wie stets rege, wenn der unerbittliche Tod dem Manne Halt gebietet in der Blüte der Jahre, wo ihm Ehren winken und der Ruhm einer großen Heldenlaufbahn in Aussicht steht. Wohl war Liudolf der echte Sohn seines Vaters, seine geistige Größe hatte er geerbt, offen und edel wie Otto war er arger List abhold und nur aus diesem Grunde hatte er sich einst gegen Heinrich verschworen. Auch ihm war der Freimut zum Verderben geworden, aber seine helle, sonnige Sachsengestalt leuchtet uns hinüber in die späten Jahrhunderte und stets wird uns Deutschen der Königssohn Liudolf ein Denkstein sein für deutsche Treue. So war auch tiefe Klage im Reiche um den herrlichen Jüngling, und als Otto auf einem Zuge gegen die Redarier die Trauerbotschaft vernahm, hatten seine Thränen kein Ende. Denn den Vater kettete die engste Geistesverwandtschaft an den Sohn, hoher Edelmut erkennt sich selbst stets wieder in anderen. — Die Leiche aber brachten Liudolfs Vasallen in feierlichem Trauergeleite nach Mainz, wo der Tote in der Kirche S. Alban an der Seite seiner Schwester Liutgard die letzte Ruhestätte fand.

Freilich von anderer Seite betrachtet, ersparte sich der junge Held durch seinen Tod unausbleibliches Mißgeschick. Kaum hätte er der Nachfolger des Vaters werden können, da er vorher seines Herzogtumes in Schwaben entsetzt war. So mußte ihm der im Jahre 955 von Adelheid geborene Otto vorgezogen werden. Und schwerlich hätte sich das Liudolf ruhig gefallen lassen; dann aber war für das Reich ein neuer schrecklicher Thronstreit zu erwarten, aus welchem abermals nur der Reichsfeind Gewinn ziehen konnte. So war nach menschlichem Ermessen der unselige Todesfall beinahe ein Glück für das Reich zu nennen. — Liudolf hinterließ eine Witwe Namens Oda und zwei unmündige Kinder, Mahthilde und Otto. Letzterer stand mit dem gleichnamigen Königssohne in etwa gleichem Alter; das Geschick führte beide zusammen und später hat die innigste Freundschaft beide miteinander verbunden.

2. Ottos erster Römerzug.

Die Erfolge, welche Liudolf in Italien so schnell errungen, sollten nicht von langer Dauer sein. Bald war Berengar wieder Herr des Landes und verband sich mit dem mächtigen Markgrafen Hubert von Tuscien. Im Jahre 959 wendete er sich gegen Theobald von Spoleto, den Verbündeten des Papstes, und besiegte ihn; schon drohte Berengar dem Papste selbst gefährlich zu werden. Johann XII. hatte sich seit frühester Jugend einem ausschweifenden Leben hingegeben, sein Wandel vertrug sich schlecht mit der Würde, die er in der Christen-

heit einnahm. Rom war wieder der Sitz aller Laster geworden, und von der kühnen Thatkraft seines Vaters Alberich besaß Johann nichts. Jetzt bedrängte der mächtige Berengar sogar die römische Kirche, und in seiner Verzweiflung sah sich der achtzehnjährige Papst nach einem Mittel um, welches die meisten Fürsten im Süden und Westen Europas schon mit Erfolg angewandt hatten. Gegen Ende des Jahres 960 kam der Kardinaldiakon Johannes und der Geheimschreiber Azo an den Hof König Ottos, um im Auftrage des Papstes Hülfe beim Könige gegen die Feinde der römischen Kirche zu erbitten, da doch Otto als Nachfolger der fränkischen Könige die Pflichten des römischen Patriziats ausüben müsse. Dazu kamen jetzt eine ganze Anzahl italienische Große, die sich über das gewaltthätige Regiment Berengars beschwerten.

Nachdem Otto Ungarn und Slaven besiegt und die Unruhen im Innern des Reiches gedämpft, konnte ihm jetzt kaum ein verlockenderer Antrag gemacht werden. Berengar hatte sein Lehnsverhältnis durchbrochen und stand dem Könige als Rebell gegenüber, der Papst suchte Ottos Hülfe und die Stimmung unter den italienischen Großen gegen Berengar war keine günstige, das zeigten die Anklagen, die soeben aus ihrer Mitte gegen Berengars Herrschaft erhoben worden. So konnte es Otto nicht schwer fallen, Italien jetzt wirklich für das deutsche Reich zu gewinnen. Da aber der Papst sich in seinen Schutz begab, so stand auch die Kaiserkrone für Otto in naher Aussicht.

Für den Mai 961 ward daher ein allgemeiner Reichstag nach Worms angesetzt, wo der Römerzug beraten und beschlossen werden sollte. Zugleich that hier Otto einen Schritt, der für seine persönliche Machtstellung sehr bezeichnend ist. Er ließ seinen siebenjährigen Sohn Otto von den Großen des Reiches zum Könige und Nachfolger wählen und am 26. Mai in Aachen krönen. Dadurch ward die Wahl zu einer rechtlichen und für alle Zeit gültigen und die Nachfolge für das Geschlecht war gesichert, wie auch der Feldzug in Italien ablaufen sollte. Dann wurde Brun zum Statthalter für Lothringen und Wilhelm von Mainz für Deutschland ernannt und beiden der Schutz des jungen Königs anbefohlen. Sachsen aber und den Grenzschutz gegen die Slaven erhielt wie früher Herzog Hermann.

Drei Monate später erfolgte der Aufbruch des Königs von Augsburg aus, dann ging's über den Brenner durch das Etschthal. Hier soll sich König Adalbert an den Klausen mit einem großen Heere aufgestellt haben, um Otto Widerstand zu leisten. Doch er ward von seinen Vasallen verlassen, als Otto heranzog, und die königliche Familie mußte sich in ihre festen Burgen zurückziehen. In Pavia feierte Otto das Weihnachtsfest und hier wurden die Klagepunkte abgestellt, die sich auf Berengar bezogen. Alle Vertriebenen und Benachteiligten wurden in ihre früheren Rechte eingesetzt, u. a. erhielt Liutprand das Bistum Cremona. So schaffte sich Otto wieder die alte Ergebenheit in Italien. Seine Gegner hatten sich absichtlich in feste Burgen gelegt, um dadurch das deutsche Heer zu einer Teilung zu zwingen. Doch da Otto nach dem bisherigen Erfolge mit Recht auf das Gelingen des ganzen Zuges schloß, so wollte er jetzt nicht Zeit und Kraft mit der an sich nutzlosen Eroberung der Burgen vergeuden, sondern er strebte nun direkt auf das letzte und größte Ziel hin, auf Rom.

Noch im Januar 962 brach er dahin auf, und zwar als Freund des Papstes. Ohne Widerstand gelangte er vor die Thore der ewigen Stadt. Abt Hatto von Fulda war an den Papst vorausgesandt worden, um die Ankunft zu melden. Am 31. Januar erreichte Otto Rom, in feierlichem Geleite wurde er von den Vornehmen der Stadt eingeholt, wie es Sitte war bei der Kaiserkrönung. So laut aber jetzt auch Jubel und Freude erschallte, Otto traute doch der romanischen Bevölkerung nicht. So befahl er seinem Schwertträger Ansfried, während er am Grabe der Apostel bete, solle dieser unverrückt das Schwert über seinem Haupte halten; denn seine Vorgänger hatten sich oft genug über die Treulosigkeit der Römer beschweren müssen.

Die Krönung selbst geschah am 2. Februar 962. Otto ward in der Peterskirche vom Papste gesalbt und mit der kaiserlichen Krone geschmückt, desgleichen seine Gemahlin Adelheid. Bevor der König die Stadt Rom überhaupt betreten, hatte er nach alter Sitte durch einige Getreue dem Papste einen Eidschwur geleistet, daß er, nachdem er die Stadtgrenze überschritten, dem Papste und der Stadt Rom in allen Stücken förderlich und nicht entgegen sein, daß er die römische Kirche in ihrem Besitze schützen und erhalten und den künftigen König von Italien gleichfalls zu diesem Gelöbnisse veranlassen werde. Dafür mußten nun jetzt nach der Krönung der Papst und die römischen Großen dem Kaiser schwören, sich niemals wieder mit Berengar und Adalbert zu verbinden, sondern ihm, dem neuen Kaiser, jederzeit treu zu bleiben. — So war der alte Bund erneuert, den einst Karl mit der römischen Kirche geschlossen. Aber die Zeiten hatten sich inzwischen doch sehr geändert. Karl hatte nach der Besiegung des europäischen Westens die Kaiserkrone verlangt, die ihm Leo nicht abschlagen konnte. Das große Frankenreich trug aber wegen seiner bunten Zusammensetzung aus allen möglichen Nationen den Keim der Zerstörung in sich. Zwar ward später noch eine ganze Reihe Kaiser aus dem karolingischen Geschlechte gewählt, doch nach der Teilung des Reiches hatte nur noch Karl der Dicke die fränkische Monarchie als Kaiser drei Jahre lang vereinigt. Jetzt hatte sich aus dem Umfange dieser alten Monarchie das Ostreich abgelöst und war nach langen inneren und äußeren Zwisten zu einer festen Konsolidierung gelangt. Das Ostreich war zu einem nationalen Reiche geworden, Heinrich und Otto hatten durch ruhmvolle Besiegung aller Feinde das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Stämmen lebhaft wiedererweckt, das deutsche Reich stand innerlich geschlossen und gefestigt da als das erste im Abendlande. Dem sächsischen Stamme blieb es vorbehalten, auch die höchste Anerkennung der Weltherrschaft zu erringen, die Kaiserkrone. So war der Krone, die jetzt auf Ottos Haupte strahlte, von Anfang an eine längere Dauer vorauszusagen, da sie auf natürlichen Grundlagen errichtet war, sie war der Schlußstein des mächtigen Baues, den Heinrich begonnen und Otto vollendet. Fortan blieb die höchste Macht im Abendlande bei den Deutschen.

Dazu kam jetzt noch, daß ein leichtsinniger Jüngling, dem ein sehr schlechter Ruf voranging, die päpstliche Würde einnahm, während Otto, der noch in der Vollkraft seines Alters stand, von allen Völkern des Westens als Herr anerkannt wurde und sich diese Stellung erst durch die schwersten Kämpfe errungen hatte.

Das mußte natürlich sehr bedingend einwirken auf das Verhältnis beider zu einander. Und sofort zeigte es sich, daß sich der Kaiser über den Papst stellte. Wenige Tage nach der Krönung ward in der Peterskirche eine Synode versammelt und hierbei die Ordnung der Kirche im Slavenlande ganz in die Hände Ottos gelegt. In Magdeburg sollte unbeschadet der Rechte der fünf anderen deutschen Erzbistümer ein neues Erzbistum als Mittelpunkt für die Mission nach dem Osten und in Merseburg gemäß dem Gelübde, welches Otto gethan, ein Bistum errichtet werden. Abgaben und Zehnten im Slavenlande sollten ganz nach dem Willen des Kaisers vergeben werden, und zugleich ward an alle fünf deutschen Metropoliten die ernstliche Mahnung gerichtet, das Unternehmen des Kaisers auf alle Weise zu fördern. Außerdem wurde noch eine ganze Reihe von Beschlüssen im kaiserlichen Sinne gefaßt. Daraus geht hervor, daß Otto von nun an den Papst als bloßes Werkzeug in seiner Hand dazu betrachtete, allen von ihm gewünschten, tief einschneidenden kirchlichen Aenderungen die höchste Sanktion zu geben. Dagegen ist schwer zu ermessen, inwieweit Otto damals die pippinische Schenkung dem Papste bestätigt oder erweitert hat, da die urkundliche Grundlage für diese päpstlichen Ansprüche nicht im Original erhalten ist.

Johann mußte jetzt erkennen, einen wie gefährlichen Bundesgenossen er zu Hülfe gerufen habe. Und kaum hatte Otto am 14. Februar die Stadt verlassen, als auch Johann seine wahre Gesinnung gegen ihn an den Tag legte. Der Kaiser feierte Ostern zu Pavia, wo sich eine neue Synode versammelte, von welcher die Beschlüsse, die man vorher zu Rom gefaßt, zum Teil noch einmal beraten wurden. Das mußte den Papst aufbringen, weil ja dadurch seine Autorität ins Schwanken geriet.

Jetzt war es für Otto Zeit, an eine nachdrückliche Verfolgung Berengars und seiner Familie zu denken. Im Sommer 962 ergab sich Willa auf ihrer Insel im See von Orta. Otto setzte sie auf freien Fuß und sofort begab sie sich zu Berengar, um ihn in seinem Widerstande zu bestärken. Berengar hielt sich auf einem unzugänglichen Felsenneste auf, in der Burg S. Leo bei S. Marino. Sobald Otto sein Heer aus Deutschland verstärkt, wandte er sich gegen Berengar, nachdem er zu Ostern 963 wieder in Pavia geweilt. Damals waren schlimme Nachrichten über den Papst zu ihm gelangt. Johann hatte sich nämlich mit König Adalbert verbündet, der nach Garde-Frainet zu den Arabern gegangen war. Um sichere Kunde davon zu erhalten, schickte nun Otto nach Rom. Dort aber erfuhren seine Gesandten die greulichsten Dinge über den Papst: Er thue gerade das Gegenteil von Gottes Wort. Die Kirchen lasse er verfallen, so daß der Regen nicht nur tropfenweise, sondern in Strömen sogar auf der Altarstätte niederfalle. Rom sei eine Lasterhöhle von Buhlerinnen. Dies und ähnliches wurde von den Römern über ihn berichtet. Als die Gesandten mit solchen Nachrichten wieder zum Kaiser zurückkehrten, sagte er: „Er ist ein Knabe und bedarf einer wohlgemeinten Zurechtweisung." — Vor allem aber war die Unterwerfung Berengars notwendig, und so zog Otto zur Belagerung von S. Leo ab. Doch der Papst hatte von den Erkundigungen Ottos gehört und suchte nun das Doppelspiel weiter zu führen. Während der Kaiser vor S. Leo lag, schickte Johann eine Gesandtschaft an ihn, bestehend aus dem ersten Kanzler Leo und einem

vornehmen Römer Namens Demetrius. Durch diese ließ er dem Kaiser melden, er solle sich nicht wundern, daß er bei seinen jungen Jahren oft knabenhaft handle, es solle bald besser werden. Otto aber habe nicht ehrlich an ihm gehandelt, indem er den Bischof Leo und den Kardinaldiakan Johannes von ihm abwendig gemacht und sich selbst von ihnen habe Treue schwören lassen. Doch hier fing sich der Papst in seiner eigenen Falle. Diese beiden Bischöfe nämlich hatte er früher an den Kaiser nach Konstantinopel geschickt, um ihn gegen Otto aufzubringen. Beide waren in Capua von Leuten Ottos aufgefangen worden und mit ihnen ein Bulgare Salekkus und ein Mensch Namens Zachäus, der eben erst vom Papste zum Bischof geweiht worden. Diese beiden letzteren sollten die Ungarn gegen Otto aufwiegeln. So wollte sich der Papst Hülfe verschaffen bei Heiden und griechischen Katholiken. Und Otto wußte schon von der Gefangennahme dieser Leute und zu welchem Zwecke sie abgesandt waren. So kehrte sich die Beschuldigung des Papstes gegen ihn selbst, aber doch war Otto bereit, durch die beiden Bischöfe Landwart von Minden und Liutprand von Cremona seine Unschuld eidlich zu erhärten. Aber übel wurden diese beiden von Johann in Rom aufgenommen und weder Eid noch Zweikampf ließ er in des Kaisers Sache zu. Denn es kam ihm darauf an, Zeit zu gewinnen, und so hielt er Landwart und Liutprand acht Tage auf und schickte mit ihnen den Bischof Johann von Narnia und den Kardinaldiakon Benedikt an Otto zurück. Er wußte, daß Adalbert auf dem Wege zu ihm war. Und Adalbert traf auch in kurzer Zeit über Civita Vecchia in Rom ein. Doch nun hatte auch des Kaisers Langmut ein Ende erreicht, nicht länger wollte er sich von dem unwürdigen Nachfolger Petri zum besten haben lassen. Er fühlte seine kaiserliche Gewalt, und von jetzt an galt ihm der Papst nur noch als ein Bischof seines Reiches wie die anderen. Wegen der großen Hitze — es war eben Juli — mußte er noch einige Wochen zögern, dann aber im September 963 brach er mit einem Heere gegen Rom auf. Er kam als Feind des Papstes und als Freund der Römer. Denn ein Teil der römischen Großen hatte vorher das Kastell S. Paolo besetzt und den Kaiser zu einem Zuge gegen die Stadt aufgefordert; gestellte Geiseln verbürgten ihre Treue.

Anfang November erschien der Kaiser vor der Stadt, Johann und Adalbert ergriffen auf diese Nachricht schleunigst die Flucht. Am 3. November zog Otto als Sieger in die ewige Stadt ein. Und diesmal war er gewillt, seine kaiserliche Herrschaft zu voller Geltung zu bringen. Er ließ, wie einst der große Karl gethan, den Römern den Treueid abnehmen und sich dafür Geiseln stellen. Dazu mußten ihm die römischen Großen den feierlichen Eid schwören, niemals einen Papst zu wählen und zu weihen ohne Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes, des Königs Otto. Dies hatte seiner Zeit selbst Karl nicht erreicht, und auf diese Weise war Otto jetzt wirklich Herr der Welt. Als mächtiger Kaiser des Abendlandes gebot er zugleich über die höchste geistliche Würde der Christenheit, indem in Zukunft nur ihm treu ergebene Anhänger den päpstlichen Stuhl besteigen sollten. So wurde auch die römische und die deutsche Kirche fest verbunden und Ottos Einfluß auf die anderen Länder des Abendlandes war auch in kirchlicher Beziehung gesichert. Auf diesen Akt aber mußte

notwendig ein anderer folgen, welcher die theoretisch errungene Gewalt zur faktischen Wirklichkeit umsetzte; sonst blieb der Eid, den die Römer geschworen, eine leere Formel.

Schon drei Tage nach Ottos Einzug ward in der Peterskirche eine große Synode versammelt. Vor diese Synode wurde Papst Johann geladen. Denn hier, wo der Kaiser den Vorsitz führte, sollte in der Form Rechtens das Urteil über den ruchlosen Papst gefällt werden. Meineid hatte er sich zu schulden kommen lassen, indem er Griechen und Ungarn gegen Otto zum Kriege aufrief und sich mit Adalbert verband, der mit den Arabern im Bunde war, den verhaßtesten Feinden der Christenheit und besonders Italiens. — Aus Deutschland waren bei der Synode anwesend Adaldag von Bremen, Landwart von Minden und Otger von Speier, aus Italien der Diakonus Rudolf für den Patriarchen Ingelfred von Aquileja, Walpert von Mailand, Petrus von Ravenna, sechs Bischöfe von Tuscien, die von Camerino und Spoleto, sowie fünfundzwanzig aus der Nähe von Rom; dazu die hohen päpstlichen Beamten, die Kardinalarchipresbyter, Archidiakonen und Diakonen u. s. w. Von den römischen Großen waren elf erschienen, endlich der Befehlshaber Petrus Imperiola mit der ganzen Stadtmiliz. Das tiefe Stillschweigen der großen Versammlung wurde durch den Kaiser gebrochen, er fragte an, warum Papst Johann trotz der Ladung nicht erschienen sei. Darauf antworteten die Bischöfe: der Grund zu seinem Ausbleiben sei aller Welt bekannt, da er sich als Wolf nicht einmal in Schafskleider hülle. Dann nahm das Gericht seinen Anfang, indem der Kaiser alle Anschuldigungen einzeln vorbringen ließ. Da hieß es, Johann habe Messe gehalten, ohne vorher das Abendmahl genommen zu haben. Er habe einst einen Diakon im Pferdestalle zur unrechten Stunde geweiht. Er habe die Bischofsweihe um Geld gemacht und sogar einst einen Knaben von zehn Jahren ordiniert. Schandbare Unzucht habe er mit einer Menge von Frauen getrieben, öffentlich sei er zur Jagd ausgeritten; seinen eigenen Paten habe er des Augenlichtes beraubt, einen Kardinalsubdiakon habe er entmannen lassen, ja er habe Feuersbrünste angelegt und sei mit Schwert, Helm und Panzer angethan gesehen worden. Beim Gelage habe er dem Teufel zugetrunken, beim Würfelspiel Jupiter, Venus und andere Heidengötter angerufen. Auch Metten und Horen habe er versäumt u. a. m. Darauf hielt Otto eine Rede, welche Liutprand von Cremona aus der sächsischen Sprache lateinisch verdolmetschen mußte. Er erhob sich und sagte, man solle sich wohl überlegen, ob die vorgelesenen Anklagen in allen Stücken auf Wahrheit beruhten; er beschwöre die Synode hoch und teuer, davon Zeugnis abzulegen. Da antwortete die ganze Versammlung, Klerus und Laien, einmütig, wenn Papst Johann nicht dies und noch Schändlicheres verbrochen, so möchten sie nicht durch Petrus von ihren Sünden erlöst werden, sondern am jüngsten Tage zur linken Seite des Herrn stehen. Und wenn er ihnen nicht glaube, so sei das ganze kaiserliche Heer Zeuge, wie der Papst vor fünf Tagen mit Schild, Schwert, Helm und Harnisch angethan erschienen wäre. Das bestätigte der Kaiser, und es ward ein Schreiben an den Papst erlassen, welches ihn zur Rechtfertigung vor die Synode lud. Darin waren die Hauptsünden zusammengestellt und dem Papste ein gerechtes Urteil nach kanonischem Rechte versprochen. Doch darauf

schrieb der Papst ganz kurz zurück, sobald die versammelten Bischöfe einen anderen Papst zu wählen gedächten, exkommunizière er sie insgesamt, so daß die Wahl ungültig sei und sie keine Messe halten dürften.

Nun ward ein zweites Schreiben an Johann abgefertigt und ihm erklärt, wenn er vor der Synode erscheine und sich rechtfertige, so werde man ihn anerkennen; falls er aber in seinem Trotze beharre, so werde man seine Androhung des Bannes für gering achten und diese werde vielmehr auf ihn selbst zurückfallen, denn ein Verbrecher wie Judas habe seine Macht verloren, zu binden und zu lösen. — Die Boten, welche dieses kaiserliche Schreiben an Johann überbringen sollten, trafen ihn nirgends an und kehrten daher mit dem Briefe zur Synode zurück. Darauf versammelte sich die Synode zu ihrer dritten Sitzung, und der Kaiser erklärte, einst habe ihn Johann zu Hülfe gerufen, als er von Berengar und Adalbert hart bedrängt worden sei. Jetzt, nachdem er ihn aus der Hand jener Feinde befreit, habe Johann sein Versprechen und seinen Eid gebrochen, Adalbert zu Rom aufgenommen und ihm, dem Kaiser, Widerstand entgegengesetzt. Die Synode möge über den meineidigen Verräter das Urteil fällen. Darauf gab die Synode die einstimmige Antwort, gegen ein solches Ungeheuer müsse man mit der größten Strenge verfahren. Sie bäten daher den Kaiser, den Papst Johann seiner Würde zu entsetzen. Und Otto gab dazu seine Zustimmung. Sofort ward zur Wahl eines neuen Papstes geschritten, sie fiel auf Leo, den Kanzler der römischen Kirche, einen Laien. Nachdem die Synode durch dreimaligen Ruf diesen erkoren, ward er in den Lateran geführt und in der Peterskirche geweiht. Dann erhielt er den Treueid der Römer. Das geschah am 6. Dezember 963, als Leo VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Beinahe konnte diese Wahl als ungesetzlich gelten, da der neue Papst durch seine Ordinierung sämtliche kirchliche Weihen mit einemmal erhalten. Die Folgen sollten sich bald zeigen. — Otto glaubte jetzt seine Stellung in Rom gesichert, und so entließ er den größten Teil seines Heeres, um die Römer nicht unnütz zu drücken. Das erfuhr Johann und dies sowie die anfechtbare Wahl ließ er sich nicht entgehen; er baute auf die Bestechlichkeit der Römer. Heimlich schickte er Boten in die Stadt und versprach den Römern die Schätze von S. Peter und allen anderen Kirchen, wenn sie gegen den Kaiser und den neuen Papst aufstünden und beide töteten. Und er hatte richtig gerechnet. Schon am 3. Januar 964 kam es zu einem Aufstande, der Rückzug über den Tiber ward dem Kaiser versperrt. Doch wie der Habicht sich auf die Tauben stürzt, so fielen die deutschen Ritter über die Römer her; wie der Wind stoben sie auseinander, doch aus allen Schlupfwinkeln wurden sie hervorgeholt. Alles ward niedergemacht, bis der Kaiser dem Morden Einhalt zu thun befahl. Am folgenden Tage mußten die Römer hundert Geiseln stellen und dem Kaiser und Leo den Treueid erneuern. Noch eine Woche weilte Otto in Rom, dann zog er ab. Vor seiner Abreise erbat sich noch Papst Leo von ihm die Freilassung der römischen Geiseln, da er jetzt der Treue der Römer vertrauen könne.

Otto wandte sich nun gegen Spoleto und Camerino, da er erfahren, daß Adalbert sich dort aufhalte. — Schon vor dem Jahresschluß von 963 war das Kastell Garda endlich von den Deutschen erobert worden. Kurz darauf fiel auch

S. Leo, Berengar und Willa mußten sich ergeben, sie wurden in die Verbannung nach Bamberg abgeführt, um daselbst über ihre Frevelthaten nachzudenken. So war Italien unterworfen, das italienische Königshaus in der Gewalt Ottos, Rom besiegt und ein Papst auf dem Stuhle Petri, der dem Kaiser durchaus gefügig und zu Willen war. Doch Ruhe sollte in der ewigen Stadt noch nicht einkehren. Die Römer konnten es dem Sachsen Otto nicht vergeben, daß er sich die Herrschaft über Italien angemaßt und ihnen einen Eid über die Papstwahl abgenommen. Ihr ganzer Haß richtete sich daher gegen den Schützling des Kaisers, gegen den neuen Papst. Aus diesem Grunde ließen sie sich von der Partei Johanns leicht gegen die neue Ordnung der Dinge aufhetzen. Ein Aufstand wurde zu Johanns Gunsten erregt und dieser in der Stadt wieder aufgenommen, Leo entkam nur mit Mühe und Not zum Kaiser nach Spoleto. Die Römer aber und die Bischöfe der römischen Kirche fielen nun sofort Johann wieder zu und dieser nahm an seinen Feinden grausame Rache. Am 26. Februar berief er in die Peterskirche eine neue Synode. In dieser wurde die Synode vom 4. Dezember 963 als ungesetzlich verdammt und Leo VIII. jeder geistlichen Würde entsetzt, desgleichen der Bischof Sico von Ostia, der Leo zum Papste geweiht. Sonst wurden keine durchgreifenden oder revolutionären Beschlüsse gefaßt, und daraus geht hervor, daß die Furcht Johanns vor der Macht Kaiser Ottos eine große und wohlbegründete war. Und Johann dachte wirklich daran, daß es der jetzige Stand der Dinge noch zulassen werde, eine Verständigung mit Otto anzubahnen. Dazu war es aber vor allem nötig, den Kaiser durch geradezu feindseliges Auftreten nicht zu reizen. Doch das war vergebliches Beginnen, denn Otto mußte sofort wieder gegen Johann einschreiten, wenn er seiner kaiserlichen Autorität nichts vergeben wollte. Indes Johann wurde bald von der göttlichen Rache getroffen, eines Abends rührte ihn plötzlich der Schlag, und acht Tage darauf starb er am 14. Mai 964, ohne das Abendmahl vorher erhalten zu haben.

Die Römer schickten nun Gesandte zu Otto und bezeichneten ihm den Kardinaldiakon Benedikt als den Mann, der nach ihrem Willen den päpstlichen Stuhl besteigen sollte. Als Otto seine Zustimmung nicht gab, ward Benedikt trotzdem von den Römern gewählt. Das war ein offener Aufruhr gegen den Kaiser, und Otto säumte nun nicht, das abtrünnige Rom zu züchtigen, zumal die Stadt dem neuen Papste Treue geschworen und jede Hülfe gegen den Kaiser versprochen hatte. Otto zog gegen Rom und schloß die Stadt ein. Es folgte eine heftige Belagerung; doch die Stadt konnte sich nicht lange halten, da bald eine große Hungersnot ausbrach; so mußte sie sich schon am 23. Juni dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben und Papst Benedikt an ihn ausliefern. Der Kaiser zog zum zweitenmal sieggekrönt in die ewige Stadt ein. Kurz darauf versammelte sich eine neue Synode im Lateran unter dem Vorsitze des Kaisers und Leos VIII. Hierbei trug sich einer der größten und denkwürdigsten Akte der Weltgeschichte zu. Benedikt war vorgeladen und wurde befragt, ob er seinen Meineid zu leugnen vermöge. Er antwortete: „Ich habe gesündigt, habt Erbarmen mit mir.“ Dadurch wurde der Kaiser zu Thränen gerührt und er erbat von der Synode Mitleid für den unglücklichen Mann. Dann wurden dem

Benedikt durch Leo die Abzeichen der päpstlichen Würde abgenommen und er seiner Stellung entsetzt. Zwar wurde ihm durch die Gnade des Kaisers die Würde eines Diakonen belassen, aber er mußte sich bequemen, mit Adaldag ins Exil nach Hamburg zu gehen.

Das war ein harter Schlag für das Papsttum, denn nicht stand hier vor dem Kaiser der leichtsinnige Jüngling, sondern ein erfahrener und gelehrter Mann, der auch späterhin noch die allgemeine Achtung genoß. Hier sank das Papsttum in den Staub vor dem gewaltigen Kaiser, der in raschen Schlägen jeden Widerstand gegen die kaiserliche Macht in Italien vernichtete. Rom und die römische Kirche waren ihm in Wahrheit unterthan geworden, Leo VIII. war ein gefügiges Werkzeug in seinen Händen. So war die Selbständigkeit des Papsttumes gebrochen, der Kaiser hatte sich zum Schiedsrichter über dasselbe aufgeschwungen, er war Herr in der Welt. Das fühlte Otto und deshalb brachen ihm in jenem Augenblicke die Thränen aus den Augen, als er den gedemütigten Papst zu seinen Füßen liegen sah. Der Kontrast zwischen der früheren Zeit und der Gegenwart war zu groß, als daß eine so weitblickende Persönlichkeit wie Otto nicht davon überwältigt worden wäre.

Jedenfalls wurde jetzt auch den Römern wiederholt der Eid abgenommen, den sie schon früher dem Kaiser bezüglich der Papstwahl geschworen hatten. — Stets war dem Kaiser bis dahin das Glück hold gewesen, doch es kam jetzt ein Unglück aus höherer Hand, durch welches die allgemeine Siegesfreude sehr beeinträchtigt wurde. Es war in der heißesten Jahreszeit, und wie so oft, brach auch jetzt am Ende des Juni die Pest aus, welcher ein großer Teil des deutschen Heeres erlag. Viele treffliche Männer starben dahin, deren Tod der Kaiser tief beklagte, vor allem Erzbischof Heinrich von Trier und Herzog Gottfried von Lothringen, der dem Kaiser noch kurz vorher lothringische Ritter zugeführt. Dadurch wurde der Rückmarsch des Heeres sehr verzögert, so daß Otto erst im Herbst, nachdem die Seuche erloschen, in Ligurien ankam und dort in den Wäldern dem Waidwerke oblag. Weihnachten feierte er in Pavia und dann ging's schnell der deutschen Heimat zu. Wohl sehnte sich Otto jetzt das Vaterland wiederzusehen, nachdem er so viel Widerwärtigkeiten von der welschen List und Tücke erduldet. Am 18. Januar 965 war der Kaiser schon in S. Gallen. An der schwäbisch-fränkischen Grenze kamen ihm seine beiden Söhne Otto und Wilhelm entgegengeeilt und begrüßten den Vater aufs freudigste zu Heimsheim. In Worms traf ihn der treueste Genoß seiner Herrschaft, Brun von Lothringen, welcher der Ankunft des Bruders sehnsüchtig gewartet. Das Osterfest wurde zu Ingelheim gefeiert und dann fuhr der Kaiser rheinabwärts nach Köln, wo das Wiedersehen im Kreise der ganzen Familie begangen wurde. Hier traf sich Otto mit seiner alten Mutter Mahthilde, welche nun den Sohn als Kaiser und als Herrn der Welt begrüßen konnte. Außerdem war Gerberga von Westfranken mit ihren Söhnen König Lothar und Karl anwesend. Auch der junge Heinrich von Baiern war gekommen, dazu Brun, und jedenfalls auch Otto und Wilhelm. Es war eine glänzende Versammlung zu Köln, und inmitten ihrer Kinder und Enkel freute sich die alte Königin Mahthilde. Auch eine große Anzahl von Bischöfen und anderen Großen des Reiches war hierher gekommen, um Otto als

Kaiser zu huldigen. So mögen bei Gelegenheit dieser Versammlung auch manche wichtigen inneren Verhältnisse zur Sprache gekommen sein, doch etwas Näheres ist uns hiervon nicht bekannt.

3. Das Kaisertum Ottos.

Die Lage, in welcher sich das abendländische Kaisertum jetzt befand, geht am klarsten aus den beiden folgenden Umständen hervor: die italienische Königsfamilie saß zu Bamberg im Exil und Papst Benedikt, der wider Ottos Willen gewählt worden, befand sich in dem Gewahrsam Adaldags zu Hamburg. So war Otto unbedingt Herr in Italien geworden, das hiesige nationale Königtum war durch ihn gestürzt und die römische Kirche war seinem Willen untergeben. Als weltlicher Herr Italiens hatte er nach der damaligen Weltanschauung durchaus das Recht auf das Kaisertum, zumal er König über Ostfranken war, also über einen Teil desjenigen Reiches, mit welchem im karolingischen Zeitalter das Kaisertum so lange verbunden gewesen. Mit vollem Rechte fühlte sich Otto als wirklicher Kaiser, denn daß wie durch ihn die römische Kirche einem germanischen Könige untertan geworden, das war bisher keinem Kaiser geglückt. Insofern ist seine Macht höher als die Karls des Großen; doch auf anderen Punkten besaß er dieselbe nicht. Alle Völker des Westens hatten sich freiwillig oder gezwungen der Herrschaft des gewaltigen Karl gefügt, er war in der That Oberherr des Abendlandes gewesen. Sobald er aber die Augen geschlossen, zerfiel die kaiserliche Macht. Denn die großen Reiche des Westens waren viel zu sehr mit Germanen durchsetzt, als daß sie auf lange durch die Idee des universalen Kaisertumes hätten vereinigt werden können. Durch die Germanen war der Sonderungstrieb in die Völker gekommen, das Rechtsgefühl von der freien Selbstbestimmung schlummerte seither in ihnen, und es war daher eine historische Notwendigkeit, daß das Reich Karls bald auseinanderfiel, um einer Reihe von nationalen Staaten Platz zu machen.

Dazu war Karl beinahe ein absoluter König über die Franken gewesen, indem er die Großen seines Reiches nach Gutdünken in die hohen Beamtenstellen einsetzte. Es war daher sein Reich und seine Herrschaft in manchen Beziehungen mit dem alten römischen Kaisertume zu vergleichen. Doch das hatte sich ja schnell geändert. Wie in Westfranken so waren auch in Deutschland die Aemter und mit ihnen die Lehen faktisch erblich geworden, auch Heinrich und Otto hatten dies Verhältnis trotz aller Anstrengungen nicht abzuändern vermocht. Neben der Krone standen jetzt eine ganze Menge kleine Gewalten, die mit ihr so manches früher königliche Recht teilten. Und die anderen großen Reiche des Westens standen jetzt zum deutschen Reiche in viel loserer Beziehung, wenn auch die Vormacht desselben von ihnen anerkannt werden mußte. Auch Italien, trotzdem es mit den Waffen in der Hand erobert war, blieb nach wie vor ein selbständiger Staatskörper; und wie tiefgehend der Unterschied zwischen dem germanischen Deutschland und dem welschen Lande war, zeigt am besten, daß damals das Wort „Deutsch“ und „Deutsche“ erst recht aufkam.

Es entspricht auch ganz der politischen Einsicht Ottos, daß er gar nicht versucht hat, die abendländischen Reiche in eine abhängige Stellung von sich zu

bringen; das hätte das deutsche Reich in eine Reihe großer Kriege verwickeln müssen, deren Ausgang nicht abzusehen war. Er begnügte sich, das Schiedsrichteramt zu üben, wenn es ihm angetragen wurde und wie es ihm als König des kriegstüchtigsten Reiches zukam. Nur Italien mußte er erobern, um zur Kaiserkrone zu gelangen. Die Aufgabe seines Kaisertumes hat der einsichtige Mann auf einem ganz anderen Gebiete gesucht, auf dem zivilisatorischen. In dieser Beziehung war noch viel zu thun, denn im Osten saßen noch große heidnische Völkerschaften, die er für das Christentum und dessen höhere Bildung gewinnen wollte. Insofern paßt auf ihn die spätere Bezeichnung des römischen Kaisers als „semper Augustus", er ist in Wahrheit ein Mehrer des Reiches gewesen, ein Mehrer des Gottesreiches und ein Träger der Kultur in die fernsten Lande des Nordens und Ostens. Unter ihm ist die kolonisatorische Befähigung des deutschen Stammes in der hervorragendsten Weise zum Ausdruck gekommen. So hat Otto eine wirkliche Weltstellung eingenommen und dem deutschen Reiche und Volke für Jahrhunderte die Bahnen vorgezeichnet, in denen es seine weltgeschichtliche Bestimmung zu erfüllen hatte. — Freilich Ottos Herrschaft war eine rein persönliche, bei weitem nicht eine so prinzipiell aufgefaßte, wie diejenige des großen Karl; sie reichte nur so weit, als die Macht des Kaisers thatsächlich ging, und daher war es möglich, daß minder thatkräftige Nachfolger gar viel von der errungenen Macht einbüßen konnten.

Während Otto auf solche Weise die Macht des Reiches nach außen erweiterte, waren im Innern die Fehden noch nicht ganz beigelegt worden. Der unruhige Wichmann, dem Sachsen so viel Unfrieden zu verdanken hatte, hielt sich nämlich nur so lange an den Eid gebunden, den er dem Gero geschworen, als er die Rückkehr des Königs aus Italien binnen kurzem erwartete. Da sich dieselbe immer mehr verzögerte, so suchte er sich jetzt an den Dänenkönig Harald anzuschließen, um den Krieg gegen Herzog Hermann zu erneuern. Harald aber forderte von ihm erst die Ermordung des Herzogs oder eines anderen Großen, da er ihm sonst nicht trauen könne. Unterdes waren Wichmanns Räubereien durch einen vorbeireisenden Kaufmann näher bekannt geworden. Und so wurden Bewaffnete gegen ihn ausgeschickt und einige seiner Anhänger gefangen, die wegen Hochverrats zum Tode verurteilt wurden. Nur mit genauer Not entkam Wichmann selbst sowie sein Bruder Ekbert. Er begab sich zu Markgraf Gero. Als aber dieser von seiner Schuld gehört, überlieferte er ihn wieder den Slaven, von denen er früher zu ihm gekommen war. Dort ward er mit Freuden aufgenommen und er führte in der Folge gegen die Polen oder Lechen einen glücklichen Krieg. Zweimal besiegte er ihren König Misaca, tötete dessen Bruder und machte reiche Beute im Polenlande.

Während dieser Vorgänge bestand auch Markgraf Gero einen harten Strauß mit den slavischen Lausitzern. Er schlug sie aufs Haupt und unterjochte sie vollständig. Freilich ward er selbst schwer verwundet, sein Neffe und viele andere hervorragende Leute kamen dabei um. Die Erfolge des Feldzugs waren bedeutend genug, die zwei Gaue Lusizi und Selpuli wurden mit dem deutschen Reiche vereinigt und auch der Polenfürst Misaca unterwarf sich der deutschen Herrschaft; für das Land bis zur Warthe ward er tributpflichtig. — In allen

seinen Kriegen war der eiserne Markgraf glücklich gewesen, unter den Waffen war er frühzeitig gealtert. Nach jenem neuen Siege, der ins Jahr 963 fällt, soll er noch einmal nach Rom gepilgert sein und seine Waffen auf dem Altar des h. Petrus für immer niedergelegt haben. Dann ging er nach Sachsen zurück, vermachte sein ganzes Erbe der Stiftung Gernrode und starb am 20. Mai 965. In der Stiftskirche zu Gernrode fand er seine letzte Ruhestätte. Mit Gero starb ein Mann von den größten Gaben des Geistes und Körpers. Tapfer und unerschrocken war er im Felde, klug in seinen Plänen, felsenfest in seiner Treue zu König und Reich. Wie wenige war er dazu veranlagt, das schwere Amt zu verwalten, welches Otto in seine Hände gelegt. So ward auch jetzt der Kaiser durch den Tod seines alten Waffengefährten tief ergriffen, er wußte wohl, wie viel er ihm zu verdanken hatte. Denn Gero war es, welcher der Ueberflutung des deutschen Ostens durch die Slaven für immer ein Ziel setzte, indem er die Völker zwischen Elbe, Oder und Warthe für die deutsche Herrschaft gewann. Stets hatte König Otto seine Feldzüge ruhig antreten können, denn des Reiches Wacht gegen Osten lag in den Händen eines Getreuen und eines Tapferen ohnegleichen. Hohen Dank schuldet die Nachwelt dem trefflichen Manne! —

Der Tod Geros war kurz nach Ottos Rückkehr aus Italien erfolgt, und so war es jetzt die erste Sorge des Kaisers, die Verhältnisse in den slavischen Marken neu zu ordnen. Markgraf Hermann behielt seine Herrschaft über die Abodriten, Wagrier und andere Stämme. Das Gebiet der Rhedarier und Heveller, mit den Bistümern Havelberg und Brandenburg erhielt Graf Theoderich, es ist dies die spätere Nordmark. Ueber die Lausitz, die spätere Neumark und einen Teil von Polen ward Graf Hodo gesetzt. Westlich davon an der unteren Saale und Mulde gebot Graf Thietmar. Südlich davon in dem Umfange der späteren Mark Meißen wurden an den Orten Merseburg, Zeitz und Meißen drei Grafen eingesetzt, Gunther, Wigger und Wigbert. So ward also das Herrschaftsgebiet Geros unter sechs Markgrafen verteilt, von denen Theoderich eine gewisse Vorstandschaft ausgeübt hat, da ihm der herzogliche Titel beigelegt wird. Die administrativen Rechte, die Gero bisher in seiner großen Mark ausgeübt und der militärische Oberbefehl gingen nun auf seine sechs Nachfolger über. Diese Teilung der markgräflichen Gewalt läßt den Schluß zu, daß Otto das Abhängigkeitsverhältnis der Slaven für ein dauerndes ansah.

Auch die christliche Kirche soll in jener Zeit einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten haben. Der Dänenkönig Harald ward nämlich durch ein Wunder bewogen, sich mit seiner Gemahlin taufen zu lassen, und darauf nahm ein großer Teil des dänischen Volkes das Christentum an. Und auch in Polen gewann die Kirche damals Anhang, Herzog Misaca empfing die Taufe und deutsche Mönche verbreiteten hier die neue Lehre immer weiter. — Freilich Ottos Lieblingsgedanke, die Errichtung des Erzbistumes in Magdeburg, war noch nicht in Erfüllung gegangen; der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Halberstadt setzten diesem Plane zu großen Widerstand entgegen. Und seit Johann XII. tot war, konnte auch dessen Bulle keine Gültigkeit mehr haben, worin er dem Kaiser freies Verfügungsrecht in seiner Kirche zuerkannt hatte.

Mitten in der neuordnenden Thätigkeit traf den Kaiser ein schwerer

Schlag; denn es starb ein Mann, der wohl noch schwerer wog, als der eiserne Gero. Erzbischof Brun war im Jahre 965 von seinen streitenden Neffen wiederum als Vermittler nach Compendium berufen worden. Auf der Reise dahin legte er sich in Reims krank nieder und starb hier in der Nacht vom 10. Oktober. Neun Tage später ward nach seinem Willen seine sterbliche Hülle im Pantaleonskloster zu Köln beigesetzt. Es war das ein großer Verlust für das Reich, denn Brun stand im 41. Lebensjahre, als ihn der Tod abrief, und wie segensreich hätte er noch jahrzehntelang wirken können! War er ja stets von dem ernstesten Streben durchdrungen, seinen kaiserlichen Bruder in allen Stücken wirksam zu unterstützen, und war er vor allen dazu berufen, mit Otto das Reich, d. h. die Herrschaft zu teilen! Er war in seinem Berufe gestorben als ein treuer Helfer des Bruders, dem er bei seinen großen Zielen stets zur Seite gestanden. Er ist eine derjenigen Gestalten, wie sie in unserer Geschichte in einem Jahrhundert höchstens einmal auftreten, auf allen Gebieten gleich groß, ein wirklicher Förderer des Reiches und Volkes und der nationalen Idee. Als er starb, hatte er das Seinige aufs beste bestellt. In seinem Kanzler Folcmar hatte er sich einen tüchtigen Nachfolger für den erzbischöflichen Stuhl herangebildet. Graf Friedrich blieb in seiner herzoglichen Stellung in Oberlothringen, während dem unteren Teile des Herzogtumes kein besonderer Leiter gesetzt, sondern dasselbe wohl wie Sachsen und Franken direkt unter die Oberleitung des Königs gestellt wurde. Die Erzkanzlerwürde für das ganze Reich kam jetzt an Wilhelm von Mainz und ist seit dieser Zeit mit jener erzbischöflichen Würde verbunden geblieben. Seither nahmen die Erzbischöfe von Mainz als Metropoliten und als Erzkanzler des Reiches die erste geistliche Würde und den unbestrittenen Vorrang im deutschen Episkopate ein.

Nachdem Otto die Verhältnisse in Lothringen geordnet, kehrte er zu Anfang des Jahres 966 nach Sachsen zurück. Hier wurde zu Ostern in dem Lieblingssitze seiner Mutter seine einzige Tochter Mahthilde zur Aebtissin des Servatiusklosters in Quedlinburg geweiht, und zwar in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie und sämtlicher Bischöfe des Reiches. Dann ging Otto mit der Mutter nach Nordhausen und hier galt es von ihr Abschied für immer zu nehmen. Denn der Kaiser trug sich mit dem Plane, wieder nach Italien zu ziehen, da dort seine Anwesenheit vonnöten war. Und seine Rückkehr war nicht so bald zu erwarten, daß Mahthilde gedacht hätte, ihn wiedersehen zu können; hatte sie doch das siebzigste Lebensjahr schon überschritten. Mahthilde ahnte, daß sie sich von ihrem einzigen noch lebenden Sohne trennen müsse, der ihr Geschlecht zu der höchsten Würde und Macht in Europa erhoben. Schmerzlich und thränenreich war daher der Abschied, nachdem Otto sieben Tage bei der Mutter geweilt. Aber er mußte sich losreißen und die trauernde Mutter zurücklassen, da in Italien vieles auf ihn wartete; zum drittenmal mußte er die Alpen übersteigen.

4. Ottos zweiter Römerzug und das Ende seiner Regierung.

Seitdem der Kaiser Italien verlassen, hatte sich hier manches geändert. Zunächst war in Rom gegen den von ihm nach Leos VIII. Tode eingesetzten Papst

Johann XIII. offene Empörung ausgebrochen, indem der römische Adel sich die Herrschaft des kaiserlichen Papstes nicht gefallen lassen wollte. Johann ward überfallen und in dem Gebiete des Grafen Rotfrid von der Campagna gefangen gehalten. Doch es gelang ihm später wieder zu entkommen, nachdem die Häupter der Verschwörung, Rotfrid und Stephan, bei einem zu Gunsten des Papstes erregten Volksaufstande getötet worden. Johann XIII. entfloh nach Capua und wurde dort von dem Fürsten Pandulf gut aufgenommen und von ihm am 12. November 966 in feierlichem Geleite nach Rom zurückgeführt, wahrscheinlich als die Nachricht von dem Aufbruche des Kaisers nach Italien schon bekannt geworden. — Auch in der Lombardei erhob sich kurz nach dem Abzuge Ottos im Jahre 965 ein Aufstand zu Gunsten des zurückgebliebenen Königs Adalbert, des Sohnes von Berengar. Die Kunde hiervon ereilte Otto, als er schon wieder in Franken war. Sofort schickte er den Herzog Burchard von Schwaben zurück, der am 25. Juni mit den Aufständischen zusammenstieß. Adalbert ward geschlagen und sein Bruder Wido getötet. Doch es gelang dem Adalbert zu entkommen und der Mittelpunkt aller verräterischen Umtriebe gegen die deutsche Herrschaft zu bleiben.

So lagen die Dinge, als Otto im August 966 eine Heerschau und Reichsversammlung zu Worms abhielt, um alles Nötige für die Zeit seiner Abwesenheit zu ordnen. Zur Leitung von Sachsen hatte er vorher Herzog Hermann berufen, die Regentschaft für den jungen Otto übertrug er aber auf seinen Sohn Wilhelm, dem er auch den jungen König anvertraute. Dann brach er schnell mit Heeresmacht nach Italien auf. Hier fand er alles ruhig und als er gegen den Schluß des Jahres nach Rom kam, öffneten sich ihm die Thore. Aber der Abfall der Römer sollte grausam bestraft werden, denn Otto war gewillt, seine kaiserliche Gewalt voll und ganz über die Stadt wiederherzustellen und dazu war es nötig, mit exemplarischer Strenge vorzugehen; dem leicht erregbaren Volke sollte die Lust zu späteren Aufständen gründlich verleidet werden. Der Adel, der bei dem Aufruhr beteiligt gewesen, wurde jetzt in die Verbannung nach Deutschland geschickt; zwölf Mann aber von der Stadtmiliz wurden gehenkt, die Leichen von Rotfrid und Stephan aus den Gräbern gerissen und ihre Gebeine zerstreut. Doch am schlimmsten erging es dem Stadtpräfekten Petrus, der sich gleichfalls am Aufstande beteiligt. Otto gab ihn der Rache des Papstes preis, der ihn erst öffentlich grausam verhöhnen ließ und dann nach Deutschland ins Elend schickte. Andererseits erhielt Pandulf von Capua für die gute Aufnahme, die der Papst bei ihm gefunden, eine königliche Belohnung. Es mußte dem Kaiser viel daran liegen, in Süditalien einen mächtigen Fürsten zu wissen, auf dessen Treue und Ergebenheit er sich verlassen könne. Das war für die Ausbreitung der deutschen Herrschaft über Italien von großer Wichtigkeit und Otto trug sich jedenfalls mit dem Gedanken, die Grenzen seines Reiches nach Süden weiter vorzurücken. So wurde jetzt Pandulf mit den großen Marken Spoleto und Camerino belehnt und dadurch der mächtigste Lehnsmann des Reiches in Italien.

Im Beginne des Januar 967 hielt dann der Kaiser mit dem Papste und deutschen sowie italienischen Bischöfen eine Synode in Rom. Darauf zog er

nach Süden, wo sich ihm der Herzog von Benevent, Landulf, der Bruder Pandulfs, unterwarf. So war auch im Süden die alte Herrschaft Karls des Großen wiederhergestellt. Dann ging Otto mit dem Papste nordwärts nach dem alten Kaisersitze Ravenna, um daselbst Ostern zu feiern und eine große Synode sowie einen Reichstag für Italien zu halten. Eine glänzende Versammlung von weltlichen und geistlichen Großen umgab hier die Häupter der Christenheit, und so bedeutend die Versammlung war, so wichtig waren auch die Beschlüsse, die von ihr gefaßt wurden. Zunächst gab der Kaiser an Johann XIII. den Besitz zurück, den die römische Kirche seit der ältesten Zeit jemals inne gehabt, eingerechnet die Schenkungen der Karolinger. So wurde das Papsttum als weltliches Fürstentum in allen seinen Rechten restituiert, doch behielt sich der Kaiser die Oberlehnsherrlichkeit vor. Nachdem sich Otto auf diese Weise gegen die römische Kirche gnädig gezeigt, konnte er daran gehen, seinem Lieblingsplane, der Gründung eines Erzbistumes in Magdeburg, durch die Zustimmung der großen Synode die sichere Basis zu geben. Er erinnerte die Versammlung daran, wie viel Boden er im Norden für die christliche Kirche gewonnen und fragte, was man zur Sicherung dieses Besitzes für notwendig halte. Man antwortete ihm, die Anlegung neuer Bistümer und die Errichtung einer Metropole für den Norden in Magdeburg, wo schon die große Stiftung zu S. Moritz bestehe, sei dazu vor allem nötig. Darauf ward eine Bulle aufgesetzt und von allen Anwesenden wie vom Papste unterschrieben. Und hierin ward dem Kaiser Macht erteilt, ein neues Erzbistum in Magdeburg als Mittelpunkt für die Slavenmission und in Merseburg, Zeitz und Meißen neue Bistümer zu errichten. Außer diesen sollten noch Havelberg und Brandenburg unter Magdeburg gestellt werden. Und da Otto wie Konstantin und Karl der Große die römische Kirche erhöht und groß gemacht, so solle Magdeburg keinem anderen Metropolitensitze an Bedeutung und Ehre nachstehen, sondern solle den ersten und ältesten an Rang gleich sein.

Aber noch größere Pläne hegte damals Kaiser Otto. Mittelitalien und ein großer Teil des Südens war ihm schon unterthan, aber er hatte durch die Huldigung Landulfs und Pandulfs nicht so sehr in die Gerechtsame des Hofes von Ostrom, als vielmehr in dessen Ansprüche eingegriffen. Denn die griechischen Kaiser behaupteten nach wie vor, daß Italien ein Teil ihres Reiches sei. Wenn nun auch Otto in dieser Beziehung nicht so, ich möchte sagen, zaghaft wie einst Karl der Große vorging, dem es vor allem darauf ankam, sein Kaisertum durch eine Verbindung mit Ostrom zu einem legitimen zu gestalten, so sah er doch ein, daß die deutsche Herrschaft über Italien nur dann eine dauernde sein werde, wenn ein leidliches Verhältnis zwischen dem westlichen und östlichen Kaisertume hergestellt war. Er beabsichtigte daher eine ehrenvolle Anlehnung an das Ostreich und hierbei ward er von den Umständen begünstigt. Es kam nämlich jetzt nach Ravenna eine Gesandtschaft des griechischen Kaisers Nikephoros. Schon früher hatte Otto wiederholt Gesandte aus dem Ostreiche empfangen; doch wir wissen nicht den Zweck derselben anzugeben, wir hören stets nur von Geschenken und Freundschaftsversicherungen, welche dabei ausgetauscht wurden; man war also dabei über die gewöhnlichen diplomatischen Höflichkeitsbezeigungen nicht

hinausgekommen. Die jetzige Gesandtschaft aber hatte jedenfalls den Zweck, dem Vordringen der deutschen Herrschaft in Italien Einhalt zu thun. Otto war natürlich nicht willens, hierauf einzugehen und erwiderte die Botschaft des griechischen Kaisers gleichfalls durch eine diplomatische Sendung nach Konstantinopel. Er hoffte nämlich auf diesem Wege für seinen Sohn Otto die Hand einer griechischen Fürstentochter und damit die griechischen Ansprüche und Besitzungen in Italien zu erhalten. Zugleich hatte er wohl die Absicht, durch einen Bund mit dem Ostreiche die Araber aus Europa vertreiben und neuen Boden für die Kirche gewinnen zu können, wie er es schon im Norden und Osten mit so großem Glücke gethan. Zugleich mit dieser Gesandtschaft, an deren Spitze der Venetianer Dominicus stand, schickte er Boten ins Reich an Erzbischof Wilhelm, derselbe möchte dem jungen Otto einen feierlichen Geleitszug nach Italien ausrüsten. Denn Otto sollte nach des Kaisers und des Papstes Beschluß zu Weihnachten 967 die römische Kaiserkrone empfangen. War das geschehen, so hatte Otto sein Haus bestellt und er konnte ruhiger in die Zukunft schauen. Wie einst der große Karl seinen Sohn Ludwig im Jahre 813 selbst zum Kaiser gekrönt, so sollte jetzt Otto als Nachfolger des Vaters schon zu dessen Lebzeiten der höchsten Würde der Christenheit teilhaftig werden. Wahrscheinlich sollte dann, falls Kaiser Nikephoros auf die Brautwerbung einging, der Glanz des künftigen Weihnachtsfestes durch die Verlobung Ottos mit Theophano, der Tochter Kaiser Romanus II., erhöht werden. So treffen wir bei den zwei größten Kaisern germanischen Stammes fast dieselben politischen Tendenzen an, ein Zeichen dafür, daß die allgemeine Lage der europäischen Verhältnisse sich in der Zwischenzeit nicht allzu wesentlich verändert hatte und daß die maßgebenden Faktoren ziemlich dieselben geblieben.

Während der Papst dann nach Rom zurückging und Otto für den Sommer die Berge von Toscana aufsuchte, rüstete der junge Otto zu seiner Romfahrt. In Worms hielt er seinen ersten Reichstag zum Zwecke des Römerzuges. Eine Krankheit Wilhelms verzögerte die Abreise, erst im September geschah der Aufbruch. In Verona trafen Vater und Sohn zusammen und hier ward eine Reichsversammlung für Italien abgehalten, wobei wichtige Beschlüsse bezüglich der Sicherung des Eigentumes gefaßt wurden. Es drang dabei der germanische Grundsatz der Entscheidung durch das Gottesurteil im Zweikampfe auch in Italien durch. Später kamen auch Gesandte des venetianischen Dogen Peter Candiano IV., der mit der kaiserlichen Familie durch seine Gemahlin Waldrada, eine Nichte Adelheids, verwandt war. Sie erbaten vom Kaiser die Bestätigung des Besitzes, den die Venetianer im Königreiche Italien hatten. Außer diesem gewährte ihnen Otto noch die Erneuerung der Verträge, welche Venedig mit den früheren Königen Italiens geschlossen.

Nach dem Schlusse der Reichsversammlung zogen Kaiser und König nach Rom, wo sie am 21. Dezember anlangten. Drei Tage später geschah der feierliche Einzug unter dem Pompe, wie er bei der Kaiserkrönung üblich war, und am 25. Dezember wurde der junge Otto durch Papst Johann XIII. zum römischen Kaiser gekrönt. Doch die beabsichtigte Verlobung des jungen Kaisers mit einer griechischen Prinzessin unterblieb jetzt noch, da Kaiser Nikephoros nicht darauf eingehen wollte.

Das folgende Jahr 968 begann mit einer neuen Synode in der Peterskirche, wo mit Genehmigung des Papstes die Stiftung eines Bistumes in Meißen im Dalemincierlande erfolgte. Hier war schon eine Kirche errichtet und unter die Leitung Burchards gestellt worden. Jetzt ward zu Ehren des Evangelisten Johannes ein Hochstift begründet und Burchard zum Bischofe desselben ernannt. Es sollte unter das neu zu gründende Erzbistum Magdeburg gestellt werden und ward der ausschließlichen Gerichtsbarkeit des Papstes untergeben. Aus dieser Gründung wie aus den noch in demselben Jahre erfolgten anderen geht aber mit Gewißheit hervor, daß die Mission östlich der Elbe und Saale schon eifrig und mit Erfolg betrieben wurde; die Anlage der Bistümer setzt einen schon verhältnismäßig reichen Bestand an Kirchen voraus. Nach dem Schlusse der Synode ging der Zug Ottos wieder südwärts. In Capua traf ihn die Nachricht von dem Tode des unruhigen Wichmann. Sein Ausgang hängt mit der Feindschaft zusammen, in welcher zwei dem Herzoge Hermann untergebene Slavenhäupter standen, Selibur, der Wagrierfürst, und Mistav, der Abodritenhäuptling. Der Streit zwischen diesen beiden ward endlich durch Hermann zum Austrage gebracht, Selibur wurde zu einer Buße von fünfzehn Pfund Silbers verurteilt. Aus Rache dafür ergriff Selibur die Waffen gegen den Herzog und verband sich zu diesem Zwecke mit Wichmann, der auf dies Bündnis mit Freuden einging. Kaum aber hatte sich Wichmann in die Burg Seliburs begeben, so ward diese von den Sachsen belagert, auch Herzog Hermann erschien selbst mit einem Heere. Doch Wichmann verließ die Burg, angeblich, um bei den Dänen Hülfe zu suchen. Die Feste mußte sich endlich an Hermann ergeben, Selibur wurde seiner Herrschaft entsetzt und diese seinem Sohne übertragen. Die gefangenen Anhänger Wichmanns aber erhielten die verdiente Strafe. Als Wichmann den Hergang erfuhr, ging er wieder nach Osten zu dem slavischen Stamme der Wiliner, um sie zum Kriege gegen den Polenherzog Misaca, den Freund des Kaisers, aufzureizen. Als Misaca dies erfuhr, schickte er zu seinem Schwager Boleslav nach Böhmen, welcher ihm zwei Haufen böhmischer Ritter sandte. Als nun Wichmann mit seinem Heere anrückte, schickte ihm der Böhme zuerst Fußvolk entgegen, welches ihn durch langsames Zurückgehen weiter vorlocken sollte, damit ihm die Reiter in den Rücken fallen könnten. Als Wichmann in solcher Bedrängnis fliehen wollte, ward er von den Seinigen der Treulosigkeit beschuldigt, da sie keine Pferde zur Flucht hätten. So stieg er ab und kämpfte noch den ganzen Tag tapfer zu Fuße. In der Nacht entkam er aus dem Gedränge völlig ermattet in eine Scheune. Dort aber wurde er von den feindlichen Führern an seinen Waffen als ein Vornehmer erkannt und er mußte ihnen seinen Namen nennen. Ihre Aufforderung, ihnen sein Schwert zu übergeben, wies er aber als schimpflich zurück, da er sich nur dem Misaca selbst ergeben wolle. Auf dem Wege zu Misaca tötete er noch eine ganze Menge von dem herbeieilenden Volke, dann endlich übergab er zum Tode erschöpft sein Schwert an den feindlichen Führer mit den Worten: „Nimm dies Schwert und bringe es deinem Herrn als Siegeszeichen; er mag es dem Kaiser schicken, damit dieser in mir einen toten Feind verspotte oder einen Verwandten beweine.“ Dann wandte er sich nach Osten, betete laut und hauchte seine Seele aus. Das war das

Ende eines Mannes, dessen geistige Größe und Kraft für das Reich sehr nutzbringend hätte werden können, wenn sie sich auf andere Ziele gerichtet hätte. Persönliche Gereiztheit gegen Gero und die Unzufriedenheit mit der königlichen Herrschaft war der Grund zu allen seinen Aufständen. Hätten seine Ideen mehr Anklang gefunden, so würde durch ihn die Einheit des Reiches sehr gefährdet worden sein. Doch dieselbe war schon zu fest begründet und die Umsicht und Thatkraft des Herzoges Hermann, von dem sich in Zukunft das Geschlecht der berühmten Billunge ableitete, ließ an den Grenzen Sachsens keinen Feind erstarken. So zeigt sich uns Wichmann als eine Persönlichkeit, wie wir sie unter dem letzten Ludwig, unter Konrad und auch noch unter Heinrich so oft antreffen; in ihm lebte der rebellische Sinn wieder auf, welcher der festen Einigung der deutschen Stämme so hartnäckig widerstanden hat. — Er starb am 22. September 967. Misaca erfüllte Wichmanns Begehr und übersandte dem Kaiser das Schwert, welches der verstorbene Held so oft gegen ihn gezogen.

Im Januar 968 empfing der Kaiser zu Capua die Todesbotschaft und richtete von da aus einen Brief an die sächsischen Großen, aus dem seine damalige Lage klar zu erkennen ist. Er lautet: „Otto durch göttliche Gnade Kaiser der Römer den Herzogen Hermann und Theoderich und allen anderen Großen unseres Landes alles Gute. Mit dem Willen Gottes machen wir gute Fortschritte und wir erfreuen uns eines guten Wohlseins. Gesandte des Königs von Konstantinopel kommen soeben zu uns, um von uns Frieden zu erbitten, denn wie auch die Sachen gehen mögen, die Griechen werden nie wagen, Krieg gegen uns zu führen. Wenn wir uns nicht durch Vertrag einigen, so werden sie Apulien und Calabrien herausgeben müssen. Wenn sie uns aber in dem zu Willen sind, daß sie für unseren gleichnamigen Sohn in diesem Sommer eine Gemahlin in unser Reich senden, so wollen wir gegen die Saracenen in Fraxanetum (Garde-Frainet) ziehen und dann zurückkehren. Uebrigens ist es unser Wille, daß ihr den Redariern, da sie eine so große Niederlage erlitten haben, keinen Frieden gebt; ihr wißt ja, wie oft sie ihr Versprechen gebrochen und welch Unheil sie uns zugefügt. Daher ziehet dies mit Herzog Hermann in Erwägung und trachtet mit allen Kräften danach, jenes Volk ganz zu vernichten; wir selbst werden, falls es nötig ist, gegen dasselbe ziehen. Unser Sohn hat zu Weihnachten durch den Papst die Krönung zum Kaiser erhalten. Gegeben in Campanien bei Capua am 18. Januar." Als dieser Brief nach Sachsen kam, ward er zu Werla auf einem sächsischen Landtage vor den Großen und dem Volke vorgelesen und beschlossen, daß der Friede, der den Redariern gegeben sei, Bestand haben müsse, zumal da ein Krieg mit den Dänen in naher Aussicht stand und man keine genügenden Streitkräfte hatte, um zwei Kriege zugleich führen zu können. Indes dieser Dänenkrieg ist nie zum Ausbruche gelangt.

Jedenfalls dachte Otto daran, mit oder ohne griechische Genehmigung den Süden Italiens zu unterwerfen. So schritt er jetzt zur Belagerung der festen Stadt Bari in Apulien vor, doch ihre Einnahme gelang nicht; und so mochte es ihm mit den gut befestigten Griechenstädten überhaupt gehen. Daher gab nun der Kaiser den Bitten des Bischofes Liutprand von Cremona nach, der ihn dazu beredete, von dem Besitze Apuliens abzustehen und ihm eine Gesandtschaft

nach Konstantinopel wegen einer dortigen Fürstentochter zu übertragen. Liutprand war vor allem der griechischen Sprache mächtig und war schon vorher in Konstantinopel gewesen und deshalb mit den griechischen Sitten und Einrichtungen hinlänglich vertraut. Dazu war er im Rate des Kaisers von hervorragendem Ansehen und wegen seiner schlauen Gewandtheit zu einer diplomatischen Sendung wohl geschickt. Freilich verdarb er seine Erfolge durch seine Leidenschaft und seinen Jähzorn, und seine prahlende Eitelkeit verschaffte ihm am griechischen Hofe eben keine gute Aufnahme. Der Bericht, den er über seine Gesandtschaft aufgesetzt, ist noch erhalten und wegen seiner Ausführlichkeit von hohem Werte für die Kulturgeschichte. Doch ist die Wahrheit hier oft entstellt durch die Parteilichkeit und Schmähsucht des stolzen Italieners, der in dem griechischen Kaiser durchaus nicht den Fürsten sah, der seinem Herrn gleichgestellt war. Vier volle Monate wurde Liutprand in Konstantinopel hingehalten, ehe er einen Brief des Nikephoros an Otto und die Erlaubnis zur Abreise erhielt. Die kostbaren Geschenke, die Otto an Nikephoros geschickt, hatten nichts genutzt, es kam zu keiner Verständigung, obwohl dieselbe für beide Reiche großen Nutzen haben konnte. Zwar wollte man in Konstantinopel die Verbindung zwischen den zwei Höfen nicht ganz fallen lassen, man forderte aber den ungeheueren Preis, Rom und Ravenna und überhaupt ganz Italien abzutreten. Wolle man aber die engere Verbindung aufgeben, und Otto sich mit dem Frieden begnügen, so fordere man nur die Freigebung von Rom und die Ueberlassung der Fürsten von Capua und Benevent als auffässiger Lehensleute. Dazu kam während Liutprands Aufenthalt ein Gesandter König Adalberts in Konstantinopel an, der dem Kaiser meldete, Adalbert habe ein Heer von 8000 Mann aufgebracht und bitte ihn um Unterstützung durch Truppen und Geld, damit man die Deutschen endlich aus Italien vertreiben könne. Hierauf war Nikephoros bereitwillig eingegangen und sandte dem Adalbert eine Flotte von achtundzwanzig Schiffen zu Hülfe. Daraus ging die feindliche Absicht des Nikephoros deutlich hervor, und unter solchen Umständen konnte es zu keiner Verständigung kommen. Jedenfalls entschloß sich Otto schon im Sommer zu einem neuen Feldzuge gegen die Griechen, da er heftig darüber aufgebracht war, daß er so lange ohne Antwort blieb und daß sein Gesandter monatelang in Konstantinopel aufgehalten wurde.

Wir hatten den Kaiser nach der vergeblichen Belagerung von Bari verlassen. Otto war dann wieder nach Norden gezogen und hatte hier einige Regierungshandlungen vorzunehmen, die für die Gestaltung der deutschen Kirche in Zukunft wichtig geworden sind. Am 2. Februar nämlich starb Bischof Bernhard von Halberstadt, und am 2. März beschloß Erzbischof Wilhelm von Mainz sein Leben. Beide waren seinerzeit die heftigsten Gegner der Gründung eines Erzbistumes in Magdeburg gewesen, und ihr fast gleichzeitiger Tod ward ein Sporn für Otto, den lange gehegten Plan jetzt endlich zur Ausführung zu bringen. Es kam nun für den Kaiser darauf an, ihm völlig ergebene Männer zu Nachfolgern in den erledigten Bistümern zu bestimmen, die sich seinen Plänen leichter fügen würden.

Erzbischof Wilhelm starb etwa in seinem vierzigsten Lebensjahre. Er hatte erfahren, daß die alte Königin Mahthilde ihren baldigen Tod erwartete und

war zu ihr nach Quedlinburg geeilt. Auf dem Rückwege nach Mainz starb er. Wiewohl Wilhelm in manchen Stücken seinem Bruder Otto entgegengetreten, so war er doch seit seiner Erhebung zum Erzbischofe zu einer tüchtigen Kraft geworden, welche Ottos nationale Ziele verstand und förderte. Der Tod seines erstgeborenen Sohnes mag daher dem Kaiser nahe genug gegangen sein, als er der Heimat ferne in Italien davon benachrichtigt wurde. Und schon zwölf Tage nach Wilhelm starb die alte Königin Mahthilde, nachdem sie ihren Gemahl um zweiunddreißig Jahre überlebt. Widukind widmet ihrem Andenken zuletzt folgende Worte: „Wenn wir auch zu ihrem Lobe und Preise etwas hinzufügen wollten, so könnten wir dies doch nicht, da unser Vermögen zu schwach ist, um die Vorzüge jener Frau zu rühmen. Denn wer könnte in würdiger Weise ihre unermüdliche Beflissenheit im Gottesdienste darlegen? In jeder Nacht erfüllten allerlei fromme Gesänge ihre Zelle. Dieselbe lag ganz nahe an der Kirche und stets erhob sich Mahthilde des Nachts und betrat das Gotteshaus, obwohl Sänger und Sängerinnen in der Zelle selbst und vor derselben auf dem Wege nach der Kirche aufgestellt waren, die Gott und seine Güte lobten und priesen. In der Kirche aber erwartete die Königin unter Wachen und Gebeten die Feier der Messe. — Wo sie in der Nähe von Kranken und Schwachen hörte, ging sie selbst hin und bot ihnen das Notwendige dar; für die Armen hatte sie stets hülfreiche Hand und freigebig war sie gegen ihre Gäste, an welchen es nie mangelte. Niemanden entließ sie ohne ein freundliches Wort, fast keiner ging von ihr ohne Geschenke oder sonstige Hülfe. Oft ließ sie Wanderern, die sie von ihrer Zelle aus in der Ferne sehen konnte, Lebensunterhalt bringen. Und obwohl sie solche Werke Tag und Nacht in aller Demut verrichtete, so vergab sie doch nichts ihrer königlichen Würde, sondern wie es geschrieben steht, obgleich sie dasaß wie eine Königin und das Volk rings umherstand, so war sie doch stets eine Trösterin der Traurigen. All ihre Diener und Dienerinnen unterrichtete sie in mannigfacher Kunst, sowie im Schreiben und Lesen. Denn auch darin war sie bewandert, nachdem sie es nach dem Tode ihres Gemahls erlernt. Es würde mir also die Zeit fehlen, wenn ich alle ihre Tugenden rühmen wollte; wenn ich die Beredsamkeit eines Homer oder Vergil hätte, sie würde nicht dazu genügen. So starb sie am 12. März hochbetagt, reich an Ehren und guten Werken, nachdem sie ihren ganzen königlichen Reichtum an die Diener und Dienerinnen Gottes und an die Armen verteilt."

In Quedlinburg fand sie an der Seite König Heinrichs ihre letzte Ruhestätte; ein langes Leben hatte sie hinter sich, reich an Glücksfällen wie an Schicksalsschlägen. Als einstigen Nachfolger des Vaters im Herzogtume Sachsen hatte sie ihren Gemahl geheiratet, sie starb als Mutter des Kaisers, des Herrn über das Abendland. Die ganzen Wandlungen im sächsischen Herzogshause hatte sie erlebt, von Stufe zu Stufe war sie gestiegen, bis es ihr im Jahre 965 vergönnt war, ihren Sohn als Kaiser zu begrüßen. Am meisten hatte ihr zuletzt ihre Stiftung Nordhausen am Herzen gelegen, und deshalb erfüllte auch Otto später den Wunsch der sterbenden Mutter, indem er dem Stifte reichliche Schenkungen zu teil werden ließ.

Die neue Wahl für Halberstadt ward schon am 30. März durch Herzog Hermann vorgenommen, wahrscheinlich im Auftrage des Kaisers; sie fiel auf den

Propst Hildeward. An Stelle Wilhelms aber wurde vom Klerus Hatto, der Abt von Fulda gewählt, den der Kaiser hierzu vorgeschlagen. Hildeward und Hatto mußten aber erst vom Kaiser persönlich die Belehnung erhalten und so wurden sie jetzt nach Italien bestellt, wo Otto vorher noch die Magdeburger Angelegenheit mit ihnen bereden wollte. — Im Anfange des Oktober versammelte sich zu Ravenna eine neue Synode; hier verzichtete Hildeward auf alle seine Rechte über Magdeburg, und Hatto von Mainz mußte schriftlich seine Zustimmung zu der Errichtung eines Erzbistumes in Magdeburg abgeben. Außerdem sollte noch ein Bistum in Merseburg gegründet werden und Hatto ward jetzt genötigt, die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg aus seiner Obedienz zu entlassen. Alle anwesenden Bischöfe mußten ihre Unterschrift zu diesen Beschlüssen geben. Zu dem Leiter des neuen Erzbistumes aber ward der Abt von Weißenburg berufen, Adalbert, ein gelehrter und kenntnisreicher Mann, der dem Kaiser für diesen wichtigen Posten als der geeignetste erschien. Er war in Ravenna mit anwesend und wurde dann vom Kaiser nach Rom geschickt, um dem Papst die Akten der Synode zur Anerkennung zu übermitteln. Johann gab zu allem seine Zustimmung und erteilte dem neuen Erzbischofe das Pallium, dazu die Berechtigung, im Vereine mit dem Kaiser die Sprengel der neuen Bischöfe abzugrenzen, sowie deren Weihe vorzunehmen. — So hatte Otto mehr erlangt, als er je gedacht; vor allem war die Selbständigkeit der neuen Stiftung und somit überhaupt der deutschen Kirche im Osten gewahrt, und der ausdrückliche Verzicht des Mainzers und Halberstädters barg die Aussicht auf die Beständigkeit der Gründungen.

Dann wurde Erzbischof Adalbert nach Deutschland geleitet und in Magdeburg von den sächsischen Großen und dem Volke mit Freuden empfangen; nicht so von den Mönchen von St. Moritz, welche ihr Kloster für das neue Erzstift räumen und ein neues Kloster, das spätere Bergen, beziehen mußten. Zu Weihnachten 968 wurden dann die neuen Bischofsweihen vorgenommen. Boso aus Regensburg erhielt das Bistum Merseburg, Burchard wurde zum Bischofe von Meißen, Hugo für Zeitz geweiht. Dazu mußten jetzt die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg dem neuen Metropoliten Gehorsam versprechen. So war zu Ende des Jahres 968 der Erzbischof mit allen seinen Suffraganen ins Einvernehmen getreten; ja drei derselben hatte er eben erst geweiht und schon dadurch mußte ihr späteres Verhältnis zu ihm bestimmt werden. — Dann schritt man an die Abgrenzung der Sprengel, welche für Merseburg, Zeitz und Meißen wahrscheinlich ungefähr mit dem Gebiete zusammenfielen, über welches Otto nach Geros Tode Markgrafen in eben jenen drei Orten eingesetzt hatte. Das sechste deutsche Erzstift war begründet und zwar auf fester Basis, denn reichlich mußten die sächsischen Fürsten Magdeburg und seine Suffragane ausstatten.

Daß Kaiser Otto selbst nicht bei der Einweisung Adalberts zugegen sein konnte, daran hinderten ihn die Verhältnisse in Italien. Gleich nach der Synode zu Ravenna beschloß er, gegen die Griechen feindlich aufzutreten, da er damals schon genau wußte, daß die Sendung Liutprands mißlungen war. So zog das deutsche Heer wieder gen Süden, um den ganzen Winter daselbst zuzubringen. Am 22. Dezember wurden die Deutschen durch eine totale Sonnenfinsternis in

großen Schrecken gesetzt, doch Bischof Eberachar von Lüttich wußte durch seinen Zuspruch die verzagten Ritter mit Mut zu erfüllen. Ueber den König selbst ist nichts bekannt, ebensowenig wissen wir etwas von der griechischen Flotte und dem angeblichen Heere Adalberts. Dieser starb später zu Autun in der Verbannung, während sein Bruder Kuno oder Konrad sich mit Kaiser Otto aussöhnte und von diesem die Mark Ivrea erhielt.

Auch den Beginn des Jahres 969 hat Otto in Calabrien zugebracht. Pandulf von Capua begleitete ihn, aber außer der Verwüstung und Plünderung des Landes scheint dem Kaiser im Süden nichts geglückt zu sein, da es ihm nicht gelang, die wichtigen Städte einzunehmen, in denen sich die Griechen tapfer verteidigten. An Pandulf hatte Otto einen vorzüglichen Parteiführer in Italien; er war dem Kaiser treu ergeben und deshalb ward die Macht seines Hauses durch denselben auf jede Weise erhöht. Mit Beginn der wärmeren Jahreszeit zog Otto in den Norden zurück, Pandulf übernahm im Süden die Führung der kaiserlichen Waffen, ein Teil des deutschen Heeres war ihm hierfür belassen worden. Mit diesem wandte er sich nun zur Belagerung von Bovino in Apulien. Nachdem hier ein Ausfall der Griechen glücklich abgewiesen, war ihnen bei Wiederholung desselben das Glück günstiger. Ob die Griechen auf diese Weise oder durch Hinterlist, wie Widukind erzählt, das deutsche Heer in die Flucht geworfen, ist nicht mehr festzustellen; jedenfalls wurden die Deutschen geschlagen, viele getötet oder gefangen, unter den letzteren auch Pandulf, der nun vor den griechischen Patrizius Eugenius gebracht wurde. Einmal im Vorteile gaben die Griechen denselben nicht so leicht aus der Hand; sie zogen jetzt in das Gebiet von Benevent und belagerten Capua; ihnen schloß sich Marinus an, der Herzog von Neapel. Capua wurde vierzig Tage belagert, doch bei der hartnäckigen Verteidigung war an eine schnelle Einnahme nicht zu denken; nach entsetzlicher Verwüstung des offenen Landes zogen die Griechen wieder nach Apulien zurück. Aber diesen Einfall durfte Kaiser Otto nicht ungestraft vorübergehen lassen. Er war eben in Pavia mit Regierungshandlungen für Deutschland beschäftigt, als ihn die Kunde von den Erfolgen der griechischen Waffen traf. Sofort schickte er ein Heer nach dem Süden unter dem Befehle Gunthers, des Markgrafen von Meißen, der Grafen Sigfrid und Cono. Als die Deutschen vor Capua ankamen, war Eugenius schon abgezogen. Nachdem man das Gebiet des Herzogs Marinus von Neapel geplündert, zog man über Benevent nach Apulien. — Unterdes war Eugenius wegen seiner Grausamkeit vom griechischen Heere abgesetzt und gefangen nach Konstantinopel geführt worden; sein Nachfolger war der Patrizius Abdila. Bei Ascoli traf man nun mit den Griechen zusammen; der Feind wurde durch Kuno und Graf Sico vollständig geschlagen, gegen 1500 Mann sollen auf griechischer Seite gefallen sein; die griechischen Gefangenen ließ man mit abgeschnittenen Nasen nach Konstantinopel zurückkehren. Dieser Sieg wurde dann zur Plünderung Apuliens ausgenutzt und dem griechischen Lande Tribut auferlegt. Mit reicher Beute beladen kehrten die Deutschen zum Kaiser zurück.

Während dieser Vorgänge hatte sich Otto in Pavia aufgehalten und die Nachfolge im Erzbistum Köln geordnet. Hier war nämlich Folkmar am 18. Juli

gestorben. Er hatte ganz im Sinne Bruns das Erzbistum verwaltet und daher war er es, der den Diakonus Ruotger zur Abfassung von Bruns Lebensbeschreibung veranlaßte. Die Kölner Kirche bestimmte zum Nachfolger den kaiserlichen Kaplan Gero, den Bruder des sächsischen Markgrafen Thietmar. Obwohl Otto anfänglich dieser Wahl entgegen war, so genehmigte er sie schließlich dennoch und Gero empfing zu Pavia die kaiserliche Belehnung.

Noch am Ende dieses Jahres ereignete sich im Osten ein Thronwechsel, der für Otto von großen Folgen werden konnte. Die Kaiserin Theophano hatte es nämlich auf das Leben ihres Gemahls Nikephoros abgesehen, der wegen seiner rücksichtslosen Strenge allgemein verhaßt war. Mit des Kaisers Vetter Johannes ward ein Mordplan verabredet, der in der Nacht vom 10. Dezember in der ruchlosesten Weise zur Ausführung kam. Nikephoros wurde ermordet und Johannes mit dem Beinamen Tzimisces bestieg den Thron. Das oströmische Reich hatte damals drei Kriege zu führen: mit den Russen, den Syrern und den Deutschen. Otto nahm nun die Gelegenheit wahr, die ihm der Thronwechsel bot, denn dadurch wurden die Verhältnisse für die Griechen in Italien unsicherer gestaltet. Im Frühjahre 970 brach er von Norditalien nach dem Süden auf und zog zunächst gegen Neapel, dessen Umgegend schonungslos verheert ward. Dann warf er sich auf Bovino und verfuhr hier auf gleiche Weise, da er die Stadt selbst nicht nehmen konnte. Johannes Tzimisces hatte unterdes eingesehen, daß der Krieg mit den Deutschen keinen Vorteil für sein Reich bringen könne, und deshalb lenkte er jetzt zum Frieden ein. Die Grundlage für die Verhandlungen gab der Vorschlag, den einst schon Liutprand gemacht, die Räumung des griechischen Italiens seitens der Deutschen und die Verlobung einer griechischen Kaisertochter mit dem jungen Otto. Zunächst wurde Pandulf von Johannes freigegeben und Pandulf überbrachte nun dem Kaiser Otto die Vorschläge zu den Friedensunterhandlungen. Otto ging bereitwillig auf alles ein; es genügte ihm, jetzt und im vorigen Jahre das Uebergewicht der deutschen Waffen wiederhergestellt zu haben. Große Erfolge hatte er in Italien genug aufzuweisen, um es jetzt nicht zum Aeußersten kommen zu lassen. Hauptsache war, daß ein treuer und ergebener Mann an den Südgrenzen der deutschen Herrschaft das kaiserliche Ansehen hoch hielt. Und dazu war Pandulf, genannt der Eisenkopf, die rechte Persönlichkeit. Deshalb wurde er jetzt von Otto in seine früheren Würden wieder eingesetzt, während seit 969 Pandulfs Sohn Landulf an Stelle seines gleichnamigen Oheims in Benevent herrschte. — In Begleitung seines getreuen Pandulf zog dann Otto wieder nach Norden; nach Ostern 971 hielt er in seiner Pfalz bei Ravenna eine Reichsversammlung mit den italienischen Großen ab. Hier erhielt er den Besuch eines alten Freundes, des Bischofes Udalrich von Augsburg, den er mit der ganzen Freudigkeit seines Herzens empfing. Vorher hatte er in Rom den jungen Mönch Gerbert von Aurillac getroffen, den ihm der Papst angelegentlich empfahl. Doch der Kaiser konnte ihn augenblicklich noch nicht an sich ketten, da Gerbert in Reims seine Studien fortsetzen wollte. Aber es ward ein Verhältnis begründet, welches in der Folge von großer Wichtigkeit für die Ottonen werden sollte.

Hier in Ravenna wurde nun der Plan erneuert, eine Familienverbindung

mit dem griechischen Kaiserhofe anzuknüpfen. Eine Gesandtschaft nach Konstantinopel wurde glänzend ausgerüstet; an der Spitze derselben stand Gero von Köln, dazu zwei Bischöfe und einige weltliche Große. Mit ausgesuchten Ehren wurden diese am griechischen Hofe empfangen, und diesmal ging der Zweck der Gesandtschaft in Erfüllung. Unter den schon früher festgesetzten Bedingungen willigte Kaiser Johannes darein, seine Nichte Theophano dem jungen Otto zu vermählen. Gero erhielt als ein überaus kostbares Geschenk den Leib des h. Pantaleon, den er später nach Köln abführte. — Als Otto sich von Ravenna nach Rom begab, um dort Ostern zu feiern, waren die Gesandten schon auf dem Rückwege begriffen, in ihrer Begleitung befand sich Theophano. Bischof Theoderich von Metz begrüßte im Namen des Kaisers die junge Fürstin auf italienischem Boden.

Von allen Zeitgenossen wird die Schönheit und der hohe Geist, wie auch die Liebenswürdigkeit der Theophano gepriesen; die Braut war des deutschen Kaisersohnes würdig. Jetzt war Otto am Ziele seiner Wünsche. Selbst dem großen Karl war es mißglückt, eine nähere Verbindung zwischen seinem Hause und dem griechischen Hofe herzustellen; in kurzer Zeit war dies jetzt durch die machtgebietende Stellung Ottos erreicht worden. Allerdings hatte die Gunst der Zeitumstände viel zu dem Gelingen des Planes beigetragen. Eine Heirat stand jetzt in Aussicht, welche für das sächsische Haus die ehrenvollste war, weil die griechische Abkunft doch als die vornehmste galt; in den Augen der Völker Europas mußte diese Verbindung beiden Dynastieen zum Ruhm und zur Ehre gereichen.

Schon am 14. April 972, acht Tage nach Ostern, ward die Ehe zwischen Otto und Theophano durch Papst Johann XIII. in der Peterskirche eingesegnet und Theophano gesalbt und gekrönt. Die Hochzeit wurde mit dem größten Pompe unter dem Beisein einer Menge Fürsten aus Deutschland und Italien begangen; nach drei Tagen ward das Beilager gehalten. Otto zählte damals achtzehn Jahre, seine Braut war ungefähr um zwei Jahre jünger. Am Tage der Einsegnung der Ehe verlieh der junge Otto seiner Braut eine Morgengabe von bedeutendem Umfange, in Italien gehörten dazu Istrien und die Grafschaft Pescara, in Deutschland war es eine Reihe kaiserlicher Höfe, darunter Herford und Nordhausen. Die Urkunde, auf Purpurpergament mit Gold geschrieben, wurde von dem alten Kaiser bestätigt und hat sich heute noch als eine Erinnerung an jene festlichen Tage erhalten.

Bezüglich des kaiserlichen Herrschaftsgebietes in Italien blieb es jetzt beim alten; auf Apulien, Calabrien, Neapel und Palermo gab Otto seine Ansprüche auf, während die wichtigen Gebiete von Capua und Benevent unter der deutschen Oberlehensherrlichkeit verblieben. Auch von dem Plane, die arabische Herrschaft in Garde-Frainet zu zerstören, stand Otto ab; erst im Jahre 975 erlag dieselbe dem Angriffe des Grafen Wilhelm von Arles und des Markgrafen Arduin von Turin. — Nachdem dann mit dem Papste für den nächsten Herbst eine deutsche Synode zu Ingelheim verabredet war, zog der Kaiser mit seiner Familie im Mai von Rom ab, um die ewige Stadt nie wieder zu sehen. Johann XIII. aber starb schon am 6. September 972. Otto nahm nun den Rückweg über Ravenna und Pavia, dann ging es schnell der deutschen Heimat zu. Fast sechs

Jahre hatte der alte Kaiser auf fremder Erde geweilt und groß war seine Sehnsucht nach den Fluren und Wäldern der Heimat. Am 14. August gelangte man nach St. Gallen, wo dem Kaiser ein festlicher Empfang bereitet ward. Ueber Reichenau und Konstanz führte die Reise nach Franken. Hier in Ingelheim versammelten sich zu der angesagten Synode die sechs deutschen Metropoliten mit sechzehn Suffraganen. Doch von den Verhandlungen der Synode ist fast nichts bekannt. — Den Winter über blieb der Kaiser in Franken, eifrig beschäftigt mit Verleihungen von Gütern und Freiheiten an die deutsche Kirche.

Erst im Anfange des Jahres 973 betrat Otto wieder sächsischen Boden. Ungeschwächt hatte sich hier sein königliches Ansehen erhalten, obwohl Gerüchte von einem sächsischen Aufstande im Reiche verbreitet wurden; Herzog Hermann hatte mit starker Hand an Stelle des Kaisers gewaltet. Am 16. März langte Otto in seiner neuen Stiftung Magdeburg an; den Palmsonntag feierte er hier in ernster Stimmung. War er ja in der Kirche, wo seine geliebte Edgitha ihr Grab gefunden. Aber noch größerer Trauer zog er entgegen, als er zur Feier des Osterfestes nach Quedlinburg ging, wo die Mutter seit fünf Jahren begraben lag. Ueberhaupt glich sein Zug durch das Reich jetzt einem Trauerzuge; von einer Stätte eilte er zur anderen, wo man Nahestehende und Freunde ins Grab gelegt.

Doch noch einmal entfaltete sich die Herrlichkeit des Reiches in ihrem vollen Glanze; es war das letzte Fest des scheidenden Kaisers. Noch einmal thronte Otto in seiner kaiserlichen Majestät, um bald darauf von einem höheren Herrn abberufen zu werden. Auf des Kaisers Befehl war Herzog Boleslav von Böhmen in Quedlinburg erschienen, und der Polenfürst Misaca schickte seinen Sohn als Geisel hierher, um den Zorn des Kaisers zu bannen. Im Jahre 972 war nämlich Misaca von Markgraf Hodo angegriffen worden; im Juni kam es zu einer größeren Schlacht bei Zehden a. d. O., in welcher fast alle Deutschen erschlagen wurden. Das konnte für den Frieden Sachsens gefährlich werden, und der Kaiser hatte von Italien aus Hodo wie Misaca Frieden geboten, bis er die Sache selbst untersuchen werde. Wahrscheinlich war dem Misaca befohlen worden, sich zu rechtfertigen, und er schickte daher seinen Sohn als Geisel für seine Treue. Polen aber blieb nach wie vor vom Reiche abhängig und tributpflichtig.

In Böhmen war der frühere Herzog Boleslav im Jahre 967 gestorben und sein gleichnamiger Sohn war ihm in der Regierung des Landes gefolgt. Boleslav II. stellte schon deswegen ein besseres Verhältnis zum Reiche her, weil er der christlichen Kirche zugethan war und die Ausbreitung derselben lebhaft förderte. Unter seiner Herrschaft machte das Christentum in Böhmen solche Fortschritte, daß schon im Anfang der Regierung Kaiser Ottos II. in Prag ein eigenes Bistum für die böhmische Kirche begründet werden konnte, welches unter das Erzbistum Mainz gestellt ward. Jetzt erschien Boleslav II. zum erstenmal vor dem Kaiser und brachte ihm als Oberlehensherrn die üblichen Geschenke dar.

Schon früher als Prag war mit Zustimmung des Herzogs Misaca für Polen ein Bistum in Posen errichtet worden. So erstreckte sich das Christentum und die Herrschaft der deutschen Kirche weit über die Oder hinaus, denn das neue Bistum Posen ward Magdeburg als dem Metropolitansitze unter-

geordnet. Jetzt in Quedlinburg aber stellte sich die Herrschaft Kaiser Ottos über den Osten auch äußerlich dar. — Aber noch aus viel weiterer Ferne waren hier Gesandte erschienen; die Ungarn, Bulgaren, Russen und Griechen waren vertreten und brachten dem Kaiser Versicherungen von Frieden und Freundschaft. Auch der Dänenkönig Harald hatte Gesandte geschickt, welche Tribut brachten und Frieden seitens der Dänen verhießen. Nördlich der Elbe hatte das Christentum gleichfalls neuen Boden gewonnen, seitdem König Harald dazu übergetreten war und seinen Unterthanen die Einstellung des Kampfes gegen die neue Lehre befohlen hatte. So war auch dort für das Gebiet der Wagrier und Abodriten in den letzten Jahren ein Bistum in Oldenburg im Wagrierlande gegründet worden, welches wegen der Slavenmission eigentlich unter Magdeburg hätte treten müssen, doch wegen der großen Entfernung zu dem näheren Hamburg gerechnet ward.

Ferner hatten die Römer und Beneventaner Gesandte nach Quedlinburg geschickt, erstere vielleicht wegen des neuen Papstes Benedikt VI., der am 19. Januar 973 den päpstlichen Stuhl bestiegen. — Wir sehen hieraus, wie bedeutsam diese Versammlung von Quedlinburg gewesen ist, sie war die größte und wichtigste von Ottos ganzer Regierung; die Gesandten fast aller europäischen Staaten waren vertreten, um ihr friedliches Verhältnis mit dem deutschen Reiche zu erhalten oder ein solches zu begründen. Und groß war die Freude unter den sächsischen Fürsten, daß Kaiser Otto und sein Sohn wieder in der Heimat weilten, und reiche Geschenke brachten sie ihrem Herrn entgegen. Ganz besonderen Anteil nahm der alte Herzog Hermann, froh mag er den Kaiser begrüßt haben, da er des Reiches Wacht im Osten treulich gehalten. Aber so groß die Freude der zwei alten Helden am Wiedersehen war, so sehr wurde sie durch einen traurigen Zufall getrübt. Am 27. März starb Herzog Hermann. Das ging dem Kaiser tief; war ja Hermann mit ihm unter den Waffen ergraut und einer der letzten jener Männer, die dem Kaiser das Königtum in Deutschland fest begründen geholfen. Großes hatte Hermann für Otto vollbracht; stets hatte er die Ostgrenzen Sachsens vor Slaveneinfällen bewahrt, die höhere deutsche Kultur hatte er ostwärts getragen und dadurch erst die Ausführung von Ottos kirchlichen Plänen ermöglicht. Unverbrüchlich treu und ergeben war Hermann dem Könige gewesen, und welche Anfeindungen hatte er seit seiner ersten Erhebung zum Anführer bis zum Tode Wichmanns erdulden müssen! Der Tod des Helden war für Otto ein schwerer Schlag, der letzte alte Waffengefährte war dahingesunken, nun stand er ganz allein; wohl mag ihn die Ahnung beschlichen haben, daß auch seine Stunde bald schlagen werde. — Die sterblichen Reste des Sachsenherzogs wurden in der Michaelskirche zu Lüneburg beigesetzt, seine Würde und seine Lehen erbte sein Sohn Benno oder Bernhard.

Seitdem Hermann verschieden, ward Otto seines Lebens nicht mehr froh; traurig und ruhelos zog er von einem Orte zum anderen. Am 5. April verließ er Quedlinburg, am 9. war er in Walbeck; zur Feier der Himmelfahrt Christi begab er sich nach Merseburg, wo er noch die neue Stiftung genau in Augenschein nahm und allen vorhandenen Mängeln Abhülfe schaffte. Hier traf ihn eine saracenische Gesandtschaft aus Afrika, die ihm reiche Geschenke überbrachte

und hohe Ehren erwies; er behielt dieselbe eine Zeit bei sich. In Merseburg fand sich auch seine Schwägerin Judith von Baiern ein, welcher der alte Kaiser mehrere Schenkungen machte; das sind die letzten Urkunden, die wir von ihm besitzen. — Dann setzte Otto seine Reise langsam fort und am 6. Mai gelangte er nach Memleben, in jene Pfalz, wo vor fast siebenunddreißig Jahren sein Vater Heinrich geendet. Eine bange Ahnung ergriff ihn, daß auch er sich hier vom Leben trennen müsse. Noch am nächsten Morgen begab er sich in die Kirche zur Frühmette, dann legte er sich wieder zur Ruhe. Nach der Messe verteilte er Spenden an die Armen, aß ein wenig und legte sich wieder nieder. Dann erschien er noch froh und heiter bei der Tafel. Als er dem Abendgottesdienst beiwohnte, befiel ihn ein heftiges Fieber und große Schwäche, man brachte ihn auf einen Sessel. Schon neigte er das Haupt, als sei er verschieden, doch die Umstehenden brachten ihn noch einmal zum Bewußtsein. Da verlangte er das heilige Abendmahl und nachdem er dies genommen, gab er ohne Seufzer und mit größter Ruhe seinen Geist auf. Man brachte seine sterbliche Hülle in das Schlafgemach und erst in später Abendstunde ward der Tod dem Volke gemeldet. Da erhob sich große Trauer und vieles Klagen; man erinnerte sich jetzt daran, wie er mit väterlicher Liebe seine Unterthanen regiert, wie er sie stets von den Feinden befreit, wie er die Ungarn, die Saracenen, Dänen und Slaven besiegt, wie er Italien erobert, wie er die Götzentempel der benachbarten Völker zerstört und an deren Stelle Kirchen gegründet und Priester eingesetzt. Unter solchen Klagen schickte man sich zur Bestattung der Leiche an. Als es aber Tag geworden, da eilten die Großen sofort zum Sohne des Kaisers, und obwohl der junge Otto schon längst zum Könige und Kaiser gewählt und gekrönt war, brachten sie ihm jetzt ihre Huldigung dar; sie versprachen ihm Treue, und indem sie den Lehenseid in seine Hände ablegten, Hülfe wider alle seine Feinde. So ward Otto von neuem zum Könige und Herrn erwählt, kurz nachdem der Vater die Augen geschlossen.

Die Eingeweide Ottos wurden in der Marienkirche zu Memleben beigesetzt, die Leiche aber führte der junge Otto nach dem Wunsche des Vaters nach Magdeburg über, wo Otto an der Seite Edgithas in einem marmornen Sarkophage die letzte Ruhestätte fand. Sein Leben hatte er auf einundsechzig Jahre gebracht; er stand damals im siebenunddreißigsten Jahre seiner Herrschaft, während er die Kaiserkrone mehr als elf Jahre getragen. Er starb mit Hinterlassung seiner Gemahlin Adelheid und zweier Kinder, Ottos und der Aebtissin Mahthilde; die anderen Kinder waren schon früher gestorben, desgleichen seine Brüder.

Einen großen Herrscher hatte Europa verloren, das fühlte man überall. Er ist der einzige deutsche Kaiser, dem schon die Mitwelt den Beinamen des Großen gab. Die Zeit seiner Regierung gehört zu den glänzendsten Epochen in der deutschen Geschichte. Denn Otto war Kaiser und vereinigte zugleich mit dieser Stellung die Suprematie über die Kirche. Wie der große Karl hat er nach und nach das Reich von allen äußeren Feinden befreit und das ward ihm um so schwerer, als er im Innern mächtige Aufstände zu dämpfen hatte. Die Könige von Frankreich und Burgund suchten seinen Schutz, Italien unterwarf er, die furchtbaren Ungarn wurden von ihm in wilder Schlacht besiegt, die

römische Kirche mußte sich vor ihm beugen und am Ende seines Lebens war er gegen die Griechen mit Glück zu Felde gezogen und hatte dadurch den stolzen Hof von Ostrom zu einer Verbindung mit seinem Hause willfährig gemacht. Doch das größte Verdienst um die Deutschen hat sich der gewaltige Mann durch die Besiegung der Slaven und die Anlegung von Bistümern und Marken im Slavenlande erworben. Auf diesem Boden, wo deutscher Mut und deutsche Kraft durch die Einfälle von Osten her noch jahrhundertelang in steter Bewegung erhalten wurden, da sollten sich im Laufe der Zeiten drei Gebiete entwickeln, die für die Geschicke Deutschlands von hoher Bedeutung geworden sind, nachdem der Westen des Reiches längst zersplittert war und nur noch ein ganz ohnmächtiges politisches Dasein fristete. Besonders für Sachsen war Ottos Zeit die größte gewesen und das Volk hatte hier mit wirklicher Ergebenheit und Liebe an ihm gehangen. Waren ja unter ihm auch die reichen Silbergruben im Harze aufgefunden worden, die goldenen Tage Sachsens nannte man Ottos Regierung. — Groß und edel war seine Persönlichkeit gewesen, tapfer sein Mut, schwer zu ertragen sein Zorn, aber stets fand man ihn zur Milde geneigt. Unermüdlich in der Arbeit und unter den Waffen war er, und indem er die Kirche beschützte und erhob, trug er die beste Sorge für die Ausbreitung von Bildung und Wissenschaft. So stellt sich uns sein Bild als das eines wahrhaft großen Mannes dar, und lange noch hat er deshalb gelebt im Munde des Volkes, indem sich die Sage seiner hervorragendsten Züge bemächtigte. Nur spärlich fließen die geschichtlichen Quellen jener Tage wie in jeder großen und gestaltungsreichen Zeit, da sich das Volk erst später der Tragweite großer Ereignisse bewußt wird. Wenn wir daher Ottos Persönlichkeit in vielen Einzelheiten nicht mehr klar zu erkennen vermögen, so steht doch fest, daß Deutschland an ihm einen der größten Herrscher gehabt hat, von dem die Weltgeschichte zu erzählen weiß. Gewiß sind die einfachen Worte wahr, die man über seinem Sarkophag in lateinischer Sprache angebracht hat:

„König und Christ war er und der Heimat herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt: Dreifach beklagt ihn die Welt.“

Drittes Buch.

Deutsche Geschichte unter Otto II. und Otto III.

Erster Abschnitt.

Deutsche Geschichte unter Kaiser Otto II.[1]

1. Das deutsche Reich bis zum Eingreifen Ottos II. in Italien im Jahre 980.

Als Otto I. am 7. Mai 973 zu Memleben seine Augen für immer geschlossen, wurden im Reiche viel Klagen laut über das Dahinscheiden des Mannes, der das Reich siebenunddreißig Jahre beherrscht und aus den gefahrvollsten Stürmen in ein ruhiges und sicheres Fahrwasser gelenkt. Schon lange vor seinem Tode hatte er mit dem Willen der Großen die Nachfolge bestimmt, im Jahre 961 war sein Sohn Otto zu Worms zum Könige erwählt und zu Aachen gekrönt worden; sechs Jahre später hatte der junge Otto zu Weihnachten 967 in Rom die Kaiserkrone erhalten. Damit war die Nachfolge für Ottos Geschlecht gesichert und in dieser Beziehung hatte sich der Vater ruhig ins Grab legen können. Wer vermochte freilich damals die Frage zu entscheiden, ob der junge Fürst in den Ideen und Zielen des Vaters weiter regieren werde? Durch schwere Kämpfe war der erste Otto dahin gelangt, sich feste Regierungsmaximen anzueignen, nach denen er des Reiches Wohlfahrt leitete, an der Kirche hatte er ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den Trotz der weltlichen Großen gefunden, und es fragte sich, ob der junge Otto stark genug war, um die hohen Vertreter der Kirche nicht all seine königliche Gewalt überkommen zu lassen. In der äußeren Politik konnte es beinahe feststehen, daß der Sohn von den Zielen des Vaters nicht abweichen werde; hatte ja Otto noch als Kind den italischen Boden betreten, war er dann als Knabe in der Weltstadt am Tiber mit der römischen Kaiserkrone geschmückt worden und hatte er später daselbst in aller südlichen Pracht Hochzeit gefeiert mit einer byzantinischen Kaisertochter. Diese Erinnerungen mögen stets wach in ihm geblieben sein, das Größte und Schönste, was ihm das Leben bot, hatte er bisher in Italien erhalten, und so war es klar, daß er den

---

[1] Quellen: Neben den zeitgenössischen Quellen (Mon. Germ. SS. III. IV) Giesebrecht, Jahrb. des deutschen Reichs unter der Herrschaft Kaiser Ottos II., sowie Geschichte der deutschen Kaiserzeit I. Nitzsch, Deutsche Geschichte I. Ranke, Weltgeschichte VII.

Besitz dieses Landes nie aufgeben würde. Ja es konnte kommen, daß er mit viel größerer Zähigkeit daran festhalten würde als der Vater, dessen Jugend doch noch eine rein deutsche war. Dazu stammte Ottos Mutter aus Burgund, kurz das eigentlich deutsche Element konnte bei ihm leicht durch das Fremde überwogen werden.

Soviel wir erkennen, hatte Otto die großen Eigenschaften des Vaters in vollem Maße, doch über den Vater hinaus ging seine Bildung, die er von den berühmtesten Gelehrten der Zeit erhalten hatte. Es wird von ihm gerühmt, daß er wissenschaftlichen Gesprächen und Disputationen gern beigewohnt, auch wohl selbst in sie eingegriffen und dabei die Schärfe seines Verstandes und die Schönheit seiner Rede gezeigt habe. An seinem Hofe versammelte er stets eine Reihe von Gelehrten, da er ohne wissenschaftliche Anregung neben seinem schweren Amte nicht leben mochte. Auch äußerlich mag sein Leben ein verfeinertes zu nennen sein gegenüber dem Vater, dessen große Einfachheit und Schlichtheit stets rühmend hervorgehoben wird, wie bei seinem großen Vorgänger glorreichen Andenkens, dem Kaiser Karl. Denn die Mutter Adelheid und noch mehr die Gemahlin Theophano werden den Sohn und Gatten vielfach mit dem heimatlichen Luxus umgeben haben. So trägt das Bild Ottos II. ein mehr universalhistorisches Gepräge, Deutschland war aus seiner Vereinzelung herausgetreten und hatte den Süden und Osten sich unterthan gemacht und damit war notwendigerweise eine neue Kulturströmung verbunden; die alte Herbigkeit und Rauheit der Sitten und des äußeren Lebens ward allmählich abgelegt und die Deutschen neigten immer mehr zum Fremden hin. Das entspricht aber durchaus der damaligen universalhistorischen Stellung unseres Volkes. — Persönlich pries man an Otto seine Tapferkeit und Unerschrockenheit, ein echter Sachse. Im Gebrauche der Waffen thaten es ihm wenige zuvor, und so war er stets mit seinem deutschen Ritterheere ein Schrecken der Feinde; daher nannte man ihn später: „der bleiche Tod der Saracenen". Seine hochrote Gesichtsfarbe — danach ward er Otto der Rote genannt — verriet einen offenen Charakter, freilich auch seine Hinneigung zu plötzlichem Zorne, die schon der Vater gehabt. Und da er erst achtzehnjährig war, als er zur Regierung gelangte, so sagte man ihm wohl auch zu große Raschheit im Entschlusse und in der That nach, er höre nicht auf den Rat alter und erprobter Leute, sondern handle oft nach der willkürlichen Eingebung des Augenblicks. So ward der beste Wille bei ihm oft durchkreuzt von hastender That. Freilich hat Otto nur ein Alter von 28 Jahren erreicht; als er an die Jahre kam, wo des Mannes Reife beginnt, entriß ihn ein mißgünstiges Geschick dem Leben, und wir vermögen es nicht auszudenken, zu welcher Besonnenheit des Urteils und zu welch tüchtigen Thaten er in der gereiften Männlichkeit fähig gewesen wäre. Viel gute Keime lagen in ihm verborgen, doch es war ihm nicht beschieden, sie alle zur Blüte und Frucht zu bringen, wie es dem Vater vergönnt gewesen. In der That war es ein schweres Verhängnis für das deutsche Reich, daß Otto in der Blüte der Jahre dahinsank ins frühe Grab, sein hoher Geist und seine große Thatkraft ließen eine herrliche Saat hoffen; aber noch ehe dieselbe aufgegangen war, kam der unerbittliche Schnitter und raffte ihn selbst dahin. — Der frühe Tod Ottos scheint auch die Hauptursache

dafür gewesen zu sein, daß wir so wenig nur von den Geschicken des deutschen Volkes und Reiches in der Zeit seiner Regierung wissen; als sein Stern verblaßte, fand sich niemand, der seine Thaten in breiterem Zusammenhange aufgezeichnet hätte, da die neue Regierung mit ihren Wirren sofort alles Augenmerk in Anspruch nahm. So bleibt gar viel in der Geschichte des Reiches unter Otto II. unerhellt, ein Halbdunkel lagert sich fast über die ganzen zehn Jahre seiner Regierung, die, soweit wir klar zu sehen vermögen, am besten eine Fortsetzung von der des Vaters genannt werden kann.

Der Regierungswechsel ging zunächst in aller Ruhe von statten, erstens weil der neue Fürst schon seit Jahren von den Großen des Reiches als Nachfolger anerkannt war, und zweitens weil sich damals noch nicht der Ehrgeiz bei anderen Mitgliedern der ottonischen Familie regte, dem jungen Otto die Krone streitig zu machen. Sofort als der Tod des alten Kaisers bekannt geworden, nahm Otto die Huldigung des Volkes und der Vasallen der Krone entgegen, und nach den Trauerfeierlichkeiten in Magdeburg schickte er sich zu einem Umzuge durch das Reich an. Als König der Ostfranken hielt er seine erste Reichsversammlung zu Worms, dann ging die Reise über Aachen und Trier zurück nach Frankfurt und in das Elsaß, von da nach Sachsen und Thüringen, den Stammlanden des Geschlechtes. So hatte der Kaiser bis Ende 973 den größten Teil des Reiches bereist; alte Verhältnisse waren gefestet und neue angeknüpft worden. Besonders freigebig zeigte sich der neue König gegen die Kirche, deren Erhöhung er wie der Vater im Auge hatte, denn auch er wollte sich auf diese gewaltige Macht stützen gegenüber den weltlichen Großen. Daher war jetzt bei dem Umritte die Kirche besonders gut gefahren, reichlich hatte der König Altes verbrieft und Neues geschenkt, und das hat ihm auch die Kirche nie vergessen. Ueberall wurde Otto gut und mit hohen Ehren aufgenommen, und es schien, als ob seine Regierung einen durchaus friedlichen Verlauf nehmen würde, nachdem die Herrschaft des Vaters unter den schwierigsten Umständen begonnen und endlich nach langen Gefahren und heftigen Stürmen Ruhe nach innen und außen eingetreten war. Doch der Augenschein trügte, bald wurde der stille Friede gebrochen.

Die Unruhen kamen diesmal, wie schon so oft, aus dem Westen. Nämlich die Söhne des von Otto I. nach Böhmen verbannten und dort gestorbenen Reginar kehrten jetzt nach des alten Kaisers Tode nach Lothringen zurück und vertrieben die Besitzer der Güter, die früher ihrer Familie zu eigen gehört. In Bossut, einer Burg an der Hayne, setzten sie sich fest und unternahmen von hier aus Raubzüge ins Land. Otto zog schnell heran, um den Landfrieden kräftig zu schützen, und gleich zu Anfang des Jahres 974 gelang es ihm, die Burg zu brechen und das Raubnest zu zerstören; die Söhne Reginars aber entkamen nach Frankreich. Diese Gefahr eines Aufstandes im Westen, dem sich sonst vielleicht französische Große schnell angeschlossen hätten, war so in kurzer Zeit unterdrückt worden; schon im März 974 war der Kaiser wieder in Sachsen. Aber kaum war es im Westen ruhig geworden, da brach ein viel gefährlicherer Aufruhr los, nämlich in Baiern.

In Baiern hatte nach dem Tode Heinrichs dessen kluge und schöne Witwe für ihren Sohn Heinrich die Regierung geführt, und bei der Sonderstellung des

großen Herzogtumes war diese Frau stets darauf bedacht gewesen, die herzogliche Gewalt gegenüber der königlichen zu mehren. Ihre Tochter Hedwig war an den Herzog Burchard von Schwaben verheiratet, dessen Tod in kurzer Zeit eintreten mußte. So war der ganze Süden des Reiches in den Händen einer Familie, zu deren Tradition es gehörte, dem Kaiser entgegen zu sein. Nun war der junge Heinrich, der wegen seines streitsüchtigen Charakters den Beinamen „der Zänker" erhielt, herangewachsen und mehrere Jahre älter als Otto II. Seine edle Abkunft und seine hohe Stellung im Reiche wollte er jetzt dazu benutzen, die Macht seines Hauses zu vergrößern. Im Jahre 973 war der alte Bischof Udalrich von Augsburg gestorben, der treueste Mann weiland Kaiser Ottos, und das Kapitel wünschte zum Nachfolger den Fuldaer Abt Werner. Doch Heinrich und seine Familie setzten es mit Anwendung einer List durch, daß ein naher Verwandter des bairischen Herzogshauses, Heinrich, gewählt wurde. Sollte nun der Kaiser nicht alle Autorität verlieren, so mußte er jetzt gegen seine Verwandten einschreiten, die wahrscheinlich die freie Bischofswahl, welche sie in Baiern ausübten, auch auf Schwaben übertragen wollten. Zu Ende des Jahres 973 starb der alte Herzog Burchard von Schwaben, und seine Witwe Hedwig trachtete danach, Schwaben als ihr Erbe zu behaupten. Doch Otto erkannte die Gefahr, die bei einem solchen Erbgange für sein Königtum eintreten mußte, er sprach daher der Hedwig das Herzogtum ab und ließ ihr nur das Privatgut Burchards, das Herzogtum aber verlieh er an seinen Vetter Otto, den Sohn Liudolfs. Wohl konnte es der Kaiser ahnen, daß bald bittere Feindschaft zwischen den herzoglichen Familien von Baiern und Schwaben entstehen würde, waren ja die Väter Heinrichs und Ottos, der ältere Heinrich und Liudolf, ihr Leben lang die heftigsten Gegner gewesen, und dies Verhältnis lebte in den Söhnen sofort wieder auf. Aber auch geradezu ward jetzt die Macht des bairischen Hauses geschmälert. Nämlich im Norden des großen Herzogtumes war früher ein mächtiges Geschlecht, die Babenberger, durch ihre Nebenbuhler, die Konradiner, gestürzt worden. Lange Zeit sind die Babenberger aus der Geschichte verschwunden, jetzt begegnen sie uns wieder und zwar in der Person zweier Brüder, deren einer, Berthold, schon bei Otto I. in mannigfacher Gunst gestanden. Dem anderen Bruder Liutpold gab nun Otto II. die bairische Ostmark, das spätere Oesterreich. Denn auch hier hatte bis dahin ein Verwandter des bairischen Hauses gesessen. Trotzdem nun beide Babenberger Lehensleute Heinrichs von Baiern waren, widersetzten sie sich oft ihrer Lehenspflicht und waren dem Lehensherrn entgegen, was sogar im Einverständnisse mit dem Kaiser geschah. Dies sowie seine ganze bittere Feindschaft gegen Otto trieben jetzt den Heinrich zum offenen Aufruhr. Bundesgenossen waren hierfür leicht gefunden, die mächtigen Slavenfürsten Boleslav von Böhmen und Misaca von Polen ließen sich schnell bereden und in dem Bischofe Abraham von Freising wurde der Mann gewonnen, der die Fäden der Verschwörung geschickt zu leiten verstand. Doch die Sache wurde sehr bald entdeckt und Heinrich mit Abraham vor ein Fürstengericht gestellt. Beide wurden zur Verbannung verurteilt, Heinrich kam nach Ingelheim, Abraham nach Corvey. Judith aber, die auch um den Plan wußte, hat damals wahrscheinlich in Regensburg den Schleier genommen.

Indes kaum war diese Gefahr beseitigt, da tauchte an der Nordgrenze eine neue auf, so daß Otto augenblicklich keine Zeit gewann, gegen die Polen und Böhmen zu ziehen, um sie für ihren Abfall zu strafen. Der Dänenkönig Harald hatte nämlich nur auf den Tod Ottos des Großen gewartet, um dann sofort loszuschlagen. Das war jetzt geschehen, und zwar hatte Harald hierzu den Jarl Hakon mit seinen Norwegern aufgeboten; die Feinde überschritten den deutschen Grenzwall und verwüsteten das nordelbische Land. Noch zum Herbst 974 versammelte sich das Aufgebot der Sachsen, Franken, Friesen und Wenden; der Kaiser stellte sich an die Spitze, und unter der erfahrenen Kriegsleitung des Herzogs Bernhard von Sachsen und des Grafen Heinrich von Stade wurden die Dänen zurückgetrieben. Nach vielerlei Mühsalen ward dann das Danewirk von den Deutschen erstürmt, und die jütische Halbinsel lag dem Angriffe der Deutschen offen. Da beeilte sich Harald, Frieden mit Otto zu schließen, er schickte ihm seine ganzen Schätze und seinen Sohn als Geisel. Jarl Hakon aber verließ den Dänenkönig für immer, und Otto legte an der Grenze eine neue Festung zum Schutze an, der Dänenangriff aufs Reich war kräftig abgewiesen.

Im folgenden Jahre zog dann Otto gegen Böhmen, aber ohne nennenswerte Erfolge gegen Boleslav davonzutragen. Und in kurzer Zeit wurde der junge Kaiser von so viel Gefahren im Innern des Reiches umringt, daß er die Ueberwältigung der mächtigen Slavenfürsten augenblicklich ganz aufgeben mußte. Vor allem regte es sich bald wieder von Westen her. Reginars Söhne, Reginar und Lambert, die Großneffen des alten Giselbert, hatten in Frankreich Unterstützung gefunden und nahmen den alten Plan wieder auf, die früheren Besitzungen ihres Hauses mit den Waffen zu erobern. So brachen sie im Jahre 976 in Lothringen ein, wurden aber von zwei lothringischen Grafen aufs Haupt geschlagen und mußten umkehren. Schwereres Unheil aber drohte dann aus dem Süden. Es gelang nämlich dem Herzoge Heinrich, aus Ingelheim zu entkommen, und sobald er Baiern wieder betreten, begann der Bürgerkrieg im ganzen Lande; überall griffen Heinrichs Anhänger zu den Waffen gegen die kaiserlich Gesinnten. Bei der Gleichzeitigkeit dieses Aufstandes mit dem Aufruhr im Westen ist man leicht versucht, beide in inneren Zusammenhang zu bringen; es ist wohl möglich, daß Herzog Heinrich die unzufriedenen Lothringer zum Kriege gegen das Reich aufgestachelt hat, wie es unter der Regierung Heinrichs und Ottos I. so oft ähnlich vorgekommen. Doch das Glück des jungen Kaisers überwand alle Hindernisse; nachdem sich der Aufstand auch nach Schwaben gegen den Herzog Otto verbreitet, erschien der Kaiser mit einem Heere in Baiern und trieb seine Feinde wie Spreu auseinander. Regensburg ergab sich sofort, die Aufrührer legten die Fahne der Empörung nieder, und Herzog Heinrich mußte nach Böhmen entfliehen. Dann traf der Kaiser in Regensburg Anstalten, um Ordnung und Frieden im Lande wieder herzustellen. Zweimal schon war Heinrich als Hochverräter gegen ihn aufgetreten, deshalb ward er jetzt seines Herzogtums entsetzt, seiner Güter beraubt und über ihn und achtundzwanzig seiner Anhänger die Exkommunikation verhängt, ein Graf Askuin von Kärnten aber zum Tode verurteilt. Nun wurden Ottos Getreue königlich belohnt, Otto von Schwaben erhielt das Herzogtum Baiern, er vereinigte also von jetzt an die größte Macht neben dem Kaiser. Vor allem

konnten auch die Babenberger mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden sein, denn Berthold wurde mit dem bairischen Nordgau als eigener Markgrafschaft gegen Böhmen belehnt, der sogenannten Mark auf dem Nordgau; und Liutpold erhielt jetzt Baiern gegenüber eine freiere Stellung, so daß die Ostmark sich seither selbständiger entwickeln konnte. Doch noch eine empfindliche Schmälerung seiner alten Macht mußte sich jetzt Baiern gefallen lassen. Kärnten nämlich und die Mark Verona wurden gänzlich abgetrennt und bildeten fortan ein eigenes Herzogtum, das der Kaiser an Heinrich den Jüngeren übertrug, den Sohn des früheren bairischen Herzogs Berchtold. Dazu wurden die Pfalzgrafschaft in Baiern und die Burggrafschaft in Regensburg in ihrer Macht bedeutend verstärkt, und die Bischöfe von Salzburg und Passau erhielten reichlichen Ersatz für die Verluste, die sie in dem eben beendeten Bürgerkriege gehabt. So war die mächtige Stellung, die Baiern bisher unter den Königen aus dem sächsischen Hause eingenommen, gewaltig erschüttert, indem große Teile des Herzogtums abgetrennt und in selbständige Verwaltung gestellt, auch innerhalb des Herzogtums einzelne Gewalten mit größerer Machtfülle ausgestattet wurden; und in der ganzen Folgezeit haben es die bairischen Herzoge nie wieder zu der alten überwiegenden Stellung im Reiche gebracht.

Durch diese große Veränderung wurde aber am meisten die Kaiserin Adelheid getroffen, da das Haus, welches ihr früher so feindlich gegenübergestanden, jetzt zur höchsten Macht erhoben war. In dieser veränderten Lage fühlte sie sich nicht mehr wohl, sie zog sich daher immer mehr von den weltlichen Dingen und bald darauf sogar aus dem Reiche zurück, indem sie in ihre Heimat Burgund übersiedelte. Dadurch wurde auch das gute Verhältnis des Reiches zu Frankreich getrübt. Die Gemahlin König Lothars war Adelheids Tochter Emma, und dieser Verbindung war es zu danken, daß das französische Königtum sich damals fast in völliger Abhängigkeit vom deutschen Reiche fühlte. Doch als Adelheids Einfluß durch die jüngste Wendung der Dinge gebrochen war, empfand König Lothar diese Abhängigkeit als schimpflich und er rüstete zum Kriege gegen das Reich, zumal er jetzt der Unterstützung des kapetingischen Hauses sicher war. Diese Verhältnisse konnten für das Reich sehr gefährlich werden, denn durch die Verbindung des karolingischen und kapetingischen Hauses wurde in Frankreich eine thatsächlich große Macht geschaffen. Deshalb ging Kaiser Otto Ende 976 nach Lothringen, um sich hier durch eine Versöhnungspolitik die Parteien zu gewinnen. Im Frühjahr 977 traf Otto daher wichtige Bestimmungen in Lothringen. Vor allem wurden jetzt Reginar und Lambert in den Besitz ihrer väterlichen Güter gesetzt, Lothars Bruder Karl aber erhielt das Herzogtum in Niederlothringen, so daß ein Karolinger der Vasall des sächsischen Otto wurde; Karl sollte die Grenzen des deutschen Reiches vor den Franzosen schützen. Auch dem Herzog Friedrich in Oberlothringen ließ jetzt Otto Beweise seiner Gunst zu teil werden. So glaubte der Kaiser die Westgrenzen hinreichend gesichert zu haben, indem er sich daselbst eine ergebene Partei geschaffen. Dann zog er gegen Osten zur Bekämpfung Boleslavs, denn nun glaubte er die Zeit gekommen, wo er diesen zu überwältigen imstande sei. Herzog Otto sollte mit einem zweiten Heere von Westen gleichfalls in Böhmen einfallen. Doch eine Niederlage des Herzogs Otto

bei Pilsen hemmte den Siegeslauf des Kaisers, und es kam zu einem Waffenstillstand: Boleslav versprach dem Kaiser Lehenstreue und sein persönliches Erscheinen am Hofe. Mehr konnte Otto für den Augenblick nicht erlangen, zumal jetzt eine neue Gefahr in Baiern ausgebrochen war. Auf die Kunde davon zog Otto mit seinem Heere durch den Nordgau über Cham nach Baiern.

Nämlich Heinrich der Jüngere von Kärnten, Heinrich des Zänkers Verwandter, hatte sich mit diesem und dem zu ihrer Verwandtschaft gehörenden Bischofe Heinrich von Augsburg verbunden, um das Herzogtum in Baiern an sich zu reißen, sobald Herzog Otto beim Kaiser in Böhmen sei. Der Bischof besetzte auch Neuburg an der Donau, und Heinrich von Kärnten nahm Passau. In dieser Stadt erschien dann Heinrich der Zänker und besetzte sie mit seinen böhmischen Hülfsvölkern. Doch Herzog Otto war bald von dem Plane unterrichtet worden, sofort zog er nach Baiern zurück und belagerte Passau; bald kam auch der Kaiser mit einem starken Heere vor die Stadt. Passau wurde eingenommen und fast der Erde gleich gemacht. Die Empörer mußten sich ergeben und wurden vor ein Fürstengericht gestellt, das um Ostern 978 in Magdeburg zusammentrat. Vorher jedoch ging der Bischof von Passau, dessen Kirche durch den Krieg außerordentlich gelitten hatte, den Kaiser um seine längst gewünschte Erhöhung zum Erzbischof an; er wollte nämlich aus der Salzburger Metropole heraustreten und mit der Leitung eines eigenen Erzbistumes mit dem Sitze in Lorch betraut werden. Doch der Kaiser versagte die Bestätigung, die vom Papste hierzu schon eingeholt war. Der Grund zu dieser Versagung war für Otto, daß er den ihm allzeit treuen Erzbischof Friedrich nicht beleidigen wollte. So erhielt Passau nur Landschenkungen. Das Fürstengericht in Magdeburg aber verhängte über die Empörer harte Strafen: Herzog Heinrich der Zänker ward in die Verbannung zu Bischof Folkmar von Utrecht geschickt, Heinrich von Augsburg kam in die Hut des Abtes von Werden; desgleichen ward ein Graf Ekbert zum Exil verurteilt, der an dem Aufstande teilgenommen. Heinrich der Jüngere ward seines Herzogtumes entsetzt und dies an Otto, Grafen im Wormsfelde, gegeben, den Sohn Konrads, der früher mit Liudolf gegen Heinrich gekämpft hatte. Dazu wurden die Anhänger des Kaisers von diesem jetzt mit den reichen Gütern Heinrichs von Kärnten belohnt. — So war abermals eine große Veränderung im Reiche vor sich gegangen; nachdem Heinrichs Partei völlig aus dem Felde geschlagen worden, hatten die Nachkommen der ehemaligen Feinde seines Hauses alle süddeutschen Herzogsstühle besetzt. Und als der sieggekrönte Kaiser Ostern 978 zu Quedlinburg feierte, kam auch der Böhme Boleslav zu ihm zur Huldigung. So war Otto schließlich Herr aller seiner Feinde geworden, und daß dies möglich war, dazu hatte entschieden eine sehr enge Verbindung der Sachsen und Franken mit dem Kaiser gehört. Der Frieden im Reiche war hergestellt, und es schien jetzt schwerwiegender Anlässe zu bedürfen, um ihn zu stören.

Doch eine friedliche Regierung war auch Otto II. nicht vergönnt. Eine drohende Wolke zog sich jetzt am westlichen Horizont zusammen: man ging darauf aus, den Kaiser in eigener Person zu erdrücken. Otto feierte gerade das Johannisfest 978 und zwar in Aachen. Da brach mitten im tiefen Frieden ohne Ver-

anlassung und ohne Ankündigung König Lothar von Frankreich in Lothringen ein, um den Kaiser gefangen zu nehmen. Ein Heer von 20 000 Mann begleitete ihn, und es fehlte wenig, so wäre der Anschlag geglückt: Otto mußte sein Heil in eiligster Flucht suchen. Aachen wurde von den Franzosen eingenommen, und König Lothar ließ den Adler, der sein stolzes Haupt auf der Zinne der Kaiserpfalz dem Osten zukehrte, nach Westen richten, um zu zeigen, daß die alte Stadt wieder Frankreich unterthan sei. Doch schon nach drei Tagen verließ der französische König die Stadt, und er hatte noch nicht die Grenze seines Landes erreicht, da traf ihn ein Bote Ottos, der ihm jetzt offen und ehrlich, da er hinterlistigen Trug hasse, den Krieg ansagte zum 1. Oktober 978. Sofort berief nun Otto eine Reichsversammlung nach Dortmund für den Juli; aus dem ganzen Reiche strömten die Grafen und Herren herbei, und alle erklärten wie ein Mann, die dem Kaiser angethane Schmach rächen zu wollen, denn dieselbe werde von ihnen als ihre eigene empfunden. So war bald volle Einigkeit gegen den Reichsfeind hergestellt, besonders trug dazu bei, wie erzählt wird, das Andenken Ottos I., der sich ja die größten Verdienste um das Reich erworben. Und in kurzer Zeit versammelte sich nun an der Westgrenze ein Heer, wie es lange nicht im Reiche gesehen war, denn der Krieg war volkstümlich und alles zog mit aus; gegen 60 000 Mann soll das Heer betragen haben, darunter an 30 000 Ritter. Am 1. Oktober wurde die französische Grenze überschritten, und ohne Widerstand rückte Otto bis vor Paris, dessen Verteidigung Herzog Hugo Kapet übernommen hatte, während Lothar jenseits der Seine bei Etampes stand. Der Montmartre diente den Deutschen als Angriffspunkt für die Stadt. Einzelne Teile trennten sich von dem großen Heere, um das Land zu verwüsten. Doch Paris hielt sich tapfer, und die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt, als daß Otto an eine Einnahme hätte denken können. So trat er nach der Mitte des November den Rückzug an, nachdem er noch vom Montmartre herab ein gewaltiges Tedeum ins Land hatte schallen lassen. Trotzdem die Stadt nicht erobert wurde, ward doch bisher alles gut gegangen, aber auf dem Rückzuge erlitt das deutsche Heer von dem nachziehenden Lothar an der Aisne eine Niederlage. Der Troß und das Gepäck hatte nicht rechtzeitig an das andere Ufer des Flusses gebracht werden können, und über Nacht war derselbe sehr stark angeschwollen, so daß der Kaiser dem Nachtrabe keine Hülfe bringen konnte, als dieser von den Franzosen angegriffen ward. In dieser Not ließ Otto dem Lothar ein merkwürdiges Anerbieten machen: das französische Heer nämlich möge ungehindert über den Fluß setzen, und dann solle eine Schlacht entscheiden, oder wenn Lothar dies nicht wolle, so würden die Deutschen hinüberkommen; das besiegte Volk solle unter die Herrschaft des Siegers treten. Darauf gingen die Franzosen nicht ein, sie rieten vielmehr, beide Könige möchten nur selbst die Sache im Einzelkampfe ausfechten. Damit waren aber die Deutschen nicht einverstanden, denn sie wollten im Kampfe ihr Leben für das des Königs einsetzen. So kam es zu keiner Schlacht, und Otto rückte mit dem Anfang des Dezember wieder in seine Grenzen ein. Zwar war der Krieg noch nicht ganz erloschen, doch der Kaiser hielt seine persönliche Anwesenheit nicht mehr für nötig, nachdem er den Franzosen und ihrem Könige gezeigt, über welche starke Macht er gebieten könne. Vielmehr zog Otto im

nächsten Jahre 979 gegen Herzog Misaca von Polen, der es vordem mit Heinrich dem Zänker gehalten und dem Markgrafen Hodo später eine Niederlage beigebracht hatte. Der Zug gegen Misaca endigte mit einer näheren Verbindung des Polenfürsten mit einem deutschen Fürstengeschlechte, Misaca erhielt die Tochter des Markgrafen Theoderich zur Gemahlin, und das konnte bei der Größe der polnischen Macht in der Folgezeit für das deutsche Reich wichtig werden.

Eine sehr bedeutsame Wendung der Dinge aber, an der man die Machtverhältnisse der damaligen Staaten deutlich erkennt, brachte das Jahr 980. König Lothar sah sich nämlich jetzt bewogen, mit Kaiser Otto Frieden und Freundschaft einzugehen. Erstens hatte er im Jahre 978 dessen Macht kennen gelernt, und es war nicht daran zu denken, daß der deutsche König je von ihm überwunden werden könnte. Zweitens aber war wieder Streit zwischen ihm und dem kapetingischen Hause ausgebrochen. So war für Lothar eine Anlehnung an das deutsche Reich notwendig, und Kaiser Otto wies diese nicht von der Hand. Die Angst Lothars, auch Hugo könne zum deutschen Kaiser übertreten und ihm selbst dies mächtige Bündnis verloren gehen, beschleunigte den Anschluß. Lothar schickte gegen Anfang 980 heimlich eine Gesandtschaft an Otto und ließ diesem den Frieden anbieten. Da eine persönliche Zusammenkunft erwünscht war, so kam man an der Grenze beider Reiche, am Chiers, zusammen. Die Grundlage des Friedens bildete die eidliche Versicherung Lothars, daß er alle Ansprüche auf Lothringen aufgebe und an Otto abtrete. Dies Bündnis, sowie die ganze Verhandlung überhaupt hatte Lothar vor Hugo durchaus geheim gehalten, und natürlich richtete sich der Vertrag indirekt gegen Hugo. So war Hugo und ein Teil der französischen Großen sehr zornig auf den König, als der Friedensabschluß ruchbar wurde, man sah ihn als eine Schmach für die französische Nation an. Auf diese Weise mußte sich der innere Zwist zwischen dem Königshause und den Kapetingern vergrößern, bis wenige Jahre später die Karolinger von ihren Nebenbuhlern endgültig verdrängt wurden.

Ueberblickt man die Regierung Ottos bis zu diesem Zeitpunkte, so muß man eingestehen, daß dem Kaiser alles geglückt war. Die Bündnisse der inneren und äußeren Feinde waren zersprengt, die deutschen Herzogtümer waren mit Leuten besetzt, die dem Kaiser unbedingt treu blieben. Frankreich hatte das Uebergewicht des deutschen Reiches anerkennen müssen, Dänemark, Polen und Böhmen waren in die alte Abhängigkeit herabgedrückt worden. Das deutsche Reich stand groß da wie zu den besten Zeiten Ottos I. Und dazu schritt die zivilisatorische Thätigkeit der Deutschen rüstig fort, die Bistümer in dem alten Slavenlande blühten auf und gewannen immer mehr Boden für das Reich und die Kirche. Für Hamburg ward damals auf Fünen ein neues Bistum in Odense begründet. Desgleichen hatte Mainz einen beträchtlichen Zuwachs erhalten, indem noch in den ersten Jahren Ottos II. je ein Bistum für Böhmen und Mähren in Prag und Olmütz errichtet und Mainz unterstellt wurde. Auch unter den Ungarn machte das Christentum große Fortschritte, besonders durch die Missionsthätigkeit des Bischofes Piligrim von Passau, der deswegen bei der römischen Kirche auf ein Erzbistum Anspruch machte; doch damit drang er beim Kaiser nicht durch, wie wir oben sahen. Zuwachs erhielt das deutsche Reich da-

mals durch das Land unter der Enns, welches Liutpold den Ungarn entriß, als sie sich in den bairischen Bürgerkrieg einmischen wollten. Aus alledem aber ersieht man, daß Otto der Politik seines Vaters getreu gefolgt ist, außerdem, daß die Ziele des Kaisers von den Herzogen und Markgrafen durchaus gebilligt wurden, so daß diese die gleichen Bestrebungen innerhalb ihres Herrschaftsgebietes verfolgten. Gekrönt wurden jetzt alle diese Erfolge dadurch, daß dem Kaiser im Juli 980 ein Sohn geboren wurde, der den Namen Otto empfing; damit schien die Nachfolge des Geschlechtes gesichert. Freilich war damit auch der Gipfel des Glückes erreicht, und es war jetzt das Geschick Ottos dazu bestimmt, allmählich auf die abschüssige Bahn des Unglücks zu geraten. Gleich als ob mit der Geburt eines Sohnes alle inneren Schwierigkeiten gebannt wären, so betrat jetzt Otto den Weg der italischen Politik, die er ja auch vom Vater überkommen hatte. Aber auch der zweite Otto sollte im Süden das nicht finden, was er gehofft, auch seine Kraft sollte unter der südlichen Sonne dahinschmelzen.

2. Otto in Italien und das Ende des Kaisers.

Deutschland war ruhig und an den Grenzen des Reiches war der Friede hergestellt. Daher unternahm Otto nun einen Zug nach Italien, den er wohl längst schon geplant. In der Begleitung des Kaisers war seine Familie und sein getreuer Herzog Otto. Im November 980 überstieg man die Alpen, in Pavia ward Rast gemacht. Hier kam es zu einer Aussöhnung zwischen Otto und seiner Mutter, die jetzt um so notwendiger war, als ja Adelheid eigentlich das italische Königreich beigebracht hatte. Adelheid erschien mit ihrem Bruder König Konrad von Burgund, und Otto söhnte sich mit der Mutter vollständig aus, so daß Adelheid in Zukunft ihren Einfluß am Hofe wiedergewann. In der Lombardei traf Otto alles ruhig an, der starke Arm Ottos I. hatte hier für lange Zeit jede Empörung gegen die deutsche Herrschaft vernichtet. Bloß in Rom, in der ewig wetterwendischen Stadt, war eine Aenderung der Dinge eingetreten. Hier stand an der Spitze der Mißvergnügten der Herzog Crescentius, der Sohn der Theodora. Dieser hatte gegen den neuen Papst Benedikt VI. einen Aufstand in Rom erregt, der Papst wurde gefangen und an seiner Stelle der Kardinaldiakon Bonifaz zum Papste gewählt. Benedikt aber wurde in der Gefangenschaft getötet. Auch Bonifaz konnte sich seiner Würde nicht lange erfreuen, er wurde vertrieben und floh nach Konstantinopel, dem gewöhnlichen Ziele aller Flüchtigen, die vor der deutschen Herrschaft weichen mußten. Dann wurde mit Zustimmung Ottos II. im Jahre 974 der Bischof von Sutri als Benedikt VII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Doch im Jahre 980 erlag auch er der Gegenpartei und er war jetzt zum Kaiser nach Ravenna geflohen.

Aber noch weit schwieriger und verwickelter lagen die Verhältnisse im Süden der apenninischen Halbinsel. Hier stieß die oströmische, arabische und deutsche Herrschaft zusammen, Apulien und Calabrien standen unter griechischer Hoheit, da Otto I. darauf hatte verzichten müssen, diese beiden Länder sich unterthan zu machen. Prinzipiell gab Ostrom seine Herrschaft über ganz Süditalien nicht auf, bei der Vermählung Theophanos mit Otto II. hatte man nur augenblicklich

den Verhältnissen Rechnung getragen. Doch sobald Otto I. den Rücken gewendet, ging das alte Spiel von neuem los. Die deutsche Partei in Süditalien hatte einen mächtigen Vorkämpfer, Pandulf den Eisenkopf. Dieser machte im Jahre 974 eine wichtige Erwerbung für die deutsche Herrschaft. Landulf, Atenulfs Sohn, hatte nämlich den Herzog Gisulf von Salerno des Thrones beraubt. Doch sofort erschien Pandulf vor Salerno, eroberte die Stadt, setzte den Gisulf wieder ein und zwang ihn, Pandulfs zweiten Sohn zu adoptieren und ihm einen Teil der Regierung abzutreten. Freilich diese Erweiterung der deutschen Macht in Italien forderte die Rache des oströmischen Kaisers Johannes Tzimisces heraus. Indes dieser kriegstüchtige Fürst wurde damals von anderen Unternehmungen gefesselt, und deshalb konnten die Griechen gegen die Deutschen nicht mit Nachdruck vorgehen. Johannes besiegte die Russen, unterwarf die Bulgaren und zog dann gegen Syrien, das er fast ganz für die griechische Herrschaft gewann. Nur die Ungunst der Verhältnisse hielt ihn davon ab, das mächtige Kalifat von Bagdad zu stürzen, nachdem er schon den Euphrat überschritten und große Städte erobert. Kurz nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel ward der gewaltige Sieger die Beute eines frühen Todes. Und damit hatte der kräftige Aufschwung, den das griechische Kaisertum genommen, sein Ende; schnell gingen alle Eroberungen verloren, zumal die Nachfolger des Tzimisces, Basilius II. und Konstantin VIII. ohne alle Gewalt waren. Daher verlor auch die griechische Herrschaft in Italien immer mehr an Boden und Pandulf ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sein Machtgebiet auf Kosten der Griechen auszudehnen. Dazu kam, daß die Araber damals einen neuen kräftigen Stoß gegen die Staaten am Mittelmeere ausführten. Im Jahre 969 war Aegypten vom Kalifen Moezz erobert worden, dort entstand nahe bei den Ruinen des alten Memphis eine neue Weltstadt, Kairo. Darauf wies der Kalif seinen Emir Ab ul Kasem an, von Sizilien aus nach Italien vorzubringen. Das geschah auch im Jahre 976, der Emir fiel mit einem Heere in Calabrien und Apulien ein und setzte seine Raubzüge bis tief in Pandulfs Gebiet fort. Und diese Einfälle wurden jetzt jährlich wiederholt, nur ein Mann wie Pandulf konnte gegen die sarazenische Uebermacht einigen Widerstand leisten, das griechische Kaisertum hatte aufgehört, der Vorkämpfer gegen den Islam zu sein. Doch auch Pandulfs Arm mußte solchen Angriffen gegenüber erlahmen. Es war daher in Kaiser Otto der Plan gereift, die Araber aus ganz Italien und Sizilien zu vertreiben und auch Sizilien unter seine Herrschaft zu bringen, um dort der großen Unsicherheit ein Ende zu machen. Das war freilich sehr gegen den Willen Ostroms, daß die deutsche Herrschaft nun auch in Sizilien Platz greifen sollte. Indes Kaiser Otto ging zu Anfang 981 frisch ans Werk. Er brach von Ravenna auf und zog zunächst nach Rom, wo er Benedikt VII. wieder einsetzte. Ein großes Gefolge von deutschen, italischen und französischen Großen begleitete ihn; unter anderen war König Konrad von Burgund anwesend, und sogar Hugo Kapet erschien, um jetzt hinter dem Rücken des französischen Königs eine Verbindung mit Otto anzuknüpfen, was ihm auch gelang. Denn zwischen ihm und Otto kam eine Aussöhnung zustande. — Im Sommer 981 weilte der Kaiser in einer Pfalz, die er sich im Marsergebirge in der Nähe des Sees von Celano hatte erbauen lassen. Zur Verstärkung seiner

Macht ließ er von hier aus Heerbannbefehle an eine große Zahl weltlicher und geistlicher Fürsten Deutschlands ergehen. Die Krieger, über die er augenblicklich verfügte, waren meist Sachsen, Baiern und Schwaben, letztere unter der persönlichen Führung ihres Herzogs Otto.

Während Otto Italien durchzog, hatte die kaiserliche Partei in Italien einen großen Verlust erlitten: Am 7. März 981 war der alte Pandulf gestorben, der allzeit getreu zum Kaiser gestanden. Zunächst ward allerdings dadurch nichts in den langobardischen Fürstentümern geändert, mit Capua, Benevent, Camerino und Spoleto wurde Pandulfs ältester Sohn Landulf belehnt, während die anderen Söhne Salerno und Gaeta erhielten. Natürlich war Kaiser Otto darauf angewiesen, in dem kommenden Kriege die Hülfe dieser Fürsten zu beanspruchen. Indes kaum hatte Otto den Feldzug gegen die Griechen eröffnet, die ihn vergeblich davon abgemahnt, da trat in Süditalien ein großer Umschwung ein. Die einheimischen Gewalten erhoben sich gegen die Söhne Pandulfs. Otto kehrte auf die Nachricht davon sofort um, aber im allgemeinen war er nicht mächtig genug, dieser Erhebung zu steuern. Er mußte es geschehen lassen, daß in Benevent Landulfs Vetter Pandulf zur Herrschaft gelangte. In Salerno war mit der Hülfe von Neapel und Amalfi der Bruder Landulfs gleichfalls vertrieben worden, Manso von Amalfi bemächtigte sich hier der Regierung und schloß sich dem griechischen Kaisertume an. Diese Empörung im Süden schien Otto gefährlich zu sein, denn er zog alsbald vor Neapel, belagerte die Stadt und nahm sie im November ein. Dann ging er gegen Salerno, wo sich Manso verteidigte. Hier kam es zu einem Vergleiche. Otto ließ den Manso im Besitze von Salerno unter der Bedingung, daß Manso die griechische Partei verließ und zum deutschen Kaiser übertrat. — So hatte sich hier eine große Veränderung vollzogen, das Geschlecht Pandulfs war aus seiner übermächtigen Stellung vertrieben, und der Kaiser hatte das schließlich anerkennen müssen. Jedenfalls wurden alle diese Umtriebe durch den griechischen Kaiser unterstützt, welcher damals auch mit dem Kalifen in Kairo und mit den sizilischen Arabern in ein Bündnis gegen Otto getreten war.

Im Anfange des Jahres 982 begann nun der Krieg von neuem und zwar jetzt mit größerem Nachdrucke, da die Verstärkungen aus dem Reiche und die Hülfstruppen der italienischen Fürsten eingetroffen waren. Das kaiserliche Heer hatte jetzt die Stärke von 16 000 Mann. Noch im Januar 982 fiel der Kaiser in Apulien ein und zog vor Bari, diejenige Stadt, die seit vielen Jahrzehnten der Hauptstützpunkt der griechischen Herrschaft in Italien gewesen war. Bari wurde eingenommen, desgleichen ward Tarent den Händen der Griechen entrissen. Nachdem Otto in Tarent Ostern gefeiert, ging er im Mai nach Süden, um nun noch Calabrien zu gewinnen, da sich ganz Apulien durch den Fall der beiden Hauptstädte des Landes in seinem Besitze befand. Der Zug ging an der Meeresküste entlang nach Südwesten; durch unwirtliche Sümpfe und steiniges, rauhes Land gelangte der deutsche Heereszug nach Calabrien. Bei Rossano stieß man zuerst auf den Feind, es ward ein Treffen geliefert, in welchem den Deutschen der Sieg blieb. Darauf ward die Stadt Rossano besetzt, und man zog in südwestlicher Richtung weiter. Alle Ortschaften, die im Besitze der Griechen und

Araber waren, fielen in die Gewalt der Deutschen. Bei Cotrone an der Meeresküste hatte sich die Hauptmacht der Araber aufgestellt, jedenfalls auf einem Terrain, das für die Deutschen sehr ungünstig war. Und doch wurden die Araber völlig besiegt, ein großer Teil ihres Heeres lag auf dem Wahlplatze, unter ihnen der heldenmütige Führer Ab ul Kasem. Die Sage berichtet, daß damals an 40 000 Feinde den Schlachtschwertern der Deutschen erlegen sein sollen. Keinesfalls war die Schlacht unbedeutend, die Araber wichen zurück und sammelten ihre Streitkräfte erst ganz im Süden wieder, wo sie sich auch mit den Griechen vereinigten, um an den Deutschen für die Niederlage Rache zu nehmen. Schnell rückte Otto nach, und am 13. Juli 982 kam es hier im äußersten Süden Italiens — der Ort ist nicht überliefert — zu einer Hauptschlacht zwischen den Heeren der damaligen Weltmächte. Vom Morgen bis in den heißen Mittag kämpfte man, bis die Griechen völlig geschlagen waren und ihr Heer sich in wilder Flucht auflöste. Die Deutschen waren durch die Hitze des Tages ermüdet und glaubten schon, daß der Sieg entschieden sei; daher überließen sie sich der Ruhe. Doch sie wurden furchtbar getäuscht. Wahrscheinlich hatte die Hauptmacht der Araber eine Umgehung ausgeführt: plötzlich erschien der Feind von allen Seiten in großen Scharen und machte einen gewaltigen Angriff auf die Deutschen, die meist schon ihre Rüstung abgelegt hatten. So erlitt das deutsche Heer eine ungeheure Niederlage, es ward in der großen Verwirrung, die sich aller, auch des Kaisers bemächtigte, fast aufgerieben. Als der Abend hereinbrach, lag der Stolz und die Zierde Deutschlands auf dem Schlachtfelde, reiche Ernte hatte der Tod gehalten. Eine Menge Grafen und Bischöfe waren gefallen oder gerieten in elende Gefangenschaft, aus der sich nur wenige lösen konnten. Ueberall in Deutschland hatte man zu klagen über die Verluste, kein großes Haus war unberührt geblieben bei jenem schweren Schlage. Daher wissen wir auch den Schlachttag; in den meisten Klöstern ist jener schreckliche Tag aufgezeichnet worden als der Todestag so vieler Edlen. Doch unbekannt ist der Ort geblieben, fast absichtlich scheint man ihn der Vergessenheit übergeben zu haben; jedenfalls aber war die Schlacht südlich von Cotrone am Ufer des Meeres.

Auch der Kaiser hatte hier in großer persönlicher Gefahr geschwebt; einem eigentümlichen Zufalle verdankte er es, daß er nicht gefangen wurde. In der größten Gefahr warf er sich auf ein Pferd und jagte zum Meeresstrande. Durch das seichte Strandwasser ritt er auf ein Schiff zu und erreichte dasselbe glücklich. Doch das Schiff war ein griechisches. Nur ein Slave, der auf dem Schiffe war, erkannte den Kaiser und machte ihm bemerklich, er solle sich nicht zu erkennen geben, denn er wollte ihn retten. Den Schiffsleuten spiegelte der Slave vor, der aufgenommene Flüchtling sei der Kämmerer des Kaisers, und sie sollten nur nach Rossano fahren, dort befinde sich der kaiserliche Schatz und daselbst würden sie ein großes Lösegeld für ihn erhalten. So geschah es auch, doch als man in Rossano gelandet, ging der Slave zum Bischofe Theoderich von Metz, dessen Obhut dort die Kaiserin Theophano anvertraut war, und erzählte ihm den Hergang. Darauf eilen einige Männer mit einem Rosse an den Strand, der Kaiser stürzt sich vom Schiffe ins Meer und entkommt glücklich. Diese

wunderbare Rettung des Kaisers erzählt der Merseburger Chronist Thietmar, der Name des Slaven aber, der seinen Kaiser vor griechischer Gefangenschaft bewahrt hat, ist Zolunta.

Natürlich konnte Otto jetzt nicht daran denken, den Kampf zu erneuern, denn dazu fehlte ihm das Heer. Im Gegenteil, er mußte sofort aus dem griechischen Gebiete fliehen, schon am 18. August finden wir ihn in Salerno. Hier gab es neue Ordnungen über die süditalischen Lande zu treffen, denn auch Landulf und Atenulf waren in der mörderischen Schlacht geblieben. Capua erhielt jetzt Landenulf, der vierte Sohn Pandulfs, Spoleto und Camerino wurden an Trasemund verliehen, einen Verwandten des Pandulfschen Hauses. Manso aber blieb in dem Besitze von Salerno und der Kaiser that jetzt alles, um diesen Mann in seiner Treue zu erhalten. Dann zog Otto nordwärts nach Rom, wo er bis zu Ostern 983 blieb.

Noch ein schweres Opfer forderte der italische Feldzug im Winter 982, nämlich am ersten November starb zu Lucca in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre Herzog Otto von Baiern und Schwaben, ein Mann, dessen Verlust dem Kaiser sehr tief ging, da seine Treue erprobt war. Er war die festeste Stütze des Kaisers im Süden Deutschlands gewesen, und treueste Freundschaft hatte beide seit den Kinderjahren verbunden, obwohl ihre Väter sich so bitter gehaßt.

Doch die große Niederlage im Süden blieb nicht ohne weitere Folgen; die Dänen und Slaven hatten davon gehört und kehrten sofort die Waffen wider das Reich. Auch in Italien selbst trat eine Gärung ein, trotzdem der Kaiser persönlich anwesend war. Der ganze Süden, d. h. Calabrien und Apulien, Länder, um die so viel Blut geflossen war, fielen bald wieder den Griechen anheim. Aber große Trauer erscholl in ganz Deutschland, besonders in den Stammlanden des Kaisers, in Sachsen und Thüringen. Hier beratschlagten sofort die Großen, wie dem Kaiser in der Fremde Hülfe zu bringen sei. Und sie schickten einen Boten an ihn ab mit der Bitte, ihn bald persönlich sehen zu dürfen. So ward von Otto zu diesem Zwecke ein allgemeiner Reichstag für Deutschland und Italien nach Verona auf den Juni 983 berufen; fast alle Fürsten und Großen erschienen hier; noch einmal sollte Otto strahlen in kaiserlicher Herrlichkeit umgeben von allen seinen Getreuen, um dann ein schnelles Ende zu finden. Anwesend war in Verona die ganze kaiserliche Familie und die Wichtigkeit der Verhandlungen entsprach dem Glanze der Versammlung. Vor allem kam es jetzt Otto darauf an, seinem Geschlechte die Nachfolge im Reiche zu sichern. Denn die Augenblicke großer Gefahr im Süden hatten ihn erkennen gelehrt, daß auch er bald dahinsterben könne. So empfahl er den Fürsten Deutschlands und Italiens seinen dreijährigen Sohn Otto zu seinem Nachfolger, und die Wahl geschah ohne jede Schwierigkeit, Deutsche wie Welsche wählten den jungen Otto zum Könige des gesamten Reiches. Denn fortan sollte das Reich ein einiges sein, eine Trennung des deutschen und italischen Königreiches sollte nicht mehr stattfinden. Zum Zeichen dafür sollte der kleine Otto die Salbung und Krönung in Aachen durch die Erzbischöfe Willigis von Mainz und Johannes von Ravenna erhalten. — Da Otto einen neuen Zug gegen die Araber plante, so ward jetzt die Kaiserin Adelheid zur Statthalterin für Italien

ernannt, und ihr Verwandter Hugo, der Sohn des Markgrafen Hubert von Tuscien, erhielt die Belehnung mit der Mark des Vaters. Betreffs der Besetzung der beiden erledigten deutschen Herzogtümer ließ Otto eine Versöhnungspolitik eintreten. Baiern nämlich erhielt Herzog Heinrich der Jüngere, der aus der Verbannung zurückgekehrt war; auch Kärnten und die Mark Verona wurden bald wieder mit Baiern vereinigt. So war die alte mächtige Stellung des bairischen Herzogtums fast wieder erneuert, und ihr Inhaber Heinrich ist seither dem sächsischen Hause ein treuer Vasall geblieben. Schwaben kam an Konrad, einen Vetter der Ida, der einstigen Gemahlin Liudolfs; er war der Bruder eines Grafen Udo, der in der Araberschlacht gefallen.

Nach diesen wichtigen Verfügungen ging man an die Fortsetzung des Krieges. Die Blüte der deutschen Ritterschaft aus allen Gauen war soeben im Süden ein Opfer der Schlacht geworden, daher mußte sich Otto jetzt mehr auf italische Hülfe stützen. Zudem konnten die Sachsen überhaupt ihr Land nicht verlassen, da den Herzog Bernhard auf dem Wege nach Italien die Botschaft von einem Einfalle der Dänen getroffen; er war sofort umgekehrt, um gegen den Feind zu ziehen. Baiern und Schwaben hatten jetzt neue Herzoge erhalten, und deren Anwesenheit im Lande war jedenfalls notwendig. So ward ein großes Aufgebot besonders für Italien erlassen, man sprach damals davon, der Kaiser wolle eine große Brücke nach Sizilien schlagen, wie es einst Darius (!) gethan, und ganz Italien solle über die Brücke zum Kampfe gegen die Ungläubigen ausziehen. Im Juli trennte sich die Fürstenversammlung, und man schied vom Kaiser mit trüben Ahnungen; Abt Majolus von Cluny mahnte ihn mit seiner prophetischen Stimme ab, nach Rom zu gehen, denn dort werde er sein Grab finden. Otto blieb aber fest, und die Fürsten zogen ab, in ihre Mitte nahmen sie den jungen König Otto. Der Kaiser ging nach Ravenna. Hierher kam eine Gesandtschaft aus Venedig, die aus Mitgliedern der mächtigen Familie der Coloprini bestand. Nämlich die große Anhänglichkeit des Dogen Peter Candiano IV. an Kaiser Otto I. und seinen Sohn hatte in Venedig den Verdacht erregt, der Doge wolle sich mit Hülfe des Kaisers ein Fürstentum in Venedig gründen. Im Jahre 976 war es zu einem Aufstande gekommen, der Doge und sein Sohn wurden dabei getötet, seine Gemahlin, eine Verwandte der Kaiserin Adelheid, floh an den deutschen Kaiserhof. Doch bald rissen die Candiani die frühere Macht wieder an sich, freilich der Bürgerkrieg und der Zwist in der Stadt dauerte fort. Für Kaiser Otto war eine engere Verbindung mit Venedig sehr erwünscht, da er die Flotte der Stadt gegen die Araber nötig hatte. So hatte er auch schon in Verona der venetianischen Gesandtschaft die alten Verträge und die großen Handelsfreiheiten der Stadt gegen einen jährlichen Zins von fünfzig Pfund Silbers bestätigt. Doch bald darauf ward die deutsch gesinnte Partei der Coloprini von ihren Feinden aus der Stadt verdrängt, da man den Vertrag mit dem Kaiser für schimpflich ansah. Die Coloprini kamen nun zum Kaiser nach Ravenna und erboten sich, ihm die Stadt in die Hände zu spielen, wenn er ein Mitglied ihrer Familie zum Dogen erhebe. Das sagte Otto zu und ließ Venedig von der Landseite belagern. Freilich von der Seeseite konnte der Kaiser der Stadt nichts anhaben, beim Mangel einer

Flotte vermochte er die Verbindung Venedigs mit dem Meere nicht aufzuheben. So führte die Belagerung nicht zum Ziele.

Unterdes zog Otto im Hochsommer 983 nach Süden, um den Krieg gegen die Araber zu erneuern. Schon war er an der Grenze des griechischen Gebietes angekommen, als ihn die römischen Verhältnisse wieder nach Westen riefen. Papst Benedikt VII. war nämlich seinem Ende nahe, und es war für Otto von großer Wichtigkeit, bei der Papstwahl zugegen zu sein, um als Kaiser seinen Einfluß darauf ausüben zu können. Im Oktober schon erfolgte der Tod Benedikts, und Otto setzte bei der Wahl einen ihm völlig ergebenen Mann durch, den Bischof Petrus von Pavia, der ihm als Kanzler und Erzkanzler gedient; er nahm den Namen Johann XIV. an. Doch so angenehm dies auch für Otto war, seine Freude wurde arg getrübt durch Nachrichten schlimmster Art aus dem Reiche. Während der langen Abwesenheit des Kaisers und seiner Vasallen hatten sich die Reichsfeinde an den Grenzen erhoben und stellten noch einmal den Bestand der nördlichen und östlichen Marken völlig in Frage. Eine große Empörung gegen den christlich gesinnten König Harald war in Dänemark ausgebrochen. Die Festung, die Otto früher bei dem Grenzwalle angelegt hatte, hatten die Dänen erobert und ihre Insassen getötet. Und große Not hatte Herzog Bernhard, ihre weiteren Einfälle nach der Mark Schleswig abzuwehren. Aber eine viel größere Gefahr drohte dem Reiche seitens der Slaven. Die Liutizen an Oder und Havel standen gegen die deutsche Herrschaft und das Christentum auf. Ende Juni 983 zog ein großes slavisches Heer vor Havelberg, die Stadt wurde sofort gestürmt, die Besatzung getötet und die Kirche des Hochstiftes verbrannt. Aehnlich erging es drei Tage später der Stadt Brandenburg, auch sie ward eine Beute der raubgierigen Slaven, die mit allen Heiligtümern des Bistumes ihren Spott trieben. Auch die Abodriten unter ihrem Herzog Mistui empörten sich jetzt gegen die Sachsen. Zuerst zerstörten sie das Kloster Kalbe an der Milde, südwestlich von Havelberg gelegen, dann zogen sie vor Hamburg und verbrannten die Stadt gleichfalls. So waren die bedeutendsten Schutzwehren der deutschen Herrschaft östlich der Elbe den Slaven zum Opfer gefallen; und es war natürlich, daß die Slaven bei ihrem einmal entflammten Hasse nun zum Angriffskriege gegen das Reich selbst vorgehen würden. Wohl mag zu diesen slavischen Siegen die Entblößung des Reiches von der Ritterschaft und den Großen viel beigetragen haben, besonders aber wurden diese Verluste auf Rechnung der Unthätigkeit des Markherzogs und Grafen der Nordmark Theoderich gesetzt. Allerdings ermannten sich die Markgrafen, nachdem der Schaden bereits geschehen war; Theoderich, Hodo von der Lausitz und Rikdag von Meißen sammelten ihre Truppen, der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt schlossen sich ihnen an. Die Slaven hatten die Elbe überschritten und waren bis zur Tanger vorgedrungen; mit einem Heere von 30000 Mann ergoßen sie sich über das deutsche Gebiet, das ihnen schutzlos preisgegeben war. Als das deutsche Heer auf die Plünderer stieß, kam es zur Schlacht, in der die Deutschen Sieger blieben, die Slaven mußten über die Elbe zurückgehen. Doch was half dieser Sieg, wenn er, wie es geschah, nicht ausgenutzt wurde? Die Gründe zu dieser Unthätigkeit auf deutscher Seite sind uns unklar; vielleicht hielt man sich für

zu schwach, um die Städte, welche den Slaven in die Hände gefallen waren, wieder erobern zu können; oder man wollte die Anwesenheit des Kaisers abwarten. Kurz es geschah nichts, und die Gründungen im Slavenlande, die Otto mit so großer Mühe angelegt und auf welche die deutsche Nation stolz sein konnte, waren und blieben verloren für lange Zeit. Die deutsche Herrschaft und das Christentum waren hier mit Stumpf und Stiel ausgerottet, es erstanden wieder die Tempel, in denen den slavischen Götzen schauerliche Opfer gebracht wurden. Wie das Volk stets gern Ereignisse in einen inneren Zusammenhang bringt, deren Kausalnexus keineswegs erwiesen ist, so auch hier. Denn allgemein nahm man an, daß der schreckliche Aufstand und die Erfolge der Slaven die Strafe des Himmels seien für die kürzlich erfolgte Auflösung des Bistumes in Merseburg.

Im Jahre 981 war nämlich Erzbischof Adalbert von Magdeburg gestorben, und der Ehrgeiz des Bischofes Gisiler von Merseburg rastete nicht, bis er in den Besitz dieses Erzbistumes gelangt war. Gisiler stand beim Kaiser in großer Gunst und konnte bei der Abhängigkeit des Papstes von diesem alles erlangen. Damit aber Gisiler die erzbischöfliche Würde in Magdeburg erhielt, mußte zuvor sein Bistum in Merseburg vernichtet werden, da der Uebergang von einem Bistume zum anderen gegen die Kirchengesetze verstieß. Im September 981 trat zu diesem Zwecke eine Synode in Rom zusammen, von der die Aufhebung jenes Bistumes gebilligt wurde, da es einst gegen den Willen des älteren Halberstädter Hochstiftes errichtet worden sei. Was zu letzterem vom Merseburger Bistume einst gehört, fiel jetzt wieder zurück, Zeitz und Meißen teilten sich in das Uebrige zwischen Elster, Saale und Elbe. Die Einwilligung hierzu war vom Kaiser leicht zu erlangen, und so war die Stiftung des h. Laurentius vernichtet, die einst Ottos großer Vater im Augenblicke der höchsten Not im Jahre 955 gelobt. Gisiler aber erhielt mit Umgehung des von der Magdeburger Kirche schon gewählten Otrik das Erzbistum, das er aus den Spolien von Merseburg noch ansehnlich bereicherte.

Auch Otto ward schließlich von der Stimme des Gewissens bedrückt, da er sich zu solcher Gewaltthätigkeit hatte hinreißen lassen. Schwere Zweifel stiegen in seiner Seele auf, und sein Körper erkrankte an der Glut des italienischen Himmels. Dazu kam die traurige Gemütsstimmung wegen der schweren Niederlage der Marken gegenüber den Slaven. Rasch welkte der junge Kaiser dahin, in schwerer, rastloser Arbeit waren seine Kräfte zerrüttet worden. Und den Lebensmüden ereilte ein schneller Tod schon am 7. Dezember 983, nachdem er seinen letzten Willen bezüglich seiner Schätze niedergelegt. Dieselben sollten in vier Teile geteilt werden, deren je einer an die Peterskirche, an Adelheid und die Schwester Mathilde, an die Krieger des Kaisers und an die Armen fiel. Die Leiche des Kaisers ward in einen Marmorsarg gelegt und im Vorhofe der Peterskirche bestattet, dicht neben der Marienkapelle. Später wurde über der Grabstätte ein Säulenmonument errichtet, und selig ward Otto gepriesen, daß er allein von so vielen Kaisern und Königen in der Nähe des Apostelfürsten und seiner Nachfolger ruhen dürfe.

Otto war dreiundzwanzig Jahre König gewesen und fast siebenzehn Jahre

hatte er den kaiserlichen Namen geführt, er erreichte nur ein Alter von achtundzwanzig Jahren. Mitten in der Zeit, heißt es von ihm, wo das Dasein das schönste und das Leben das angenehmste ist, half ihm seine königliche Würde nichts, er ward eine Beute des Todes und zum Staube kehrte er zurück, von dem er genommen ward. Noch in früher Jugend wurde er durch das Geschick zum Lenker des mächtigsten Reiches im Abendlande bestimmt, aber dornenvoll und rauh war der Pfad, auf dem er als Kaiser wandeln mußte. Wenn eine Regierung, so war die seinige schwer und voll Leides. Denn das Glück, das dem Vater stets hold gewesen, war vom Sohne gewichen, stets stellte sich seinen Glückstagen ein schwarzer Schatten des Unglücks zur Seite. Mühevoll hatte er die Einheit und den vom Vater überkommenen Bestand des Reiches bis zum Jahre 980 gewahrt, aber seit seinem Eingreifen in Italien waren seine Erfolge immer wieder durch ein neidisches Geschick vernichtet worden. Die alte Stellung des Reiches konnte er nur mit äußerster Anstrengung halten, aber die Ausdehnung der deutschen Herrschaft über ganz Italien und die Besiegung der Araber war ihm mißglückt. Soeben noch war sein kleiner Sohn Otto von den Erzbischöfen von Mainz und Ravenna zum Könige gekrönt worden, da traf in Aachen die Unglücksbotschaft ein, welche die frohe Versammlung in die tiefste Trauer versetzte. Denn dahin, heißt es, war die Tüchtigkeit dessen, der dem Reiche stets ein tüchtiger Schirm, den Feinden ein Schrecken, und für seine Feinde ein unbesiegbares Bollwerk gewesen. In tiefster Betrübnis hinterließ er seine Witwe Theophano, von der er den einen Sohn und drei Töchter hatte. Adelheid, die älteste, ward später Aebtissin zu Quedlinburg, Sophia ward in Gandersheim erzogen und hier gleichfalls zur Aebtissin geweiht, Mathilde, die jüngste, vermählte sich mit dem lothringischen Pfalzgrafen Ehrenfried.

So stand das Haus der Ottonen in direkter männlicher Linie nur noch auf zwei Augen, und dieselben gehörten einem Kinde von drei Jahren an. Die Sorge um die Vormundschaft des jungen Königs war jetzt das Vornehmste, was die Familie beschäftigte. Leicht konnte die Leitung des künftigen Herrschers zum Nutzen für das Reich ausschlagen, wenn sie in die Hand von Leuten gelegt ward, die den hohen Gedanken und Absichten der Ottonen hold waren; aber wenn das Gegenteil stattfand, so konnten trübe und schwere Zeiten für das deutsche Reich entstehen.

Zweiter Abschnitt.

Deutsche Geschichte unter Kaiser Otto III.[1]

1. Der Streit um die Vormundschaft.

Durch den Tod Ottos II. wurde der Bestand des deutschen Reiches, wie er sich unter den Ottonen herausgebildet, schwer gefährdet. Denn der Erbe der Herrschaft war ein dreijähriges Kind, welches soeben in Aachen zum Könige gekrönt worden. Die vorhergehende Wahl und die erfolgte Krönung ließen es keinesfalls zu, daß die deutschen Fürsten einen aus ihrer Mitte wählen konnten, denn sie hatten dem verstorbenen Kaiser und seinem kleinen Sohne das Wort gegeben, letzteren als den Nachfolger des Vaters anzuerkennen. Hätte Otto II. seinen Sohn nicht schon vorher wählen lassen, so konnte es entschieden zweifelhaft sein, ob die Wahl der Fürsten auf den königlichen Knaben gefallen wäre, da ja dann eine lange Vormundschaft in Aussicht stand, und es bei den augenblicklichen Umständen höchst notwendig schien, einen starken und mächtigen Mann an die Spitze des Reiches zu stellen. Denn wie wir am Schlusse der Regierung Ottos II. sahen, war ein großer Teil der Erfolge Ottos I. und der früheren Zeit Ottos II. verloren gegangen, als die Dänen und Slaven dem Reiche so schwere Schläge versetzt hatten. Es wäre somit für das Reich beinahe zu wünschen gewesen, daß man jetzt von der Erbfolge im ottonischen Geschlechte abging. Denn wenn man sich auch über die Vormundschaft einigte, so lag doch in dieser schon an sich viel Gefahr verborgen. Die Großmutter und Mutter Ottos III. waren Fremde und im Reiche nicht so gerne gesehen; zumal ging das Gerücht von Theophano, daß sie ihren Einfluß auf den Gatten nicht immer zum besten gebraucht habe. Ihr vornehmes griechisches Wesen hatte ihr jedenfalls die Herzen des am Alten hängenden sächsischen Stammes nicht gewinnen können. Ueberdies war der nächste männliche Anverwandte als Neffe Ottos I. Heinrich der Zänker, der sich damals noch in der Obhut des Utrechter Bischofes befand. Und man

[1] Quellen, außer den früheren: R. Wilmans, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Otto III. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. W. Schultze, Forschungen zur Gesch. der Klosterreform I.

wußte wohl im ganzen Reiche, wessen man sich von diesem zu versehen hatte. Nie war ihm wegen seines streitsüchtigen Charakters die Stimmung des Volkes günstig gewesen, und kam dieser Mann jetzt an die hohe Stelle des königlichen Vormundes, so mußten im Reiche in kurzer Zeit die größten Veränderungen vor sich gehen. Denn die leitenden Kreise hatten zum Teil ihre Macht auf Kosten Heinrichs erhalten. Und bei dem maßlosen Ehrgeize, den er von seinem Vater ererbt, war es wohl vorauszusetzen, daß Heinrich sich mit der Vormundschaft nicht begnügen, sondern daß er selbst die Hand nach der Krone ausstrecken werde. Möglich ist allerdings, daß das Reich bei diesem Falle zunächst nicht schlecht fahren konnte. Wahrscheinlich hing Heinrich nicht so sehr an der italischen Politik des ottonischen Hauses, und es blieben dann dem deutschen Reiche die großen Wunden teilweise erspart, welche das italienfreundliche Regiment Ottos III. dem Volke geschlagen hat. Doch wenn Heinrich wirklich zur Krone gelangte, so war ein großer Bürgerkrieg unvermeidlich. Aber nichts mußte das Reich jetzt wegen der gefährlichen Lage nach außen so sehr vermeiden, als innere Zwiste.

Das beste war jedenfalls noch, wenn das königliche Kind und die Vormundschaft in die Hände von erfahrenen und tüchtigen Bischöfen gelegt wurde, an denen Deutschland damals nicht arm war. Denn die Fürsorge Ottos I. hatte ein treffliches Geschlecht von geistlichen Fürsten herangebildet, die sich auch fast alle dem ottonischen Hause aufs engste verpflichtet fühlten. Doch bevor man noch eine Einigung über die Vormundschaft erzielt, machte schon Heinrich der Zänker seine Ansprüche geltend. Gleich nach Ottos II. Tode war er von Folkmar von Utrecht in Freiheit gesetzt worden, und zu Anfang des Jahres 984 eilte er nach Köln, wo sich damals Otto III. unter der Obhut des Kölner Erzbischofes Warin befand. Warin trat den jungen König an Heinrich als an den nächsten männlichen Verwandten ab, und Heinrich gebärdete sich nun als Reichsverweser. Und kaum hatte er durch diesen kühnen Handstreich die Macht in Händen, da trat eine ganze Anzahl besonders von geistlichen Großen zu ihm über, unter ihnen Warin von Köln, Ekbert von Trier und Theoderich von Metz. Die Erzbischöfe von Trier und Köln fühlten sich nämlich dadurch zurückgesetzt, daß Otto II. statt ihrer den Erzbischof von Ravenna zur Krönung des jungen Königs bestimmt. Theoderich von Metz, bisher der getreueste Anhänger des sächsischen Königshauses, war jedenfalls von Theophano beleidigt worden. Denn seit seiner Rückkehr aus Italien ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, die Kaiserin zu verunglimpfen und ihr beim Volke zu schaden. Er ging sofort zu Heinrich über, zumal ihm dieser große Geschenke dafür bot.

So waren die mächtigsten geistlichen Großen Lothringens von Heinrich gewonnen. Aber es gab in diesem Herzogtume auch eine starke Gegenpartei, die jetzt für einst empfangene Wohlthaten dem Sohne Ottos II. den Dank abtrug. Nächst den Bischöfen von Toul, Lüttich und Cambrai gehörte hierzu besonders ein Graf Gottfried, der in Verdun, im Ardennerlande und im Hennegau mächtig war; sein Sohn Adalbero war kürzlich Bischof von Verdun geworden. Von hervorragender Wichtigkeit wurde aber das Verhältnis dieses Grafengeschlechts zum Westreiche. Denn im Jahre 969 war Gottfrieds Bruder Adalbero zum Erzbischofe von Reims erhoben worden. Und dieser Mann war dem ottonischen

Hause mit größter Treue ergeben, da er durch die Anlehnung an das deutsche Königshaus seine Stellung für viel gesicherter hielt, als wenn er sich dem schwachen Könige der Westfranken anschloß. Als sich nun mit dem Tode Ottos II. alle Verhältnisse rasch änderten, mußte sich Adalbero, um sich halten zu können, noch viel enger an die deutsche Königsfamilie anlehnen; sonst war es um seine hohe Stellung als Deutscher in Frankreich geschehen. Er ergriff daher sofort Partei gegen Heinrich. Und dabei erhielt er die Unterstützung eines Mannes, der es durch sein angeborenes Talent und seine außerordentliche Gelehrsamkeit vom einfachen Mönche noch zur höchsten kirchlichen Würde bringen sollte. Dieser Mann war Gerbert, geboren in der Auvergne um das Jahr 950.

Wir haben Gerbert schon früher bei Kaiser Otto I. angetroffen, er war dem Kaiser von Johann XIII. empfohlen worden. Gerbert hatte damals Ottos Bitte ausgeschlagen, ihm nach Deutschland zu folgen, da er erst noch in Reims die Dialektik studieren wollte. Hier in Reims schloß sich der junge Mönch schnell an Adalbero an, und dem Vereine dieser beiden großen Männer gelang es, Reims zur ersten Schule und gelehrtesten Stadt Frankreichs zu erheben. Als Adalbero im Jahre 980 zu Otto II. nach Italien ging, begleitete ihn Gerbert, und damals traf letzterer jenen Magdeburger Otrik, den Gisiler um das Magdeburger Erzbistum brachte. Auf der Reise nach Ravenna begleiteten diese beiden größten Gelehrten Deutschlands und Frankreichs den Kaiser und hierbei fanden sie Gelegenheit, sich in ihrer Gelehrsamkeit zu messen. Gerbert soll damals gesiegt haben, und was noch wichtiger für ihn wurde, der Kaiser erhob ihn alsbald in seiner Gunst zu einem mächtigen Fürsten Italiens, indem er ihm Abtei und Grafschaft Bobbio verlieh. Die Niederlage Ottos II. in Italien veranlaßte aber den Gerbert, sein Kloster zu verlassen und zu Adalbero nach Reims zu gehen. Und da er sich dem Otto und dessen Hause sehr verpflichtet fühlte, so trat er in dem Vormundschaftsstreite alsbald auf die Seite des jungen Otto, und durch seine gewaltige Arbeitskraft und Umsicht hat dieser eine Mann dem deutschen Könige mehr genützt, als viele der bedeutendsten Fürsten. Er wollte das Herzogtum Lothringen durchaus dem Otto erhalten und deswegen unterhielt er die weitreichendsten Verbindungen mit allen französischen und deutschen Großen. Zunächst gelang es seinem Einflusse, Ekbert von Trier für die Sache Ottos zu gewinnen. Wahrscheinlich ist es auch seiner unermüdlichen Thätigkeit zuzuschreiben, daß König Lothar von Frankreich die augenblickliche Schwäche des sächsischen Hauses und des Reiches nicht benutzte, sondern sogar öffentlich zu Gunsten des jungen Königs auftrat. Er nahm nämlich die Vormundschaft über Otto in Anspruch unter der ausdrücklichen Versicherung, daß Lothringen nach wie vor zum deutschen Reiche gehören solle. Ueberhaupt wolle er sich einer jeden Einmischung in die innere Reichsregierung enthalten. Die lothringischen Großen leisteten nun an Lothar als den Vormund ihres Königs den Treueid und stellten an Adalbero Geiseln dafür, daß sie stets treu zu König Otto stehen wollten.

So war Heinrich zunächst fast auf allen Punkten geworfen. Doch der schlaue Mann kannte seinen französischen Gegner und legte sich aufs Unterhandeln. Ganz im geheimen schickte er zu Lothar und versicherte ihm den Besitz Lothringens, wenn Lothar ihn seine Pläne ungestört verfolgen lassen wolle.

Eine Zusammenkunft zwischen beiden ward verabredet; am 1. Februar 984 stellte sich Lothar mit seinem Sohne Ludwig in Breisach ein. Doch Heinrich erschien hier nicht, aus Furcht, sein Spiel möchte allerorts durchschaut sein. Kaum aber hatten Ottos Getreue in Lothringen die Absicht des französischen Königs erkannt, verließen sie ihn sofort, und Lothar war nicht einmal auf der Rückkehr von Breisach vor ihren Nachstellungen sicher. Obwohl freilich nicht alle lothringischen Großen auf Ottos Seite traten, so sah Lothar doch ein, daß der Besitz Lothringens für ihn nur mit den Waffen zu erringen sei. Anfang März 984 drang er daher mit französischen Truppen nach Lothringen vor und ging gegen Verdun, das nächst Reims der Herd aller deutschen Bestrebungen im Westen war. Unglücklicherweise wurden hier Graf Gottfried, sein Sohn Friedrich und sein Oheim Siegfried bei einem Ausfalle gefangen und nach zwei Wochen war die Stadt in den Händen der Franzosen. Doch das war der einzige Erfolg des Königs; weder im oberen noch im niederen Teile des großen Herzogtums war er sonst glücklich und er mußte nach Verwüstung des bischöflichen Gebietes von Cambrai und Lüttich wieder heimkehren.

Inzwischen war Heinrich nach Sachsen gezogen, um hier an das Ziel seiner ehrgeizigen Pläne zu gelangen. Nach Magdeburg berief er die sächsischen Großen zum Palmsonntage und legte ihnen seinen Entschluß vor, sich selbst die Krone anzueignen. Man ging unter der Bedingung darauf ein, daß der junge König die Großen ihres vorher ihm geschworenen Eides entbinde; jedenfalls wollte man damit Zeit gewinnen, denn mit Ausnahme der Geistlichkeit, besonders Gisilers, hingen die Sachsen treu an ihrem rechtmäßigen Herrscher. Als dann Heinrich in Quedlinburg Ostern feierte, trat er schon mit aller königlichen Pracht auf und verlangte, daß die Seinen ihn als König anredeten. Auch waren hier Boleslav von Böhmen, Misaca von Polen und Mistui, der Fürst der Abodriten, erschienen, denen Heinrich den Lehenseid abnahm. Doch diese Verbindung mit Fürsten, die stets gegen die deutsche Herrschaft gestanden und die namentlich dem Herzogtume Sachsen und seinen Marken noch vor kurzem so gefährlich gewesen, diese Verbindung trieb die Sachsen zu schnellem Handeln. In der Hesseburg bei Wolfenbüttel kamen die sächsischen Großen gleich nach Ostern zusammen. Es waren der Herzog Bernhard von Sachsen, Schwager des Gottfried von Verdun, der Markgraf Theoderich von der Nordmark, Eckard, der Sohn des verstorbenen meißnischen Markgrafen Günther und einer der hervorragendsten Männer in Thüringen; ferner zwei Grafen aus Merseburg, Bio und Esico, und noch eine große Zahl anderer sächsischer Grafen. Jedenfalls hat sich diese Versammlung fest gegen Heinrich verbunden und dem Könige Treue gelobt. Kaum aber erfuhr Heinrich hiervon, als er mit einem Heere von Quedlinburg aufbrach, um die Sachsen in der Hesseburg zu überraschen. Drei Meilen vor der Burg sandte er von der Pfalz Werla aus den Bischof Folkmar von Utrecht, um die Sachsen auf gütlichem Wege für sich zu gewinnen. Doch sie kamen selbst schon mit ihren Mannen angerückt, und wenig fehlte, so hätte man mit den Waffen entschieden. Indes Folkmar verhütete dies, und er schloß einen Waffenstillstand. — Daß die Sachsen, zu deren altem Herzogshause Heinrich doch gehörte, ihm so starken Widerstand entgegensetzen würden, hatte Heinrich nicht

gedacht; und er hielt es unter solchen Umständen für besser, in sein altes Herzogtum Baiern zu gehen. Hier nahmen ihn auch die Bischöfe des Landes gut auf; doch als er sich wieder als Herzog des Landes gebärden wollte, ward er durch Herzog Heinrich den Jüngeren vertrieben; denn dieser stand jetzt fest zur königlichen Partei. So war er in Lothringen, Sachsen und Baiern abgewiesen und ähnlich erging es ihm in Franken und Schwaben. Denn hier waren es zwei mächtige Herren, die sich der Sache Ottos aufs wärmste annahmen: Herzog Konrad von Schwaben, dessen Macht sich durch die Besitzungen seines Hauses auch über Franken erstreckte, und Erzbischof Willigis von Mainz, dessen Treue zum ottonischen Hause unverbrüchlich war. Ueberall erhielt Willigis Verbindungen, und besonders eng stand er in Beziehung zu Adalbero und Gerbert. Wie diese in Lothringen und Westfranken für Otto eintraten, so that es Willigis im ganzen deutschen Reiche. Er forderte jetzt unter anderem Theophano und Adelheid auf, sofort ins Reich zu kommen, um ihre Sache persönlich zu vertreten. Und der Mann, der jetzt und noch auf Jahrzehnte hinaus eine der höchsten Stellungen im Reiche einnahm und der dem Reiche durch sein einsichtiges Urteil den größten Nutzen brachte, stammte aus einer niedrigen, aber freien Familie in Schöningen in Sachsen. Schon unter Otto I. ward Willigis wegen seiner hohen Bildung in der kaiserlichen Kanzlei beschäftigt, und als im Jahre 975 Hatto von Mainz gestorben war, fand Kaiser Otto II. keinen würdigeren zum Nachfolger in dem ersten deutschen Erzbistume als Willigis; freilich machte sich bald heftiger Widerspruch gegen Willigis geltend, da er keine edle Abkunft aufweisen konnte.[1]) Denn es war unerhört, daß ein Nichtadliger zur höchsten geistlichen Würde und zum Erzkanzler im Reiche erhoben wurde. Indes Otto achtete nicht auf diesen Widerspruch, da ihm die Trefflichkeit des Mannes über die hohe Abkunft ging. Und Willigis hat zum großen Segen für das Reich den erzbischöflichen Stuhl von Mainz sechsunddreißig Jahre innegehabt.

Vor allem war es jetzt Willigis, der die etwa noch zögernden Franken in ihrer Treue gegen den König erhielt. Auf den Bürstädter Wiesen nämlich in der Nähe von Worms waren die fränkischen und schwäbischen Großen mit Heinrich zusammengekommen. Heinrich suchte sie hier zu bereden, vom Könige abzufallen; doch Willigis und Konrad von Schwaben brachten es dahin, daß alle erklärten, ihrem Könige treu bleiben und ihre Waffen gegen Heinrich kehren zu wollen. Es wäre nun von Heinrich tollkühn gewesen, wenn er jetzt seine Pläne noch weiter hätte verfolgen wollen; überall sah er sich geschlagen, in keinem Herzogtume wollte man mit ihm gemeinsame Sache machen. So lenkte

---

[1]) Hiermit zusammen hängt die Sage, daß die Mainzer Domherren, die sich nicht unter einen Erzbischof von unedler Abkunft beugen wollten, deshalb auf das Thor der erzbischöflichen Residenz in Mainz ein Wagenrad gemalt haben sollen mit der Umschrift: „Willigis, Willigis, gedenk, woher du kommen bist." Nämlich die Sage dichtete dem Erzbischofe später an, daß sein Vater ein Wagner gewesen sei. Willigis aber, erzählt die Sage weiter, verstand die Sache richtig und nahm in seiner Bescheidenheit, da er sich seiner Abkunft nicht schämte, das Rad in das Wappen des Erzbistumes Mainz auf. So sei das weiße Rad auf rotem Grunde im Mainzer Wappen entstanden. Die Sage ist jedenfalls bezeichnend genug für das Adelsregiment im Reiche und für die geistige Größe des Willigis.

er endlich ein und gab den Franken das eidliche Versprechen, in Rara am 29. Juni den Sohn Ottos II. seiner Mutter und der königlichen Partei auszuliefern.

Und auch in Lothringen hatten sich inzwischen die Verhältnisse sehr zu Ungunsten Heinrichs geändert. Es war nämlich den Anhängern Ottos gelungen, den Bund Lothars mit dem kapetingischen Hause zu sprengen und letzteres zu einem Bunde gegen Lothar zu gewinnen. Als Lothar in Compiègne mit seiner Partei eine Versammlung hielt, um einen neuen Zug gegen Lothringen zu unternehmen, da kam die Botschaft, daß Hugo Kapet mit 600 Rittern heranrücke, um die Königlichen aufzuheben. Diese zerstreuten sich darauf sofort, und der Zug nach Lothringen, der auch zu Heinrichs Gunsten dienen sollte, kam nicht zustande. — Trotzdem nun Heinrich versprochen, sich zu stellen, ließ er den Tag vorübergehen, ohne zu erscheinen. Und das gab natürlich den Ausschlag. Die Anhänger des Königs glaubten sich nicht mehr an den Frieden gebunden und überfielen einige Burgen von Heinrichs Leuten in Thüringen; Alach bei Erfurt wurde von ihnen genommen und Weimar belagert. Heinrich eilte natürlich, den Seinen zu Hülfe zu kommen, doch er konnte nirgends durchdringen und mußte schließlich zu seinem alten Bundesgenossen Boleslav von Böhmen fliehen. Diesen veranlaßte er sofort dazu, ihm bewaffnete Hülfe zu geben, damit er durch die meißnische Mark in Sachsen einfallen könnte. Er erhielt auch die erbetene Hülfe, und die Böhmen begleiteten ihn bis nach Oschatz, in dessen Nähe eine Schar seiner Anhänger zu ihm stieß. Als die Königlichen hiervon gehört, gaben sie die Belagerung von Weimar auf und zogen Heinrich entgegen. Bei Eythra an der Elster trafen sich die Heerhaufen; die Königlichen schlugen ein Lager auf, um Heinrich am nächsten Tage anzugreifen. Heinrich schickte ihnen zwar den listigen Gisiler von Magdeburg, um sie zu überreden, auf seine Seite zu treten. Doch dies Mittel verfing nicht mehr. Nur unter der Bedingung versprachen sie Heinrich freien Abzug, wenn er sein eidliches Versprechen, den jungen König am 29. Juni in Rara zu übergeben, wiederhole und ihnen alle seine Burgen bis auf Merseburg, Frosa und Walbeck ausliefere. Heinrich mußte dies annehmen, um nicht alles zu verlieren; am folgenden Tage leistete er den Eid und übergab seine Burgen. Dann ging er zu seiner Gemahlin Gisela nach Merseburg und erklärte hier seinen Anhängern, daß er gezwungen sei, die Krone niederzulegen.

So fand die Anmaßung Heinrichs ein Ende; doch der Zug der Böhmen nach Meißen hatte noch ein trauriges Nachspiel. Auf dem Rückwege nämlich bemächtigte sich der Anführer der Böhmen, Wagio, mit List der Burg Meißen und legte eine böhmische Besatzung hinein. Dem Boleslav konnte natürlich nichts erwünschter sein, als diese wichtige Grenzfeste gegen Böhmen in seiner Gewalt zu haben. Er kam daher selbst sofort nach Meißen und vertrieb den Bischof Volkold, so daß das Heidentum wieder seinen Einzug halten konnte. Auf diese Weise waren in wenigen Jahren von den Bistümern, die Otto I. im Slavenlande angelegt, Merseburg, Brandenburg, Havelberg und Meißen vernichtet.

Inzwischen war Theophano auf die Kunde von Heinrichs gewaltthätiger Anmaßung von Rom aus nach Pavia geeilt, wo Adelheid mit ihrer Tochter

Mahthilde als Statthalterin für Italien weilte. Trotzdem nun Heinrich und König Lothar zu Adelheid in so engen Beziehungen gestanden, erklärte sich die Kaiserin sofort für ihren kleinen Enkel und söhnte sich mit Theophano völlig aus. Bald darauf wurden beide Kaiserinnen durch Willigis nach Deutschland gerufen; sie überstiegen die Alpen und zogen durch Burgund nach Schwaben. König Konrad von Burgund, Adelheids Bruder und Heinrichs Schwiegervater, begleiteten sie; in Schwaben wurden sie von Herzog Konrad empfangen. Dann setzten sie die Reise nach dem Norden fort, da sie bei der Versammlung in Rara (wahrscheinlich Kloster Rohr bei Meiningen) zugegen sein wollten. Diese Versammlung kam auch am 29. Juni 984 richtig zustande, und Heinrich erschien, allerdings in der Hoffnung, daß er noch nicht alles verloren habe. Und die Unterhandlungen dauerten lange; erst dem Könige Konrad gelang es, Heinrich umzustimmen, wenn man nicht annehmen will, daß ein himmlisches Wunder den störrischen Sinn Heinrichs bekehrt habe, wie es damals im Volke hieß. Endlich erklärte er sich bereit, den jungen König auszuliefern, und dafür wurden ihm verhältnismäßig günstige Bedingungen zugestanden. Wahrscheinlich erhielt er die Burgen zurück, die er vordem hatte übergeben müssen. So hatten jetzt wenigstens die sächsischen Großen das Ziel erreicht, daß der König Otto unter der Obhut seiner Mutter Theophano war, und diese die Reichsverwesung überkam. Doch Heinrichs unruhiger Sinn konnte durch diese Niederlage nicht geändert werden, noch trug er sich mit der Hoffnung, daß er Baiern wieder für sich gewinnen könne; daher zog er nach dem Tage zu Rara wieder gegen Süden.

Ungünstig für Otto hatte sich inzwischen die Lage in Westfranken gestaltet. Da nämlich ein Teil der französischen Großen wünschte, daß in Hugo Kapet dem deutschen Könige ein mächtiger Feind erweckt würde, so war eine, wie man annahm, vollständige Aussöhnung zwischen Lothar und Hugo vermittelt worden; auch Karl von Niederlothringen verbündete sich mit seinem Bruder Lothar gegen das deutsche Reich, und schon war ein Feldzug verabredet, als die Sachlage in Lothringen durch den Tod des Bischofes Theoderich von Metz eine wesentliche Aenderung erfuhr. Dieser Mann, der früher am kaiserlichen Hofe in höchster Gunst und Ansehen stand, hatte sich nach Ausübung seines Verrates in die Einsamkeit zurückgezogen, und in tiefster Reue über seinen Fehltritt starb er am 7. September 984. Für einen Nachfolger war bald gesorgt, und zwar war dies Adalbero, der Sohn des kürzlich verstorbenen oberlothringischen Herzogs Friedrich und der Beatrix, der Schwester Hugo Kapets. Diese hatte nach dem Tode ihres Mannes die Herrschaft in Oberlothringen an sich gerissen und war eine mächtige Stütze der ottonischen Partei geworden. Jetzt bewarb sie sich für ihren Sohn Adalbero um das Bistum in Metz. Und da die Kaiserinnen Adelheid und Theophano sich den großen Einfluß der mächtigen Frau nicht entgehen lassen wollten, so ward Adalbero zum Metzer Bischofe ordiniert. Und damit war Beatrix für die ottonische Sache durchaus gewonnen, durch ihre Bemühungen wurde jetzt der geplante französische Feldzug gegen das Reich verhütet. Außerdem gelang es ihr, bald alle lothringischen Großen auf Ottos Seite zu ziehen.

Abermals ward nun bei Worms Versammlung gehalten; die kaiserliche Familie und fast alle Herren aus Lothringen und Franken waren mit zahlreichen

Mannen erschienen. Auch Heinrich war anwesend, und die königliche Partei brachte es dahin, daß er dem jungen Könige Treue gelobte; Adelheid und Theophano wurden als Reichsverweserinnen anerkannt. Aber Heinrichs Sache war damit noch nicht entschieden, eine Entschädigung mußte er erhalten. War er doch König Heinrichs I. Enkel und der Oheim des kleinen Otto. Deswegen besaß er doch noch einigen Anhang, und mit diesem versuchte er jetzt von neuem, das Herzogtum in Baiern an sich zu reißen. Wieder entspann sich die Fehde zwischen den beiden Heinrichen, bis der Streit durch einen Grafen Hermann beigelegt wurde. Jedenfalls hatte Heinrich der Zänker einige Erfolge errungen, denn Heinrich der Jüngere mußte ihm bald darauf eine wichtige Abtretung machen. Als sich nämlich zu Anfang 985 die Kaiserinnen und der König Otto zu Frankfurt aufhielten, erschienen beide Heinriche am Hofe, und jetzt erhielt Heinrich der Zänker das Herzogtum Baiern zugesprochen, während Heinrich der Jüngere Kärnten mit der Mark Verona als ein eigenes unabhängiges Herzogtum behielt. Hier leistete auch Heinrich dem Könige den Vasalleneid, und so war vorläufig dem schrecklichen Thronstreite ein Ende gemacht. Und zur allgemeinen Versöhnung wurden dann die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Baiern und Kärnten nach Quedlinburg für Ostern 985 beschieden, um hier, wie bei dem Krönungsfeste Ottos I., dem jungen Könige ihre persönlichen Dienste darzubringen. Zugleich waren auch die Fürsten der Böhmen und Polen, Boleslav und Misaca zugegen, von denen Otto den Vasalleneid empfing. Damit war der allgemeine Friede besiegelt, den der französische König in seiner Schwäche nicht mehr zu stören vermochte. Heinrich selbst erkannte jetzt seine Fehler, und er hat seither als ein äußerst tüchtiger Herzog über Baiern gewaltet. Sein Beiname „Zänker“ ward in „der Friedliebende“ umgewandelt, und mit nachdrücklicher Strenge verfuhr er gegen diejenigen, die es wagten, den Landfrieden zu brechen.

Daß die Verhältnisse sich so gebessert hatten, das lag besonders an den weltlichen Herren, welche die Politik des ottonischen Hauses als eine für das Reich fruchtbringende erkannt hatten. Dagegen war die Geistlichkeit mehr auf die Seite Heinrichs getreten. Nur ein Vertreter der geistlichen Großen hatte alle Mittel in Bewegung gesetzt, um den früheren Zustand zu erhalten, Willigis von Mainz. Willigis sah, daß mit Heinrichs Königtume eine schwere Schädigung des Reiches nach innen und außen verbunden sein mußte, das hatte ihn das Bündnis Heinrichs mit den Slavenfürsten gelehrt. Deshalb ließ er im Vereine mit dem Franzosen Gerbert nichts unversucht, die Großen des Reiches auf die königliche Seite hinüberzuziehen. Und diesen fehlte es damals nicht an der nötigen Einsicht. Die enge Verbindung, in welche Otto I. und sein Sohn das Reich mit den Slavenländern und mit Italien gebracht, hatte ja auch wirtschaftlich einen günstigen Erfolg für Deutschland haben müssen. Der Handel wuchs, und die Industrie blühte mancherorts auf. Und schon begannen sich die Burgen im Innern des Reiches mit mehr Häusern zu umgeben, denn das Leben in den entstehenden Städten hatte viel Anziehendes. Kurz, nicht bloß nach außen stand das Reich groß da, auch im Innern machte sich die ottonische Politik in günstiger Weise fühlbar. Und das waren gewichtige Gründe dafür, daß man

Otto III. die Treue hielt. Damit aber ward das deutsche Königtum und das deutsche Reich gerettet. So lose anfänglich die Beziehungen der deutschen Fürsten zu König Heinrich I. gewesen, allmählich war es ihm und seinem echt deutschen Hause doch geglückt, ein festes Band zwischen dem Haupte und den Gliedern des Reiches herzustellen, ein Band, welches nicht als Fessel empfunden, sondern für das Volk zu einer wohlthätigen Einschränkung gegenüber den Gelüsten des Adels wurde.

So blieb jetzt auch das Kaisertum deutscher Nation bestehen. Erstens weil zwei Kaiserinnen über den jungen König die Vormundschaft ausübten, deren eine das Königreich Italien zur deutschen Herrschaft gebracht, und zweitens weil letzteres jetzt keinen Versuch machte, die Herrschaft der Deutschen abzuschütteln. Denn auch in Italien hatte das ottonische Regiment wohlthätig gewirkt, der konservative deutsche Zug kam dem romanischen Lande, das sich jahrhundertelang in Parteikämpfen zerfleischt, sehr zu gute; die wüste Anarchie hatte aufgehört, und die Bischöfe des Landes konnten wegen des eingetretenen Friedens ihre Sitze wieder zu blühenden und wohlhabenden Städten emporheben. Das waren die Segnungen der deutschen Herrschaft, denen man sich auch nirgends so leicht verschloß. — Auch im Süden haben damals die Reichsfeinde keine nennenswerten Erfolge erringen können, die Araber wurden durch innere Zwiste beschäftigt, und die Griechen besetzten zwar wieder die apulischen und calabrischen Städte, aber die langobardischen Fürsten Pandulf und Landenulf blieben im unbestrittenen Besitze ihrer Macht. Salerno, Neapel und Gaeta machten sich allerdings frei, doch sie gerieten keineswegs in die Abhängigkeit der Griechen. Nur in Rom änderte sich zunächst manches zu Gunsten der Griechen. Als Theophano nach Deutschland geeilt war, kehrte Bonifaz VII. aus Konstantinopel nach Rom zurück und bemächtigte sich mit griechischer Hülfe der Person des Papstes Johann XIV., der in der Gefangenschaft im August 984 starb, nachdem Bonifaz schon den päpstlichen Stuhl wieder bestiegen. Aber auch dieser sollte nicht lange die Früchte seiner Gewaltthat genießen; schon im Juli 985 ist er gestorben. In Rom aber maßte sich jetzt Johannes Crescentius die Herrschaft an, der Sohn jenes Herzogs Crescentius, der sich einst gegen Benedikt VI. aufgelehnt. Unter dem Titel eines römischen Patricius beherrschte er die Stadt wie vordem Alberich, unabhängig vom deutschen wie vom griechischen Reiche. Zum Papste wurde dann der Sohn eines römischen Priesters als Johann XV. gewählt, der ohne allen Einfluß blieb, da ihn Crescentius nicht dazu gelangen ließ. In Tuscien dagegen war Markgraf Hugo ein kräftiger Vertreter des Königtumes, und in der Lombardei hielt die Kaiserin Adelheid Hof als Statthalterin des italischen Königreiches. Venedig erneuerte seinen Vertrag mit dem Reiche, den es einst mit Otto II. geschlossen, und brachte dem kaiserlichen Hofe jährlich den schuldigen Tribut dar.

2. Das Reich unter der Vormundschaftsregierung der Theophano.

Während Adelheid in Italien den König vertrat, übernahm Theophano die Regierung in Deutschland. Keine leichte Aufgabe war ihr hier zugefallen. Denn sie war eine Fremde und gehörte noch dazu einem Volke an, das in

stetem Zwiste mit dem deutschen Reiche lebte, und welches daher bei den Deutschen sehr unbeliebt war. Deshalb ward die Kaiserin beim Volke viel verdächtigt, und üble Nachrede hatte sie zu erdulden. Doch die Liebe zu ihrem verstorbenen Gemahle und zu ihrem kleinen Sohne ließ sie alle Hindernisse überwinden. Sie verfügte über einen männlichen und kräftigen Geist; nie hat es ihr an entschlossener Thatkraft gefehlt, und der Größe der übernommenen Pflichten ist sie stets eingedenk gewesen. So hat sie, die Fremde, deren Familie die bittersten Feinde deutscher Herrschaft und deutschen Kaisertumes waren, die Zügel der Regierung sieben Jahre lang zum Segen für das Reich und Volk gelenkt.

Das erste Ziel, welches die Kaiserin sich setzen mußte, wenn sie der ottonischen Politik getreu bleiben wollte, war die Herstellung der slavischen Marken. Hier waren die Bistümer Havelberg, Brandenburg und Meißen vernichtet, nachdem schon vorher Merseburg aufgehoben worden. Auch die Marken waren verfallen, den letzten Sieg der Markgrafen über die Slaven hatte man deutscherseits nicht ausgenutzt. Jetzt waren Dietrich von der Nordmark und Rikdag von Meißen gestorben, und obwohl beide Söhne hinterließen, fielen ihre Marken nicht an diese, sondern die Nordmark kam an den Grafen Lothar von Walbeck, Meißen an den tapfern Eckard, den Sohn des ersten meißnischen Markgrafen Günther. Die Stellung eines Markherzogs, welche Dietrich innegehabt, ward jetzt aufgehoben. Und da Merseburg und Zeitz als besondere Marken nicht mehr bestanden, sondern mit Meißen vereinigt waren, so gab es jetzt, neben der nördlichen Mark der Billunger, nur noch drei große Markgebiete, die nur vom Könige abhingen: die Nordmark, die wieder zu einem einzigen Gebiete vereinigte Ost- oder Lausitzer Mark und die Mark Meißen.

Noch im Jahre 985 wurde ein Feldzug gegen die Slaven unternommen, aber dabei nichts ausgerichtet. So konnten die rechts der Elbe liegenden Gebiete der Nord- und Ostmark für den Augenblick nicht wieder mit dem Reiche vereinigt werden. Anders verhielt es sich mit der Mark Meißen, wobei die Persönlichkeit Eckards von großem Einflusse ist. Eckard und sein Vater Günther waren mit Otto II. nach Italien gezogen, Günther fiel in der großen Araberschlacht. Bei seiner Rückkehr vermählte sich Eckard mit der Schwester des sächsischen Herzoges Bernhard, denn er war wegen seiner hervorragenden Eigenschaften beim Kaiser in große Gunst gestiegen. Dann hatte Eckard stets auf seiten der königlichen Partei gestanden, und der Lohn dafür war die Belehnung mit dem großen Markgebiete. Eckard war ein ausgezeichnet tapferer und ritterlicher Mann, wie wir sie unter Otto I. so häufig angetroffen; er schien zu Großem bestimmt zu sein, aber die Kühnheit seiner Pläne hat ihn später zu Grunde gerichtet. Hier in dem Kriege gegen Slaven war eine solche Persönlichkeit vonnöten. Zunächst sollte Boleslav, nachdem er dem Könige gehuldigt, Meißen wieder herausgeben. Als er sich weigerte, ward er im Jahre 986 mit Krieg überzogen. Tief nach Böhmen hinein drang das deutsche Heer und eroberte sechsundvierzig feindliche Burgen. Doch es bedurfte noch eines Feldzuges im Jahre 987, ehe sich Boleslav unterwarf und Meißen herausgab. Die zerstörten deutschen Burgen an der Elbe wurden nun wieder hergestellt, und Bischof

Volkold konnte nach Meißen zurückkehren. So war eines der Bistümer mit dem Markgebiete wiedergewonnen und in der Folge gegen die Böhmen auch behauptet. Auch die Milziener in der Oberlausitz machte sich Eckard unterthan, und in kurzer Zeit war dieser einer der berühmtesten Fürsten. Die thüringischen Grafen erwählten ihn zu ihrem Herzoge, da er es verstanden, den slavischen Anmaßungen ein Ziel zu setzen. Zu diesen Erfolgen scheint aber der Polenherzog Misaca nicht wenig beigetragen zu haben. Er wollte nämlich seine Macht erweitern, und dies konnte nur auf Kosten des Böhmenherzogs geschehen. So trat er in dem Kriege Eckards gegen Böhmen auf die Seite der Deutschen und zog mit seinen Polen dem Eckard zu Hülfe. Er verblieb auch in der folgenden Zeit dem Könige ein treuer Vasall. Hier im Osten wurde auf diese Weise einiges wiedergewonnen, doch die nördlichen Gründungen Ottos I. gingen jetzt ganz verloren.

Wir sahen oben, daß nach der großen Araberschlacht in Dänemark ein Thronstreit ausgebrochen war. Harald Blauzahn ward von seinem eigenen Sohne Sven bekriegt, weil der Vater dem Christentume und den Deutschen ergeben war. König Harald wurde von seinem Sohne zur See geschlagen und flüchtete sich in die Jomsburg an der Odermündung, die er einst erbaut hatte, um von hier aus die Wenden zu unterwerfen. Der damalige Inhaber dieser Burg, der Viking Palnatoke, war dem Sven mit seinen Mannen und Schiffen zu Hülfe gezogen, und unterdes wurde die Burg von einer anderen Vikingerschar besetzt, die unter Olaf Tryggves Sohn stand. Dieser war einst vom Jarl Hakon aus seiner norwegischen Heimat vertrieben worden, und bei ihm fand jetzt der flüchtige König Harald Aufnahme und Unterstützung, so daß Vater und Sohn noch einen Kampf zur See lieferten, der aber unentschieden blieb. Doch schließlich wollte man sich friedlich vereinigen, und Harald ging zu seinen Gegnern arglos ans Land. Hier aber wurde er meuchlings ermordet, und in christlicher Weise ward der alte König zu Roeskilde bestattet. Das war auch die Todesstunde des Christentumes und der deutschen Oberherrlichkeit im Norden. König Sven verfolgte die Christen mit allen Mitteln; die Kirchen verfielen, die Bistümer Aarhus und Odense gingen ein. Erzbischof Adaldag von Bremen, der einst hier so eifrig für die Ausbreitung höherer Bildung und des Christentumes gewirkt, sah seine Schöpfungen und Bemühungen wieder zunichte werden, das Heidentum hielt wieder seinen Einzug: er starb kurz darauf am 28. April 988. — Mit König Haralds Tode konnten aber auch die Vikinger wieder ungestraft ihr Wesen treiben; so ward von der Jomsburg aus Dänemark dreimal angegriffen und König Sven dreimal gefangen genommen; nur hohes Lösegeld befreite ihn. Später unternahm König Erich von Schweden einen Seezug gegen Dänemark. Er vertrieb den Sven und eroberte das ganze Dänenland. Diesen Erich nun soll Libentius, der Nachfolger Adaldags, dazu vermocht haben, daß er sich von einem Priester Poppo taufen ließ und das Christentum annahm. Und von da an ward die Missionsthätigkeit in Dänemark wieder aufgenommen. Doch bald bekannte sich Erich wieder zu seinen alten Göttern, und damit verfiel natürlich auch die Mission.

Es war für die Kaiserin Theophano und das deutsche Reich sehr wichtig,

hier in Dänemark einzugreifen. Doch dazu wäre der Augenblick jetzt ein sehr ungünstiger gewesen. Denn eben bereitete sich in Frankreich ein gewaltiger Umschwung vor, der die Aufmerksamkeit der Mächte des Westens fast ausschließlich auf sich zog, nämlich der Uebergang des französischen Königtumes von den Karolingern auf die Kapetinger.

Der Thronwechsel in Frankreich.

König Lothar von Frankreich war plötzlich am 2. März 986 gestorben. Sein Sohn Ludwig V., der neue König, war ein äußerst schwach befähigter junger Mann (Fainéant), der deshalb ganz unter dem Einflusse seiner Mutter Emma stand, der Tochter der Kaiserin Adelheid. Der Zwist, den Lothar mit dem deutschen Reiche angefangen, war damals durchaus noch nicht ausgeglichen, sondern Verdun war noch von den Franzosen besetzt, und Graf Gottfried befand sich in französischer Gefangenschaft. Die Königin Emma ging nun zur Sicherung ihrer Herrschaft vor allem an die Beilegung dieser streitigen Punkte. Und ein Ausgleich konnte um so leichter erreicht werden, als Adalbero und Gerbert nach wie vor in deutschem Interesse thätig waren, und die Blutsverwandtschaft von Adelheid und Emma eine schnellere Verständigung erhoffen ließ. Während nun Emma ihre Mutter um eine Zusammenkunft in Remiremont bat, verhandelte Adalbero mit Theophano. Doch die Verhältnisse änderten sich schnell; Emma ward bei ihrem Sohne böswillig verdächtigt, und Adalbero wurde dem Könige als ein Verräter geschildert, so daß ein Rechtsverfahren gegen den Erzbischof eingeleitet ward. Adalbero mußte versprechen, sich öffentlich von allen Anklagen zu reinigen; das sollte am 27. März 987 geschehen. Nun ergingen erst recht dringende Bitten an Adelheid und Theophano, und letztere war zu einem Kriegszuge gegen König Ludwig bereit. Doch als Ludwig hiervon gehört, lenkte er sofort ein und gab friedlichen Gesinnungen Raum. Beatrix von Oberlothringen vermittelte die Aussöhnung Ludwigs mit seiner Mutter; außerdem verabredete sie mit beiden eine Zusammenkunft mit Adelheid, Karl von Niederlothringen und Herzog Heinrich von Burgund, dem Bruder Hugo Kapets. Doch Adalbero und Gerbert wollten vor allem die wirkliche Regentin, die Kaiserin Theophano, zu den Friedensunterhandlungen hinzugezogen wissen, und sie wandten sich daher persönlich an diese. Ueberall war man des Streites müde geworden, und so kam noch vor der verabredeten Zusammenkunft am 17. Mai 987 der Friede zwischen Frankreich und Deutschland zustande. Ludwig und Emma söhnten sich zugleich mit den Kapetingern aus, Verdun kam an Deutschland zurück, Graf Gottfried ward aus der Gefangenschaft entlassen. Nachdem man so französischerseits auf ganz Lothringen verzichtet, schien die Grundlage für einen dauernden Frieden hergestellt zu sein. Aber schon vier Tage nach dem Friedensschlusse änderte sich die Lage wesentlich durch einen ganz unerwarteten Todesfall.

Am 21. Mai nämlich starb König Ludwig ohne Leibeserben. Wie Richer erzählt, soll er auf der Jagd einen unglücklichen Fall gethan haben, dem er sofort erlag. Vom karolingischen Mannsstamme war jetzt nur noch Lothars Bruder, Karl von Niederlothringen, mit zwei unmündigen Söhnen übrig, da

Lothars Sohn Arnulf, ein Geistlicher, außer der Ehe erzeugt war und als rechtmäßiger Erbe nicht in Betracht kam. Nach Königsrecht hatte Herzog Karl das Erbe Ludwigs, d. h. die Herrschaft, zu beanspruchen. Er zögerte auch nicht, seine Ansprüche geltend zu machen. Doch der Verwirklichung derselben standen viele Hindernisse entgegen. Er war als Herzog von Niederlothringen seit zehn Jahren Vasall der deutschen Krone, und was noch weit mehr ins Gewicht fiel, er hatte an dem kapetingischen Hause einen mächtigen Feind. So oft schon hatten die Kapetinger nach der französischen Krone getrachtet, und bei ihrer überlegenen Macht ließen sie wahrscheinlich die Gelegenheit jetzt nicht vorübergehen, ihre Hand wieder danach auszustrecken, da Ludwig keinen Sohn hinterlassen. Dazu war dem Karl die Königin Emma und ein bedeutender Teil der französischen Großen abhold; der Erzbischof von Reims, Adalbero, dem als Nachfolger des h. Remigius das Krönungsrecht zustand, war ihm verfeindet. Karl ging sogleich zu Adalbero, um ihn für sich zu gewinnen; er ward aber abgewiesen, da schon Hugo Kapet sich vorher mit Adalbero verständigt hatte. Gegen Adalbero nämlich war von König Ludwig die Klage auf Landesverrat erhoben worden, und als man die Leiche des jungen Königs in Compiègne bestattete, hatte Hugo von den französischen Großen erlangt, daß die Klage niedergeschlagen wurde; und nicht bloß dies, sondern dem Adalbero wurde jetzt obendrein die Regelung aller schwebenden Fragen anvertraut, da er der Primas des Reiches war. Adalbero vermochte nun sofort die Großen dazu, auf einer allgemeinen Reichsversammlung erscheinen zu wollen und dem Hugo das eidliche Versprechen zu geben, bis zu dieser nichts Entscheidendes vorzunehmen.

So handelten jetzt die alten Feinde Adalbero und Hugo in völligem Einverständnisse miteinander; dabei kam es dem Erzbischofe jedenfalls darauf an, daß in Frankreich ein Geschlecht erhoben würde, welches sein Königtum lediglich der Wahl der Großen zu verdanken habe. War das aber geschehen, dann hatte er als erster Erzbischof des Reiches großen Einfluß auf Hof und Regierung zu beanspruchen. — Zu Senlis, wie Richer erzählt, kamen die französischen Großen im Juni 987 zusammen. Hier machte sich sofort der bedeutende Einfluß Adalberos geltend, denn mit dem Willen Hugos ergriff er das Wort und empfahl den Hugo Kapet zu wählen. Er sagte unter anderem: „Ich weiß, daß Karl Anhänger hat, die ihn wegen seiner Abstammung des Reiches für würdig halten. Aber das Reich wird nicht nach Erbrecht vergeben, und nur derjenige ist auf den Thron zu heben, der neben der edlen Geburt auch Weisheit, Treue und Großmut aufzuweisen hat. Karl jedoch besitzt keine Treue, sein Geist ist in Schwäche erschlafft, und er hat sich so herabgewürdigt, daß er Vasall eines fremden Königs geworden ist und zu seiner Gemahlin eine Frau aus dem Kriegerstande erhoben hat . . . Wenn ihr den Staat ins Unglück stürzen wollt, so wählet Karl, wenn ihr aber für das Wohl des Staates besorgt seid, so wählet den trefflichen Herzog Hugo.“ Darauf soll die ganze Versammlung dem Adalbero zugestimmt haben, und Hugo ward zum Könige erwählt; am 3. Juli 987 wurde er in Reims von Adalbero gekrönt. — Freilich seine Stellung in Westfranken war keineswegs eine königliche zu nennen, denn die großen Lehen der Krone hatten längst Erblichkeit erlangt, dazu wurden die Bischöfe vielfach

von den großen Vasallen ernannt. Außerdem war es unzweifelhaft, daß Karl von Lothringen seine Ansprüche auf die Krone nicht sofort aufgeben würde, und eine wichtige Frage war, welche Stellung die Kaiserin Theophano zu der Erhebung des kapetingischen Geschlechtes einnehmen werde. Karl unternahm auch sofort einen Kriegszug und bemächtigte sich mit Hülfe Arnulfs, jenes unehelichen Sohnes des Lothar, der alten Königsstadt Laon und nahm dort den Bischof Adalbero von Laon und die Königin Emma gefangen. Als dann König Hugo heranzog, um die Stadt dem Karl zu entreißen, so hielt sich Karl tapfer, und der Zug Hugos mißlang.

Nun kam viel darauf an, welche Partei Theophano ergreifen werde. Da Adalbero von Reims hauptsächlich die Wahl Hugos veranlaßt, so konnte man denken, daß auch die Kaiserin damit einverstanden sei. Doch das war nicht der Fall, da sie den Zustand für besser hielt, wo das karolingische Geschlecht durch die Kapetinger stets in Schach gehalten wurde und das deutsche Reich die Rolle eines Schiedsrichters zwischen beiden Geschlechtern spielte. Trotzdem Theophano damals mit Adelheid auf sehr gespanntem Fuße lebte, befahl sie dem Karl, Emma aus der Gefangenschaft zu entlassen; Hugo aber wurde von ihr aufgefordert, die Belagerung von Laon unverzüglich aufzuheben. Indes beide kamen dem Befehle der Kaiserin nicht nach, wohl aber errang Karl einen Erfolg über Hugo, indem er einen Ausfall machte und die ermüdeten Krieger Hugos in die Flucht schlug; das königliche Lager und die Belagerungsmaschinen wurden in Brand gesteckt. Jetzt legte sich Hugo bei Theophano aufs Bitten, um sie sich geneigt zu machen; er ersuchte sie, mit seiner Gemahlin Adelheid eine persönliche Zusammenkunft abzuhalten, wo der Frieden beider Reiche festgestellt würde. Auch Emma ließ wieder ihre Hülferufe bei der Kaiserin laut werden, doch ohne Erfolg; Theophano blieb fest und wollte von Hugo nichts wissen. Daher schloß der französische König mit seinem Gegner Karl im August einen Waffenstillstand und hob die Belagerung von Laon auf. Die Bedingungen dieses vorläufigen Friedens sind uns unklar, jedenfalls behielt Karl Laon und Emma und Adalbero blieben in seiner Gefangenschaft.

Der verhältnismäßig ruhige Zustand, der jetzt in Westfranken eingetreten, ward nun von Hugo dazu benutzt, sein königliches Ansehen auch über den Süden des Reiches auszudehnen. Angeblich wollte er einen Zug gegen die Araber unternehmen, zu dem er von dem Grafen Borell von Barcelona aufgefordert worden sei. Doch seine Rüstungen hatten etwas anderes zu bedeuten, und der kluge Kapetinger wußte mit diesem Zuge noch etwas zu verbinden. Er hatte nämlich den Adalbero von Reims gebeten, seinen Sohn Robert gleichfalls zum Könige zu krönen, natürlich um seinem Geschlechte die Nachfolge zu sichern. Doch Adalbero hatte dies unter allerlei Vorwänden abgelehnt, denn er war gegen ein kapetingisches Erbkönigtum. Jetzt fragte Hugo wieder bei ihm an, was werden solle, wenn er in Spanien gegen die Araber falle. Diese List verfing, Adalbero konnte diesmal nicht ausweichen, und Robert ward von ihm zu Weihnachten 987 in Orleans gekrönt. — Auch den griechischen Kaisern Basilius II. und Konstantin VIII. trug Hugo ein Bündnis an und bat sie für seinen Sohn um die Hand einer griechischen Kaisertochter. Trotzdem also Hugo im Innern

noch lange nicht die gewünschte Macht besaß, trat er doch sofort nach außen mit den Ansprüchen eines wirklichen Herrschers hervor. Und es konnte kommen, daß er die Jugend des deutschen Königs für eine günstige Gelegenheit erachtete, um seine Augen nach Osten zu richten und die alten Ansprüche Westfrankens auf Lothringen zu erneuern. Doch für jetzt fehlte ihm noch die Macht dazu, und ein großer Verlust war es für ihn, daß am 23. Januar 988 sein getreuester Verbündeter Adalbero von Reims starb. Sobald Hugo erfahren, daß das Ende Adalberos bevorstehe, war er nach Reims geeilt, um sich der Treue der Stadt zu versichern; zum Danke dafür überließ er der Stadt das Recht, den Nachfolger Adalberos zu wählen. Dieser aber hatte in seinen letzten Augenblicken seinen Freund Gerbert zum Nachfolger empfohlen. Doch die Politik gebot Hugo, der Stadt Reims das freie Wahlrecht wieder zu entziehen. Lothars unehelicher Sohn Arnulf nämlich, der die Stadt Laon und den dortigen Bischof Adalbero dem Karl von Lothringen in die Hände gespielt, hatte sich mit diesem Bischofe wieder ausgesöhnt, und Adalbero empfahl ihn jetzt dem Könige, indem er Hugo zugleich versprach, ihm Laon wiederzugewinnen. Obwohl Arnulf ein roher und zügelloser Mensch war, glaubte Hugo sich seiner dadurch versichern zu können, daß er ihm den Besitz des Reimser Erzbistumes verschaffte. Der König kam daher selbst nach Reims und setzte die Wahl Arnulfs durch. Allerdings ließ sich Hugo dann sofort von ihm für sich und seinen Sohn einen furchtbaren Eid schwören, ihm treu zu bleiben.

Arnulf freilich hegte andere Gedanken; er wollte Hugo verderben und Reims an Karl von Lothringen übergeben. Vor allem aber dachte er daran, sich mit Theophano auf guten Fuß zu stellen. Und weil Gerbert von Hugo um das Erzbistum Reims betrogen war und daher diesem grollte und die Gunst der Kaiserin wieder gewinnen wollte, so wandte sich Arnulf jetzt an Gerbert, der sich auch von ihm gewinnen ließ. Beide wollten Ende 988 nach Rom gehen, Arnulf angeblich, um sich das Pallium zu holen. Doch der wahre Zweck der Reise war die Verständigung mit Theophano, die sich damals in Rom aufhielt. Die Kaiserin hatte es in Italien zu einer wirklichen Herrschaft gebracht, sie selbst nannte sich in ihren Urkunden „Kaiser“, Johannes Crescentius und der Papst Johann XV. beugten sich unter ihr Zepter. Und die männliche Frau saß in den italischen Städten selbst zu Gericht. Zwei Jahre brachte Theophano in Italien zu, um die kaiserliche Herrschaft hier wieder ganz zur Geltung zu bringen. Da nun Hugo die Absicht Arnulfs durchschaute, so verbot er ihm und Gerbert die Reise nach Italien; indes beide ließen durch Gesandte der Kaiserin ihre Gesinnung ausdrücken. Doch in kurzem ließ sich Arnulf zu einem Schritte hinreißen, der ihm die Bundesgenossenschaft der Kaiserin und Gerberts raubte. Karl von Niederlothringen hatte sich nämlich im Besitze Laons behauptet und außerdem die wichtige Stadt Soissons erobert. Und als Arnulf die Macht Karls auf solche Weise zunehmen sah, ließ er ihm die Thore von Reims öffnen, im Januar 989 herrschte wieder ein Karolinger in der Metropole Westfrankens. Und es dauerte nicht lange, da legte Arnulf alle Scheu ab und ging öffentlich zu Karl über; er huldigte ihm und ließ seine Truppen zu denen Karls stoßen. Gerbert wandte sich wegen dieses offenen Verrates natürlich sofort von ihm und

König Hugo wendete alle möglichen Mittel an, ihn wieder zum Gehorsam zurückzubringen. Als dies aber nichts fruchtete, versammelte Hugo eine Synode in Senlis, wo über die Kirchen von Reims und Laon das Interdikt verhängt wurde. Außerdem gingen Boten nach Rom, um beim Papste die Verdammung des verräterischen Erzbischofes auszuwirken.

Doch der Papst war zu sehr der Kaiserin Theophano ergeben, als daß er zu Gunsten Hugos entschieden hätte, und die Unterhändler Karls und Arnulfs in Rom hatten obendrein beträchtliche Geschenke an Johann XV. gemacht. Kurz, von Rom geschah nichts, und Hugo würde die größte Mühe gehabt haben, die gefährlichen Zustände in den östlichen Teilen seines Reiches zu unterdrücken, wenn sich nicht in dem Bischofe Adalbero von Laon ein neuer Verräter gefunden hätte. Adalbero spiegelte nämlich dem Arnulf vor, er sei bereit, den Frieden zu vermitteln und zwar auf der Grundlage des jetzigen Besitzstandes, nur müsse Karl den Hugo als König anerkennen. Arnulf ging hierauf ein und überredete auch den Karl zur Annahme der Bedingungen. Nun wurde Adalbero wieder als Bischof in Laon eingesetzt; aber kaum hatte er diese Macht wieder in Händen, da schritt er an die Ausführung eines abscheulichen Verrates, den er schon längst mit Hugo geplant. Bei der Anwesenheit Arnulfs und Karls in Laon wurden diese beiden in der Nacht vom 29. März 991 überfallen, nachdem Adalbero noch am Abend zuvor dem Karl die heiligsten Versicherungen über seine Treue gegeben. Mit einer Schar Bewaffneter drang der Bischof in ihre Schlafgemächer, beide wurden schnell überwältigt und in ein sicheres Gefängnis geworfen. Am nächsten Morgen verließen Karls Mannen die Stadt, da sie die Burg vom Feinde besetzt sahen. Adalbero aber machte sofort dem Hugo von dem Gelingen des Planes Meldung, und Hugo eilte herbei und ließ sich von der Stadt huldigen. — Mit Karl zusammen wurden seine Gemahlin, sein zweiter Sohn Ludwig und seine beiden Töchter gefangen, während sein ältester Sohn Otto damals in Deutschland weilte und sein dritter ihm gleichnamiger Sohn von seinen Leuten aus der Stadt gerettet worden war. Karl selbst starb bald darauf in der Gefangenschaft; bei seinem Tode ward sein Sohn Otto mit dem Herzogtume des Vaters belehnt.

Arnulf war nun in der Gewalt Hugos, aber der französische König hielt doch seine Macht für nicht groß genug, um den Erzbischof völlig zu vernichten. Deswegen griff Hugo zu einem ähnlichen Mittel, wie es einst im Jahre 916 im deutschen Reiche zur Anwendung gekommen, nämlich als König Konrad sich auf der Synode zu Altheim der Hülfe der Geistlichkeit bedienen mußte, um Strafen über weltliche Große zu verhängen. Rom hatte sich absichtlich in Schweigen gehüllt, um die Theophano nicht zu beleidigen, und so sollte sich jetzt eine Synode der französischen Bischöfe in St. Bâle bei Reims versammeln, um über Arnulf das Urteil zu fällen. Am 17. Juni 991 kamen zwei Erzbischöfe, elf Bischöfe und einige Aebte zur Synode zusammen. Erzbischof Siguin von Sens führte den Vorsitz, der Sprecher war Bischof Arnulf von Orleans, der dem Hugo ganz ergeben war. Doch die Seele des Ganzen war Gerbert, der jetzt wieder sein Augenmerk dem Erzbistume in Reims zuwandte. Arnulf erschien gefangen vor der Synode, die dem Könige völlig freie Hand ließ, den Verräter

zu bestrafen; nur die Todesstrafe, hatten die Bischöfe ausgemacht, dürfe der König nicht an ihm vollziehen. Arnulf mußte die Abzeichen seiner Würde vor Hugo niederlegen, und fußfällig um sein Leben bitten, endlich mit seiner Absetzung sich einverstanden erklären und diese Erklärung auch schriftlich in einer Urkunde niederlegen. — Diese Handlung der Synode war durchaus einseitig zu nennen, rechtlich mußte der Papst dazugezogen werden. Denn seit dem allmählichen Eindringen der pseudoisidorischen Dekretalen hatte Rom den Grundsatz behauptet und aufrecht erhalten, daß ohne den Papst kein Bischof gerichtet und entsetzt werden dürfe. Es kam dazu, daß die Verurteilung Arnulfs ganz besonders aus dem Grunde erfolgt war, weil der Erzbischof sich an Deutschland und Theophano angelehnt habe. Dies mußte natürlich auch den deutschen Hof aufbringen. Kaisertum und Papsttum konnten sich jedenfalls bitter beschweren über diesen Akt der Selbsthülfe, wie er bis dahin unerhört war. Man sprach zwar auf der Synode aus, daß man die Gewalt Roms durchaus nicht schmälern wolle. Wenn ein tüchtiger Papst, erklärten die Bischöfe, auf dem Stuhle Petri säße, so würde er die Sache in die Hand genommen haben, da das aber nicht der Fall sei, so übten sie jetzt nur ihr Recht aus. Denn die Kirche zu Rom sei gesunken gegen die frühere Zeit, wo ein Leo und ein Gregor den Stuhl Petri eingenommen. Jetzt sei in Rom nur die gröbste Unwissenheit und Unglauben zu finden, ja der Papst sei der Antichrist selbst, und von einem solchen ließen sie sich nicht als Knechte behandeln, da ihr Wandel unsträflich und ihr Wissen ein großes sei. So sähen sie sich auch in der Zukunft gezwungen, wenn der Papst sich nicht ändere, sich allein an die kanonischen Satzungen zu halten und Rom als Richterstuhl nicht anzuerkennen. — In diesen Worten liegt eine völlige Loslösung von Rom ausgesprochen, so freie und unverblümte Rede hatte bisher der Papst noch nicht zu hören bekommen. — Nachdem dann Arnulf seiner Würden entsetzt war, wählte die Synode den Gerbert zu seinem Nachfolger und als dieser vor der Weihe seine Rechtgläubigkeit darlegte, ward auch hierin über sein Verhältnis zu Rom keine Erwähnung gethan.

So erlitt der päpstliche Stuhl durch die Synode von Bâle eine ganz entschiedene Niederlage, und es fragte sich sehr, ob er imstande sein würde, die verlorenen Rechte in Frankreich wieder zu gewinnen. Wenn man nun gegen Rom auf der Synode angreifend verfahren war, so hütete man sich doch sehr, gegen das Kaisertum ausfällig zu werden. Die Mißhelligkeiten zwischen Hugo und dem deutschen Reiche wurden nur ganz leise berührt. Freilich bei dem thatkräftigen Auftreten Theophanos wäre auch nicht einmal dies ungeahndet geblieben, aber zum großen Glücke für Hugo war die Kaiserin kurz vor dem Zusammentritte der Synode gestorben. Papst und Kaisertum mußten sich jetzt Frankreich gegenüber verbünden, denn wenn das Papsttum, wie es allen Anschein hatte, nachzugeben gezwungen war, dann wurde das Kaisertum in seiner universellen Stellung erschüttert, da ja das römisch-deutsche Kaisertum nicht zum wenigsten auf die Vormacht Roms über die anderen Kirchen des Abendlandes gegründet war. Und zum Schaden für Reich und Volk mußte das ausschlagen, Kaisertum und Papsttum waren schon zu lange und zu innig

verbunden, als daß eine äußere Trübung dieses Verhältnisses nicht auf das Innere des Reiches gewirkt hätte.

Theophano war im Jahre 990 nach Deutschland zurückgekehrt. Und sobald die Kaiserin den deutschen Boden betreten, nahm auch die Bekämpfung der aufrührerischen Slaven einen besseren Fortgang. Vor sieben Jahren hatte der Abodritenfürst Mistui Hamburg zerstört und ausgeplündert und es scheint, daß Herzog Bernhard von Sachsen inzwischen zu sehr mit den Dänen beschäftigt war, als daß er einen erfolgreichen Zug gegen diesen Empörer hatte unternehmen können. Die Abodriten drohten auch jetzt wieder vom Christentum abzufallen. Doch im Jahre 990 wurden zwei Feldzüge gegen dies Slavenvolk von Sachsen aus unternommen und die Deutschen scheinen damals beträchtliche Vorteile im Kriege errungen zu haben. Dann kam es zu einem Frieden, der freilich nicht von langer Dauer war, da das Reich bald der thatkräftigen Leitung der Theophano entbehren sollte. Auch Boleslav von Böhmen erhob sich jetzt wieder und gewann die heidnischen Liutizen als Bundesgenossen gegen die Sachsen, mit denen sich Misaca von Polen, der alte Feind Boleslavs verbündet hatte. Es schien, daß das Christentum damals auch in Böhmen untergehen sollte, denn der Bischof von Prag, der heilige Adalbert verließ seinen Sitz und ging nach Rom. Misaca bat nun die Kaiserin um Unterstützung gegen Boleslav und es rückte auch ein deutsches Heer unter Eckard von Meißen und Gisiler von Magdeburg ins Feld; zu einer wirklichen Entscheidung kam es aber in diesem Kriege nicht, doch verließ Boleslav schließlich seine heidnischen Bundesgenossen und der Bischof von Prag konnte wieder nach Böhmen zurückkehren. Das Lehnsverhältnis Böhmens zum Reiche blieb bestehen, Boleslav zahlte seinen jährlichen Tribut und wenig später focht er sogar im Heere des Königs gegen die Liutizen. — Für Ostern 991 war von Theophano eine große Reichsversammlung nach Quedlinburg anberaumt worden. Wahrscheinlich wollte man hier über die Fortsetzung des Slavenkrieges beraten; außerdem kamen neben den deutschen Fürsten eine große Anzahl fremder Herren zu dieser Versammlung, darunter besonders Misaca von Polen und Hugo von Tuscien, der dem Kaiserhause durchaus ergeben war und in diesem Jahre den Hof überallhin begleitete. Wie einst Otto am Abende seines Lebens in derselben Pfalz von den Fürsten fast ganz Europas umgeben war, so auch hier. Noch einmal hatte Theophano die Großen der Erde um sich versammelt, um kurz darauf zu sterben. Nach Ostern begab sich die Kaiserin nach Nimwegen, um hier mit den lothringischen Großen die Stellung zu dem neuen französischen Königtume zu beraten. Hier ist sie am 15. Juni 991 in der Blüte ihrer Jahre gestorben, wohl an den Folgen der rauhen nordischen Witterung, die sie als Griechin nicht gewöhnt war, und vor der Zeit gealtert durch mannigfache schwere Sorgen, welche die Reichsverwesung mit sich gebracht hatte. Nach ihrem Wunsche wurde sie im Pantaleonskloster zu Köln beigesetzt, wo auch der große Lothringer Erzbischof Brun vor sechsundzwanzig Jahren die letzte Ruhestätte gefunden. — Wenn auch Theophano griechischer Abstammung war, sie hatte doch als Mutter des deutschen Königs und römische Kaiserin ihre

Pflicht gegen das Reich in der Weise erfüllt, daß das Reich mit ihr zufrieden sein konnte. Im Volke gingen freilich später Meinungen, daß sie der griechischen Sitte und Pracht zu sehr gehuldigt und die frühere Einfachheit, besonders der deutschen Frauen, in Prunksucht umgewandelt habe. Doch letzteres ist mindestens ebensosehr auf Adelheid zurückzuführen, und jedenfalls ist Theophano in der Einführung fremden Wesens später von ihrem Sohne weit übertroffen worden.

3. Die Vormundschaft der Adelheid.

König Otto war beim Tode seiner Mutter elf Jahre alt und konnte daher die Herrschaft noch nicht in die Hände erhalten. Vielmehr mußte der jetzige Zustand eines Reichsregimentes bis zur Großjährigkeit des Königs andauern. Es war nun natürlich, daß Adelheid, die Trägerin des kaiserlichen Namens, die Rolle der Theophano überkam und jetzt sofort aus Italien nach Deutschland eilte, um die Reichsverwesung zu übernehmen. Freilich es war schon lange Zeit verflossen, seit Adelheid neben ihrem Gemahle Otto die kaiserliche Krone getragen, und so wurde ihr jetzt eine unbedingte Leitung des Reiches nicht mehr anvertraut. Ueberhaupt hatte der hohe Adel im Reiche während der Minderjährigkeit des Königs gegen früher an Macht zunehmen müssen und noch vor wenig Jahren war in Westfranken ein König durch die Wahl der Großen, also des Adels, der Krone teilhaftig geworden. Das wirkte auch auf Deutschland zurück und so mußte Adelheid die Herrschaft mit den vornehmsten Großen des Reiches teilen. Vor allem kam hier Willigis in Frage, schon als Erzkanzler der hervorragendste geistliche Fürst, daneben Erzbischof Gisiler von Magdeburg, ferner die Herzöge von Sachsen, Baiern und Schwaben, sowie der mächtige Markgraf Eckard von Meißen. In Italien dagegen schützte Hugo von Tuscien die kaiserliche Herrschaft.

Unter dem neuen Reichsregimente machte sich nun sofort ein kräftiger Aufschwung in dem Kriege gegen die Slaven bemerkbar. Es war freilich noch viel wiederzugewinnen, wenn man den jetzigen Zustand der deutschen Herrschaft und des Christentumes mit dem unter Otto dem Großen verglich! — Im Sommer 991 sammelte sich ein starkes sächsisches Heer, mit dem sich polnische Hülfstruppen verbanden. Vereint zog man gegen Brandenburg, das seit acht Jahren im Besitze der Slaven war. Die Stadt konnte dem wuchtigen Angriffe nicht widerstehen und mußte sich ergeben; schon am 9. September stellte Otto in dem eroberten Brandenburg eine Urkunde aus. Die Stadt erhielt jedenfalls eine sächsische Besatzung, aber kaum hatte Otto den Rücken gewendet, so ward sie den Deutschen wieder entrissen, und zwar durch einen sächsischen Vasallen Kizo, der sich mit den Liutizen verbündet hatte. Diesen Schimpf wollte der König rächen. Ein großes Heer aus Sachsen, Baiern, Böhmen und Polen — Misaca war kurz zuvor gestorben und sein Sohn Boleslav hatte die Herrschaft in Polen angetreten — setzte sich im Jahre 992 wieder gegen die Liutizen in Bewegung. Doch die Slaven knüpften diesmal Unterhandlungen an und versprachen sich zu unterwerfen; und so blieb Brandenburg in ihren Händen. Freilich kaum war das deutsche Heer abgezogen, so brachen sie ihr Versprechen: sie fielen in Deutsch-

lands Gebiet ein, zogen sogar über die Elbe und raubten und plünderten ungestraft. Da erkannte Kizo, welch treulosen Leuten er sich angeschlossen. Er verhandelte mit dem Könige und übergab ihm im Jahre 993 Brandenburg. Hierüber waren die Liutizen aufs höchste erzürnt, sie warfen sich sofort mit großer Heeresmacht auf Kizo, der sich deshalb an den in Magdeburg weilenden König um Hülfe wandte. Otto schickte ihm ein sächsisches Heer unter Eckard von Meißen. Doch Eckard konnte gegen die Uebermacht der Slaven nichts ausrichten, er ward zurückgeschlagen und brachte dem Könige die Nachricht von der Niederlage nach Magdeburg. Sofort ward nun wieder ein sächsisches Aufgebot versammelt und mit diesem rückte Otto selbst noch im Jahre 993 den Liutizen entgegen. Als die Slaven davon Kunde erhalten, verließen sie eiligst ihr Lager vor Brandenburg und gaben die Stadt preis, die jetzt von Otto befestigt und dem Kizo als Vasallen zurückgegeben wurde.

Doch damit waren die Liutizen nicht besiegt, sie wiederholten ihre Einfälle nach Sachsen und im folgenden Jahre empörte sich das ganze Slavenland mit Ausnahme der Sorben gegen die deutsche Herrschaft. Wahrscheinlich ging dieser Aufstand besonders von den Abodriten und Welatabern aus, denn gegen diese Völker richtete König Otto im Jahre 995 seinen Kriegszug; die Mecklenburg ward eingenommen und der König drang bis zur Peene und Tollense im Wilzengebiete vor. Dann kehrte das Heer, ohne Größeres ausgerichtet zu haben, über Havelberg nach Sachsen zurück.

Unterdes war Brandenburg wieder von den Slaven erobert worden, der Wende Bolibut nahm die Burg ein, als Kizo einst abwesend war. Sofort rückte Kizo gegen die Stadt, fand aber bei der Bestürmung seinen Tod und Brandenburg blieb im Besitze der Slaven. Erst im Frühjahre 996 kam es zu einem allgemeinen Frieden mit den Wenden, der ihren Raubzügen nach Sachsen ein Ziel setzte. Und dieser Frieden war im höchsten Grade notwendig, da Sachsen unter den Verheerungen der Slaven furchtbar litt und inzwischen ein neuer Feind aus Norden die sächsischen Küsten heimgesucht hatte.

Wir sahen oben, daß mit der Vernichtung des Christentumes in den nordischen Reichen das Seeräuberwesen wieder überhand nahm. Die vertriebenen Könige Sven von Dänemark und Olaf von Norwegen machten die ganzen Küsten der Nordsee durch ihre Raubzüge unsicher. Sie dehnten ihre Plünderungsfahrten bis Sachsen, Friesland und Flandern aus und auch der schwache angelsächsische König Ethelred geriet in ihre Gewalt. Niemand konnte ihnen widerstehen, am wenigsten das Deutsche Reich, an dessen Spitze nicht ein einziger, sondern eine Mehrheit stand. Im Jahre 994 liefen die Schiffe Svens und Olafs in die Themse ein und verließen London erst, nachdem sie 16000 Pfund Silbers als Brandschatzung erhalten. Damals kam auch König Erich, der sich gleichfalls dem Seeraube ergeben, mit seinen schwedischen und dänischen Schiffen nach Friesland und Hadeln und verwüstete die Küstenlande. Dann fuhr er die Elbe hinauf und machte Plünderungszüge ins Land. Hier war Hülfe dringend nötig und auf den Befehl König Ottos sammelten die Grafen von Stade ein Heer und zogen dem Feinde entgegen. Am 23. Juni 994 kam es mit den Normannen — Aschmänner wurden sie von den Sachsen genannt — zum Treffen,

die Sachsen wurden völlig besiegt, Udo von Stade getötet und dessen Bruder mit vielen anderen aus dem Adel gefangen. Als Herzog Bernhard hiervon Kunde erhalten, bedang er mit den Feinden ein Lösegeld von 7000 Pfund Silbers für die edlen Gefangenen aus. Während aber diese große Summe allmählich zusammengebracht wurde — auch der König steuerte dazu — gelang es dem Grafen Siegfried von Stade, aus der Gefangenschaft zu entkommen. Hierüber ergrimmten die Vikinge so sehr, daß sie alle Gefangenen von edler Geburt auf das abscheulichste verstümmelten; einige von diesen Mißhandelten, erzählt Adam von Bremen, hätten noch lange Zeit später gelebt zur Schmach für das Reich und zum entsetzlichen Anblicke für das Volk. — Nun vereinigte Bernhard in größter Eile ein Heer und schlug die Feinde, die bei Stade ans Land gestiegen waren, völlig in die Flucht. Eine andere Abteilung der Seeräuber war die Weser hinaufgefahren und hatte Hadeln heimgesucht; doch am Glindesmoor wurden sie von einem sächsischen Heere eingeholt und bis auf den letzten Mann erschlagen; wie es heißt, sollen damals an 20000 Vikinge gefallen sein.

In diesen beiden Schlachten hatten die Sachsen gezeigt, daß sie zur Abwehr auch des gefährlichsten Feindes fähig waren. Und so war es in Deutschland unmöglich, daß die Normannen, wie in Frankreich, große Gebiete erobern und sich darin festsetzen konnten. Zu einer besseren Gestaltung der nordischen Verhältnisse trug auch jetzt der Umstand bei, daß König Erich noch im Jahre 994 starb. Nachdem dann nämlich Olaf Tryggves Sohn die Herrschaft in Norwegen wiedergewonnen, gelang es auch dem in der Fremde umherirrenden Sven, in sein dänisches Reich zurückzukehren. Er vermählte sich mit der Witwe von Erich. Und so ward es in den nordischen Reichen allmählich wieder ruhig, zumal da beide Könige nach der Besitznahme ihrer alten Länder sich dem Christentume zuwandten. Allerdings nahmen weder Olaf noch Sven deutsche Priester zur Bekehrung ihrer Länder. Aber es war schon dadurch viel erreicht, daß die nördlichen Völker nun nach und nach gesitteter wurden und durch das gemeinsame Band der Kirche sich mehr eins fühlen lernten mit den Völkern des Westens und Südens. — Auch in Schweden nahm man bald die christliche Lehre an. Olaf, der Sohn König Erichs, schloß später mit Sven und Jarl Hakons Söhnen einen Bund gegen Olaf von Norwegen, um ihn vom Throne zu stoßen. Am 9. September des Jahres 1000 kam es im Oeresund zur Entscheidung. Mitten in dem Seekampfe ward von dem Schiffe Jarl Erichs, Hakons Sohn, das alte Thorbild weggenommen und das Kreuzeszeichen dafür aufgerichtet. Da verzweifelte Olaf und fand in den Wellen das gesuchte Grab. Seit dieser Zeit sah man kein nordisches Schiff mehr mit dem Bilde des Thor, da das Christentum überall seinen Einzug hielt. — Doch die Vikingerfahrten hörten deswegen noch nicht auf, nach Sachsen aber wagten sich die Seeräuber nicht mehr so oft, da sie sich dort blutige Köpfe geholt. Die deutschen Landschaften waren hier auf ihre eigene Verteidigung angewiesen, da Kaiser und Reich dieselbe nicht in die Hand nahmen. Bischof Bernward von Hildesheim erbaute am Zusammenflusse der Ocker und Aller die Mundburg und als die Normänner hier noch einmal einen Angriff auf Sachsen wagten, wurden sie von der Besatzung dieser Burg gründlich abgewiesen. Auch an der Seeküste gründete dieser berühmte

Bischof eine Festung, wodurch den Räubern das Landen unmöglich gemacht wurde. So wurde damals auch Bremen von dem Erzbischofe Libentius mit starken Befestigungen versehen und die gesamten Schätze des Erzbistumes wurden in die Propstei Bücken, südlich von Hoya an der Weser übergeführt.

Neben den Sachsen hatten auch die Friesen viel von den Einfällen der Normannen zu leiden. Während aber die Sachsen im Herzogtume selbst und in den Marken zum eigentlichen Verbindungsgliede des Reiches wurden, indem sie in den jahrhundertelangen Kämpfen mit Slaven, Dänen und Normannen ihre alte Tapferkeit und Zähigkeit bewahrten und für lange Zeit der Schutz und Schirm des Reiches genannt werden können, so trennten sich die Friesen immer mehr vom Reiche, von dem sie gegen die räuberischen Fremden keine Hülfe zu erwarten hatten. Mit den königlichen Grafen lagen sie unausgesetzt im Streite und es kam oft zu offenem Aufruhr. Unter Otto II. waren sie noch im deutschen Heere erschienen, als der Kaiser 974 gegen die Dänen rückte. Jetzt aber wandten sie sich mehr vom Reiche ab und besonders in Ostfriesland wurden sie bald völlig unabhängig und stellten die alte bäuerliche Gemeinfreiheit fast ganz wieder her.

Soviel man damals im Reiche an den Grenzen mit dem Feinde zu thun hatte, die französischen Verhältnisse ließ das Reichsregiment nicht aus den Augen. Denn wir sahen, wie durch die Absetzung des Erzbischofes Arnulf das päpstliche und kaiserliche Interesse gleichmäßig berührt worden war. Willigis war es vor allen, der den päpstlichen Stuhl aufforderte, sich in die französischen Dinge einzumischen. Ein römischer Legat Leo erschien auch im Reiche und berief eine Synode der französischen und deutschen Bischöfe nach Aachen, um hier seitens des Papstes einen Machtspruch zu thun. Doch die Tage des großen Otto waren vorüber, wo die französischen Bischöfe einem solchen Befehle Folge geleistet hätten. Sie kamen allerdings zusammen, aber auf französischem Boden in Chelles, und erklärten hier, daß sie alle ihre früheren Beschlüsse aufrecht erhalten würden, vor allem die Absetzung Arnulfs und die Erhebung Gerberts. Wenn der Papst aber hiergegen Einspruch erhebe, so solle dieser Einspruch für sie nicht bindend, sondern null und nichtig sein. Diese Synode in Chelles wurde unter dem Vorsitze des jungen Königs Robert gehalten und die gefaßten Beschlüsse konnten für das französische Königtum von der höchsten Bedeutung werden. Denn man hatte Rom jetzt einen offenen Fehdebrief zugeschickt und das konnte den Anfang zu einer völligen Trennung der französischen Kirche von der römischen Mutterkirche bedeuten. Frankreich war damit im Begriffe, sich eine Landeskirche zu gründen. Freilich, diese Entfernung von Rom mit der späteren deutschen Kirchenreformation zu vergleichen, ist ganz unmöglich. In Deutschland bereitete sich dieser Umschwung im ganzen Volke gleichmäßig vor, während er hier nur von den Großen ausging. Es liegen ja auch in der deutschen Reformation viele politische Momente, aber diese jetzige Lossagung von Rom beruht auf rein politischer Grundlage; kein tiefes religiöses Bedürfnis hat sich hier geltend gemacht, wie später in Deutschland. Und der geistige Urheber dieser Neuerungen in Frankreich, Gerbert, hat dieselben sofort wieder aufgegeben, als sie ihm nicht mehr in sein System paßten, d. h. als sie ihm wegen der veränderten politischen Lage lästig wurden.

Indes so ruhig fügte sich Rom nicht. Als der Legat Leo nach Rom zurückkehrte, beschied der Papst die französischen Bischöfe zu sich; dies so wenig wie eine Einladung Hugo Kapets nach Rom hatte einen Erfolg, und der Papst kam natürlich auch nicht nach Grenoble, wohin ihn Hugo zu einer Zusammenkunft geladen. Die Verhältnisse in Frankreich sollten sich freilich schnell ändern und die politische Lage gab nun durchaus den Ausschlag für die Nachgiebigkeit in kirchlichen Dingen. Nämlich Hugos Stellung war nicht mehr so sicher wie ehedem. Im Süden wurde er kaum als König anerkannt und die spanische Mark ging jetzt ganz für Frankreich verloren. Dazu kam eine große Fehde zwischen den mächtigen Grafen Odo und Fulko. Letzterer wandte sich an Hugo um Hülfe und erhielt sie, und dadurch machte sich Hugo den Odo zu einem furchtbaren Feinde. Wie gewöhnlich hatten die Kirchen unter diesem Fehdezustande das meiste zu leiden und nicht einmal Gerbert war in seinem erzbischöflichen Sitze zu Reims sicher. Als daher durch den Legaten Leo im Jahre 995 wieder eine Synode nach Mouzon in Lothringen ausgeschrieben wurde, war Gerbert bereit zu erscheinen. Auch König Hugo versprach zu kommen und verbürgte sich gleichfalls hierzu für seine Bischöfe. Doch diese für den päpstlichen Stuhl so günstigen Aussichten wurden wieder vernichtet. Denn man hinterbrachte damals dem Könige Hugo das weit übertriebene Gerücht, Bischof Adalbero von Laon stehe mit Odo im Bündnisse und habe auch mit Otto III. abgeschlossen, um den französischen König zu verderben. Wenn Hugo nach Mouzon gehe, so werde er von einem deutschen Heere, das schon bei Metz stehe, aufgehoben werden. Frankreich solle Otto III. in die Hände gespielt werden, Odo wolle das Herzogtum Francien und Adalbero das Erzbistum Reims sich aneignen. Unter solchen Umständen ging Hugo natürlich nicht nach Mouzon und verbot auch seinen Bischöfen den Besuch der Synode; vielmehr ward Adalbero gefangen genommen und Laon von König Hugo besetzt, die Vasallen Adalberos wurden in die Pflicht des Königs genommen. Dazu starb jetzt gerade Graf Odo, so daß Hugo seines gefährlichsten Gegners entledigt war; und dadurch wurde Hugo natürlich in der gegen Rom ergriffenen Parteistellung bestärkt. — Am 2. Juni 995 trat eine Anzahl deutscher Bischöfe und Aebte in Mouzon zur Synode zusammen. Aus Frankreich war nur Gerbert anwesend, der von der Synode und ihrem Vorsitzenden nichts Uebles erwartete, da er sich schon vorher an Adelheid und das Reichsregiment gewendet und seine Wahl zu rechtfertigen versucht hatte. Sein Gegner Arnulf war nicht erschienen, da ihn Hugo nicht aus der Haft entlassen. Mit großer Redegewandtheit suchte nun Gerbert die Rechtmäßigkeit seiner Wahl zu verteidigen, doch der Legat Leo that jetzt kraft der Autorität des päpstlichen Stuhles einen Machtspruch. Er verbot dem Gerbert nämlich, bis zum Zusammentritt einer neuen Synode, die für den 1. Juli 995 in Reims festgesetzt wurde, die Messe zu lesen. Gerbert mußte sich diesem Ausspruche fügen. Die Synode in Reims kam aber nicht zustande; wohl aber wurden in diesem Jahre noch zwei Kirchenversammlungen in Causejum und in Senlis gehalten. Auf dieser letzten Synode war Arnulf von Hugo zugelassen worden, und hier kamen die streitigen Fragen zur Verhandlung. Doch eine Verständigung ward nicht erzielt, die Hauptpunkte blieben alle unerledigt. So sah sich Gerbert

im Jahre 996 gezwungen, selbst nach Rom zu gehen, um sich mit dem Papste auseinanderzusetzen. Zugleich allerdings wollte er mit Otto III. zusammentreffen, dem er seit dessen frühester Jugend wesentlich genutzt hatte. Hier in Rom wollte er sein altes Verhältnis zum Kaiserhause erneuern.

Gerbert ist eine von denjenigen Naturen, die einen nahen Umschwung in den Dingen stets im voraus erkennen und welche rücksichtslos auf das eigene Beste bedacht sind und daher in der Politik die Bundesgenossen je nach der Nützlichkeit wechseln, um möglichst große Vorteile zu gewinnen. Er sah, daß er seine Rolle in Frankreich ausgespielt hatte und deshalb suchte er seinen alten Verbündeten, das deutsche Königtum, jetzt wieder auf. Hatte er sich dessen versichert, so mußte ihm auch der Papst gewogen sein. Und mit Hülfe des immer noch mächtigen Kaisertumes sah der ehrgeizige Mann sich wohl schon im Geiste auf der höchsten Stufe, die je ein Geistlicher erringen konnte. Allerdings ein so mächtiger Bundesgenosse wie ehedem war das Kaisertum nicht mehr, seit sich im Westen ein nationales Königtum erhoben, welches wegen des mangelnden Geburtsrechtes die Zügel stets viel straffer anzuziehen bemüht war, als es das alte karolingische Haus gethan. Auch im Deutschen Reiche machten sich Spuren des Verfalles bemerkbar; nicht mehr wurden die Nordgrenzen durch König und Reich gesichert, und daß die Sachsen damals nicht wie die Friesen vom Reiche abfielen, war wohl nur dem Umstande zu verdanken, daß der König ein Sachse war und deshalb die Reichsgewalt neben Franken noch recht eigentlich auf Sachsen beruhte. Ja, wir begegnen damals sogar wieder dem Wahlherzogtume, das unter Otto dem Großen längst sein Ende gefunden. Die thüringischen Großen hatten sich den tapferen meißnischen Markgrafen Eckard zum Herzoge gewählt und als am 28. August 995 Herzog Heinrich von Baiern starb, wurde dessen gleichnamiger Sohn von den Baiern zum Herzoge erhoben und später als solcher vom Könige bestätigt. Freilich erhielt Heinrich jetzt nicht mehr das ganze Herzogtum des Vaters, welches im Jahre 989 beim Tode Heinrichs des Jüngeren durch Kärnten und die Mark Verona ansehnlich vergrößert worden war. Denn Kärnten und die Mark kam jetzt an Otto, den Sohn des schwäbischen Herzogs Konrad, einen Enkel Ottos des Großen. — Das Herzogtum hätte während der Minderjährigkeit des Königs zu größerer Macht gelangen können, doch die Erinnerung an die Tage des großen Otto war noch zu mächtig, als daß man versucht hätte, aus dem Reichsverbande herauszutreten. So blieb die Einheit des Reiches im ganzen gewahrt, und es war jetzt von großer Wichtigkeit, daß der junge Otto im Jahre 995 mit dem Schwerte umgürtet wurde. Das war das Zeichen der erreichten Volljährigkeit, die Vormundschaft hörte auf und Otto übernahm nun die Regierung selbst. Und man konnte wohl viel Vertrauen in den neuen König setzen, denn seinem ganzen Wesen nach schien er zu Großem bestimmt; vielleicht kehrte unter ihm die Zeit seines Großvaters wieder.

4. Die erste Romfahrt Ottos III.

König Otto war mit allen Gaben des Körpers und Geistes reich ausgestattet; die Schönheit des Vaters und der Mutter war auf ihn übergegangen

und an ritterlichen Uebungen zur Stählung des Leibes hatte es ihm nicht gefehlt, der sächsische Graf Hoiko war ihm hierin ein Lehrmeister gewesen. Viel nachdrucksvoller freilich tritt uns an Ottos Persönlichkeit die geistige Seite entgegen; sie ist so eigentümlich entwickelt, daß wir uns den Bildungsgang des Königs etwas näher vergegenwärtigen müssen, um die spätere geistige Richtung des Kaisers zu verstehen. Zuerst unterrichtete ihn der Calabrese Johannes, der in die kaiserliche Kanzlei unter Otto II. aufgenommen und für seine Dienste mit der Abtei Nonantula beschenkt worden war. Johannes war als Grieche dem deutschen Wesen abhold, von ihm und von Theophano wird Otto als kleiner Knabe die griechische Sprache und die Vorliebe für das Fremde erlernt haben. Im Jahre 988 kam Otto zu einem sächsischen Geistlichen von vornehmer Herkunft Namens Bernward. Dieser besaß einen äußerst lebhaften Geist und hatte sich zeitig eine hohe Bildung angeeignet, in Wissenschaft und Kunst leistete er Vorzügliches. Das war für den jungen Otto der rechte Lehrer, denn die geistige Regsamkeit des Knaben bedurfte einer ausreichenden und ansprechenden Beschäftigung und Unterweisung. Bald waltete ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, des letzteren Fähigkeiten wurden von Bernward auf das beste geweckt und ausgebildet. Im Jahre 993 erhielt Bernward den bischöflichen Stuhl zu Hildesheim, und mit diesem Jahre ward die wissenschaftliche Bildung des Königs als abgeschlossen betrachtet; zur Vollendung in den ritterlichen Künsten dienten die Slavenkriege, bei denen Otto nun meist zugegen war. Schon als Knabe wurde dem Otto wohl viel davon erzählt, wie Großes er einst zu vollbringen habe, daß er die vom Großvater und Vater begonnene Einigung Italiens mit Deutschland beenden müsse und damit fast das alte karolingische Weltreich wiederherstellen werde. Denn mit kühnen und großen Plänen trug sich der König in einem Alter, in welchem sonst dergleichen beim Menschen noch nicht hervortritt. Und so ist auch erklärlich, daß ihm dasselbe nachgesagt wurde wie einst dem Vater, er höre auf den Rat besonnener und erfahrener Männer zu wenig und sei zu rasch zum Handeln geneigt. — Aus diesem Grunde soll sich auch seine Großmutter Adelheid vom Hofe zurückgezogen haben. Seit längerer Zeit war sie mit dem Kloster Cluny in Verbindung, von dem damals eine Klosterreform ausging, und sie hatte für die Cluniacenser zwei Klöster in Burgund und in Italien erbaut. Jetzt ging sie nach Selz im Elsaß, und auch hier entstand unter ihrer Leitung ein neues Kloster.

Für das Jahr 996 ward nun im Reiche zum Römerzuge Ottos gerüstet, der besonders von Willigis betrieben wurde. Denn diesem war viel daran gelegen, daß der deutsche König jetzt wieder mit dem Papste in ein näheres Verhältnis trat, während der Vormundschaft waren die früher so engen Beziehungen vielfach gestört worden. Im Herbste 995 finden wir den König an der Spitze des Feldzuges gegen die aufständischen Slaven. Nach Beendung des Zuges ging Otto nach Sachsen und war zugegen, als seine Schwester Adelheid in Quedlinburg den Schleier nahm. Während die Rüstungen zur Romfahrt eifrig betrieben wurden, war auch eine Gesandtschaft an den byzantinischen Kaiserhof abgegangen. Man hatte nämlich die Absicht, den jungen König bald standesgemäß zu vermählen und da einmal verwandtschaftliche Beziehungen zwischen

dem deutschen und dem griechischen Hofe hergestellt waren, so wollte man jetzt wieder aus Konstantinopel eine Braut für Otto III. heimführen. War ja auch das griechische Kaiserhaus unstreitig das vornehmste Geschlecht in Europa, weshalb auch Hugo von Westfranken eine griechische Kaisertochter für seinen Sohn Robert begehrt hatte.

Wahrscheinlich erfolgte zu Anfang des Jahres 996 der Abschluß jenes Friedens mit den Slaven, weil Ottos Römerzug bevorstand und der König Ruhe im Reiche hinterlassen wollte. Nicht nur der alten Kaiserin und der Bischöfe Wille war es, den König mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen, sondern Otto war auch im Jahre 995 vom Papste, den Römern und den Langobarden feierlich eingeladen worden, nach Italien zu kommen. Denn der Papst befand sich in der traurigsten Knechtschaft und Abhängigkeit von dem Patricius Johannes Crescentius, seitdem Theophano Italien verlassen hatte, und Johann XV. konnte daher durch einen Römerzug Ottos nur gewinnen. Auch im Süden Italiens hatte die kaiserliche Hand einzugreifen. Landenulf von Capua war nämlich im Jahre 993 vielleicht auf Anstiften seines Bruders Laidulf in einem Aufstande erschlagen worden, da eine national gesinnte Partei der Abhängigkeit von der deutschen Herrschaft ein Ende machen wollte. Indes Hugo von Tuscien und Trasemund von Spoleto zogen vor die aufrührerische Stadt und nahmen sie ein. Obwohl nun Laidulf von Hugo, dem Stellvertreter des Königs in Italien, zum Fürsten von Capua eingesetzt wurde, so war doch das Fürstentum hier in keinen sicheren Händen und die Anwesenheit Ottos erwünscht.

Zu Regensburg war es, wo sich Anfang Februar die Fürsten des Reiches mit ihren Mannen versammelten, um den König nach Italien zu geleiten. Franken, Baiern, Schwaben, Elsässer, Sachsen und Lothringer bildeten das Heer, also alle Herzogtümer waren vertreten. Besonders viel geistliche Große waren in Person erschienen, um der Krönung beizuwohnen und derselben durch ihre Anwesenheit eine höhere Weihe zu verleihen. Natürlich war Willigis gekommen, ebenso der Erzbischof Hartwig von Salzburg, dazu noch acht andere Bischöfe aus dem Reiche. Nach der Mitte des Februar begann die Fahrt. Ueber den Brenner ging es durch den tiefen Winterschnee dem Süden zu und wohl mochten der König und seine Deutschen voller Zuversicht sein, als sie Italien betraten; denn sofort nahten sich Boten aus den italienischen Staaten, die den künftigen Kaiser begrüßten und seinen Willen und Gebot einholten über ihre heimischen Angelegenheiten. Das Etschthal hinab ging der Zug nach Verona, wo der Sohn des venetianischen Dogen in Anwesenheit des Königs gefirmelt wurde und den Namen Otto erhielt. Freilich machte sich gleich hier der alte Haß zwischen Deutschen und Italienern geltend, eine ganze Anzahl Deutscher wurde auf den Straßen der Stadt von den Welschen erschlagen. Doch diese Streitigkeiten wurden schnell beigelegt und Otto setzte seinen Zug über Brescia nach Pavia fort, wo Ostern gefeiert wurde und der König von allen dem Reiche untergebenen italienischen Fürsten den Treueid auf dem Evangelium erhielt. — Hier kam auch die Nachricht an, daß Johann XV. soeben in Rom gestorben sei. Es war nun für Otto eine wichtige Frage, welcher Mann in Zukunft den Stuhl Petri einnehmen werde. Der Eid, den die Römer einst Otto dem Großen geschworen,

keinen Papst ohne seine und seines Sohnes Zustimmung zu wählen, konnte sich rechtlich auf Otto III. nicht mehr erstrecken. Aber es zeigte sich doch sofort, was die Anwesenheit des Königs in Italien galt, trotzdem Otto noch nicht römischer Kaiser war. Nämlich als Otto nach Ravenna weitergezogen war, kamen dorthin Gesandte aus Rom, die den König um die Ernennung eines neuen Papstes baten. Sechzehn Jahre alt war Otto und man verlangte von ihm, den Stuhl des heiligen Petrus zu besetzen. Da kann es nicht wunder nehmen, wenn der König seit seinem ersten Auftreten in Italien die hochfliegendsten Pläne faßte. Natürlich ließ sich Otto die Gelegenheit nicht entgehen, ein Mitglied seines Hauses zur höchsten geistlichen Würde zu befördern. Es war dies Brun, der Sohn des Herzogs Otto von Kärnten; Brun war zeitig in die königliche Kapelle aufgenommen worden und hatte sich eine tüchtige Bildung angeeignet. Willigis von Mainz und Hildibald von Worms, der Erzkanzler und der Kanzler des Reiches, geleiteten jetzt Brun nach Rom, wo er von Klerus, Adel und Volk zum Papste gewählt und am 3. Mai unter dem Namen Gregor V. feierlich erhoben wurde. Er ist der erste Deutsche, der den Stuhl Petri bestiegen hat.

Dann zog Otto gleichfalls nach Rom und mit hoher Festesfreude ward er daselbst vom Volke empfangen. Am Himmelfahrtstage, am 21. Mai 996 geschah das denkwürdige Ereignis, daß ein Urenkel Ottos I. einen Enkel des großen Kaisers zum Kaiser und zum Schutzvoigte der römischen Kirche salbte und krönte. Gleich nach der Krönung meldete der neue Kaiser des Abendlandes seiner Großmutter Adelheid die frohe Botschaft in einem Briefe, der von Ergebenheit und Dankbarkeit überströmte; Otto versicherte sie seines größten Dankes für die Erfüllung der Pflichten, die sie bisher als Trägerin des kaiserlichen Namens übernommen hatte. — Nun ging Otto daran, die deutsche Herrschaft in Rom wieder völlig herzustellen und den Papst vor der römischen Willkür in alle Zukunft zu sichern. Er hielt strenges Gericht über diejenigen, die dem verstorbenen Papste entgegen gewesen und welche das Volk bedrückt hatten. Vor allem ward Johannes Crescentius zur Verbannung verurteilt, doch auf Fürbitten Gregors wurde ihm die Strafe erlassen, da der neue Papst sich von vornherein mit jener mächtigen Familie auf guten Fuß stellen wollte. Crescentius mußte Otto den Treueid schwören und scheint sogar noch kaiserliche Gnadenbeweise erhalten zu haben.

Mit der eintretenden Hitze im Juni zog sich dann Otto in die höher gelegenen Gebiete von Camerino zurück, dann ging er durch Tuscien über Pavia und Como wieder den deutschen Grenzen entgegen. Im September schon weilte er in Mainz und Ingelheim und am 18. November war er bei der Einweihung des Klosters in Selz zum Besuche bei seiner Großmutter Adelheid anwesend. — Vergegenwärtigt man sich die großen Schwierigkeiten, welche die meisten Vorgänger Ottos zu überstehen gehabt, ehe sie in den Besitz der Kaiserkrone gelangt waren, so kann man wohl jetzt das Glück des jungen Otto nicht genug rühmen. Ihm war alles sofort zugefallen, ohne jedes Hindernis hatte er den Besitz der Krone erlangt und auf dem Stuhle Petri saß einer seiner nächsten Verwandten, der ihm stets zu großer Dankbarkeit verpflichtet sein mußte. Damit schienen die Deutschen zum zweitenmal die Herrschaft in Europa erlangt zu haben und eine glänzende Zukunft konnte sich für das Deutsche Reich eröffnen.

5. Kirchliche und geistige Strömungen in Westeuropa.

Die großen Erfolge, die Otto in Italien errungen, übten auf die Einbildungskraft des jungen Kaisers eine große Wirkung aus. Keiner seiner Vorgänger war so heftig von der Kaiseridee und der weltbeherrschenden Stellung des Deutschen Reiches ergriffen worden wie er. Doch war Otto durchaus ein Kind seiner Zeit, deren Strömungen er sich nicht zu entziehen vermochte. Denn wie auf der einen Seite sein Dichten und Trachten in der Verwirklichung der Kaiseridee aufging, so ward er andererseits von dem ernsten und asketischen Zuge ergriffen, der damals in der Kirche und den Klöstern der romanischen Welt aufkam. Da diese Strömung später in der Zeit der fränkischen Kaiser für die deutsche Geschichte von hoher Bedeutung geworden ist, so ist es nötig, gleich hier ihre Entstehung etwas eingehender zu betrachten, um zugleich die rege Teilnahme zu erklären, welche Otto III. dieser neuen Richtung schenkte.

In keinem christlichen Staate des Abendlandes war die Kirche in jener Zeit in so enge Beziehungen zu Reich und Volk getreten wie in Deutschland. Die Kirche durchdrang hier alle Verhältnisse, ihre hohen Vertreter waren zugleich mächtige weltliche Herren, die drei Erzbischöfe in Franken und Lothringen waren überhaupt die höchsten Fürsten nach dem Kaiser. Die Kirche hatte hier in deutschen Landen noch ein wirklich lebensvolles Dasein, noch gingen ihre Apostel aus nach Norden und Osten, um die heidnische Welt für das Christentum zu gewinnen. Und diese Stellung besaß die Kirche nicht im Gegensatze zur königlichen und kaiserlichen Macht, sondern gerade durch dieselbe und mit ihrem Willen war sie in jeder Beziehung erhöht worden. Wichtige Reichsgeschäfte wurden den Bischöfen anvertraut und die ersten unter den Bischöfen versahen bei der Minderjährigkeit des Königs das Amt des Reichsverwesers. Und es war hier keine so scharfe Trennung zwischen Welt- und Klostergeistlichkeit wie anderwärts. Allerdings stand die Weltgeistlichkeit in engster Verbindung mit Reich und Regierung, aber auch hervorragende Mönche wurden an den Hof des Königs oder der Fürsten berufen, um hier als Erzieher oder in der Kanzlei thätig zu sein; und die Aebte der bedeutendsten Klöster wurden mit Vorliebe zu Erzbischöfen des Reiches berufen, wenn sie sonst dem Könige treu und ergeben waren. Dazu erblühte in der ottonischen Zeit in den Klöstern wieder jenes rege wissenschaftliche Leben, wie es einst durch den großen Karl begründet worden war. St. Gallen, Reichenau, Hersfeld und die königlichen Klöster in Sachsen, besonders Gandersheim und Quedlinburg sind hier in erster Linie zu nennen. Wie unter Karl, so hatte sich auch unter den Ottonen eine gewisse Reformation in der Kirche vollzogen und weil die Kirche einen wichtigen Teil des ganzen Staates ausmachte, so hatte auch der Staat an dieser Reformation teilgenommen. Fast im Mittelpunkte des deutschen Staates stand damals die Kirche und ihr fielen bei der Regierung des Reiches in hervorragender Weise praktische Aufgaben zu. Deshalb war die asketische Richtung, die sich zunächst bei der Reformation der Kirche d. h. bei dem Zurückgehen auf ältere Zustände ergeben hatte, hier in Deutschland nicht besonders zum Ausdrucke gekommen. Ein außerordentlich tüchtiges und kräftiges Geschlecht nahm jetzt die Bischofs-

stühle im Reiche ein, meist treu ergeben dem Könige und durchaus zugethan den zentralisierenden Bestrebungen des Kaisertumes. Daher standen die Bischöfe oft im Gegensatze zu den weltlichen Fürsten und so waren sie für den deutschen König die eigentliche Stütze. Bei der Abhängigkeit des Papstes vom Kaiser konnte man die deutsche Kirche fast eine Landeskirche nennen.

In ganz anderer Weise vollzog sich eine Reformation der Kirche in Frankreich und Burgund. Sie ging hier besonders aus von dem Kloster Cluny, nordwestlich von Mâcon. Dieses Kloster war an Stelle eines verfallenen Kanonikerstiftes von dem burgundischen Grafen Berno im Jahre 910 gegründet und gleich zu Anfang jeder Aufsichtsbehörde entzogen, indem es unmittelbar unter Rom gestellt wurde. Berno war schon Abt über zwei andere Klöster und nachdem er in Cluny Abt geworden, erhielt er noch die Herrschaft über vier Klöster wegen der Reinheit seiner Sitten und wegen seines ausgesprochenen Willens, die alte Regel des heiligen Benedikt wiederherzustellen, die in den romanischen Klöstern arg verfallen war. Obwohl nun der neue Abt in Cluny mit viel Schwierigkeiten bei der Einführung der alten Regel zu kämpfen hatte, drang er doch allmählich durch und Cluny wurde unter ihm zum Musterkloster. Sein Nachfolger war Odo, der sein Amt ganz im Sinne Bernos verwaltete und in Burgund und Frankreich eine ganze Anzahl Klöster zur Einführung der Reform erhielt. Unter ihm begann eine enge Verbindung Clunys mit dem päpstlichen Stuhle, der Papst selbst und Alberich übergaben ihm eine Reihe Stiftungen in Italien. Odos Ruhm als des Wiederherstellers der alten Klosterzucht, der früheren Einfachheit und des nach innen gerichteten Lebens, erscholl im ganzen Abendlande. Der zweite Nachfolger Odos, Majolus, führte das Werk seiner Vorgänger weiter; unter ihm wurde Cluny eine der hervorragendsten Stiftungen überhaupt, denn vom Jahre 949 bis 987 erhielt das Kloster nicht weniger als 596 Schenkungen zugewendet. Dazu erhielt Majolus von allen Seiten in romanischen Landen Klöster zur Reform unterstellt und das Verhältnis zum Papsttume ward unter ihm zu einer ganz engen Verbindung. Sein Ruhm führte Mönche aus allen Gegenden nach Cluny und so wuchs das Stift auf 177 Brüder. Dazu beherrschte Majolus 37 auswärtige Klöster als Abt. Auch mit Deutschland knüpfte Majolus Beziehungen an. Es war dies jetzt um so leichter, als die Kaiserin Adelheid aus Burgund stammte und sie es auch am deutschen Kaiserhofe für nötig hielt, das frühere gute Verhältnis ihres Hauses zu Cluny und Majolus fortbestehen zu lassen. So finden wir den Cluniacenserabt in den Jahren 967—971 am Hofe Ottos in Pavia, wo er vom Kaiser die Aufsicht und Herrschaft über eine Menge italischer Klöster erhielt. Auch bei der Anwesenheit Ottos II. hielt er sich am kaiserlichen Hofe auf, indem er von Otto nach Pavia beschieden ward, um dort zwischen ihm und seiner Mutter eine Aussöhnung zu vermitteln, was ihm auch gelang. Bei seinem Tode war die Zucht im Innern wiederhergestellt und die Reform in ihrer ganzen Strenge durchgeführt. Der äußere Glanz des Klosters war bedeutend vergrößert und den cluniacensischen Ideen Eingang in einer Menge von romanischen Klöstern verschafft. Die Verbindung mit dem Papsttume war bestehen geblieben und die noch viel wichtigere mit dem Kaisertume angeknüpft.

Diese Reform des Klosterlebens war für die romanischen Länder außerordentlich notwendig, denn die alte Zucht hatte sich längst gelockert und völliger Verweltlichung Platz gemacht. Sie mußte um so tiefer wirken, als sie vom Kloster selbst und nicht vom Papste oder anderen Bischöfen ausgegangen war. Dazu kam die schnelle Erregbarkeit der Romanen für eine Idee, sie hat die Einführung der Reform in weitere Kreise sehr begünstigt. So erhob die cluniacensische Idee in kurzer Zeit Anspruch auf allgemeine, ja alleinige Geltung, und da sie das abendländische Kaisertum für sich gewonnen und sich des besonderen Schutzes des Papstes erfreute, so konnte man ihr eine große Zukunft vorhersagen. Dadurch aber, daß sie Anspruch auf alleinige Geltung machte, nahm sie ein hierarchisches Moment in sich auf. Und so konnte es kommen, daß sie für das Papsttum in späterer Zeit, wo sich dasselbe von dem Joche der deutschen Herrschaft befreien wollte, von allerhöchster Wichtigkeit wurde. Aus diesem Grunde kann man jenen Reformversuch in seinen Folgen beinahe vergleichen mit der Stiftung des Ordens der Gesellschaft Jesu, wenn ihm auch nicht jener bewußte Gegensatz der Jesuiten zu einer allgemeinen großen Kirchenreformation inne wohnte. — Andererseits läßt sich behaupten, daß die romanische Reform sich instinktiv gegen die deutsche Kirche und gegen die Vorherrschaft der Deutschen richtete; mit der Begründung eines nationalen französischen Königtumes macht sich auch eine verwandte Strömung in der Kirche der romanischen Länder bemerkbar.

Jedenfalls hatte man anfangs in Cluny nur an eine Reform des Mönchslebens gedacht, um den alten Gehorsam der Brüder gegen den Abt wiederherzustellen. Doch es dauerte nicht lange, da wollten die Cluniacenser ihre Idee auch auf die Weltgeistlichkeit ausdehnen. Dabei gerieten sie aber in heftigen Widerspruch mit dem französischen Episkopate. In den französischen Bischöfen lebte bei weitem nicht das Gefühl ihrer eigenen Würde und das hohe Standesbewußtsein, wie in den deutschen Kirchenfürsten. Was die Bildungsstufe betraf, so standen sie allerdings mit den deutschen Bischöfen gleich, denn auch in Frankreich waren die Bestrebungen der früheren Karolinger durchaus nicht wirkungslos geblieben. Aber es fehlte in Frankreich an einem kräftigen Königtume, welches die Bischöfe hätte schützen können. So waren sie nur ein Spielball in der Hand der Parteien und in den fortwährenden Fehden der Großen gegen die Krone mußten sie zu allerlei List und Hinterhalt greifen, um ihren Besitz zu schützen. Sie hatten keinen sittlichen Halt mehr und waren für ihre Untergebenen ein schlechtes Beispiel. Daher trat jetzt Cluny ganz energisch gegen das verweltlichte Leben der französischen Bischöfe auf und so wurden dieselben zu Feinden der Reform und suchten die cluniacensischen Klöster mit allen Mitteln unter ihre Aufsicht zu bringen. Und in diesem Bestreben stand ihnen rechtlich nichts entgegen, obwohl sich Cluny und seine Stiftungen gleich anfangs jedem bischöflichen Aufsichtsrechte entzogen.

Auf solche Weise ist der Einfluß der Cluniacenser auf die Geistlichkeit Frankreichs kein großer geworden und das Gleiche gilt auch für Italien, dessen Bischöfe fast in noch tiefere Entsittlichung geraten waren. Hier in Italien konnte die Reform nur wenig wirken, da die Italiener nicht so sehr auf die Strenge

des äußeren Lebens sahen, sondern mehr Gefallen an einer mystischen Verinnerlichung fanden. Ein langsamer Umschwung ging daher hier nur von der Thätigkeit einzelner Männer aus; besonders ist der h. Nilus zu nennen, der aus Rossano in Calabrien stammte und dort in ein Kloster eingetreten war. Der Eindruck, den dieser Mann auf seine Zeit machte, ist ein großer gewesen, denn Nilus paarte mit der strengsten Selbstzucht einen tiefen, durchdringenden Verstand und ein an Heiligkeit gemahnendes Wesen. Später ging er nach Monte Cassino und von da nach Gaeta und predigte von hier aus der ganzen Welt Entsagung und Umkehr. — In Norditalien spielte Romuald aus Ravenna eine ähnliche Rolle. Er war von einem lasterhaften Lebenswandel zur höchsten Sittenreinheit bekehrt worden und nachdem er in Catalonien lange als Einsiedler gelebt und dort den Plan zu einer Klosterreform gefaßt, kehrte er nach Italien zurück und arbeitete unermüdlich an einer Umgestaltung des ganzen Mönchslebens. Er ward hierbei unterstützt von Hugo von Tuscien, der ihm alle Hindernisse aus dem Wege räumte. Weniger aber kam es dem Nilus wie dem Romuald auf eine Aenderung des äußeren Lebens an, sondern sie erstrebten vor allem eine Besserung des inneren Menschen und dadurch unterschieden sie sich sehr von der äußerlichen Reformthätigkeit Clunys.

Auch Rom wurde jetzt von der neuen Richtung ergriffen; in einem Kloster auf dem Aventin unterhielt man mit Nilus in Gaeta Beziehungen. Ganz besonders wirkte das auf einen jungen Mönch in jenem Kloster ein, auf einen Böhmen Namens Adalbert. Adalbert war Czeche von Geburt und zwar stammte er aus einer hohen Familie, sein Vater Slawnik war mit der böhmischen Herzogsfamilie und dadurch mit dem bairischen und dem Kaiserhause verwandt. Er ward durch ein Gelübde seiner Eltern zum geistlichen Stande bestimmt und zeitig der Magdeburger Klosterschule übergeben, an deren Spitze der gelehrte Otrik stand. Nachdem er hier eine Lernzeit von neun Jahren verbracht und bei der Firmelung den Namen des Magdeburger Erzbischofes Adalbert erhalten, ging er nach Böhmen zurück und empfing die Priesterweihe. Freilich sein Priestertum war zuerst ein sehr äußerliches, doch bald wurde er sich der ganzen Größe und Schwere seines Amtes bewußt, als er bei der Todesstunde des ersten Prager Bischofes Thietmar zugegen war. Diesen befiel nämlich eine große Angst, daß er seines Amtes zu wenig gewartet und Adalbert wurde durch die Reue des sterbenden Bischofes so heftig ergriffen, daß eine völlige Umwandlung in ihm vorging. All sein Denken und Thun war nunmehr dem Gebete und der Reue über seinen früheren Lebenswandel zugekehrt. Da Adalbert von hoher Abkunft war und über viel geistige Fähigkeiten verfügte, so wurde er nun zum Bischofe von Prag vorgeschlagen. Er nahm die Wahl an und wurde in Verona von seinem Metropoliten Willigis zum Bischofe geweiht, und zwar am 29. Juni 983, an jenem Tage, wo das Bistum Havelberg den anstürmenden Slaven erlag. Mit der Vernichtung Havelbergs und Brandenburgs traf auch das Christentum in Böhmen ein schwerer Schlag. Und dazu kam, daß Adalbert als Bischof nicht nur gegen sich selbst im höchsten Grade streng war, sondern auch von anderen die gleiche Strenge im Lebenswandel verlangte. Aus diesem Grunde fand er bei den böhmischen Großen und im Volke heftigen Widerspruch

und dadurch wurde ihm der Aufenthalt in seinem Bistume arg verleidet. Im Jahre 989 ging er über die Alpen, um eine Pilgerreise ins gelobte Land zu unternehmen. Doch er wurde von dieser Reise wieder abgebracht und ging auf die Empfehlung des Nilus in jenes Kloster auf dem Aventin, wo Leo Abt war, den der Papst Johann XV. als Legaten nach Deutschland und Frankreich sandte. Zu Ostern 990 ward er in dieses Kloster aufgenommen und hier fand er, was er suchte. Er verbrachte sein Leben in frommen Bußübungen und indem er sich völlig von der Welt abwandte, lebte er ganz seinem inneren Menschen. Er las viel in der h. Schrift und verkehrte oft in geistlichem Gespräche mit dem Abte und den Brüdern. — Inzwischen war der Böhmenherzog von seinem Bunde mit den Liutizen zurückgetreten und der christliche Sinn begann sich in Böhmen wieder zu regen. Deshalb schickte man von Böhmen aus eine Gesandtschaft an Adalbert nach Rom, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Da Adalbert jedoch dieser Bitte gegenüber fest blieb, so mußten erst der Papst und Abt Leo ein Machtwort sprechen, dem dann Adalbert Folge leistete. So kehrte er im Jahre 992 nach Prag zurück. Doch sein Aufenthalt sollte nicht von langer Dauer sein, denn nur mit Widerwillen hatte er seinen Sitz wieder eingenommen. Bei Gelegenheit eines Kirchenfrevels, der von böhmischen Adligen ausgeführt wurde, gab er sein Bistum von neuem auf, da es ihm unmöglich war, unter Christen zu leben, die den Glauben nur auf den Lippen trugen. Er ging nach Ungarn und versuchte hier das Christentum zu verbreiten; aber er fand keinen geeigneten Boden hierfür und begab sich dann wieder in sein römisches Kloster.

Als nun Willigis bei Ottos erstem Römerzuge im Jahre 996 nach Rom kam, befahl er dem Adalbert als seinem Suffragan, in sein Bistum zurückzukehren. Doch dazu bedurfte es erst stärkerer Mittel; denn auch das Verhältnis der Familie Adalberts zum Böhmenherzoge hatte sich inzwischen sehr ungünstig gestaltet und Boleslav hatte vier Brüder des Bischofes töten lassen. Eine römische Synode unter dem Vorsitze des Papstes gebot dem Adalbert die Rückkehr und jetzt mußte er natürlich Folge leisten. Er machte nun den Rückweg in Begleitung des deutschen Heeres und dabei kam er in nahe Berührung mit dem jungen Kaiser. Beide wurden voneinander mächtig angezogen, zumal Adalbert in Otto einen ihm verwandten Zug entdeckte, nämlich den Hang zur Verinnerlichung und zur Weltflucht. So blieb auch der Bischof noch längere Zeit am Hofe Ottos in Deutschland und gewann denselben immer mehr für seine ganze Richtung. Hier in Mainz am Hofe hatte Adalbert ein merkwürdiges Traumgesicht, dessen Deutung auf seine Zukunft bestimmend wirken sollte: Er war fortan überzeugt, daß er zum Märtyrertode auserseheen sei. Sofort nahm er rührenden Abschied vom Kaiser, um sein Geschick zu erfüllen. Nachdem er bei den Böhmen angefragt, ob sie seine Rückkehr als Bischof wünschten und eine verneinende Antwort erhalten, ging er zum Polenherzoge Boleslav, um sich von Polen aus ganz der Mission zu widmen. Da er unter den aufständischen Liutizen ohne Waffengewalt nichts hätte ausrichten können, und ihm ein nochmaliger Versuch, zu den Ungarn zu gehen, vergeblich erschien, so beschloß er die Mission bei Volksstämmen zu beginnen, deren Unterjochung Boleslav soeben an-

angefangen hatte, nämlich bei den Pommern und Preußen. Da Boleslav hierin ein Mittel sah, seine Herrschaft weiter ausdehnen zu können, so unterstützte er Adalbert bei seinem Vorhaben und gab ihm ein Schiff mit dreißig Mann Besatzung.

Auf diesem Schiffe fuhr Adalbert die Weichsel hinab an die Grenze von Pommern und Preußen; doch in der Nähe von Danzig setzte das dortige Volk seinem Bestreben harten Widerstand entgegen und nötigte ihn zur Umkehr. Die Heiden verfolgten die kleine Schar und als sich Adalbert mit einigen Genossen am 23. April 997 auf dem Lande befand, wurde er von den Preußen gefangen genommen und fand seinen Tod durch sieben Lanzenstiche. Darauf ward ihm der Kopf abgeschlagen und sein Leib als willkommene Beute fortgeschleppt. Traumgesichte sollen damals den Tod Adalberts seinen Freunden zu Rom und Gaeta verkündet haben. Das war das Ende des Mannes, der zuerst den Preußen das Evangelium verkünden wollte, es ward herbeigeführt durch eine der Zeit entsprechende religiöse Begeisterung. Sein Martyrium aber sollte in kurzer Zeit eine glänzende Verherrlichung finden.

Schwer zu verwinden war natürlich dieser Schlag für Otto, Adalberts getreuesten Schüler. Doch hatte der Kaiser inzwischen einen andern Mann an sich zu fesseln vermocht, der auf ihn den nachhaltigsten Einfluß ausübte. Das war Gerbert. Dieser hatte zu Rom für die Behauptung seines erzbischöflichen Stuhles in Reims nichts ausrichten können, war aber trotzdem nach Frankreich zurückgegangen. Doch schon am 24. Oktober 996 starb König Hugo Kapet, dem Gerbert hauptsächlich seine Würde zu verdanken gehabt. Bei diesem Todesfalle gab Gerbert alles verloren und verließ Frankreich für immer, wo er so viele Täuschungen und Wechselfälle erlebt. Er verließ sein Vaterland, um sich ganz an Otto III. anzuschließen. Der Kaiser hatte ihn eben durch ein äußerst ehrenvolles Schreiben an seinen Hof eingeladen, um sich von ihm in den Wissenschaften und in Philosophie unterrichten zu lassen, aber auch um seinen Rat in den Regierungsgeschäften zu benutzen. Leider findet sich in jenem Briefe Ottos eine Stelle, welche die Geringschätzung des Kaisers über das deutsche Wesen und seine Hochachtung vor dem Fremden klar ausspricht. Denn er schreibt, Gerbert solle seine sächsische Roheit austilgen und was er dagegen von griechischer Feinheit besitze, solle er durch Unterweisung ausbilden und erweitern. So zeigt sich jetzt schon bei Otto ein gewisser Stolz über seine griechische Abkunft, während er sich andererseits schämte, einen Sachsen zum Vater zu haben. Wenn das deutsche Königtum auf diesem Wege weiter vorging, dann mußte das Reich mit Riesenschritten seinem Verfalle entgegeneilen. Allerdings war Otto noch ein halber Knabe, als er diese Worte schrieb.

Merkwürdig berührt es, wenn wir in dem Antwortschreiben Gerberts lesen, was dieser von sich aussagt, nämlich daß Otto I. die Liebe zur Wissenschaft in ihm begründete und Otto II. dieselbe genährt habe. Wenn er daher zu ihm käme, um ihm seine Dienste zu widmen, so gebe er ihm nur zurück, was er ihm schuldig sei. Auch dem jungen Kaiser etwas zu schmeicheln verstand der schlaue Franzose. Unter anderem schrieb er: Wenn Otto als Grieche von Geburt und als Römer als Inhaber des Kaisertumes die Schätze des griechischen

und römischen Wissens in sich zu vereinigen bestrebt sei, so sei dies eine göttliche Erscheinung in ihm. — Natürlich konnte dem ehrgeizigen Gerbert nichts erwünschter sein, als die ehrenvolle Einladung an den deutschen Hof, für ihn, den weltklugen und gewandten Romanen, mußte es dort viel zu holen geben. Zu Anfang des Jahres 997 ging er daher nach Sachsen und traf mit dem Kaiser in Magdeburg zusammen, wohin noch andere Gelehrte gekommen waren. Hier ward manch wissenschaftliches Turnier ausgefochten und der Glanz der Siege Gerberts blendete den Kaiser immer mehr, so daß dieser von dem persönlichen Zauber des weltkundigen Romanen ganz umstrickt wurde. Gerbert fühlte sich daher jetzt so sicher in der Gunst des Kaisers, daß er nichts that, um seinen erzbischöflichen Stuhl wiederzugewinnen, als ihn seine Anhänger deswegen nach Frankreich zu kommen aufforderten. Er wußte wohl bestimmt, daß ihn seine einflußreiche Stellung am deutschen Hofe voll entschädigen werde für den Verlust, den er in Frankreich erlitten. Allerdings ging die Sache für ihn dort schlecht genug, es war Aussicht vorhanden, daß Arnulf das Erzbistum wiedererhalten werde, und die Bischöfe, welche denselben früher verurteilt hatten, waren in den Bann gethan worden.

Von Magdeburg aus zog Otto in den Krieg gegen die Wenden. Denn der Friede von 996 war kein dauernder. Zu tief war der Haß zwischen Sachsen und Slaven, daß nicht der Kampf auf Leben und Tod geführt werden und mit der Vernichtung des einen endigen mußte. Gegen den August 997 fiel der Kaiser ins Havelland ein und verwüstete einen großen Teil desselben. Doch ohne viel ausgerichtet zu haben, kehrte er dann nach Magdeburg zurück. Auch an einem anderen Punkte kam es in derselben Zeit zu einem wie es scheint heftigen Zusammenstoße mit den Slaven. Die Welataber waren über die Elbe in den Bardengau eingefallen. Hier hatte Otto zum Schutze des Landes das westfälische Aufgebot zurückgelassen und dieses wagte dem ungleich stärkeren Slavenheere eine Schlacht anzubieten. Das geschah am 6. November 997. Bischof Ramward von Minden führte die Sachsen zum Angriffe gegen die Slaven, welche eine große Niederlage erlitten und alle zusammengeraubte Beute wieder verloren. Doch der ganze Erfolg war nur der, daß die Slaven sich wieder über die Elbe zurückzogen.

Unterdes war der Kaiser nach Lothringen gegangen, in der alten Kaiserpfalz zu Aachen hielt er Hof. Von hier aus ließ er in die deutschen Gaue Befehle ergehen zur Rüstung für eine neue Romfahrt. Vielleicht hätte sich Otto dazu entschlossen auch ohne den Hülferuf des Papstes, der aus Rom vertrieben war. Denn er war von Gerbert in seiner italischen Politik eifrig bestärkt worden, er wollte die Einigung Deutschlands und Italiens wirklich vollführen, die sein Vater und Großvater schon angestrebt hatten. Groß und weitaussehend waren die Rüstungen diesmal, nichts Gewöhnliches und Leichtes mußte der Kaiser vorhaben. Denn aufgeboten wurden die Herzöge von Schwaben und Baiern, Eckard von Meißen und Gero von der Lausitz, endlich Otto von Kärnten. Der Schutz Sachsens und seiner Marken, den bisher Eckard übernommen, ward für die Zeit seiner Abwesenheit an Herzog Bernhard und Lothar von der Nordmark übertragen, während die Tante des Kaisers, die kluge Aebtissin Mahthilde

von Quedlinburg, die Stellvertretung des Königs im Reiche erhielt. Natürlich begleitete Gerbert den Kaiser auf dem Zuge. Im November brach Otto von Aachen auf und über den Brenner, die alte Kaiserstraße, ging es dem Süden zu. In Pavia ward Weihnachten gefeiert und Otto traf hier mit Gregor V. zusammen, den er hierher beschieden hatte, um mit ihm die Lage der Dinge in Italien zu bereden.

6. Die Päpste Gregor V. und Silvester II. und Kaiser Otto III.

Es war nicht nur das verwandtschaftliche Band gewesen, welches Otto mit dem Sohne Ottos von Kärnten verknüpfte und das den Kaiser bestimmte, diesen den Römern als Papst vorzuschlagen. Wir wissen, daß an dem ersten Römerzuge Ottos eine große Anzahl deutscher Bischöfe teilnahm. Jedenfalls hat sich Otto mit diesen über den zu wählenden Papst verständigt. Und es sprachen mancherlei Gründe für Brun. Die französische Kirche drohte sich damals von der römischen völlig loszureißen, nicht zum letzten aus dem Grunde, weil das Papsttum von der früheren Autorität zu viel eingebüßt hatte und den Völkern in jener Zeit oft nur als ein Spielball in der Hand von Parteien erscheinen konnte. Die Deutschen, in deren Macht die jetzige Papstwahl gelegt war, mußten nun zeigen, daß sie einen sittenstrengen und wissenschaftlich gebildeten Mann auf dem Stuhle Petri sehen wollten. Das ist jedenfalls in erster Linie in Anschlag zu bringen. Außerdem aber mußte der deutschen Kirche viel daran liegen, daß der neue Papst eine freie und von dem römischen Adel unabhängige Stellung einnahm, sonst ließ sich die alte Autorität der Nachfolger Petri nicht wiederherstellen. Brun war nun ein Mann von der strengen Richtung der Zeit und er stand vollkommen außerhalb vom Parteigetriebe des römischen Adels; er war wissenschaftlich hochgebildet und seine Verwandtschaft mit dem Kaiser mußte ihm von vornherein eine höhere Machtfülle verleihen. Dazu war Brun noch jung und so schien er dazu bestimmt, an der Seite des jugendlichen Kaisers eine lange Reihe von Jahren zum Wohle der Kirche und der Christenheit die Reformbestrebungen der damaligen Zeit verwirklichen zu sollen. Dem auf diese Weise gefesteten Papsttume konnte die von Frankreich ausgehende Spaltung in der Kirche nicht lange widerstehen, sondern mußte allem Anscheine nach in kurzer Zeit von ihm beigelegt werden. Und weil damals Kirche und Staat eng verbunden waren, so konnte man von einem der Reform günstigen und straffen Kirchenregimente auch Verbesserungen in staatlichen Verhältnissen erhoffen. Auch die Bischöfe Oberitaliens und vor allem die Cluniacenser zeigten sich über die Wahl Bruns überaus erfreut, man sah eben ein, daß ein kräftiges Papsttum einen Umschwung zum Besseren auf verschiedenen Gebieten hervorrufen könnte. Der neue Papst, in den ottonischen Anschauungen erzogen, erfaßte auch gleich seine Aufgabe mit allen Kräften. Allerdings war er durchaus darauf bedacht, sich nicht in die Abhängigkeit von weltlicher Gewalt zu begeben, er stellte sich sogar prinzipiell stets über dieselbe und ganz auf den Boden der Cluniacenser, mit denen er in enge Verbindung trat. Nur durch die vollständige Befreiung des päpstlichen Stuhles von jeder äußeren Schranke glaubte

er seine Reformthätigkeit ausführen zu können. So war er besonders bemüht, den Bischöfen das Aufsichtsrecht über die Klöster ihres Sprengels zu entziehen, um dieselben unmittelbar unter Rom zu stellen. Und die pseudoisidorischen Dekretalen bestrebte er sich voll und ganz zur Anwendung und Gültigkeit zu bringen. Man hätte wohl denken können, daß Gregor seiner deutschen Abstammung getreu vornehmlich ein deutschgesinnter Papst sein und bleiben werde. Doch das war nicht der Fall, Gregor glich hierin dem Kaiser, auf den ja auch der Slave Adalbert und der Romane Gerbert den größten Einfluß gewonnen. Die Eigentümlichkeit deutschen Wesens tritt in beiden äußerst klar und scharf hervor, römischer Kaiser wollte Otto sein und die Stellung eines römischen Papstes wollte Gregor einnehmen. Während in der früheren ottonischen Zeit die Päpste lediglich dem Kaiser anhingen und die ersten Bischöfe des deutsch-italischen Reiches waren, bestrebte sich Gregor, dem Papsttume wieder zu einer viel allgemeineren Stellung zu verhelfen. Und da er kaum zehn Jahre älter als der Kaiser war, so griff er alles mit der Lebendigkeit und Hastigkeit der Jugend an, selbst seinen eigenen Anhängern erschien er oft zu ungestüm.

Die Feindseligkeit, mit welcher die französischen Bischöfe kürzlich gegen den Papst aufgetreten, darf nun nicht zu der Annahme verleiten, daß das Papsttum alles Ansehens und seines früheren Einflusses beraubt gewesen wäre. Im Gegenteil, es sind dafür Anzeichen genug vorhanden, daß die Autorität des päpstlichen Stuhles bei den Nationen des Abendlandes beinahe unerschüttert fortbestand. Spanien, England und Afrika hielten getreu zu dem römischen Bischofe als dem anerkannten Nachfolger Petri; besonders England hatte sich durch Erzbischof Dunstan von Canterbury wieder eng mit der römischen Kirche verbunden.

Zunächst mußte der neue Papst die Sache des Reimser Erzbistumes in seine Hand nehmen, wenn er in Frankreich seiner Autorität nichts vergeben wollte. Bei Ottos erstem Römerzuge war der Bischof Herluin von Cambrai in Italien erschienen, um vom Papste die Weihe zu empfangen, die er weder von Arnulf noch von Gerbert erhalten konnte. Auf einer Synode wurde Herluin geweiht und Gerbert dabei ausdrücklich als ein Eindringling bezeichnet. Und als darauf der Abt Abbo von Fleury nach Rom kam, ließ Gregor durch diesen dem Könige Robert melden, er solle sofort die Freilassung Arnulfs verfügen, damit derselbe seinen erzbischöflichen Stuhl wieder einnehme; zugleich übersandte er dem Arnulf das Pallium. Dann berief der Papst auf eine Synode in Pavia diejenigen französischen Bischöfe, welche den Arnulf einst abgesetzt, um sie hier vor seinen Richterstuhl zu ziehen. König Robert gehorchte, aber die französischen Bischöfe erschienen nicht. Deshalb traf sie die päpstliche Suspension, welche auch über Adalbero von Laon verhängt wurde, da er es gewagt, den Erzbischof gefangen zu nehmen. Und kurz darauf sehen wir Arnulf alle seine erzbischöflichen Amtshandlungen wieder vornehmen. — Daß König Robert sich gegen den Papst so willfährig gezeigt hatte, fand seinen Grund darin, daß Robert eine vor der Kirche nicht zulässige Ehe mit der Witwe des Grafen Odo, des Feindes seines Vaters, eingegangen war. Um den Papst in diesem Punkte nachgiebig zu machen, hatte er den Arnulf freigegeben. Doch daran war bei

dem unbeugsamen Sinne Gregors nicht zu denken. Auf der Synode zu Pavia gebot der Papst dem Könige für seine Ehe Buße zu thun bei Strafe des Kirchenbannes. Und doch war Roberts Gemahlin Bertha die Tochter König Konrads von Burgund und somit dem kaiserlichen Hause nahe verwandt. Dieser kräftigen Willensäußerung gegenüber leisteten Robert und die französischen Bischöfe keinen Widerstand; zwar ward die Ehe zwischen Robert und Bertha nicht aufgelöst, aber sonst war man dem Befehle des Papstes in allen Stücken gehorsam. Und damit war die französische Kirchenspaltung beendet.

Aber auch die Angelegenheiten der deutschen Kirche wurden von Gregor scharf ins Auge gefaßt. Die Aufhebung des Bistumes in Merseburg erregte immer noch die Gemüter und besonders war die allgemeine Stimmung gegen den Erzbischof Gisiler gerichtet, dessen Habsucht das meiste dazu beigetragen. Die schweren Unfälle, die das Reich im Norden und an der Ostgrenze erlitten, wurden vom Volke auf Rechnung dieser allerdings unentschuldbaren Handlung gesetzt. Kein Papst hatte es vorher gewagt, mit dem Kaiser darüber zu rechten, da sich vordem die römische Kirche ganz in der Gewalt des Kaisertumes befand. Doch auf jener Synode zu Pavia wurde beschlossen, Gisiler zu Weihnachten 997 vor den päpstlichen Stuhl zu ziehen, da er sein Bistum verlassen und ein anderes übernommen habe. Willigis ward als päpstlicher Vikar für Deutschland mit dem Befehle beauftragt, den Gisiler zur bestimmten Zeit nach Rom zu laden. So griff Gregor auch in die deutsche Kirche ein, und zwar in einer Sache, durch deren Berührung der Kaiser empfindlich beleidigt werden konnte. Und diese durchgreifenden Beschlüsse gingen von Pavia aus, eben als der Papst in Rom gar keine Macht mehr besaß, indem sich Johannes Crescentius in Gregors Abwesenheit der ganzen Stadt bemächtigt hatte. So mußte Gregor auf der einen Seite den Kaiser um Hülfe bitten, während er andererseits in demselben Augenblicke offen gegen die Politik von dessen Vater auftrat. Zugleich aber wurde Crescentius von Pavia aus in den Bann gethan. Und da man voraussah, daß Crescentius einen Gegenpapst einsetzen werde, der ihm ganz zu Willen war, so ward von Pavia aus verkündet, daß jeder Priester, der mit einer neuen Papstwahl irgend etwas zu thun habe, seiner Würde entsetzt sein solle.

Der Gegenpapst ließ auch nicht lange auf sich warten. Soeben kam der Erzbischof Johannes von Piacenza von seiner Gesandtschaftsreise aus Konstantinopel zurück. Ob seine Brautwerbung Erfolg gehabt, läßt sich nicht mehr erkennen, doch begleiteten ihn griechische Gesandte. Johannes war Lehrer Ottos gewesen und hatte ihm alles zu verdanken. Denn aus niedrigem Stande war er vom deutschen Hofe emporgehoben und ihm zuliebe hatte Otto in Piacenza ein eigenes Erzbistum errichtet, indem er das frühere Bistum von der Metropole Ravenna lostrennte. Der Ehrgeiz dieses Mannes war dadurch so groß geworden, daß er sich jetzt von Crescentius bereden ließ, den Stuhl Petri zu besteigen. Natürlich geschah dies durchaus gegen den Willen des Kaisers und Johannes war obendrein dem Kaiser und dem Papste eng verbunden, indem er beide über die Taufe gehalten hatte. Dazu mahnte ihn jetzt Nilus davon ab, die päpstliche Würde zu usurpieren, er riet ihm vielmehr, in ein Kloster zu gehen.

Doch vergebens, Johannes rechnete auf Konstantinopel, er wollte mit dem griechischen Kaiser ein enges Bündnis eingehen. Natürlich wurde nun Johannes von Gregor in den Bann gethan, seiner erzbischöflichen Würde entkleidet und Piacenza wieder unter das Erzbistum Ravenna gestellt. Aber es wurde hohe Zeit für Gregor, daß der Kaiser nach Italien kam.

Zu Weihnachten 997 traf Otto mit dem Papste in Pavia zusammen, dann ging die Reise den Po hinab. Bei Ferrara kam ihnen Otto, der Sohn des venetianischen Dogen, entgegen und begleitete sie bis Ravenna. Mit seinem starken deutschen Heere, dem sich inzwischen auch das italienische Aufgebot angeschlossen, zog dann der Kaiser vor Rom, wo man Ende Februar 998 anlangte. Der Gegenpapst flüchtete sich in einen festen Turm bei der Stadt, während Crescentius in der Engelsburg Schutz suchte; die Römer öffneten sofort die Thore der Stadt. Johannes konnte sich in seinem Turme nicht lange halten, der schwäbische Graf Birthilo eroberte das Bollwerk und dem Johannes wurden die Augen ausgerissen und Nase, Ohren und Zunge abgeschnitten. Nach dieser entsetzlichen Verstümmelung wurde der unglückliche Mann in ein römisches Kloster gebracht. Kaum hatte Nilus davon erfahren, als er trotz seines hohen Alters sofort aus Gaeta herbeieilte und den Kaiser bat, ihm den Johannes zu überlassen. Nilus wurde höchst ehrenvoll empfangen und der Kaiser sagte ihm seine Bitte zu, wenn er selbst in der Nähe von Rom die Leitung eines Klosters übernehmen wollte. Dazu verstand sich Nilus, der dem Johannes jede weitere Schmach gern erspart hätte. Doch der Papst zerstörte das begonnene Friedenswerk, der Frevel, den Johannes gegen ihn begangen, war zu groß, als daß er ihn nicht noch viel härter bestraft hätte. Auf einer Synode ward Johannes seines Priestertumes entsetzt und Gregor zerriß ihm das bischöfliche Gewand; dann wurde er verkehrt auf einen Esel gesetzt und unter argen Beschimpfungen durch die römischen Straßen geführt. Nilus aber wandte sich gramerfüllt ab, da ihm der Kaiser dem Papste zuliebe das Wort gebrochen; er ließ aber dem Kaiser und dem Papste melden, daß sich Gott einst ihrer Sünden ebensowenig erbarmen werde, als sie mit dem unglücklichen Manne Mitleid gefühlt. Dann verließ er die Stadt und kehrte nach Gaeta zurück.

Am 24. April wurde dann die Belagerung der Engelsburg durch Eckard von Meißen begonnen und mit außerordentlicher Anstrengung betrieben. Die großen Leitern und Maschinen, die Eckard um die bisher uneinnehmbare Burg erbauen ließ, thaten in kurzer Zeit ihre Wirkung, schon am 29. April mußte sich die Burg übergeben. Crescentius wurde sofort auf dem Dache der Burg enthauptet und auf dem Monte Mario mit den Füßen am Galgen aufgehängt, zwölf seiner Anhänger erlitten neben ihm den Tod durch Henkershand. Auch der Schwiegersohn des Crescentius mußte sich unverzüglich dem Kaiser und dem Papste unterwerfen und das der römischen Kirche entrissene Cere wieder herausgeben. Der Tag von Crescentius' Hinrichtung aber wurde vom Kaiser durch reiche Schenkungen an seine Getreuen ausgezeichnet, da an jenem Tage seine kaiserliche Gewalt über Rom wieder gefestet worden. Diejenigen von den Römern, die noch gezögert hatten, die kaiserliche Partei zu ergreifen, sahen nun ein, was sie bei Fortsetzung ihres Ungehorsams zu gewärtigen hatten. Denn

der Papst ließ jetzt äußerste Strenge walten, nachdem er durch den Kaiser wieder zu seiner früheren Macht über Rom gelangt war. So beugten sich schließlich alle unter das Joch der kaiserlichen und päpstlichen Herrschaft und die römische Kirche erhielt all ihre Güter zurück, die ihr jemals entrissen worden waren. — Zu Anfang Mai versammelte sich dann eine Synode in der Peterskirche, wo italienische, spanische und deutsche Bischöfe über einen Streit im Bistume Vich in der Mark Barcelona entschieden. Auch der Kaiser war hier zugegen und daraus ergibt sich, daß die spanische Mark sich jetzt wieder enger an Papsttum und Kaisertum anschloß.

Mit der wärmeren Jahreszeit ging dann Otto in die höheren Gegenden Tusciens und darauf zog er nach der Lombardei, um auch im Norden das kaiserliche Ansehen wiederherzustellen. In Pavia traf er mit Gerbert zusammen, der inzwischen zum Erzbischofe von Ravenna erhoben war. Trotzdem Erzbischof Johannes von Ravenna noch lebte und sich stets treu gegen Kaiser und Papst gezeigt hatte, mußte Gregor wider seinen Willen auf den Wunsch des Kaisers dem Gerbert das große Erzbistum und das Pallium verleihen. Allerdings fügte der Papst der Verleihung die Ermahnung hinzu, Gerbert solle durch seinen Wandel sich jenes großen Geschenkes würdig erweisen, in seinem Denken und Thun solle Rechtlichkeit obenan stehen. Schon vorher hatte Gerbert die Abtei Bobbio zurückerhalten und außerdem war er mit dem reichen Kloster Nonantula belehnt worden. Dazu erhielt er vom Papste und Kaiser für seine Kirche zu Ravenna große Gerechtsame, die Regalien, welche Adelheid in Ravenna noch besaß, sollten beim Tode der Kaiserin auf ihn übergehen. Jetzt war Gerbert befriedigt und konnte den Verlust von Reims verschmerzen. Nichts hatte er unversucht gelassen, um durch die Gnade des Kaisers zu möglichst großem Besitze und hohen Ehren zu gelangen; ja er hatte dem Kaiser in seinen Briefen harte Vorwürfe gemacht, daß die kaiserliche Gunst ihm so wenig eingetragen und daß andere das erhielten, was ihm früher von Otto versprochen worden sei. Der Kaiser solle nur seine volle Gewalt brauchen und sich bei seinen Schenkungen an ihn durch andere nicht beirren und beeinflussen lassen. Auch hierin prägt sich der ungemessene Ehrgeiz und die Herrschsucht Gerberts deutlich aus. Nachdem er dann allerdings das Erzbistum in Ravenna erhalten, zeigte sich sofort, welch starke Stütze das Papsttum an dem außerordentlichen Manne haben konnte. Er stellte sich gleich auf die päpstliche Seite und war eifrig bemüht, die Gebrechen der Kirche durch Reformen zu heilen. Auf einer Synode in Pavia, wo Gerbert mit dem Kaiser zusammentraf, galt es, die Mailänder Kirche einiger Ehrenvorrechte zu berauben, die eigentlich nur dem päpstlichen Stuhle gebührten. Mit seinem großen persönlichen Ansehen und seiner geistigen Ueberlegenheit setzte hier Gerbert alles durch, worauf es ihm ankam und der Mailänder Erzbischof wurde den anderen Metropoliten gleichgestellt. Hier wurde aber noch ein wichtiger und tiefeingreifender kaiserlicher Befehl erlassen, der sich auf die Kirchengüter bezog.

Die Bistümer und Abteien Italiens waren allmählich durch die Schenkungen der Könige und Kaiser zu einem ungeheuern Landbesitze gelangt. In den früheren italienischen Wirren hatten sich die Kronprätendenten meist auf die Kirche

gestützt und waren ihr deshalb zu Danke verpflichtet, den sie durch die Verleihung von Land und Gut abstatteten. Doch der große Grundbesitz der Kirche war zumeist an die Adligen des Landes auf Zeit- oder Erbpacht gegen Zins ausgegeben worden und bei den bunten und wenig geordneten Rechtsverhältnissen Italiens konnte dieser Zins seitens der Kirche nur schwer und ganz unregelmäßig beigetrieben werden. Oft wurde das Pachtverhältnis überhaupt ganz abgeleugnet und die Kirche verlor dadurch einen großen Teil ihrer Einkünfte.

Diesem Mißstande wollte jetzt die Synode in Pavia steuern und es wurde daher das Gesetz unter dem Namen des Kaisers erlassen, daß alle Verträge, die die Kirche wegen Verpachtung ihres Grundbesitzes abschloß, nur für die Dauer der Lebenszeit des Bischofes oder Abtes Gültigkeit haben sollten, der den Vertrag eingegangen; ihre Nachfolger sollten stets freie Verfügung darüber haben, den Pacht sofort aufzuheben. Es wurde dies Gesetz hauptsächlich damit begründet, daß es ja auch den Kaisern und Königen nur für ihre Lebenszeit gestattet sei, Reichsgut zu vergeben. Der bisherige Gebrauch sei für die Kirche eine schwere Schädigung, da sie kaum imstande sei, ordentlich für die Gotteshäuser zu sorgen und ihre Pflichten dem Reiche gegenüber als Vasall zu erfüllen.

Die lombardischen Bischöfe hatten hiervon weniger zu leiden als die in Mittelitalien, denn sie hatten ihr Gut meist an kleine Leute, Kolonen, verpachtet, welche mit eigener Hand den Acker bestellten und den Zins besser zahlten als die trotzigen Lehnsleute vom Adel. Doch auch hier waren widrige Verhältnisse entstanden, da teilweise auch der Adel kirchliches Lehngut in Händen hatte. So unterschied man zwei Arten von Belehnten, höhere und niedere. Die ersteren waren unmittelbar von der Kirche belehnt und meist die Anführer über das Aufgebot des Stiftes, die niederen erhielten nur kleine Lehen und waren meist Aftervasallen der höheren, denen sie auch im Aufgebote folgen mußten. Und wie überall so war auch hier das Streben nach der Erblichkeit der Lehen vorhanden. Den größeren Vasallen war die thatsächliche Durchführung der Erblichkeit meist gelungen, da sie der Kirche gegenüber als weltliche Herren viel Macht in Händen hatten. Und aus letzterem Grunde konnten sie auch dem Streben nach Erblichkeit bei den kleineren Vasallen kräftigen Widerstand entgegensetzen. Daraus entstanden nie ruhende Streitigkeiten zwischen beiden Vasallen und in dieser Fehde wurden die kleinen Vasallen viel von den weltlichen Fürsten Italiens unterstützt, da letztere darüber unmutig waren, daß die Bischöfe von den Königen und Kaisern eine Menge Rechte erhalten hatten, die man ihnen erst entziehen mußte, um sie jenen zu geben. Und da nun ein sehr großer Teil des italienischen Grund und Bodens der Kirche gehörte und von dieser zu Lehen gegeben wurde, so war überall ein Zustand großer Unsicherheit und Rechtlosigkeit eingetreten, der für die Bischöfe bei der Abwesenheit des Kaisers unerträglich wurde. Auch dem wollte man jetzt ein Ende machen.

Es trat nämlich der Bischof Warmund von Ivrea als Kläger gegen den Pfalzgrafen Arduin auf. Arduin hatte in Italien eine mächtige Stellung, durch Heirat war er verwandt mit Hugo von Tuscien und mit der Familie Berengars. Durch die Gunst der Theophano hatte er die Mark Ivrea und die Pfalzgraf-

schaft in der Lombardei erhalten; doch suchte er seine Macht unausgesetzt zu erweitern, dabei kam er aber mit den Bischöfen in Widerstreit, die ja besonders das kaiserliche Ansehen der Ottonen in Italien stützten. In seinem Kampfe gegen die Bischöfe verband er sich mit deren niederen Vasallen. Im Jahre 996 griff er den Bischof Peter von Vercelli an, dieser fand beim Brande seiner Kirche den Tod. Desgleichen verjagte er den Warmund von Ivrea und raubte dessen Kirche aus. Warmund und die übrigen Bischöfe der Lombardei belegten nun zwar den Arduin mit dem Banne, doch der Bann blieb ohne päpstliche und kaiserliche Mitwirkung erfolglos. Hier in Pavia aber glaubte Warmund jetzt seine Sache zum Austrage bringen zu können. Aber die Abwesenheit des Papstes und die Rücksicht auf Hugo von Tuscien veranlaßten den Kaiser, nicht einseitig in dieser Angelegenheit vorzugehen; er verschob daher die Verhandlung. Darauf wandte sich der Bischof an den Papst und dieser forderte Arduin bei Strafe des Bannes auf, von seinen ruchlosen Anschlägen abzustehen und Buße zu thun.

Im November kehrte dann Kaiser Otto nach Rom zurück, um hier an einem allgemeinen Konzile teilzunehmen. In dieser Versammlung wurden besonders die französischen Verhältnisse ins Auge gefaßt. König Robert hatte zwar den Arnulf seiner Haft entlassen und dieser sein Erzbistum wieder eingenommen. Doch Robert hatte seine Ehe mit Bertha nicht aufgelöst, trotzdem es der Papst befohlen. So ward jetzt dieser Befehl erneuert und Robert wie Bertha wurden zu einer siebenjährigen Buße verurteilt, alle Bischöfe, welche bei der Trauung assistiert hatten, wurden ihres Amtes entsetzt. — Außerdem beschloß man auf dem Konzile die Wiederherstellung des Bistumes in Merseburg. Gisiler, ward bestimmt, sollte seine bischöfliche Würde verlieren, wenn erwiesen werde, daß er aus Ehrgeiz und Habsucht das Magdeburger Erzbistum an sich gerissen habe; sei dies nicht der Fall und habe er auf Einladung von Klerus und Volk die Würde in Magdeburg erhalten, so solle er im Besitze des Erzbistumes bleiben; sei dagegen diese Einladung nicht erfolgt, so solle er in sein früheres Bistum zurückkehren dürfen. So gerecht und billig diese Bedingungen auch sind, wir sehen doch, wie nachdrücklich sich der Papst in die inneren kirchlichen Verhältnisse des Reiches einmischte und daß der Kaiser keinen Widerstand wagte.

Kurz nach dieser römischen Synode starb Papst Gregor V. am 18. Februar 999. Da er noch in der Jugend — er war kaum dreißig Jahre alt, als er starb — eine Beute des Todes wurde, so entstand bald das Gerücht, seine Feinde hätten ihn vergiftet. In der Nähe von Ottos II. Grabe wurde er neben seinem großen Vorgänger Gregor I. im Vorhofe der Peterskirche beigesetzt. Nicht ganz drei Jahre hatte Gregor auf dem päpstlichen Stuhle gesessen. Aber in dieser kurzen Zeit hatte sich durch die Charakterstärke dieses ersten deutschen Papstes ein großer Umschwung in der Stellung des Papsttumes vollzogen. Gregor hatte mit Glück versucht, die päpstliche Herrschaft über den ganzen Umfang der christlichen Staaten wiederherzustellen. Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und England hatten sich vor seinem Willen gebeugt und selbst der Kaiser mußte sich ihm fügen. Die Zeit Nikolaus' I. schien wiedergekommen, wo die ganze Christenheit dem Papste zu Willen war. — Wenn das Papsttum in dieser

Richtung fortschritt, so konnte darin freilich für das Reich eine große Gefahr liegen. Denn durch die enge Verbindung mit dem Kaisertume waren die Päpste unter den Ottonen wieder mächtig geworden; wie aber, wenn der Papst in Zukunft seine Macht gegen den Kaiser benutzte und sich prinzipiell über ihn stellte, wie man jetzt schon den Anlauf dazu genommen? Freilich mußte das Papsttum hierzu erst mächtige Bundesgenossen gewinnen; doch das war nicht schwer, da die romanischen Nationen überall darauf bedacht waren, die ihnen von den Germanen entrissene Weltstellung wiederzuerlangen. Indes für den Augenblick war nichts zu fürchten, da Otto zum Nachfolger Gregors einen Mann wählte, der ganz in den Gedanken der ottonischen Politik lebte, ja der den jungen Kaiser erst damit vertraut gemacht hatte. Das war Gerbert. Ohne gesetzmäßige Wahl bestimmte Otto den Erzbischof von Ravenna zum Papste und so ward Gerbert als Silvester II. im Anfang April 999 zur höchsten kirchlichen Würde erhoben. Es war wohl des Kaisers Wille, daß der neue Papst wie sein Vorgänger keinerlei Parteistellung zu den Faktionen des römischen Adels haben sollte, deshalb übertrug er das Pontifikat einem Ausländer. So folgte auf den Deutschen ein Franzose.

Gerbert hatte als Erzbischof von Ravenna mit viel Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, da er als Fremder den italienischen Bischöfen nicht genehm war. Und große Rücksichtnahme war wohl bei dem herrschsüchtigen Zuge in Gerberts Natur nicht in der Weise zu finden, wie es die Italiener gewünscht hätten. So entstanden in Ravenna Unruhen, deren er zumal bei dem kränklichen Zustande seines Körpers nicht Herr wurde. Denn es stellten sich bei ihm vor der Zeit — er war damals etwa fünfzig Jahre alt — die Gebrechen des Alters ein, da er sein Leben stets in Hast und Unruhe und unter großer und schwerer Arbeit verbracht. Doch kaum war er auf den Stuhl Petri erhoben, da kehrte auch die ganze Spannkraft seines Geistes zurück und er warf sich mit jugendlichem Feuer auf die weitverzweigten Geschäfte und Pflichten seiner hohen Stellung. Besonders suchte er den Besitz der römischen Kirche stets zu wahren und zu mehren, und er wurde hierbei von dem ihm so ergebenen Kaiser bereitwillig unterstützt. Ueberall war er selbst thätig und entwickelte eine außerordentlich große Arbeitskraft. Unter anderem führte er, um den nachteiligen Pachtverhältnissen zu entgehen, das Lehnswesen in das Patrimonium Petri ein, indem er dem Grafen Dauferius die Stadt und das Gebiet Terracina gegen Zins und Verpflichtung zu Hof- und Kriegsdiensten zu Lehen gab. Und wie es bei der Natur Gerberts nicht anders zu erwarten war, so handhabte er auch das kirchliche Regiment ganz im Sinne seines Vorgängers. Er brach durchaus mit seiner Vergangenheit und stellte sich auf den Boden der universellen Papstmacht.

So bestätigte er jetzt seinen alten Feind Arnulf auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Reims; und um alle Streitigkeiten an Ort und Stelle beizulegen, kam dann Arnulf nach Rom und ward vom Papste mit allen Ehren aufgenommen. Die unerledigt gebliebenen Sachen behandelte Silvester gemäß den Ansichten Gregors. König Robert mußte thatsächlich seine Ehe mit Bertha auflösen, und Gisiler wurde vom Papste in seiner Gewalt suspendiert, da er sich

immer noch nicht bequemt hatte, dem Befehle Roms Folge zu leisten. Doch Gisiler konnte angeblich wegen Kränklichkeit einer päpstlichen Vorladung nach Rom nicht nachkommen und so ward die Merseburger Sache schließlich einer deutschen Synode übertragen. Den ganzen Umfang der päpstlichen Strenge aber erfuhr Arduin, nachdem in Vercelli der frühere kaiserliche Hofbischof Leo das Bistum erhalten. Da Leo mit Kaiser und Papst in engen Beziehungen stand, so machte er sofort vor beiden Anzeige über alles, was die Kirche von Vercelli durch Arduin erlitten. Der Markgraf wurde nun vor den päpstlichen Stuhl geladen und wegen seiner ruchlosen Thaten zu schrecklichen Bannstrafen verurteilt. Fast wurde er aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgestoßen und ihm befohlen, abseits von aller Welt Buße zu thun oder ins Kloster zu gehen. Zu dem Banne fügte der Kaiser die Acht hinzu, Arduin und sein Sohn wurden aller ihrer Lehen und Güter beraubt, letztere an die Kirche von Vercelli vergeben. — Auch Silvester trat auf die Seite der Cluniacenser und schrieb ihnen, daß sie unter seinem Pontifikate nie eine Ungunst erfahren sollten.

So war in kurzer Zeit durch die Einigkeit des Kaisers und des Papstes das erreicht, was Gregor seinem Nachfolger zur Vollendung hinterlassen hatte. Aus alledem ersieht man aber auch, daß die hierarchischen Tendenzen jetzt in ähnlicher Weise hervortraten, wie einst bei der Auflösung der karolingischen Weltmonarchie. Gefahr für das Kaisertum war entschieden im Anzuge, wenn es sich nicht rechtzeitig aus der üblen Lage zu retten vermochte. Und dazu kommt, wie wir schon früher sahen, daß Otto III. sich sehr bald einer ausgesprochen kirchlichen Richtung hingab. Von großem und bleibendem Eindrucke auf ihn war Adalbert gewesen und dessen tragisches Ende trug viel dazu bei, den Kaiser von der Wahrheit der Lehren jenes Mannes zu überzeugen. Viel auch wirkten auf das Gemüt Ottos die Drohungen, welche der heilige Nilus jüngst in Rom gegen Kaiser und Papst ausgestoßen. Außerdem sprach man in jener Zeit vielfach von dem Untergange der Welt im Jahre 1000. Alles das hatte den Kaiser im Anfang des Jahres 999 zu einer Wallfahrt in den Süden Italiens bewogen. Zu Fuße, wie es heißt, pilgerte er von Rom aus über Monte Cassino, Capua und Benevent nach dem St. Michaelskloster auf dem Monte Gargano, wo er eine Zeitlang wohnte. Auf dem Rückwege erbat er sich von Benevent die Ueberreste des Apostels Bartholomäus, die er der Kirche schenken wollte, welche er in Rom auf einer Tiberinsel zu Ehren des Märtyrers Adalbert erbaute. Er erhielt auch angeblich die Reliquien des Bartolomäus, doch die Beneventaner gaben ihm in Wirklichkeit den Leib des Bischofes Paulinus von Nola. Dann ging der Kaiser nach Gaeta, um den heiligen Nilus zu besuchen. Von dem Anblicke der Klausnerhütten des Nilus und seiner Mitbrüder wurde der Kaiser so überwältigt, daß er vor Nilus all seine kaiserliche Hoheit ablegte und sich vor dem heiligen Manne demütigte. Er bat ihn auch, in sein Kloster auf der Tiberinsel überzusiedeln, doch Nilus wollte davon nichts wissen, und als der Kaiser von ihm verlangte, sich eine Gnade auszubitten, sagte Nilus zu ihm, er bäte ihn nur um das Heil seiner Seele, denn auch er als Kaiser sei sterblich und müsse von seinem Wandel Rechenschaft ablegen. Darauf brach der Kaiser in Thränen aus, nahm seine Krone vom Haupte und ließ sich durch Nilus segnen. Dann ging er nach Rom

zurück, wo er aber mit dem Bischofe Franko von Worms seine Bußübungen in einer Höhle neben der Kirche des heiligen Clemens fortsetzte. Später ging er mit dem Papste ins Gebirge und dann nach Subiaco, wo einst der heilige Benedikt als Einsiedler gelebt. Die romantische Einsamkeit dieses Klosters machte einen solchen Eindruck auf den Kaiser, daß er beschloß, hier zu Ehren des Erzengels Michael und des Böhmen Adalbert eine Kirche zu erbauen.

Mit dieser Richtung des Kaisers, die, wie wir unten sehen werden, freilich noch von einer ganz anderen Seite betrachtet werden kann, steht es nun in engem Zusammenhange, daß Otto sich in jener Zeit in seinen Urkunden „Knecht Jesu" oder „Knecht der Apostel" nennt; im Jahre 1000 hat er sogar Urkunden ausgestellt gegeben zu „Kloster-Pfalz". Hier zeigt sich uns Otto als Mönch und Kaiser zugleich. So konnte man jetzt wohl denken, daß der junge Kaiser ein höchst willkommenes Werkzeug für die Bestrebungen der Hierarchie werden würde. Indes sein Sinn war doch vielmehr der Richtung des Nilus, Romuald und Adalbert zugewandt, als derjenigen der Cluniacenser. Wenn das Gegenteil der Fall war, so hätte Gerbert, der Mann, der fast alles und jedenfalls viel über den Kaiser vermochte, letzteren ohne Zweifel ganz in seine Willensrichtung gelenkt. Doch trug sich der Kaiser jetzt mit Plänen, die sehr weltlich waren und nichts Geringeres zum Ziele hatten, als ein Weltreich aufzurichten.

7. Die Weltmachtspläne Ottos III.

Schon Kaiser Otto II. hatte die Absicht gehabt, Italien und Deutschland nach außen und innen zu vereinigen. Kaum ist anzunehmen, daß es ihm geglückt wäre, auch wenn er länger gelebt hätte. An einer ganz ähnlichen unfruchtbaren Idee war das karolingische Reich zu Grunde gegangen, aber Otto III. hatte hierfür keine Augen. Es entsprach eben seiner phantastischen Art, alles im besten Lichte zu sehen und danach Pläne zu schmieden, die nie verwirklicht werden konnten. Er wollte jetzt eine wirkliche Einigung der beiden Völker, aber noch mehr als das vollbringen. Einen Schritt auf dieser Bahn machte er, als er den vornehmen fränkischen Kleriker Heribert zum Kanzler für Italien und beim Tode Hildibalds von Worms zugleich zum Kanzler für Deutschland ernannte. Bei der Wichtigkeit des Kanzleramtes war darin fast eine Vereinigung beider Reiche zu ersehen, d. h. dieselben Regierungsmaximen sollten für Deutschland und Italien zur Anwendung kommen. Als dann Heribert im Jahre 999 zum Erzbischofe von Köln erhoben wurde, blieb er im Besitze der Kanzlerwürde. Zu der Idee Ottos, ein allgemeines Reich aufzurichten, trug jedenfalls der Umstand viel bei, daß er eine griechische Mutter hatte. Von früher Jugend hatte er Gefallen am Fremden gefunden, während ihm Gleichgültigkeit, ja Mißachtung vor dem deutschen Wesen eingeimpft zu sein scheint. Otto fühlte sich daher nicht so als deutscher König wie als römischer Kaiser, ja fast als Römer. Während sich Karl der Große im allgemeinen damit begnügt, die germanischen Staaten des Festlandes seiner Herrschaft zu unterwerfen, trug sich Otto jetzt mit dem abenteuerlichen Plane, das alte römische Reich wiederherzustellen. Er mag bei diesem Gedanken wesentlich von Gerberts Anschauungen unterstützt worden sein,

bei dem Otto für dergleichen Dinge stets williges Gehör und Aufmunterung fand. Daher erklärt sich auch das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden, Gerbert wich fast nie von der Seite des Kaisers und ließ es an keiner Schmeichelei und Ruhmredigkeit fehlen, um Otto auf der einmal betretenen Bahn vorwärts schreiten zu lassen. Gerbert als Realpolitiker konnte zwar des Kaisers Pläne eigentlich nicht gut heißen, da er aber dabei gewann, so unterstützte er dieselben.

Wie einfach und nüchtern erschien dem jungen Kaiser alles, was deutsch war, aber wie vornehm und großartig war für ihn alles Fremde, besonders aus Italien oder dem griechischen Reiche! Der orientalische Nimbus, der den Hof von Konstantinopel umgab, zog den Kaiser im höchsten Grade an und so war er entschlossen, die Pracht und Ueppigkeit auch an seinen Hof zu verpflanzen. Natürlich sah er nicht, was für Schäden damit verknüpft waren und wie hohl und leer, wie äußerst hinfällig das ganze griechische Staatsgebilde war; er sah nur das Aeußere, und der äußere Glanz blendete ihn. So stehen auch die Pilgerreisen, die den Kaiser am Monte Gargano in die griechischen Grenzgebiete führten, mit seiner Politik in Verbindung. Denn er besuchte dabei die wichtigsten Städte des italienischen Südens und konnte sich hier genau über die Verhältnisse zwischen dem deutschen und dem griechischen Machtgebiete unterrichten. Die Araber waren inzwischen wieder von Sizilien aus gegen die griechischen Besitzungen erobernd vorgegangen; im Jahre 991 wurden die Griechen von ihnen bei Tarent geschlagen und von da an wiederholten sich die Einfälle und Raubzüge wie in den schlimmsten Zeiten von ehedem. Im Jahre 998 griffen die Araber Bari an, da ein Grieche ihnen die Stadt zu überliefern versprochen hatte. Da schickte der griechische Kaiserhof einen mit großen Vollmachten ausgestatteten Beamten nach Unteritalien, um das Land von den Arabern zu säubern und die Landesverteidigung in die Hand zu nehmen. Aber auch die Araber machten ungewöhnliche Anstrengungen und es sollte wohl jetzt zwischen beiden Mächten zu einem entscheidenden Schlage kommen. Ein solcher Kampf aber konnte in Italien viel für die deutsche Herrschaft ändern, und daher war es für Otto notwendig, daß er sich der großen Vasallen des Reiches im Süden versicherte. Deshalb zog Otto über Capua und Benevent. Mit Hülfe Ademars, des Sohnes eines capuanischen Klerikers, brachte er dann Capua und Neapel zum Gehorsam; Neapel wurde mit Waffengewalt eingenommen, Laidulf, der Fürst von Capua, wurde gefangen und seiner Würde entsetzt, das Fürstentum in Capua erhielt Ademar. Dagegen wurde Pandulf von Benevent durch den zweimaligen Besuch des Kaisers in seiner Stadt in Treue erhalten. Auch Waimar von Salerno unterwarf sich dem deutschen Reiche, und die Anwesenheit Ottos in Gaeta hatte außer dem Besuche des Nilus noch den Zweck, die Stadt wieder unter die deutsche Herrschaft zu bringen.

In einer Urkunde des Jahres 999 zeigt sich recht deutlich, wie sehr sich bei Otto staatliche und kirchliche Gesichtspunkte vermischen; er hoffe, heißt es darin, wenn durch ihn die Kirche Gottes auf Erden ruhig und sicher fortbestehe, so werde sein Reich glücklich sein, sein Heer werde Triumphe feiern, die Macht des römischen Volkes werde fortdauern und das alte Reich wiedererstehen, damit es ihm selbst vergönnt sei, auf dem Schauplatze dieser Welt ehrenvoll zu leben, mit noch höheren Ehren aus den Fesseln dieses Lebens aufwärts zu fliehen und

dann in Gemeinschaft mit Gott der höchsten Ehre teilhaftig zu herrschen. — Gleich nach dem Aufenthalte in Subiaco kam dann Otto mit dem Papste und Hugo von Tuscien in Farfa zusammen und verhandelte mit ihnen über die Wiederherstellung des römischen Reiches.

Wie schon Ovid und nach ihm die karolingischen Dichter „das goldene Rom“ als Sitz des römischen Reiches priesen, so sollte dies jetzt der wirkliche Mittelpunkt der Welt werden. Hier schlug der Kaiser seinen Wohnsitz auf, und zwar nicht in dem verfallenen Kaiserpalaste auf dem Palatin, sondern auf dem Aventin. Dort standen damals neben festen Burgen Kirchen und Klöster, besonders das Kloster, in welchem der heilige Adalbert so lange als Mönch gelebt; auch der mächtige Alberich hatte hier oben einst gewohnt. Hier in der Kaiserburg auf dem Aventin stellte Otto das steife und förmliche Ceremoniell her, wie es am griechischen Kaiserhofe herrschte. Er umgab sich mit Würdenträgern, deren Namen er der griechischen Beamtenskala entlehnte. Doch neben den volltönenden Namen eines Protospatharius und eines Logotheten erscheinen auch Bezeichnungen aus dem alten weströmischen Reiche wie Präfectus Navalis (Admiral) und Magister Militiae Imperialis (kaiserlicher General). Das byzantinische, das weströmische wie das alte Frankenreich mußten die Titel ihrer Würdenträger dazu hergeben; es war ein sonderbares Gemisch von antiken und modernen, von fremden und einheimischen Namen. Seine eigene Person umgab Otto mit dem größten Glanze, „Kaiser der Kaiser“ ließ er sich anreden und seine Kleidung bestand in einem abenteuerlichen Aufputze, auf dem Bilder aus der Apokalypse oder die Zeichen des Tierkreises zu sehen waren. Die höchste Verehrung verlangte er, und wie die alten Kaiser Roms nahm er Beinamen an als: Saxonicus, Romanus und Italicus. So war seine Vorliebe für alles Fremde in einer Weise ausgeartet, die für sein deutsches Königtum unmöglich zum Vorteile gereichen konnte. Eine völlige Umgestaltung erfuhr auch Rom in seiner Verwaltung, als kaiserliche und päpstliche Hauptstadt mußte Rom von besonderer Wichtigkeit werden. Zum Stellvertreter des Kaisers in der Stadt wurde der Patricius ernannt, der als besonderes Abzeichen seiner Würde wie im byzantinischen Reiche einen Goldreif um die Stirne erhielt. Neben ihm nahm der Präfekt eine hervorragende Stellung ein, da er über den Landfrieden zu wachen hatte und mit dem Blutbanne begabt war. Neben seiner kaiserlichen Stellung war aber der Präfekt noch päpstlicher Beamter, nämlich Voigt der römischen Kirche, deren Gerechtsame und Ansprüche er zu vertreten hatte. Die sieben Pfalzrichter waren ursprünglich niedere Richter der römischen Kirche, sie hatten die bürgerlichen Rechtsstreite zu schlichten und führten die Aufsicht über das päpstliche Vermögen. Sehr bezeichnend für Ottos Pläne ist nun, daß diese päpstlichen Beamten jetzt auch zu kaiserlichen Beamten ernannt wurden. Sie wurden kaiserliche Richter in Civilsachen, erhielten die Ordinierung des Kaisers und die Wahl des Papstes und waren die obersten gemeinsamen Beamten des kaiserlich-päpstlichen Hofstaates. Die beiden ersten von ihnen begleiteten den Kaiser und gaben dem Papste bei Prozessionen das Geleite; bei hohen Festen erschienen sie an der Spitze des römischen Klerus. Den von dem ersten Pfalzrichter ernannten Unterrichtern gab der Kaiser den Richtmantel und

das Gesetzbuch Justinians. Im Namen des Kaisers und auch des Papstes wurden die Gerichte abgehalten, doch war eine Berufung vom päpstlichen Gerichte an das kaiserliche zulässig.

Besonders bemüht war Otto, dem römischen Rechte in Rom wieder ganz Eingang zu verschaffen. Denn vielfach war in früherer Zeit das Privilegium erteilt worden, nach germanischem Rechte leben zu dürfen. So erhielten jetzt diejenigen, die nach römischem Rechte lebten, von Otto Vergünstigungen. Der Kaiser, der sich selbst mit römischen Richtern umgab, wollte dem römischen Rechte wieder die alte Ausbreitung und Bedeutung verleihen, da es einst das Kaiserrecht gewesen. Jedenfalls sollte dies aber nur Geltung für Italien als den Sitz des Kaiserreiches haben, denn für seine welschen Neuerungen konnte Otto in Deutschland unmöglich Gehör finden. Letzteres vielleicht mit Ausnahme der Geistlichkeit, der deutsche Klerus konnte darin eine Erhöhung seiner selbst sehen, daß Otto mit dem Papste als dem ersten Bischofe seines Weltreiches eine so enge Verbindung geschlossen. Der deutsche Klerus mußte dadurch aus seiner nationalen Stellung heraustreten und schon war Heribert von Köln zum Archilogotheten und Bernward von Hildesheim zum Primiscriniarius ernannt worden. Auf solche Weise verließ Otto die Politik seiner Väter, die wir noch als echte Sachsen kennen. Eine völlige Wandlung trat damit im deutschen Königtume ein, denn Otto fühlte sich kaum mehr als deutscher König, ja er war sogar in der Ausführung seiner universalen Ideen weit über Karl den Großen hinausgegangen.

Uebrigens blieb das Verhältnis des Kaisers zu dem französischen Papste für die Dauer nicht ungetrübt. Gerbert mochte wohl zuweilen einsehen, daß er den Kaiser zu weit habe vorgehen lassen. Welch offene und rücksichtslose Sprache der Papst sich vom Kaiser gefallen lassen mußte, zeigt uns eine Urkunde, in welcher Otto dem Papste eine Schenkung von acht Grafschaften in der Romagna machte, deren Besitz zwischen der römischen Kirche und dem Reiche streitig war. Der Kaiser sagt hierin, daß die Grafschaften ihm und nicht der Kirche gehörten und daß er sie dieser nur aus Ergebenheit gegen seinen früheren Lehrer schenke. Denn er erkenne die falschen Urkunden nicht an, welche die römische Kirche jetzt besitze, nachdem sie durch die Nachlässigkeit und Unwissenheit der früheren Päpste fast all ihr Gut eingebüßt. Diese Urkunden, besonders die von einem römischen Diakonus verfertigte konstantinische Schenkung hätten für ihn keine Geltung und die vorliegende Schenkung entspringe lediglich seinem guten Willen und durchaus keinem Rechtszwange. Freilich im großen und ganzen gebot es die Einsicht in die Verhältnisse, daß Papst und Kaiser gegenseitig auf sich hielten und in kein ernstliches Zerwürfnis gerieten. Denn die Größe des einen bedeutete die Größe des andern, sie waren gegenseitig in ihrer Macht von einander abhängig und zu prinzipiellen Fragen über die Superiorität, wie sie später aufgeworfen wurden, ist es damals zwischen beiden nicht gekommen.

Eine größere Unternehmung gegen die Araber ins Werk zu setzen, um ihnen das heilige Land zu entreißen, daran hat Gerbert damals schon gedacht. Aber die Zeit war noch nicht reif dazu, das französische Königtum rang noch mit seinen Vasallen und das deutsche Reich hatte mit den Slavenaufständen

genug zu thun. Da sich deshalb ein Kreuzzug von selbst verbot, so richtete man jetzt in Rom sein Auge auf den Norden Europas, um hier die kaiserliche und päpstliche Herrschaft zu erweitern. Das Martyrium des heiligen Adalbert forderte dazu auf, im Norden einen neuen Mittelpunkt für die Heidenbekehrung zu gründen, zumal da Boleslav von Polen ein getreuer Anhänger des Kaisers war. So faßte man den Plan, in Polen ein Erzbistum zu errichten; Gaudentius, der Halbbruder Adalberts, wurde zum Erzbischofe geweiht, im Kloster auf dem Aventin verfaßte ein Mönch Johannes die Lebensbeschreibung des Adalbert und dieser selbst wurde jetzt vom Papste heilig gesprochen. Dann rüstete sich Otto zur Heimkehr nach Deutschland, um eine Wallfahrt an das Grab Adalberts zu unternehmen und das neue Erzbistum zu errichten, für dessen Sitz Gnesen ausersehen war. Denn hier hatte man Adalberts Leichnam beigesetzt, den man den Preußen zuvor mit Gold aufgewogen.

8. Ottos III. Zug nach Deutschland und das Ende des Kaisers.

Es war nicht nur die Begründung des Erzbistumes in Gnesen, was den Kaiser im Jahre 999 nach Deutschland führte. Ein mindestens ebenso wichiger Beweggrund für die Reise waren zwei Todesfälle in der kaiserlichen Familie. Für seine Abwesenheit hatte Otto in Deutschland zur Leitung der Reichsgeschäfte Mahthilde eingesetzt, die Schwester seines Vaters. Mahthilde hatte sich dieses Vertrauens würdig bewiesen, denn allgemein wurde ihre Umsicht und Erfahrenheit gerühmt, mit welcher sie die deutsche Politik leitete. Besonders war es ihrem Einflusse zuzuschreiben, daß die Dinge an der Ostrenze einen friedlicheren Verlauf nahmen. Am 7. Februar 999 starb Mahthilde, nachdem sie vorher ihre Nichte Adelheid, die älteste Schwester Ottos III., zu ihrer Nachfolgerin als Aebtissin in Quedlinburg bestimmt. Dieser Todesfall erschütterte besonders die alte Kaiserin Adelheid, ihr letztes Kind war nun gestorben. Dazu kam, daß kurz darauf einige Bischöfe in Italien vom Tode ereilt wurden, welche der Kaiserin sehr wert gewesen. Da ersehnte auch Adelheid ihren baldigen Tod; sie hatte viele Wechselfälle des Glückes erfahren und wünschte jetzt, von trüben Ahnungen gepeinigt, noch vor ihrem Enkel zu sterben, dessen Ende sie voraussah. Ihr Wunsch wurde erfüllt, zu Selz im Elsaß starb sie am 17. Dezember 999 und dort fand sie in ihrer Stiftung auch ihre letzte Ruhestätte. Der Abt Odilo von Cluny bewahrte ihr Andenken, indem er ihr Leben beschrieb; denn Adelheid hatte in ihren letzten Jahren treu zu Cluny gehalten. Nachdem sie auf die höchste Höhe weltlicher Macht gestiegen, hatte sie dem Zuge ihrer Zeit folgend später nur noch Gefallen an der Stiftung von Kirchen und Klöstern, an Gebeten und Bußübungen. So endete diese erste deutsche Kaiserin volle sechsundzwanzig Jahre nach dem Tode ihres großen Gemahles. Durch den Tod beider Frauen war eine große Lücke in der ottonischen Familie entstanden und es trieb den Kaiser jetzt nach Deutschland. Gegen Ende des Dezember 999 verließ Otto Rom in Begleitung einer Anzahl römischer Würdenträger und Kardinalbischöfe. Als er an die deutschen Grenzen gelangte, ward ihm ein überaus herzlicher Empfang zu teil. Aus allen Gauen des Reiches waren seine Getreuen herbeigeeilt, um

ihn auf deutschem Boden zu begrüßen. Glänzend wurde er zu Regensburg vom Bischofe Gebhard aufgenommen. Dann begleitete ihn der Erzbischof Gisiler durch den Nordgau über Zeitz und Meißen nach Polen. In Eilau am Bober wurde er von Boleslav empfangen, der ihn nach Gnesen geleitete. Im März des Jahres 1000 betrat er als barfüßiger Pilger die Stadt und verrichtete seine Andacht am Grabe des Freundes. Dann ging er an die Errichtung des Erzbistumes, zu dessen Leiter Gaudentius berufen ward, wie Otto schon in Rom mit dem Papste ausgemacht hatte. Auf einer Synode wurde die Erzdiözese Gnesen näher abgegrenzt und ihr sieben Bistümer unterstellt. Für Pommern wurde in Kolberg ein bischöflicher Sitz begründet, für Schlesien in Breslau und für Südpolen in Krakau; die übrigen vier Bistümer sind unbekannt. Freilich wurden dadurch die Sprengel der älteren Bistümer mehrfach beschränkt und ganz besonders Magdeburg durch die Errichtung eines neuen Erzbistumes gegen Osten geschädigt. Doch Gisiler befand sich immer noch in Suspension und konnte sich daher der Gründung nicht widersetzen. Allerdings mochten in Deutschland Stimmen laut werden, daß der Kaiser kein Recht habe, neue Bistümer zu begründen, wenn er ältere dabei schädige. Doch Otto war Kaiser und als solcher sah er es für seine erste Pflicht an, die Kirche auszubreiten und einen neuen Mittelpunkt für die Heidenmission zu begründen, wie schon sein Großvater gethan. Für das Reich wäre es freilich besser gewesen, wenn er an eine feste Regelung des Verhältnisses der Deutschen zu den Wenden gegangen wäre. Noch waren Havelberg und Brandenburg verödet und nur in Meißen hielt sich das Christentum, da hier Markgraf Eckard mit starker Hand waltete. — Auch wurde jetzt der Polenherzog vom Kaiser hochgeehrt, da Boleslav sich willig in Ottos Pläne gefügt. Vielleicht erließ ihm Otto damals den Tribut, den Polen bisher ans Reich zahlen mußte; und da der Kaiser römische Titel und Namen besonders liebte, so ernannte er den Herzog zum „Freunde und Bundesgenossen des römischen Volkes", prunkende Namen, wie sie ehedem der römische Senat an auswärtige Fürsten reichlich vergeben hatte. Trotzdem blieb Boleslav der Lehnsmann Ottos und stellte ihm jetzt 300 Ritter und begleitete ihn von Gnesen aus nach Magdeburg. Denn in Sachsen sollte zu Ostern die Wiederherstellung des Bistumes in Merseburg erfolgen. Doch Gisiler verstand es hier, der Frage geschickt auszuweichen, ob er sein Erzbistum in Magdeburg verlassen und sich nach Merseburg zurückbegeben wolle. Er brachte es durch seine List zu wiederholtem Aufschube und so kam die Sache erst viel später zur Erledigung.

Dann wurde die Reise nach Aachen, der zweiten Hauptstadt des Reiches, fortgesetzt. Otto ließ der Stadt bedeutende Ehren zu teil werden, da er wünschte, daß Aachen als der Hauptsitz des fränkischen Reiches und als der Lieblingsaufenthalt Karls des Großen ebenso hoch gehalten werde wie Rom. So ließ er hier auch eine Kirche zu Ehren des heiligen Adalbert erbauen. Und da er von der Macht und Herrlichkeit Karls des Großen in außerordentlicher Weise berührt wurde, so konnte er es sich jetzt nicht versagen, die Ruhe des alten Kaisers zu stören. Er öffnete die Gruft Karls und stieg in Begleitung des Grafen Otto von Lomello hinab. Sie fanden den Kaiser in sitzender Stellung mit einer Krone auf dem Haupte und einem Zepter in der Hand, völlig un-

versehrt, mit Ausnahme der Nase. Otto ließ ihm neue weiße Gewänder anlegen, die langgewachsenen Nägel abschneiden und die Nase aus Gold wieder herstellen. Einen Zahn aus dem Munde des Kaisers nahm Otto als Andenken mit und ließ dann die Gruft wieder schließen. Das Volk aber war nicht damit einverstanden, daß Otto die Ruhe des ehrwürdigen Herrschers gestört, kurz darauf soll auch Karl dem Otto im Traume erschienen sein und ihm einen baldigen kinderlosen Tod geweissagt haben. — Dann wurde ein Konzil über die Merseburger Sache in Aachen gehalten, doch dem Gisiler gelang es wieder, eine Vertagung herbeizuführen, das Bistum des h. Laurentius blieb nach wie vor aufgehoben. Fast alle Stiftungen des großen Otto außer Meißen waren geschmälert oder ganz außer Thätigkeit gesetzt. Jedenfalls glaubte der Kaiser zunächst durch seine Gründungen im Polenlande für die Kirche genug gethan zu haben. Diese aber kamen nicht den Deutschen sondern den Slaven zu gute. In Magdeburg und Quedlinburg mögen wohl vorher wichtige Beratungen stattgefunden haben, besonders wegen der Todesfälle in der kaiserlichen Familie.

Aber es scheint, als habe es Otto auf deutschem Boden nicht lange mehr aushalten können. Denn gleich nach seinem Aufenthalte in Aachen zog er dem Süden zu, im Juni weilte er schon wieder an den Ufern des Comersees. Boten des Papstes kamen zu ihm, die ihn aufforderten, nach Rom zu eilen, da Silvester während der Abwesenheit Ottos von seinen Feinden Angriffe zu erfahren gehabt. Doch Otto blieb den ganzen Sommer und den Herbst des Jahres 1000 in Oberitalien, erst im Winter kehrte er nach Rom zurück und nahm wieder Wohnung in seiner Pfalz auf dem Aventin.

Wenig nur ist uns bekannt von den unmittelbaren Einwirkungen, die Ottos Aufenthalt in Deutschland auf das Reich ausübte. Dagegen knüpft sich an denselben die Gründung zweier Reiche im Norden und Osten, nämlich Polens und Ungarns. Wir sahen oben, daß Otto dem Boleslav bei seiner Anwesenheit in Gnesen wahrscheinlich den jährlichen Tribut erlassen hatte. Dazu kam die Gründung eines eigenen Erzbistumes für Polen. Der kriegerische Polenfürst hatte außerdem schon vorher die günstige Lage benutzt und glückliche Feldzüge gegen die benachbarten Völker, gegen Böhmen, Pommern, Preußen und Russen unternommen. Die Befreiung vom Tribute löste seine Abhängigkeit vom deutschen Reiche und so hat sich seither unter ihm ein nationalpolnisches Reich entwickelt, dessen Formen allerdings vielfach aus dem deutschen Reiche und seiner Lehns- und Markenverfassung hinübergenommen waren. Und im Süden von Polen, in Ungarn trat jetzt eine gleiche Entwickelung ein. Es fehlte bisher dem ungarischen Volke eine starke Regierungsgewalt, die es gegen die zahlreichen Angriffe der Nachbarstämme zu schützen vermocht hätte. Auch hier geschah das Aufkommen einer monarchischen Gewalt in engem Anschlusse an das Christentum. Waik, der Sohn Geisas, überwand den Widerstand der ungarischen Häuptlinge und trat mit der römischen Kirche in Verbindung. Er vermählte sich mit Gisela, der Schwester Heinrichs von Baiern und nahm den christlichen Namen Stephan an. Und kaum war in Polen ein Erzbistum entstanden, so errichtete auch Stephan ein solches in Gran und bat den Papst, dasselbe sowie die neugegründeten ungarischen Bistümer unter seinen Schutz zu nehmen sowie ihm eine Krone zu

übersenden. Das geschah auch, und im Jahre 1001 wurde Stephan zum Könige von Ungarn gekrönt. Auch hier nahm man sich die deutsche Verfassung zum Muster und die neuen Einrichtungen in Kirche und Staat sind den deutschen nachgebildet worden. Aber wie in Polen suchte die Kirche nicht Anschluß an die deutsche, sondern sie ging eine enge Verbindung mit der römischen Kirche ein; nur die äußeren Formen entnahm man aus Deutschland. Auf diese Weise ward natürlich den Hochstiften in Magdeburg und Passau ein großer Teil ihres Arbeitsfeldes genommen. Daneben unterhielt Stephan freundliche Beziehungen zum griechischen Reiche und in kurzer Zeit hatte er durch Einführung des Lehnswesens ein mächtiges ungarisches Reich gegründet. — So erhoben sich im Norden und Osten des Reiches zwei große Völkerstämme zu einer selbständigen Herrschaft. Hierdurch aber mußte das deutsche Reich eine Einbuße an seiner Macht erleiden und die neuen Staaten der Polen und Magyaren konnten in Zukunft für das deutsche Reich gefährlich genug werden, wenn ihre Herrscher es verstanden, die Kraft der Nation sich ganz ergeben zu machen. Kaiser Otto hatte nicht nur darauf verzichtet, an den Ostgrenzen einen dauernden Frieden herzustellen und die Gründungen Ottos I. den Slaven wieder zu entreißen, sondern er duldete auch die Erhebung von nationalen Reichen im Norden und Osten. Freilich stellte er sich als Kaiser über die Fürsten der neuen Staaten, aber zur Behauptung einer solchen Stellung gehörten wirksame Mittel und eine größere Macht, als sie Deutschland besaß. Otto glaubte, daß auf diesem Wege die Erneuerung des römischen Reiches vor sich gehe, er sah nicht, daß mit dem Aufkommen nationaler Reiche rund um Deutschland in der Folgezeit größere Gefahren für das Reich erwachsen konnten. So hat er der Politik Karls und Ottos des Großen geradezu entgegengearbeitet und es sollte das Reich die allerschwersten Kämpfe kosten, seine alte Stellung auch nur annähernd in Zukunft wieder zu gewinnen. Und Otto hat selbst den Zusammensturz seiner hochfahrenden Pläne erleben müssen. Ohne daß er es ahnte, bereitete sich in der Stille ein allgemeiner Abfall vor. Und die Erkenntnis dieser betrübenden Thatsache hat dem jungen Kaiser das Herz gebrochen, er selbst stürzte, als er seinen Bau sinken sah.

Bei der Rückkehr des Kaisers nach Rom war Süditalien in vollem Aufruhre. Sein Schützling Ademar konnte sich in Capua nur vier Monate halten, er wurde mit der deutschen Besatzung aus der Stadt vertrieben und an seine Stelle Landulf, der Bruder des Pandulf von Benevent, gewählt. Damit war das Zeichen zur offenen Empörung gegeben, der ganze Süden fiel von der deutschen Herrschaft ab. Auch der französische Papst fühlte sich in Rom nicht mehr sicher und als Otto nach Rom kam, mußte er zunächst ein Heer nach Tibur abschicken, um die aufrührerische Stadt zu belagern. Es gelang zwar, die Stadt auf friedlichem Wege zur Unterwerfung zu bringen, doch das trieb die Römer selbst zu einem gefährlichen Aufstande, da sie auf Tibur stets eifersüchtig gewesen. Die Thore Roms wurden geschlossen, damit das deutsche Heer dem Kaiser nicht zueilen könnte und Otto ward in seiner Pfalz drei Tage lang belagert. Eben wollte er mit seiner Begleitung einen Ausfall machen, da wurde der Frieden durch Heinrich von Baiern und Hugo von Tuscien vermittelt. Die

Römer huldigten dem Kaiser und dem Papste aufs neue und Otto hielt von einem Turme der Pfalz aus eine Rede an sie, worin er sie des schnödesten Undanks zieh. Denn ihnen zuliebe habe er Heimat und Geschlecht verlassen und sich von den Deutschen und Sachsen abgewendet. Die Rädelsführer wurden ihm ausgeliefert. Bald darauf, am 16. Februar 1001, verließ Otto die Stadt, um sie nie wieder zu sehen. Der Papst und Bernward von Hildesheim begleiteten ihn dann, Otto blieb in Ravenna, Bernward und Heinrich von Baiern gingen nach Deutschland zurück.

Otto betrieb nun die Wiederherstellung seiner Herrschaft in den süditalischen Fürstentümern und in Rom und sammelte zu diesem Zwecke ein Heer. Gleichzeitig aber war er bestrebt, enge Beziehungen zum griechischen Hofe durch seine Vermählung mit einer griechischen Kaisertochter zu gewinnen. Hierzu bediente er sich der Hülfe des venetianischen Dogen Peter Orseolo, dessen Ruhm damals wegen der glücklichen Bekämpfung der dalmatinischen und kroatischen Seeräuber weithin in allen Landen erscholl. Dazu war Peter ein äußerst kluger Fürst und auf das Wohl seines Landes in hohem Grade bedacht. Da sich der Doge dem Kaiser stets anhänglich gezeigt, so entschloß sich Otto jetzt zu einem Besuche in der Lagunenstadt. Die Reise nach Venedig ward vor den Venetianern verheimlicht, um diese nicht in ihrer Eifersucht auf ihre Freiheit zu reizen. Auch der Aufenthalt des Kaisers in der Stadt blieb ein Geheimnis. Jedenfalls ersuchte Otto den Dogen, ihm bei der Anknüpfung seiner Beziehungen zu Konstantinopel behülflich zu sein. In der zweiten Nacht verließ er die Stadt wieder und erst nachdem er nach Ravenna zurückgekehrt, ward dort wie in Venedig der Schleier von diesem Geheimnisse gezogen. — Dann sammelte sich bei Ravenna ein Heer von Lombarden, Sachsen und Schwaben, und mit diesen rückte Otto im Mai nach dem Süden. Rom schloß die Thore und verweigerte den Einlaß. Dafür ward die römische Campagna vom kaiserlichen Heere verwüstet. Einige Monate lag der Kaiser vor der Stadt, ohne etwas auszurichten. Dann zog er gegen Benevent, das sich sofort ergab und nun kehrte Otto nach Ravenna zurück. Von Pavia aus sandte er den Patricius Ziazo mit einem Heere wieder gegen Rom, in Ravenna erwartete er selbst Zuzug aus Deutschland.

Hier nach Ravenna war damals der h. Romuald gekommen und hatte sich auf der Insel Pereum angesiedelt; es folgten ihm dahin seine Verehrer und in kurzer Zeit erstand auf Pereum ein Kloster zum Gedächtnisse des h. Adalbert, aus welchem bald Missionare nach Polen und Ungarn auszogen. Das ernsthafte und strengasketische Leben Romualds und seiner Anhänger machte hier auf den Kaiser wieder den tiefsten Eindruck und trotz seiner vielfachen weltlichen Unternehmungen trieb ihn die Schwärmerei abermals zu sonderlichen Gedanken. Doch völlige Weltentsagung und Zurückziehung in ein Kloster konnte Romuald nicht von ihm erlangen, wiewohl er es früher einmal versprochen: Otto hatte soeben den Erzbischof Arnulf von Mailand zur Brautwerbung an den griechischen Hof gesandt.

Während Otto wieder in Ravenna weilte, stiegen deutsche Heerhaufen über die Alpen, da der Kaiser eine stattliche Macht nach Italien befohlen. Besonders waren zu diesem Aufgebote die Bischöfe herangezogen worden, da ja gerade diese

von den Ottonen stets begünstigt und mit großen Schenkungen an Land bedacht worden waren: ein großer Teil des deutschen Landes gehörte der Kirche und deshalb wurde dieselbe schon unter Otto II. in hervorragender Weise zur Heeresfolge aufgeboten. Freilich die Tage Ottos II. waren vorüber, Otto III. war wegen seines undeutschen Wesens und seiner Zurücksetzung der Deutschen der Anhänglichkeit seines Volkes verlustig gegangen. Und so war man jetzt seinem Befehle zum Heerbanne nur in beschränktem Maße nachgekommen, trotzdem Otto zur Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien einer starken Heeresmacht bedurfte. Schon brach auch in Deutschland Aufruhr und Verschwörung aus; auch Heinrich von Baiern, auf dem jetzt das ottonische Haus im Mannesstamme beruhte, suchte man in den Aufstand hineinzuziehen, er blieb aber standhaft und dem Kaiser treu. Trotzdem die deutsche Kirche dem Kaiserhause zu großem Danke verpflichtet war, so machten sich auch in ihr feindliche Strömungen geltend, zumal ein Mann gegen den Kaiser auftrat, der das größte Ansehen im Reiche genoß und welchem Otto III. viel Dank schuldete. Das war Willigis von Mainz, dessen Stellung zum Kaiser in dem sogenannten „Gandersheimer Kirchenstreite" deutlich hervortritt.

Gandersheim, die alte Stiftung des sächsischen Hauses, war von diesem als das Familienkloster stets sehr begünstigt worden. Das Kloster lag an der Grenze zwischen dem Mainzer und Hildesheimer Sprengel. Seit langer Zeit stand nun Gandersheim unter der Gerichtsbarkeit von Hildesheim. Doch mit dem Eintritte von des Kaisers Schwester Sophie ins Kloster änderten sich die Verhältnisse schnell. Sophie war ihrem kaiserlichen Bruder gram, da sie glaubte, daß er sie vor ihrer Schwester Adelheid, der Aebtissin von Quedlinburg, zurücksetze. Und da Bernward von Hildesheim einer der eifrigsten Anhänger des Kaisers war, so verfeindete sie sich mit ihm und schloß sich an Willigis an. Auch Willigis sah sich vor anderen Bischöfen zurückgesetzt, da er doch stets in kaiserlichem Interesse gewirkt und wenig Dank dafür gefunden. — Im Sommer des Jahres 1000 sollte in Gandersheim eine neue Kirche geweiht werden und Sophie wandte sich deshalb an Willigis, während die Aebtissin Gerberga den Bernward hierzu aufforderte. Der Tag der Weihe wurde schließlich von Willigis verlegt; Bernward erschien aber auf dem zuerst festgesetzten Termine, er wurde jedoch von den Nonnen an seinem Vorhaben verhindert. Am 20. September kam Willigis, begleitet von Herzog Bernhard und einigen sächsischen Bischöfen. Von seiten Bernwards erschien der vertriebene Bischof Eckard von Schleswig. Letzterer legte gegen die Weihe durch Willigis Verwahrung ein, und Willigis mußte davon abstehen, berief aber zur Entscheidung der Sache eine Synode nach Gandersheim. Hierbei erschien Eckard wieder mit seinem Anhange und hintertrieb einen Beschluß zu Gunsten des Willigis. Bernward aber war unterdes nach Rom gegangen und brachte es hier durch seinen Einfluß zu einer Synode, auf welcher ihm die Jurisdiktion über Gandersheim zuerkannt wurde. Außerdem ward eine sächsische Synode für den Juni 1001 nach Pöhlde berufen, deren Vorsitz der römische Kardinalpriester Friedrich, ein junger Geistlicher aus Sachsen, führen sollte. Auf dieser Synode wollte nun Friedrich als Legat des Papstes den Willigis dazu bewegen, die Autorität des Papstes und der jetzt unter seinem

Vorsitze versammelten Synode anzuerkennen. Doch Willigis blieb fest und das Volk schritt sogar zu Thätlichkeiten gegen die in römischem Sinne versammelte Synode. Schon am folgenden Tage verließ Willigis Pöhlde und wurde deshalb im Namen des Papstes durch Friedrich von seiner Gewalt suspendiert. Kurz darauf wurden die deutschen Bischöfe zu einem römischen Konzile entboten. Willigis stellte sich nicht, schickte aber seine Vasallen zum Heere des Kaisers; Bernward wurde durch Krankheit abgehalten nach Rom zu gehen. In Todi ward das Konzil am 27. Dezember 1001 eröffnet; da jedoch der größte Teil der deutschen Bischöfe fehlte, so konnte Thankmar, der Anwalt Bernwards, nichts ausrichten und der baldige Tod des Kaisers verhinderte dann eine durchgreifende Entscheidung der Sache. Thankmar begleitete den Kaiser nach Paterno am Soracte. Obwohl nun der deutsche Heerbann allmählich angerückt kam, ward Otto doch durch die Ungunst seiner Lage tief gebeugt. In Deutschland war der Aufstand gegen ihn ausgebrochen, Rom verharrte in seinem widerspenstigen Trotze. Dazu kam jetzt, daß die Gesundheit des Kaisers unter dem italischen Klima heftig zu leiden begann. Schon am 13. Januar 1002 vertraute Otto dem Thankmar, der von ihm Abschied nahm, daß ihn ein Fieber ergriffen habe. In wenig Tagen nahm die Krankheit reißend zu und am 23. Januar war der Kaiser eine Leiche. Er starb in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre als das letzte Glied des direkten ottonischen Mannsstammes. Fast scheint es, als hätte es das Schicksal bestimmt, daß dem Reiche die Wirren einer neuen Vormundschaft erspart bleiben sollten. Denn die Brautwerbung Ottos am griechischen Hofe war ohne Erfolg geblieben. Und so schied der Kaiser unvermählt aus dem Leben und ohne Kinder zu hinterlassen. So allgemein auch die Trauer im Reiche um Otto war, es mochte doch viele geben, die in seinem frühen Tode die Möglichkeit zu einer Besserung der Verhältnisse, zu einer Rückkehr in die Bahnen der Politik Ottos I. sahen. Jedenfalls aber empfanden die Deutschen den Verlust schmerzlicher als die Welschen, trotzdem letztere so sehr von ihm bevorzugt worden. Ihr harter, trotziger Sinn blieb ungebeugt, und nur unter steten Kämpfen und Gefahren konnten die Getreuen die Leiche des Kaisers über die Alpen retten. Mit diesem Leichenzuge vereinigten sich bei Verona die deutschen Heerhaufen; über den Brenner zog man nach Baiern. Hier kam Herzog Heinrich in Polling am Ammersee entgegen, des verstorbenen Königs nächster Blutsverwandter. Die Leiche wurde dann nach Augsburg geschafft und hier die Eingeweide im Kloster zu St. Afra beigesetzt. Der Körper selbst wurde von Erzbischof Heribert nach Köln geleitet und dem Wunsche des Toten gemäß am 5. April 1002 im Chore der Münsterkirche zu Aachen beigesetzt. Ein von Friedrich dem Weisen im Jahre 1513 am Grabe Ottos errichtetes Marmordenkmal ist während der französischen Herrschaft im Jahre 1803 wieder beseitigt worden, und so ist uns die Stelle verborgen, wo Otto III. im Grabe ruht.

Am meisten hatte wohl Silvester den Tod des Kaisers zu beklagen, denn nun stand er einsam und verlassen den Römern gegenüber. Doch es gelang ihm, mit der Stadt seinen Frieden zu machen und nach Rom zurückzukehren. Hier ist er schon am 12. Mai 1003 gestorben. Die Nachwelt sah in diesem wunderbar gelehrten, gewandten und gefügigen Manne einen Zauberer, da sie

sich seine ungeheuren Erfolge auf natürlichem Wege nicht erklären konnte. Aber auch Ottos III. hat sich die Sage schnell bemächtigt, sein früher Tod erschien den Deutschen durchaus unnatürlich. Und so sagte man, daß Otto in heftiger Leidenschaft zu Stephania, der Witwe des Crescentius entbrannt sei. Diese habe ihn erst sicher gemacht und ihm dann Gift beigebracht, um für den Tod ihres Gemahles Rache zu nehmen. So sei der Kaiser von einer Römerin ermordet worden. In dieser Sage spricht sich deutlich aus, daß Otto, der dem heimatlichen Boden ganz entwachsen war, an seiner blinden Vorliebe für den Süden zu Grunde ging.

Wir stehen hier an einem Wendepunkte in der deutschen Geschichte, es scheint daher angebracht, einen Rückblick auf die Vergangenheit zu werfen. Die Geschichte der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts im Abendlande könnte man recht eigentlich deutsche Geschichte nennen, da die Geschicke des Abendlandes in dieser Zeit von der deutschen Nation bestimmt werden. Die durch Heinrich I. geeinten deutschen Stämme haben jetzt ein nationales Bewußtsein erhalten, sie fühlen allmählich ihre Zusammengehörigkeit in Sprache, Sitte und Leben. Mehrmals noch hatte das Reich wieder auseinanderzufallen gedroht, da der Individualisierungstrieb bei den Deutschen stets so außerordentlich groß gewesen. Aber es gelang der starken Hand Ottos des Großen, nicht nur die mühsam errungene Einheit zu wahren, sondern auch das Reich bedeutend zu vergrößern. Was das alte Frankenreich einst groß gemacht, die Verbindung mit Italien, das ward jetzt für das deutsche Reich gewonnen; und darin liegt die Hauptthat Ottos I. Mit Italien gewann er die Kaiserkrone und die Herrschaft über Rom; die Nachfolger Petri wurden die ersten Bischöfe des italisch-deutschen Reiches. Es gelang dann Otto II., seine Herrschaft über ganz Deutschland zu sichern und die königliche Gewalt im Reiche festzuhalten. Doch er glaubte als Schutzherr der Kirche weiter vorgehen zu müssen als der Vater, er trat in einen Kampf mit den Kulturvölkern des Südens und Ostens. Und hier erwies sich die deutsche Macht als zu schwach, in diesem Kampfe sank er dahin. Noch kühnere Pläne hatte Otto III., der das alte römische Reich an den Mittelmeerländern wiederherzustellen strebte. Auch seine Kraft brach hierbei und er endete auf italienischem Boden.

Zur Durchführung solcher Pläne aber bedurfte es natürlich zahlreicher großer Heere, deren Ausrüstung den Deutschen schwer genug fiel, die damals zum weitaus größten Teile nur von der Bodenbewirtschaftung lebten. Wenn nun die Erfolge nicht immer den aufgewendeten Rüstungen entsprachen, dann konnte es freilich kommen, daß die ottonische Herrschaft als Zwangsherrschaft gefühlt wurde. Und auf diese Weise konnte die mühsam hergestellte und aufrecht erhaltene Einigkeit der deutschen Stämme für immer wieder verloren gehen, indem die Großen des Reiches sich dem Könige widersetzten. Und das Reich war wirklich nahe daran, sich aufzulösen, als Otto III. starb. Allerdings waren die Thaten Ottos I. und seine echt deutsche Persönlichkeit noch zu sehr in frischem Andenken beim Volke, als daß man so leicht auseinander gegangen wäre. Es

war ein Zug von Pietät für den alten Heldenkaiser, daß die Glieder des Reiches, welches unter ihm entstanden, sich nicht sofort trennten und von dem alten Verbande ausschieden. Aber noch ein besonders wirksamer Grund ist hierfür anzuführen. Es war nämlich Otto I. gelungen, mit Hülfe der Kirche ein äußerst festes Band um die deutschen Stämme zu schlingen. Ein tüchtiges Geschlecht von Geistlichen war unter seiner Regierung in strenger Arbeit und ernstem Eifer herangewachsen. Vor Augen hatten sie die ruhmreichen Thaten des Kaisers sowie seine gewaltige und doch so schlichte Persönlichkeit. Ob Geistlicher oder Laie, ein jeder mußte ungeteilte Freude haben an dem mächtigen und zugleich milden Herrscher, der zum Verzeihen und Vergessen allezeit bereit war. Und nun begünstigte ja Otto die Kirche in so hervorragender Weise und stützte sich schließlich fast ganz auf sie. Geistliche bildeten seine Regierung und seinen Rat und durch die Geistlichen führte er seine Lieblingspläne aus, nämlich die Verbreitung christlich-germanischer Kultur nach dem Osten und Norden. So ward die Kirche fest an das Kaisertum gekettet und dadurch das Volksbewußtsein in hohem Grade beeinflußt; an der Kirche fand das deutsche Königtum seinen getreuesten Parteigänger. Der Kirche hauptsächlich ist es daher zu verdanken, daß das deutsche Reich nach den Mißerfolgen Ottos II. und III. nicht auseinanderfiel. Sie war das feste Band, welches das ganze Reich umschloß, in ihr hauptsächlich sah der Deutsche die Segnungen der ottonischen Politik.

Aber nicht nur die deutsche Kirche hatte von den Ottonen Vorteil gezogen. Die Bestrebungen Clunys waren von ihnen in ihrer Notwendigkeit erkannt worden und erhielten kräftigen Vorschub vom deutschen Hofe aus. Die Reformen drangen in kurzer Zeit nach Lothringen vor und bemächtigten sich der dortigen Klöster. Besonders aber wirkte die Persönlichkeit Ottos I. auf die italienische Kirche. Hier war der tiefste sittliche Verfall, völlige Verwilderung eingetreten. Vor der Sittenreinheit und Religiosität Ottos und überhaupt des deutschen Hofes beugte sich sofort alles, durch seine und seines Volkes sittliche Vorzüge gewann Otto Italien. Damit trat auch ein Umschwung in der italienischen Kirche ein. Das Papsttum, unter die Aufsicht des deutschen Königs und römischen Kaisers gestellt, wurde gezwungen, den äußeren Anstand zu wahren und so den Völkern des Abendlandes wieder die alte Achtung einzuflößen. Die neuen Ideen Clunys gewannen hier rasch an Boden, sobald ein besseres Geschlecht von Bischöfen und Aebten durch königliche Ernennung befördert war. Mit der ganzen Hastigkeit südlichen Wesens ergriff man in Italien die neuen Lehren. Wenn die angeborene Nüchternheit die Deutschen vor Ausschreitungen hierin zurückhielt, so äußerten sich dieselben bei den Romanen sehr schnell in der völligen Weltflucht und der härtesten Askese. Am Ende des Jahrhunderts finden wir dann einen deutschen und einen französischen Papst nacheinander in Rom, beide mit dem ausgesprochenen Bestreben, dem päpstlichen Stuhle die alte Autorität wieder zu gewinnen.

Auch die Franken waren einst in nahe Berührung mit Italien getreten. Kaum hatte aber Karl der Große die Augen geschlossen, da zeigten sich nachteilige Einflüsse, die aus dieser Verbindung der Germanen mit den Romanen entsprangen. Die Franken hatten welsche Tracht und Sitte angenommen, die

frühere Einfachheit und Rechtlichkeit der Väter war verschwunden und so entbehrte das große Frankenreich in kurzer Zeit der nationalen Grundlage. Jetzt lagen die Verhältnisse anders. Die deutschen Stämme hatten die Bildung des Frankenreiches überkommen und ein großer Teil Deutschlands, Sachsen, lebte noch ganz in der Weise der Urväter. Dazu hatten sich die Deutschen in furchtbaren Kriegen mit den Ungarn und Slaven gestählt, das gemeinsame Unglück und der gemeinsame Krieg hatte schließlich eine fest in sich abgeschlossene Nation erzeugt, welche die Erhaltung ihrer Vollkraft als das Höchste schätzen gelernt. So hat wohl die Verbindung des deutschen Reiches mit Italien in Otto III. selbst eine Entfremdung vom deutschen Wesen erzeugt, aber das Volk blieb im großen und ganzen unberührt, es fühlte sich deutsch und nannte sich seit jener Zeit das deutsche im bewußten Gegensatze zu den romanischen Staaten, die aus der Monarchie Karls des Großen hervorgegangen. Glücklich hat das deutsche Volk jene Periode überstanden und ist den Versuchungen des Südens aus dem Wege gegangen; nur dadurch allein hat es in der Zukunft noch zweimal die wirkliche Weltherrschaft gewinnen können, die ihm jetzt durch Otto III. wieder abhanden gekommen.

Aber von diesen Erfolgen der Politik Ottos I. abgesehen, der große Kaiser hat auch in anderer Weise der deutschen Nation die Bahnen gezeigt, deren Beschreitung nutzbar und wohlthätig für unser Volk wurde. Langsam aber sicher wurde seit jener Zeit die christlich germanische Kultur zu den Völkern des Ostens und Nordens getragen, unausgesetzt arbeitete die deutsche Kirche und der deutsche Staat an der Bekehrung der Slaven, Polen, Ungarn und Skandinavier. Neue Bistümer wurden errichtet, neue Mittelpunkte für Lehrthätigkeit und wissenschaftliches Streben entstanden, die Bildung nahm zu im Reiche wie in den Marken und den Ostländern. Aus Italien holten die Deutschen, was ihnen dies Land Gutes bot; sie erfüllten sich allmählich mit höherer Bildung, und was die Hauptsache war, sie ließen das Gelernte sofort wieder anderen Völkern zu gute kommen. So finden wir, daß neben der Gewinnung der äußeren Weltherrschaft das deutsche Volk damals beginnt, auch auf rein geistigem Gebiete die Welt zu erobern. Beides zusammen eröffnete der deutschen Nation eine großartige Zukunft, kein Wunder, wenn sich einst die Völker des Abendlandes vor dem deutschen Reiche beugten.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das innere Leben unseres Volkes in jener Zeit. Das Königtum hat sich aus seiner schwer bedrohten Stellung wieder emporgearbeitet, ohne jedoch den weltlichen Adel seiner bedeutenden Macht berauben zu können. Das Herzogtum war geblieben und schien jetzt wieder zur Erblichkeit zu gelangen. Karl der Große hatte durch seinen kunstreich gefügten Beamtenorganismus sein weites Reich regiert, die Hauptmasse des Volkes hatte er durch das Gegengewicht des Adels und der Kirche zu schützen und zu erhalten versucht. Jetzt war der fränkische Beamtenstaat längst nicht mehr, und auch die Ottonen als Kaiser hatten auf die absolute Stellung Karls verzichten müssen. Das frühere Reichsrecht der Karolinger war verfallen, der einzelne lebte

nach seinem Volksrechte, neue gesetzgeberische Thätigkeit fehlt dem ottonischen Kaisertume gänzlich. Es fehlt ihm somit völlig die Regierungseinheit, ein festes Prinzip, nach welchem die Dinge anzusehen und zu behandeln gewesen; seine Erlasse sind mehr Kompromisse oder Vergleiche mit den anderen Faktoren denn Gesetze zu nennen. — Die großen Kriege des neunten und zehnten Jahrhunderts trugen wesentlich dazu bei, die früher so große Masse der kleinen freien Bauern schnell zu verringern. Denn man begab sich in den Schutz der Kirche oder des Adels, um vom Kriegsdienste befreit zu bleiben. So konnte sich allmählich auch ein Kriegerstand ausbilden, während die Bauernschaft immer mehr abseits von den politischen Dingen gedrängt wurde und schließlich nur noch ihren Erwerb mittelst der Bebauung des Bodens im Auge behielt. Damit aber fielen auch die großen Volksversammlungen weg, die Maifelder und zugleich die allgemeine Steuer, die man früher in Form von Geschenken an den König beim Maifelde entrichtete. Das Königtum blieb daher auf die Einnahmen aus den Gerichtsgefällen und aus den Domänen beschränkt. Noch zog der König wie früher von Pfalz zu Pfalz wandernd und verbrauchte so seine Einkünfte. Genau bestimmt waren die Leistungen, welche jede Pfalz dem Hofe zu entrichten hatte. In Deutschland überwog also durchaus die Naturalwirtschaft, dagegen mußte der Hof in dem städtereichen Italien sein Bedürfnisse um Geld kaufen.

Die Politik der Ottonen ging nun, wie wir sahen, hauptsächlich darauf aus, die Kirche gegenüber der weltlichen Gewalt zu heben. Die Ottonen dachten nicht nur nicht an Säkularisation des Kirchengutes, sondern sie haben sogar die Kirche erheblich bereichert. Dafür wurden aber die Bischöfe und Aebte ganz besonders zu Reichs- und Kriegsdienst herangezogen. Während Karl der Große seine Heere hauptsächlich aus den freien Bauern zusammensetzte, finden wir jetzt die Hauptstärke des Heeres aus den Vasallen der Kirche bestehen. Otto I. verlangte von den Bischöfen und Aebten, daß sie selbst zu Felde auszogen, während Karl dies ausdrücklich verboten hatte. Otto ließ der Kirche in allen Stücken seinen mächtigen Schutz angedeihen, verlangte aber dafür hohe Leistungen. Karl stützte sich auf die Masse der freien kleinen Grundeigentümer, Otto auf die Kirche und deren Vasallen. So tritt allmählich das kleine Volk ganz in den Hintergrund, der Lehensstaat ist völlig ausgebildet. Reichsdienst thaten nur die Vasallen und hatten die Ehre davon. Die Kirche war jetzt fest in den deutschen Bauern- und Kriegerstaat eingefügt, sie bildete einen integrierenden Bestandteil desselben. Das war aber nur dadurch möglich, daß Otto eine so enge Verbindung mit dem Papsttume wieder anknüpfte, indem er dasselbe zu einem Gliede des italisch-deutschen Reiches machte. Aber die Kirche stellte nicht nur den größeren Teil des Heeres, sondern in ihre Hände war auch die Hauptwirtschaft im Reiche gelangt. Darin konnte eine Gefahr liegen, denn es war möglich, daß die Kirche über der Erwerbssucht ihre alten Pflichten vergaß und die Förderung von Kunst und Wissenschaft außer Augen ließ. Und wenn sich dereinst noch der Papst der kaiserlichen Herrschaft zu entziehen vermochte, so mußten für den deutschen König schwere Zeiten kommen. Zunächst aber war es ein großer Segen für Deutschland, daß ein bedeutender Teil des Landes in die Hände einer verständigen und vielgeübten Verwaltung kam: eine hohe wirtschaftliche Blüte ist der Erfolg davon

gewesen. Aber auch die Macht, welche die kirchliche Gewalt gegenüber der weltlichen besaß, war überaus heilsam für die große Masse der Bevölkerung. Denn infolge dieser Spannung erhielt sich der wohlthätige Zustand des Friedens und der Rechtssicherheit, und der kleine Bauer blieb noch für lange Zeit von der drückenden Knechtschaft verschont, die ihm später durch den Adel auferlegt wurde. Die Kirche ist es gewesen, welche den weltlichen Adel von seinen Herrschaftsgelüsten gegenüber dem Bauern abzuhalten vermochte, und das hat nicht wenig zu der festen Stellung des Reiches beigetragen. Freilich, so tief auch die kirchlichen Verhältnisse das ganze Reich durchdrangen, so viele Freie sich auch in den Schutz der Kirche begaben, so hatte die Kirche in letzter Linie doch nur wenig Einfluß auf das ganze Volk ausüben können. Das sächsische Herrscherhaus ist entschieden ein religiöses und kirchlich gesinntes zu nennen, aber in den unteren Ständen des Volkes war noch viel von der alten Roheit und Wildheit der Sitten geblieben. Vielfach begegnen wir noch der Blutrache und scharfer Fehde, und heidnische Sitten und Gebräuche waren noch lange nicht beim Volke ausgerottet. Nördlich der Elbe lebten sogar die Sachsen noch als vollständige Heiden. Und auch der Adel hing doch zumeist nur äußerlich dem Christentume an, mit einer Schenkung von Land und der Verehrung von Reliquien glaubte er seiner Frömmigkeit und für die Kirche genug gethan zu haben. — So trägt der deutsche Staat damals fast in allen seinen Teilen das Gepräge des Unfertigen und Unvollendeten. Wie in den äußeren Beziehungen so war auch im Innern noch keine genügende Festigkeit erlangt, alles war noch im Werden begriffen. Die Kirche hatte mit dem Heidentume zu kämpfen, der weltliche Adel focht gegen die Geistlichkeit und der Bauer und das Königtum hatte am Adel einen mächtigen Gegner. Langsam nur nahm Bildung und Gesittung zu und die Entwickelung des Städtewesens lag wenigstens für den östlichen Teil des Reiches noch ganz in der Wiege. Hier im Osten könnte man Bischofssitz und Stadt fast gleichbedeutend nennen, auch hier wurde die Kirche ein mächtiger Hebel für die fernere Entwickelung. Dergestalt waren die Zustände am Ausgange des zehnten Jahrhunderts. Es ist keine Frage, nur äußerst tüchtige und willensstarke Männer durften jetzt zum deutschen Königtume gelangen, um die Ideen Karls und Ottos des Großen allmählich zur Geltung und zur Verwirklichung zu bringen. Hierin war auch das Glück dem Reiche günstig, denn letzteres erhielt jetzt nacheinander eine Reihe von thatkräftigen Lenkern, unter deren Regierung das deutsche Volk auf der Bahn der Kultur weiter vorschreiten und innerlich und äußerlich erstarken konnte zu dem bedeutendsten Volksstamme des Abendlandes.

Viertes Buch.

Deutsche Geschichte unter Kaiser Heinrich II.

Erster Abschnitt.

Die Regierung Heinrichs bis zur Erlangung der Kaiserkrone.[1]

1. Die Thronstreitigkeiten.

Eine eigentümliche Entwickelung in der Geschichte des Abendlandes kennzeichnet die Zeit des ausgehenden zehnten Jahrhunderts. Die Deutschen hatten sich zu einer Nation zusammengeschlossen, in deren Thätigkeitsbereich alle benachbarten Reiche hineinbezogen worden waren. Der deutsche Stamm gab wegen seiner vielseitigen Bestrebungen den Ton im Abendlande an, er hatte die Rolle eines Schiedsrichters übernommen. Weil aber das deutsche Reich eine so machtgebietende Stellung errungen und seine äußere Politik im wesentlichen eine erobernde war, so mußten die Nachbarstämme ihre Selbständigkeit in hohem Grade gefährdet sehen. Sie waren daher gezwungen, ihre ganzen Kräfte zum inneren Ausbau ihrer Staaten zu sammeln, um den Eroberungsgelüsten der Deutschen widerstandsfähig begegnen zu können. So sehen wir rund um das deutsche Reich die Nationen zu jener Zeit erstarken, die europäischen Völker beginnen sich jetzt mehr und mehr abzuschließen und einzeln zu einem Ganzen zu werden. — Es ist keine Frage, daß die gefahrdrohende Macht der Deutschen den anderen Völkern ein Sporn zur eigenen Erhebung wurde, die staatenbildende Kraft der Germanen übte hier mittelbar eine Rückwirkung auf andere Staaten aus.

Noch aber war das deutsche Reich nicht so fest in sich geschlossen, daß nicht mächtig erstarkte Nachbarn seiner Einheit hätten gefährlich werden können. Zunächst wurde schon die Nachfolge im Reiche nach Ottos III. Tode der Grund zu einem erbitterten Streite. Der Mannsstamm Ottos I. war erloschen, von dem sächsischen Herzogsgeschlechte lebten nur noch Heinrich von Baiern und Otto von Kärnten, ein Enkel Ottos des Großen aus der weiblichen Linie. Heinrich stand dem regierenden Zweige viel näher als Otto, da er der Enkel des zweiten Sohnes von Heinrich I. war. Und Heinrich gebärdete sich sofort nach dem Tode

[1] Quellen, außer den früheren: Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich II. von S. Hirsch und H. Breßlau. Giesebrecht, Bd. II.

Ottos III. als dessen Nachfolger, er nahm die Leiche des Kaisers in Empfang und überkam die Reichsinsignien. Den Erzbischof Heribert von Köln, der die heilige Lanze heimlich vorausgesendet und sich dadurch dem Herzoge feindlich gezeigt, ließ er verhaften, bis auf den Befehl Heriberts die Lanze zurückgeschickt wurde. Nachdem er sich so des mächtigen Kölner Erzbischofes versichert, ließ er denselben mit der Leiche nach dem Rheine ziehen. — Wäre das Reich eine Erbmonarchie im Hause der Sachsen gewesen, so hatte Heinrich unstreitig das meiste Anrecht auf den Thron. Doch so einfach, wie Heinrich glaubte, vollzog sich diesmal der Thronwechsel nicht. Otto II. und III. waren schon zu Lebzeiten des Vaters mit Einwilligung der Großen zu Königen gekrönt worden; das war bei Heinrich nicht der Fall, und an ein so frühes Hinscheiden Ottos III. hatte wohl überhaupt niemand gedacht. Wenn Heinrich daher König werden wollte, so bedurfte es jetzt einer gesetzmäßigen Wahl der Großen, sonst konnte er nur als Usurpator gelten; nur eine Wahl wie bei Konrad I. und Heinrich I. konnte des letzteren Urenkel auf den Thron erheben.

Freilich eine solche Wahl schien große Schwierigkeiten zu haben, da noch zwei mächtige Fürsten nach der Krone strebten. Der bedeutendste unter diesen war der tapfere Eckard von Meißen, der sich schon unter zwei Kaisern große Verdienste um das Reich erworben. Er war unbestrittener Herr in Thüringen und dessen Marken und sein Eigenbesitz war durch die Verwandlung seiner Lehen zu Allod ein ganz hervorragender geworden. Wenn das Verdienst besonderes Anrecht auf die Krone gab, so mußte der unvergleichliche Mann entschieden dem Heinrich vorgezogen werden. In Frosa traten nun die sächsischen Fürsten zu einem Tage zusammen, um sich hier über die Wahl zu einigen. Es waren Erzbischof Gisiler mit seinen Suffraganen, Herzog Bernhard, Lothar von der Nordmark, Gero von der Ostmark und Eckard. Doch hier zeigte sich, daß Eckard einen mächtigen Feind hatte. Das war Lothar, mit dem er früher in Freundschaft gelebt, so daß er seine Tochter dessen Sohne Werner verlobt hatte. Später wurde das Verlöbnis durch Eckard gelöst und eine von Werner veranstaltete Entführung seiner Braut hatte keinen Erfolg und trug dem Hause Lothars nur Erniedrigung ein. Deshalb vermochte jetzt Lothar die sächsischen Fürsten zu dem Versprechen, in der Wahl keine weiteren Schritte zu ergreifen, bis man auf einem neuen Tage in Werla zusammengekommen. Sofort unternahm dann Lothar heimlich eine Reise zu Heinrich nach Bamberg und gewann dessen Gunst. Und auf Lothars Rat schickte Heinrich auf den Tag von Werla einen Gesandten, um sich dort die sächsischen Fürsten geneigt zu machen. Das gelang auch vollständig und besonders wurden hier die Schwestern Ottos III., Sophie und Adelheid, für die Sache Heinrichs gewonnen. Eckards Bewerbung erlitt in Werla eine entschiedene Niederlage und der Unmut gegen ihn wurde noch dadurch verstärkt, daß er sich hier gegen die kaiserlichen Schwestern in roher Weise benahm. Der Markgraf sah seine Sache scheitern; er gab aber noch nicht alles verloren, sondern wandte sich nun an Hermann von Schwaben, den dritten Bewerber um die Krone.

Hermann war mit Heinrich verwandt, denn er hatte die Stiefschwester von Heinrichs Mutter Gisela zur Gemahlin. Außerdem war seine Gemahlin Ger-

berga eine Nichte der Kaiserin Adelheid, also ziemlich eng dem ottonischen Hause verwandt. Freilich wog diese Verwandtschaft Heinrich gegenüber fast nichts. Auch keine großen Thaten wie Eckard hatte Hermann aufzuweisen. Allerdings besaß er bedeutenden Reichtum und die Großen Schwabens sowie ein Teil der lothringischen Bischöfe waren ihm wohl gewogen; auch der Einfluß seines Schwagers, des Königs Rudolf von Burgund, mochte nicht ohne Gewicht sein. Heribert von Köln hatte ihn zur Bewerbung aufgemuntert. Doch als jetzt Eckard mit Hermann in Duisburg zusammenkommen wollte, lehnte der letztere kurzweg jede Verhandlung ab und Eckard kehrte in Paderborn wieder um, da er hier Hermanns abschlägigen Bescheid erhalten. Und schon waren die Stunden des mächtigen Mannes gezählt. Als er von Paderborn über Nordheim zurückkehrte, wurden ihm hier seitens einiger Grafen Nachstellungen bereitet. Die Verschworenen folgten ihm nach Pöhlde, wo er übernachtete. Hier drangen sie in sein Schlafgemach, er und seine Begleiter wurden überwältigt. Nach tapferster Gegenwehr fand er durch einen Lanzenstich seinen Tod. Das geschah am 30. April 1002. Das Haupt wurde dem Helden abgeschnitten und die Leiche schimpflicherweise beraubt. Die Mörder gingen straflos aus und es ist daher nicht unmöglich, daß Heinrich um diese schwarze That gewußt hat. Der Nebenbuhler war jetzt allerdings aus dem Wege geschafft, aber das Reich sollte gar bald erkennen, einen wie tapfern Grenzhüter es in Markgraf Eckard gehabt. Denn kaum war Eckard getötet, da fiel der Polenherzog Boleslav Chrobry in Eckards Mark ein und eroberte binnen kurzem das ganze Land bis zur weißen Elster. Bautzen und Strehla wurden eingenommen, sogar Meißen selbst fiel durch Verrat in die Hände der Polen. So dehnte sich jetzt die polnische Herrschaft fast über die ganze Ostmark und die Mark Meißen aus, und als die sächsischen Fürsten sich endlich zur Gegenwehr anschickten, da wußte sie Boleslav durch das Versprechen zu gewinnen, er handle ganz im Einverständnisse mit Heinrich; sobald Heinrich König sei, werde er sich dessen Willen unterwerfen, andernfalls werde er nach ihrem Willen thun. Die sächsischen Fürsten glaubten diesen trügerischen Worten und beugten sich vor Boleslav. Gewaltig breitete sich damals das polnische Reich aus, Schlesien, Chrobatien und Mähren gehörten schon zu ihm und nun hatte Boleslav noch eine wichtige Stellung an der mittleren Elbe gewonnen. Diese Erfolge des Polenherzoges sollten auf einen großen Teil von Heinrichs Regierung bestimmend einwirken; obwohl die Deutschen in der Folgezeit die größten Anstrengungen machten, das Verlorene wiederzugewinnen, so war es doch unmöglich, das polnische Reich wieder in die alte Abhängigkeit herabzudrücken. Dagegen schloß sich jetzt Boleslav der Rote von Böhmen sofort an Heinrich an, da er in dem Polenfürsten seinen gefährlichsten Gegner erkannte.

Eckard von Meißen war tot. Aber auch Hermann von Schwaben war bei seinem Anhange im Westen des Reiches kein zu unterschätzender Gegner. Auch Gisiler von Magdeburg, der Meister in der Verstellungskunst, soll auf Hermanns Seite getreten sein. Heinrich eilte nun dem Westen zu, um seinen Gegner zu vernichten. Im Anfange des Juni erschien er am Rheine bei Worms. Hier wollte er den Uebergang über den Strom erzwingen. Es gelang ihm zwar, sich eine Anzahl Bischöfe geneigt zu machen, aber der Uebergang mißlang.

Da veranstaltete Heinrich einen Scheinrückzug, um den Feind zu täuschen. Diese List verfing und der Uebergang ward erzwungen. Von Worms ging dann Heinrich nach Mainz, dessen Erzbischof Willigis gleich seine Partei ergriffen hatte. Und schon am 7. Juni wurde Heinrich in Mainz von den bairischen, fränkischen und oberlothringischen Großen zum Könige erwählt, gleich darauf empfing er von Willigis die Salbung und Krönung. Seine Anhänger schwuren ihm Treue und erhielten aus seiner Hand ihre Lehen zurück. — Es fehlte freilich noch viel, daß Heinrich von allen deutschen Stämmen als König anerkannt worden wäre. Denn noch stand Hermann mit den Schwaben und Niederlothringern gegen ihn in Waffen und die Sachsen waren darüber entrüstet, daß die Wahl ohne ihre Beteiligung stattgefunden, während sie doch sonst einen gewichtigen Faktor im Reiche bildeten.

Zuerst mußte sich der neue König wieder gegen Hermann wenden. Er brach in Schwaben ein und drang unter steter Verwüstung der herzoglichen Güter bis zum Bodensee vor. Hermann aber war gegen Straßburg gezogen, da der Bischof dieser Stadt, Werner, ein entschiedener Anhänger Heinrichs war. Die Stadt wurde erstürmt und geplündert, sogar die Domkirche in Brand gesteckt und der Kirchenschatz geraubt. Dann kam dem Heinrich die Meldung zu, Hermann wolle sich ihm zum Zweikampfe stellen. Doch der Herzog erschien nicht und am 1. Juli trat der König den Rückweg an, indem er seinen Getreuen, vornehmlich den Bischöfen, die weitere Bekämpfung des Herzoges überließ. Heinrich ging durch Franken nach Thüringen und Sachsen, um hier die Anerkennung seiner königlichen Würde zu erhalten. In Kirchberg bei Jena kam ihm der mächtige Graf Wilhelm von Weimar entgegen, dieser sowie die anderen thüringischen Großen huldigten dem Könige. Dafür erließ ihnen Heinrich den Schweinezins, den die Thüringer seit den Tagen des Merowingers Theuderich, des Sohnes von Chlodowech, an den König zahlen mußten. Und am 24. Juli fanden sich die Großen von ganz Sachsen in Merseburg ein und empfingen den König in festlicher Weise. Für den nächsten Tag war die Huldigung bestimmt. Herzog Bernhard trat vor den König und übermittelte ihm die Wünsche des sächsischen Stammes. In gewandter Rede setzte darauf Heinrich seine Absichten auseinander und versprach den Sachsen, sie auf jede Weise zu schützen und ihre Rechte zu wahren. Dann erst empfing Heinrich die Huldigung und die Anerkennung der Wahl. Bernhard reichte dem Könige die heilige Lanze und übertrug ihm die Regierung des Landes. — So hatten die Sachsen mit dem neuen Könige als Macht gegen Macht einen Vertrag geschlossen, der beide Teile zur Erfüllung ausdrücklich bedungener Pflichten band.

Hier in Merseburg hatte sich auch Boleslav von Polen gestellt, um von Heinrich mit Meißen und der Ostmark belehnt zu werden und vor allem die Burg in Meißen gegen eine hohe Geldsumme zu erlangen. Doch der König erkannte die Gefahren für das Reich, wenn Boleslav im Besitze seiner Eroberungen blieb. Der Polenherzog mußte daher alles wieder herausgeben, er erreichte nur, daß einer seiner Parteigänger, Gunzelin, der Bruder des ermordeten Eckard, mit der Mark Meißen belehnt wurde. Natürlich machte sich der König durch diese Politik den Boleslav zum Feinde. Dazu trug aber noch ein anderer

Umstand bei. Boleslav verbündete sich nämlich mit dem Grafen Heinrich vom Nordgau. Diesem hatte der König das Herzogtum Baiern versprochen, doch vertröstete er ihn auf spätere Zeit, da er den Baiern das Recht nicht nehmen könne, sich ihren Herzog selbst zu wählen. Heinrich glaubte daher, er sei vom Könige betrogen, und schloß sich sofort an Boleslav an. Als nun diese zwei Verbündeten Merseburg verlassen wollten, wurden die Polen durch eine Schar Bewaffneter daran verhindert und nur mit Mühe entkam der Herzog. Seitdem beseelte denselben ein unversöhnlicher Haß gegen den König, da er wähnte, daß der Ueberfall von diesem angeordnet sei. Auf dem Rückwege verbrannte er dann Strehla und entführte eine Menge Menschen aus der meißnischen Mark als Gefangene nach Polen.

Nach der Versammlung in Merseburg, wo die Sachsen gehuldigt hatten, unternahm Heinrich einen Zug nach Lothringen. In der Pfalz Grona traf er mit seiner Gemahlin Kunigunde zusammen, die am 10. August in Paderborn von Erzbischof Willigis zur Königin gekrönt wurde. Hier erhielt auch Ottos III. Schwester Sophie die Weihe zur Aebtissin von Gandersheim. Von Paderborn aus setzte dann Heinrich seine Reise nach Duisburg fort, wo sich die Großen Niederlothringens zur Huldigung einfinden sollten. Als hier nur wenige Bischöfe erschienen und unter diesen Heribert von Köln nur sehr zögernd — Heribert war dem Könige gram, daß er sich von Willigis in Mainz und nicht in seinem Sprengel zu Aachen hatte krönen lassen — da durchzog Heinrich Lothringen, um seine Vasallen selbst aufzusuchen. Schließlich gelang es ihm am 8. September auf einem Hoftage in Aachen die Anerkennung der niederlothringischen Großen zu erlangen, er wurde hier auf den Marmorstuhl Karls des Großen erhoben. — Nun widerstrebte ihm nur noch der Schwabenherzog. Indes Hermann erkannte jetzt, daß die Fortsetzung seines Widerstandes ein eitles Beginnen sein werde; er stellte sich daher dem Könige am 1. Oktober zu Bruchsal, huldigte ihm und empfing aus dessen Hand alle Lehen und Güter zurück.

So war Heinrich endlich als der rechtmäßige König anerkannt und jetzt zog es ihn vor allem nach Baiern, wo er von seinen Getreuen und der ganzen Bevölkerung des Landes mit allgemeiner Freude empfangen wurde. Oberlothringen war nun noch allein übrig, wo sich der König noch nicht gezeigt hatte. Daher ging er im Dezember von Baiern aus gegen Westen und hielt in der Mitte des Januar 1003 zu Diedenhofen einen Tag, wo sich die oberlothringischen Großen stellten und dem Könige huldigten. Theoderich, der Herzog des Landes und Sohn der Beatrix, mußte sich ihm unterwerfen. Dann versammelte Heinrich die Großen Niederlothringens noch einmal in Aachen und nun erst war sein Königtum von allen Seiten gesichert. Freilich ohne Kämpfe war das nicht erreicht worden. Eckard war ermordet und Schwaben verwüstet und von jedem Stamme hatte sich der König einzeln die Anerkennung erkaufen müssen und zwar gegen wichtige Zugeständnisse. Dazu hatte Heinrich die Krone in Mainz empfangen und nicht in Aachen. Das waren alles Umstände, die von der früheren Königsweihe erheblich abwichen. Das deutsche Königtum schien damit einen anderen Standpunkt eingenommen zu haben. Aber es war doch für den Augenblick so viel erreicht, als Heinrich je hoffen gedurft, das Reich war in der An-

erkennung des neuen Königs einig und diesem stand es somit zu, über alle Kräfte des Reiches zu verfügen. Und es zeigte sich, daß die Krone keinem Unwürdigen zu teil geworden, König Heinrich verstand es, die Regierung in einer überaus schweren und gefahrvollen Zeit mit der nötigen Thatkraft und Würde zu führen und sich dadurch die Achtung des Volkes zu erringen.

2. Innere und äußere Kämpfe bis zum Jahre 1007.

Als König Heinrich von der Aachener Versammlung nach Mastricht kam, da trafen Nachrichten aus Italien bei ihm ein, welche klar erkennen ließen, daß es großer Anstrengungen bedürfe, um die deutsche Herrschaft in Italien wiederherzustellen. Nach den italienischen Vorgängen in den letzten Zeiten Ottos III. mußte man sich auf Unglücksbotschaften gefaßt machen. Kaum hatte Otto III. die Augen geschlossen, da war jener gefährliche Mann wieder auf den Schauplatz getreten, der vom Kaiser erst kürzlich aller seiner Länder und Würden beraubt worden, Arduin von Ivrea. Es gelang ihm, in wenigen Tagen die lombardischen Fürsten und Bischöfe durch Ueberredung oder Gewalt auf seine Seite zu ziehen und schon am 15. Februar 1002 sah er sich am Ziele seiner Wünsche, er erhielt in Pavia die italienische Königskrone. Die Bischöfe, seine ärgsten Feinde von ehedem, suchte er durch Schenkungen zu gewinnen. Schließlich aber machte er sich in hohem Grade unbeliebt und die meisten Bischöfe fielen binnen kurzem wieder von ihm ab. Erzbischof Arnulf von Mailand war soeben von seiner an den griechischen Kaiserhof unternommenen Reise zurückgekehrt; er sowie Friedrich von Ravenna, ein Sachse, waren Arduin entgegen, ganz besonders aber der Bischof Leo von Vercelli, der einstige Ankläger Arduins. Leo ging selbst zu Heinrich nach Regensburg, um ihn zum sofortigen Einschreiten gegen Arduin zu veranlassen. Heinrich zögerte auch keinen Augenblick und schickte am Ende des Jahres 1002 den Herzog Otto von Kärnten und den Babenberger Ernst von der Ostmark gen Süden. Das deutsche Heer, welches beide befehligten, betrug allerdings nur fünfhundert Ritter, zu seiner Verstärkung sollte es sich mit den Truppen der italienischen Fürsten vereinigen. Doch Arduin wußte die Vereinigung zu hindern und besetzte die Klausen von Verona. Als die Deutschen einen Paß im Brentathale von Arduins Leuten besetzt fanden und hörten, daß dieser selbst in der Nähe sei, verlangten sie von ihm ungehinderten Durchzug. Doch Arduin hielt die deutschen Boten zurück und zog am folgenden Tage über den Paß den Deutschen entgegen; er traf dieselben ganz unvorbereitet. Mit doppelt überlegenen Streitkräften griff er den Feind an und brachte den deutschen Rittern eine vollständige Niederlage bei. Das geschah im Anfange des Jahres 1003 bei Campo Vitale. Die Kunde hiervon erreichte den König in Mastricht, mit männlicher Fassung begegnete er ihr.

Doch es war für Heinrich unmöglich, jetzt eine größere Kraftentfaltung zu Gunsten der deutschen Herrschaft in Italien zu machen. Denn schon war von anderer Seite große Gefahr im Anzuge. Nämlich Boleslav von Polen war auf seiner Siegeslaufbahn weiter vorwärts geschritten und hatte eine überaus wichtige Erwerbung gemacht. Boleslav der Rote von Böhmen war im Jahre

1002 wegen seiner unerträglichen Tyrannei vertrieben worden und die Böhmen hatten sich den Wladiboy aus Polen zum Herzoge geholt, der wegen seiner Verwandtschaft mit den Premysliden das nächste Anrecht auf die Herrschaft besaß. Wladiboy lehnte sich sofort eng an König Heinrich an und empfing von ihm in Regensburg sein Land zu Lehen. Doch der neue Herzog starb kurz darauf und die Böhmen wandten sich nun an die in der Verbannung lebenden Brüder Boleslavs des Roten. Letzterer war nach Deutschland gegangen und zwar zum Markgrafen Heinrich vom Nordgau. Der Markgraf ließ ihn zu Boleslav von Polen geleiten und dieser setzte den vertriebenen Herzog mit Waffengewalt wieder ein. Aber nun kannte die Wut des Tyrannen keine Grenzen mehr und so machte er sich aufs äußerste verhaßt. Daher traten die Böhmen mit dem Polenherzoge in Verbindung, Boleslav der Rote ward von den Polen in eine Falle gelockt, geblendet und des Landes verwiesen. Nun bemächtigte sich der Polenherzog der Regierung des Landes, in Prag wurde er zum Herzoge der Böhmen ausgerufen. Auf diese Weise vereinigte Boleslav in seinen Händen ein ungeheures Reich, Preußen, Pommern, Polen, die Lausitz, Schlesien, Mähren und Böhmen gehorchten ihm, also fast alle Slavenländer. Und schon streckte er seine Hand auch nach der Königskrone aus. Da er mit Rom in fester Verbindung stand, indem in seinen Landen ein Erzbistum sowie eine ganze Anzahl Bistümer und Klöster errichtet waren, so wandte er sich jetzt an den Papst und bat ihn um die königliche Krone. Wenn es dazu dem Boleslav gelang, noch die anderen slavischen Länder unter sein Joch zu beugen, so fragte es sich sehr, ob das deutsche Reich stark genug war, um aus dem dann unvermeidlichen Angriffskriege der Slaven als Sieger hervorzugehen; denn zu einem solchen mußte es kommen, der Haß zwischen Deutschen und Slaven war noch zu groß.

Dazu kam, daß gleichzeitig mit dem Abfalle Italiens und der Slavenländer sich im Innern des Reiches eine große Empörung gegen den König vorbereitete. Denn die Anerkennung von Heinrichs Königsherrschaft war seitens vieler Großer eine rein äußerliche gewesen. Eine ganze Anzahl von deutschen Fürsten stand mit Boleslav im geheimen Einvernehmen oder doch im Gegensatze zum Könige. Heinrich versuchte daher, den Boleslav durch ein Zugeständnis zu gewinnen. Er versprach ihm nämlich, ihn im Besitze Böhmens zu lassen, wenn er es als Lehen von ihm annehme. Doch Boleslav stand schon zu hoch, als daß er auf eine solche Erniedrigung eingegangen wäre. Er wußte, daß er in dem kommenden Kriege mächtige Bundesgenossen in Deutschland finden werde. Und letztere waren nicht zu unterschätzen, es waren Heinrich vom Nordgau, Ernst von Babenberg und des Königs eigener Bruder Brun, der sich wohl vom Könige wegen des von ihm begehrten Baierns zurückgesetzt sah. Gelang aber diesen Aufrührern ein Anschlag, so konnte sich ihre Zahl bedeutend vergrößern, da König Heinrich nur wenig persönliche Anhänger besaß. Der König erkannte, daß er diese Empörung mit aller Kraft niederschlagen müsse, sollte dieselbe nicht eine gefährliche Ausdehnung annehmen. So zog er im Sommer 1003 zur Bekämpfung der Empörer aus; mit einem Heere belagerte er die Burgen Heinrichs vom Nordgau. Ammerthal und Creussen wurden genommen und dem Erdboden gleich gemacht, die Mannen des Markgrafen wurden geschlagen

und sogar Ernst von Babenberg gefangen. Jedenfalls hatte der Aufruhr eben beginnen sollen, als ihm der König zuvorkam, denn zu derselben Zeit schlug auch Boleslav los. Von neuem fiel er in das meißnische Markgebiet ein und begehrte von Gunzelin die Uebergabe Meißens. Doch Gunzelin blieb dem Lehenseide treu, den er dem Könige geschworen und hielt die Stadt. So begnügte sich der Pole mit der Verwüstung des reichen und angebauten Landes zwischen Lommatsch, Meißen und Strehla und schleppte eine Menge Einwohner in die Gefangenschaft nach Polen. Groß waren somit die Erfolge Boleslavs nicht, und dazu mochte der unglückliche Ausgang der Erhebung Heinrichs beitragen. Denn alle Burgen Heinrichs fielen dem Könige in die Hände und Heinrich entfloh schließlich mit Brun nach Böhmen, nachdem er Stadt und Burg Kronach in Brand gesteckt. Die Burg Schweinfurt, der Stammsitz des Geschlechtes, wurde von dem Bischofe von Würzburg und dem Abte von Fulda gebrochen und ihrer Wälle beraubt. Damit war der bairische Aufstand beendet und der König beeilte sich, den Besitz der Aufrührer an seine Getreuen zu verteilen. Dadurch war die Vormacht der Babenberger in der Mark auf dem Nordgau vernichtet.

Freilich eine viel größere und schwerer zu bewältigende Aufgabe wartete jetzt noch des Königs, die Besiegung und Unterwerfung Boleslavs. Heinrich mußte jetzt gegen ihn einschreiten. So bereitete er im Winter eine große Unternehmung gegen den Polenherzog vor, allerdings nicht ohne ein Bündnis einzugehen, welches von der damaligen Welt als eine Entehrung der ganzen Christenheit empfunden ward. Nämlich schon im Frühjahre 1003 war von den Liutizen eine Gesandtschaft an Heinrich geschickt worden, die den König um Frieden und um ein Bündnis gegen Polen bat. Denn die Liutizen wurden jetzt von dem aufstrebenden Polenreiche schwer bedroht und die Herrschaft Boleslavs dünkte sie lästiger, als wenn sie dem deutschen Reiche Tribut zahlten und einige feste Plätze in ihrem Lande übergaben. So kam es zu einem förmlichen Bündnisse, worin ihnen der König die Ausübung ihres heidnischen Gottesdienstes einräumte. Und ein solcher Zustand war für Sachsen zur höchsten Notwendigkeit geworden, da die nördlichen Marken im Slavenlande fast alle nicht mehr im Besitze der Deutschen waren und die Slaven an den Einfällen nach Sachsen nicht mehr durch die überelbischen Burgen gehindert wurden. Die Sachsen befanden sich noch ganz in den Verhältnissen früherer Jahrhunderte und waren ein Bauernstamm geblieben, sie mußten daher den Grenzkrieg mit den Slaven viel schwerer empfinden als andere deutsche Stämme. Frieden und Bündnis mit den Liutizen und Rhedarien war aus diesem Grunde durchaus volkstümlich in Sachsen. Die Kirche aber konnte beides nur mit scheelen Augen ansehen. Doch der König hatte ein Mittel in Händen, durch welches er den Unwillen der Kirche beinahe wieder besänftigen konnte. Das war die Herstellung des Bistumes in Merseburg, mit dessen Zerstörung man ja die großen Verluste des Reiches gegen die Slaven in engen Zusammenhang brachte. Schon Otto III. hatte die Wiederherstellung eifrig betrieben, wie wir oben sahen. Doch Gisilers Listen war es stets gelungen, die Sache zu verzögern. Nun starb jetzt Gisiler am 25. Januar 1004 und Heinrich schickte seinen Kaplan Wicbert nach Magdeburg, um den

ihm sehr ergebenen Tagino als Nachfolger wählen zu lassen. Inzwischen war aber die Wahl schon auf den Magdeburger Dompropst Walthard gefallen. Doch der König brachte es durch persönliche Unterredungen und Versprechungen dahin, daß Walthard zu Gunsten Taginos entsagte. Dann ging Heinrich mit Tagino nach Merseburg und hier erhielt letzterer schon am 2. Februar die Weihe durch Willigis. Der neue Erzbischof zeigte sich auch sofort bereit, in die Wiederherstellung des Merseburger Bistumes zu willigen. So wurde am 4. Februar die Erneuerungsurkunde des Bistumes durch den König ausgestellt und am 6. Februar der Kaplan Wicbert durch Erzbischof Tagino zum Bischofe von Merseburg geweiht. Magdeburg, Halberstadt, Zeitz und Meißen mußten das jetzt wieder abtreten, was sie einst dem Merseburger Bistume entrissen, und so lebte die alte Stiftung Ottos I. von neuem wieder auf, nachdem sie über zwanzig Jahre öde gelegen.

Auch anderen Ortes schien der Frieden mit den Liutizen wohlthätige Folgen zu haben. Denn die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg kehrten jetzt in ihre Sprengel zurück. Freilich dauerte der Streit Wicberts und seines Nachfolgers Thietmar mit Magdeburg, Halberstadt, Zeitz und Meißen noch über zehn Jahre fort, ehe sich dieselben dazu verstanden, das früher merseburgische Gut an das wiederhergestellte Bistum herauszugeben. Diese Erneuerung des Bistumes an der Saale war auch vom politischen Standpunkte aus eine wichtige Maßregel. Denn dadurch wurde der deutsche Einfluß im Osten entschieden verstärkt, zumal wenn solche Männer wie Thietmar auf den Bischofsstuhl gelangten, der sich seines Amtes außerordentlich thatkräftig annahm. So bot Merseburg auch in dem kommenden Kriege gegen Boleslav einen festeren Haltepunkt für die deutsche Macht als bisher, wo das Bistum und seine Siedelungen im Verfalle waren.

Boleslav hatte inzwischen einen Einfall in Baiern gemacht, doch nicht viel ausrichten können. Heinrich wollte nun nach der Lausitz vordringen, um die Polen aus den deutschen Marken zu vertreiben. Doch ein zeitiges Tauwetter in der Mitte des Februar nötigte ihn zur Rückkehr nach Merseburg, wo er erfuhr, daß sein Bruder Brun zum Könige Stephan von Ungarn geflohen sei, um sich dessen Vermittelung zur Aussöhnung mit Heinrich zu bedienen. Auch Markgraf Heinrich stellte sich bald und Brun erschien kurz nachher am Hofe. Beide erhielten ihr Allod zurück, nur wurde Heinrich eine Zeitlang im Schlosse Giebichenstein an der Saale gefangen gehalten; Brun wurde später Bischof von Augsburg. Ernst von Babenberg war nach seiner Gefangennehmung erst zum Tode verurteilt worden, doch es gelang dem Willigis, den König zu einer hohen Geldbuße zu bestimmen. Alle drei Empörer aber wurden durch die Milde des Königs in der Folgezeit zu den treuesten Anhängern desselben umgewandelt. So hatte Heinrich den Zwist im Innern des Reiches glücklich beigelegt, und er konnte nun daran denken, sich der äußeren Politik mehr zuzuwenden, ohne neuen Aufruhr und Bruderkrieg fürchten zu müssen.

Als König Heinrich Weihnachten 1003 in Pöhlde gefeiert, war der Bischof von Verona und eine Anzahl anderer italienischer Großen zu ihm gekommen, um ihn zu einem Zuge nach Italien zu bewegen. Schon war auch von seiten des

römischen Stuhles die Bitte an ihn gelangt, gegen Arduin aufzutreten. Heinrich gab daher den Krieg gegen Polen vorläufig auf und als er im Februar 1004 nach Merseburg zurückgekehrt war, erließ er das Aufgebot zu einer Romfahrt und ging in den Süden des Reiches. Am 21. März wurde auf einem Tage für Baiern in Regensburg der Schwager des Königs, Heinrich von Lützelburg, mit dem Herzogtume Baiern belehnt. Um Augsburg sammelte sich das deutsche Heer und man zog nun über den Brenner Italien entgegen. Am 9. April, am Palmsonntage, wurde schon Trient erreicht. Arduin hatte Kunde von dem Anrücken Heinrichs erhalten, er stand bei Verona und hielt die Etschklausen besetzt, so daß Heinrich hier keinen Eingang nach Italien fand. Er befahl daher den von Osten anrückenden Kärntnern, einen Paß zu besetzen, der ins Brentathal führte. Dies gelang und Heinrich zog nun selbst mit seinem Heere das Brentathal hinab. Hier wurde in der Mitte des April Ostern gefeiert. Die Lust der Deutschen an dem Feldzuge nach Italien mag keine große gewesen sein, denn Heinrich ließ hier durch seinen Pfalzgrafen allen denen den Königsbann androhen, welche ohne Erlaubnis des Königs nach Deutschland zurückkehren würden. — Als die Ankunft Heinrichs im Heere Arduins bekannt wurde, verließen die meisten lombardischen Großen ihren König und so mußte dieser seine Stellung aufgeben. Heinrich zog in Verona ein und alle lombardischen Bischofsstädte empfingen den deutschen König mit Jubel. Am 14. Mai wurde dann Heinrich in der Michaelskirche zu Pavia von den geistlichen und weltlichen Großen zum Könige von Italien gewählt und tags darauf durch Arnulf von Mailand gekrönt, der erste deutsche König, der in Pavia gekrönt und von den Italienern frei gewählt wurde. — Während also früher das deutsche Heer vor Arduin hatte weichen müssen, so war jetzt die Anwesenheit des Königs die Ursache zu so schnellen Erfolgen geworden. Doch nur die Großen hingen dem neuen Könige an, da sie durch ihn zu gewinnen hofften. Die niederen Stände empfanden die Herrschaft eines Fremden als Schmach und noch am Abende des Krönungstages kam es in Pavia zu einem gefährlichen Aufstande. Die Italiener belagerten den königlichen Palast und Heinrich geriet in die äußerste Gefahr. Um sich in ihrer Notlage besser zurechtfinden zu können, zündeten die Deutschen die dem königlichen Palaste benachbarten Häuser an. Hierdurch erhielt das Heer, welches draußen vor der Stadt lag, erst Kunde von dem Aufruhre. Sofort schickten sich die Deutschen zum Sturme an, mit der größten Tapferkeit wurden die Mauern und Befestigungen der Stadt genommen und man drang zur Befreiung des Königs vor. Inzwischen hatte das Feuer weiter um sich gegriffen und in wenig Stunden glich die ganze Stadt einem Flammenmeere. Alles wurde auf den Straßen niedergehauen, bis der König dem entsetzlichen Morden Einhalt befahl. So wurde Pavia in jener Nacht ein Raub der Flammen, die alte italienische Königsstadt lag am nächsten Tage in Schutt und Asche. Das war ein furchtbares Strafgericht und ganz Italien wurde von einem gewaltigen Schrecken ergriffen. Nun erschienen auch die anderen italienischen Großen, die sich zur Huldigung noch nicht bequemt hatten. Auf einem Tage zu Pontelungo, wohin der König von Pavia aus gegangen war, nahm er alle in Pflicht und traf Anordnungen für die Ruhe und Sicherheit Italiens. Hier versicherte er auch die

italienischen Großen, daß er bald nach Italien zurückkehren werde. Dann wurde der Rückweg angetreten, vorüber am Comer See ging es über die Alpen ins schwäbische Land.

Mitte Juni war König Heinrich schon in Zürich. Hier in Schwaben war Herzog Hermann schon seit Jahresfrist gestorben und das Herzogtum hatte sein unmündiger Sohn Hermann ohne Beanstandung der Krone wie nach Erbrecht überkommen. Indes schien es nötig, daß der König sich selbst hier zeigte und zum Schutze des Landfriedens in Zürich und Straßburg Tage abhielt. Im Juli wurde dann in Sachsen ein neuer Feldzug und zwar gegen Boleslav vorbereitet. In Merseburg traf sich das Aufgebot, und um den Feind über den Angriffspunkt zu täuschen, zog man erst östlich, als sollte sich der Zug gegen die Ostmark richten. Doch plötzlich führte man eine Schwenkung aus und das deutsche Heer wurde durch die dunkeln Wälder des Erzgebirges (damals Miriquidiwald genannt) geführt. Die Päſſe des Gebirges waren vom Feinde besetzt worden, doch die Deutschen eroberten die Zugänge und fielen in Böhmen ein. Wesentlich erleichtert wurden nun Heinrichs Erfolge dadurch, daß Jaromir, der Bruder Boleslavs des Roten, sich in seiner Begleitung befand, der rechtmäßige Erbe Böhmens aus dem premyslidischen Hause. Das böhmische Volk stellte sich nämlich sofort auf die Seite desselben, und so wurde Saaz, als das bairische Aufgebot von Westen her anrückte, ohne Mühe eingenommen. Dann gab der König an Jaromir seine besten Truppen, um den Boleslav in Prag zu überraschen und zu fangen. Als man vom Anzuge Jaromirs Kunde erhalten, kam es in Prag zu einem allgemeinen Aufstande gegen Boleslav, so daß dieser entfloh. Jaromir rückte unter dem Jubel des Volkes in die Hauptstadt ein und wurde zum Herzoge des Landes gewählt. Darauf kam Heinrich an und erteilte dem Jaromir die königliche Belehnung mit Böhmen. Böhmen blieb also damals deutsches Reichslehen.

Mit diesen Erfolgen war aber der König nicht zufrieden; nachdem er die Baiern in ihre Heimat entlassen, zog er mit dem übrigen Heere und den Böhmen unter Jaromir gegen die Lausitz. Bautzen wurde heftig belagert und bestürmt, bis Boleslav die Uebergabe der Stadt befahl, da sie sich nicht mehr halten konnte. Die Stadt wurde an Hermann, den Sohn des tapfern Eckard, gegeben. Dann wurden Besatzungen in die Grenzburgen gelegt und das deutsche Heer zog sich nach diesen Erfolgen zurück. Freilich die Machtstellung des Polenherzogs wurde durch diesen Unfall in Böhmen keineswegs erschüttert, und da von dieser Seite immer wieder Gefahr für das Reich drohte, so entschloß sich der König im Jahre 1005 zu einem Angriffskriege gegen das Polenreich. In der Mitte des August sammelte Heinrich bei Magdeburg den sächsischen Heerbann, bei Dobrilug in der Niederlausitz stießen die Baiern und Böhmen zu ihm und jenseits der Spree leisteten die verbündeten Liutizen Zuzug. Dann zog man der Oder zu, die man an der Mündung des Bober bei Crossen erreichte. An dem andern Ufer des Stromes stand Boleslav mit einem starken Heere, um den Uebergang zu wehren; doch nach langen vergeblichen Versuchen, denselben mittels einer Schiffbrücke zu bewerkstelligen, gelang es den Deutschen, den Fluß auf einer Furt zu überschreiten. Auf die Kunde hiervon wandte sich Boleslav

zu eiliger Flucht, sein Gepäck fiel in die Hände des Feindes. Unter den gewöhnlichen Verwüstungen ging dann der Zug nach Nordosten, über das Kloster Meseritz kam man bis zwei Meilen vor Posen, indem man das polnische Heer unausgesetzt verfolgte. Hier erschien nun eine Gesandtschaft Boleslavs, die um Frieden bat. Auch Heinrich war dazu geneigt, denn in den Sumpfgegenden des Spreewaldes und in den unwegsamen Gebieten Polens hatte sein Heer durch allerlei polnische Kriegslisten große Verluste erlitten. So kam der Friede in Posen zustande, für die Deutschen kann er nicht gerade günstig gelautet haben. Ueberhaupt machte man dem Könige den Vorwurf, daß er so schnell auf den Frieden eingegangen sei und seine im Polenlande errungenen Vorteile zu wenig ausgenutzt habe. Sicher ist, daß die Lausitzer Marken der deutschen Herrschaft verblieben, sonst ist über den Frieden nichts Näheres bekannt. Jedenfalls entsprachen die Friedensbedingungen den Erwartungen der Deutschen nicht, man hatte sich wohl im Reiche mit größeren Hoffnungen getragen. Ob Heinrich thatsächlich damals nicht mehr erlangen konnte, bleibt dahingestellt, möglich, daß sein praktischer und nüchterner Sinn ihn nicht zu übertriebenen Forderungen verleitete. Klar aber war vorauszusehen, daß es neue und furchtbare Kämpfe kosten werde, wenn man das Machtgebiet des Polenfürsten beschränken und ihn in wirklicher Abhängigkeit vom deutschen Reiche erhalten wollte; denn die Herrschaft Boleslavs war gewaltig und bedeutend fester begründet als diejenige Heinrichs.

Aber nicht bloß den Deutschen mußte viel darauf ankommen, die Macht der Polen zu verringern, auch den Böhmen und Liutizen lag daran, den trotzigen Boleslav zu stürzen; ersteren als den ehemaligen Unterthanen, letzteren als den einstigen Bundesgenossen des Herzogs. So war man nirgends mit den Erfolgen dieses ersten Polenfeldzuges zufrieden, sie entsprachen nicht den Rüstungen, die man dazu gemacht. Da uns erzählt wird, König Heinrich habe im späteren Verlaufe des Jahres 1005 mit den Slaven Besprechungen gehabt, so läßt sich wohl daran denken, daß die Verbindung des deutschen Reiches mit den Liutizen fester und enger geschlossen wurde. Heinrich wollte wohl den früheren Vernichtungskrieg gegen die Slaven aufgeben und an dessen Stelle mehr eine Verschmelzung der Westslaven mit den Deutschen eintreten lassen. Auf diese Weise glaubte er die Kräfte der slavischen Stämme sich besser nutzbar machen und dem Christentume eine schnellere Verbreitung angedeihen lassen zu können, als dies mit der früheren Gewaltthätigkeit möglich war. Der Kirche war aber auch ein solches Verhältnis ein ärgerliches.

Wie aber in diesem Jahre im Osten wichtige Ereignisse vorfielen, so traten auch im Westen Umstände ein, welche das persönliche Einschreiten des Königs erheischten. Schon früher hatten wir gesehen, daß die niederdeutschen Stämme der Friesen sich allmählich vom Reiche zu lösen strebten, da sie von der Reichsgewalt keinen Schutz gegen die andringenden Normannen erhielten und ganz auf sich angewiesen waren. Die königlichen Grafen erfuhren nur schlechten Gehorsam von ihnen und es kam oft zu harter Gewaltthat zwischen beiden Parteien. So war auch der Schwager des Königs, der Friesengraf Arnulf, Gemahl der Liutgard von Lützelburg, in einem Kampfe gegen die Friesen erschlagen

worden und König Heinrich erachtete im Frühjahre 1005 den Zeitpunkt für gekommen, die Friesen dafür zu züchtigen. Er zwang jetzt auch wirklich das aufrührerische Volk zum Frieden und zur Zahlung einer Buße an Arnulfs Witwe. — Auch die Markgrafen von Flandern hatten es seit langer Zeit versucht, ihr Gebiet nach Osten gegen Brabant und den Hennegau auf Kosten des Reiches auszubreiten. In Flandern war jetzt ein Mann zur Regierung gelangt, der offen auf Eroberungen ausging und deshalb sofort den Versuch machte, die dem Reiche gehörige Stadt Valenciennes an der Schelde in seinen Besitz zu bekommen. Das war der Markgraf Balduin von Flandern. Er vertrieb den Grafen Arnulf aus Valenciennes und nahm die Stadt ein. Da seine Gemahlin Otgiva eine Nichte der deutschen Königin Kunigunde war, so hoffte er, daß ihm diese Gewaltthat straflos ausgehen werde. Doch König Heinrich war nicht der Mann, solche Unbill ruhig hinzunehmen; er erhob sofort die Waffen, freilich nicht ohne sich nach einem Bundesgenossen umgesehen zu haben; und dieser war König Robert von Frankreich. Denn Balduin gebot über ein zahlreiches Vasallenheer und sein Land war ein reiches und mit Städten und Burgen wohl versehen wie kaum ein anderes. Und da Balduin der Lehensmann König Roberts war, so mußte Heinrich fürchten, daß er sich mit diesem verbinden und seine Hülfe erlangen werde. Dann aber konnten die früheren Gelüste Frankreichs nach dem jetzt zu Deutschland gehörigen Gebiete des alten Lothringens wieder erwachen und dem mußte der deutsche König unbedingt vorbeugen.

Aus diesem Grunde sandte Heinrich den Bischof Notker von Lüttich zu Robert nach Paris, um ihn zu einem Bündnisse gegen Balduin zu bewegen. Robert zeigte sich hierzu geneigt, und es wurde eine Zusammenkunft beider Könige an der Maas verabredet. Bevor jedoch diese Zusammenkunft zustande kam, eilte König Heinrich in das burgundische Reich. Hier regierte König Rudolf III. als der letzte seines Geschlechtes. Seit langer Zeit hatten sich die burgundischen Herrscher an den deutschen König angelehnt und besonders fest wurde das Band zwischen den beiden Häusern geknüpft durch Ottos I. Gemahlin, die burgundische Adelheid. In vielen wichtigen Fragen erholten sich die burgundischen Könige Rates am deutschen Hofe und schon stand auch der nördlichste Bischof ihres Reiches, Adalbero von Basel, in engen Beziehungen zu König Heinrich. Letzterer war obendrein der Sohn von Gisela, der ältesten Schwester Rudolfs III. Jedenfalls kam nun Heinrich auf eine Einladung Rudolfs nach Burgund. Rudolf war in seinem Lande fast ohne Macht, der große Graf Otto Wilhelm von Macon und Nevers übte thatsächlich die königliche Gewalt aus und Rudolf war stets ohne Erfolg gegen diesen zu Felde gezogen. Daher versuchte der burgundische König, sich an Heinrich anzuschließen, indem er ihm als seinem Neffen die Erbfolge im Königreiche Burgund versprach. Heinrich eilte daher sofort im Juni 1006 nach Burgund und verabredete mit Rudolf die Bedingungen. Als Unterpfand wurde ihm die Stadt Basel übergeben. Von hier aus ging dann Heinrich an die Maas, um mit Robert von Frankreich zusammenzukommen. Die Verhandlungen zwischen beiden mögen das Bündnis gegen Balduin betroffen haben. Robert sagte seine Unterstützung zu und zugleich wurde des französischen Königs mächtiger Lehensmann Richard von der Normandie

ebenfalls zum Zuge gegen Balduin bewogen. Aber die Stadt Valenciennes trotzte den Angriffen und Stürmen der beiden Könige und des Normannenherzogs, man mußte die Belagerung aufgeben und vom Kriege abstehen. Doch rückte Heinrich im Sommer des folgenden Jahres 1007 wieder mit starkem Aufgebote gegen Flandern. Und diesmal wurde er vom Glücke begünstigt. Gent fiel in seine Gewalt und von da aus schritt man zur Verwüstung des Landes links der Schelde. Nachdem Balduin um Waffenstillstand gebeten, stellte er sich dem Könige auf einem Tage zu Aachen, wo er Valenciennes auslieferte und anscheinend günstige Bedingungen im Frieden erlangte. Denn im Besitze von Gent wurde er belassen und wenige Jahre später erlangte er sogar aus der Hand Heinrichs beträchtliche Reichslehen, das nachmalige Reichsflandern. Indes der deutsche König konnte mit seinen hiesigen Erfolgen zufrieden sein.

Heinrich hatte jedenfalls durch sein ganzes bisheriges Auftreten gezeigt, daß er den Ansprüchen des Reiches nichts zu vergeben gewillt war. Beinahe alles, was unter Otto dem Großen zum Reiche gehört, hatte er wieder damit vereinigt. Und durch die Gunst der Lage wurde ihm sogar die überaus bedeutende Erbschaft des reichen Burgunds in Aussicht gestellt. Und so hat er es denn auch an nichts fehlen lassen, den Uebergang des burgundischen Königreiches an Deutschland vorzubereiten, obwohl ja eigentlich Burgund nach seiner Lage und nach der Sprache und Abstammung seiner Bewohner mit größerem Rechte an Westfranken hätte fallen sollen. Indes auch ein großer Teil Italiens war ja mit dem Reiche vereinigt und in Burgund schienen ähnliche Verhältnisse für den Anschluß an Deutschland zu sprechen wie einst in Italien. Wahrscheinlich hatte König Rudolf im Einverständnisse mit der Mehrheit der burgundischen Städte und des Volkes gehandelt, als er dem Könige Heinrich die große Erbschaft antrug. Die unaufhörliche Anarchie und Unordnung, die fortwährenden Fehden und Bedrückungen der Großen waren dem Gedeihen und der Blüte der mächtigen und wohlhabenden Städte des Landes in hohem Grade hinderlich, und man sehnte sich in diesen Kreisen nach dem Anschlusse an ein Reich, wo die königliche Gewalt beinahe noch unerschüttert fortbestand. Dieselben Verhältnisse hatten Italien zur Einigung mit Deutschland gedrängt und jetzt konnte sich auch Burgund der Ansicht nicht verschließen, daß in einer nahen Verbindung mit dem deutschen Reiche die Bürgschaft für bessere Zeiten liegen müsse. Freilich der Anfall des großen Erbes sollte sich noch Jahrzehnte hinziehen.

So vergleicht sich in diesem Punkte die Regierung Heinrichs mit derjenigen Ottos I. Doch auch in der inneren Politik suchte Heinrich die Ideen seines großen Vorgängers wiederaufleben zu lassen. Wie Otto einst die Anzahl der Bistümer im Reiche beträchtlich vergrößert und dadurch der christlich-germanischen Kultur neue Gebiete eröffnet, so beabsichtigte auch Heinrich in bisher wilder und rauher Gegend ein Hochstift zu gründen, nachdem er Ottos Stiftung in Merseburg erneuert.

3. Die Errichtung des Bistumes Bamberg.

Die Gegenden zwischen dem oberen Main und der unteren Rednitz waren damals und zwar schon seit langer Zeit hauptsächlich mit Slaven besiedelt. Es

war hier einer der am meisten vorgeschobenen Posten, den die Slaven besaßen, sie reichten sich die Hand mit den Slaven in Böhmen. Allerdings war bei der Dürftigkeit jener Wald- und Gebirgsgegenden ihre Macht für die Deutschen nicht zu fürchten; aber der von den Ottonen unternommene Slavenkrieg sollte auch hier in diesen entlegenen Gebieten im kleinen ausgekämpft werden. Christliche Priester hatten hier schon vielfach mit Predigt und Bekehrung begonnen, bis nach Eger im Böhmerlande erstreckte sich ihre Thätigkeit. Damit nun der Same des Christentumes nicht vergeblich ausgestreut werde, beschloß Heinrich in jenen Gegenden ein Bistum zu errichten, gerade wie es einst Otto an den Grenzen der Slavenlande gethan. Von den ehemals babenbergischen Gütern in den Mainlanden war ein großer Teil bei der Krone verblieben, darunter Babenberg (oder Bamberg) selbst. Diese Burg sowie Aurach war im Jahre 973 durch Otto II. an König Heinrichs Vater vergeben worden und Heinrich hatte sie vom Vater geerbt. Die Burg war sein Lieblingssitz und da er jetzt die Hoffnung aufgab, von seiner Gemahlin Kunigunde einen Leibeserben zu erhalten, so entschloß er sich, die Burg zu einem Bischofssitze zu erweitern und sie auf solche Weise an die Kirche zu vererben. Noch bevor er diesen Plan kundgab, erbaute er in Babenberg einen großen Dom mit zwei Unterkirchen, ein Bau, der schon damals durch seine Schönheit allgemeines Staunen erregte. Am 6. Mai des Jahres 1007 schenkte er nun dieser Kirche all seinen Besitz im Rednitzgau und Volkfelde, ohne daß uns in den noch erhaltenen Urkunden irgendwelche Fürsprecher begegnen: die neue Stiftung — denn daß er damit etwas Großes im Werke hatte, ging aus der Größe der Schenkung hervor — sollte als sein eigenster Wille gelten. Noch aber war eine Schwierigkeit für den König zu heben, das Gebiet, in welchem das neue Bistum errichtet werden sollte, gehörte zum Hochstifte Würzburg und letzteres konnte gegen eine Schmälerung seiner Macht berechtigten Einspruch erheben. Doch König Heinrich wußte sich mit dem Würzburger Bischofe Heinrich vortrefflich auseinanderzusetzen. Dieser Bischof hatte ohnedies seit der Thronbesteigung Heinrichs viele Zeichen königlicher Huld erhalten und jetzt wurde ihm auch ein Ersatz an Land für den abgetretenen Rednitzgau gegeben. Das Wichtigste aber war, daß der König die Erhebung Würzburgs zu einem Erzbistume in Aussicht stellte; dadurch wurde der Bischof vollends gewonnen. Als sich daher zu Pfingsten des Jahres 1007 eine Synode in Mainz versammelte, an welcher vier Erzbischöfe und dreizehn Bischöfe teilnahmen, zeigte sich der Würzburger zu den Abtretungen bereit und die Synode erkannte den Tausch als vollgültig an und war auch mit der Gründung des Bistumes einverstanden. Eine Gesandtschaft ging nach Rom zu Papst Johann XVIII., um diesen zur Einwilligung zu bewegen. Sofort wurde eine Synode nach St. Peter berufen und diese erklärte sich unter dem Vorsitze des Papstes für die Absichten des Königs. Gleich darauf wurde die päpstliche Stiftungsbulle für Bamberg ausgefertigt, in der vor allem die vollständige Immunität der neuen Stiftung vom weltlichen Gerichte vorausgesetzt wurde. Dem künftigen Bamberger Bischofe aber wurde darin befohlen, seinem Metropoliten gehorsam zu sein. Dieser aber war der Erzbischof von Mainz und somit wurde aus der Erhebung Würzburgs zum Erzbistume nichts. Denn an-

geblich hatte ja Bamberg Suffragan des Würzburger Erzbistumes werden sollen. Es wäre auch für den König sehr schwer gewesen, sein dem Würzburger gegebenes Versprechen zu erfüllen. Denn Willigis von Mainz war der getreueste Anhänger Heinrichs und schon aus diesem Grunde durfte es der König nicht wagen, die Macht des Mainzers zu schmälern. Außerdem aber hatte Willigis eben erst in Sachen des Gandersheimer Kirchenstreites zu Gunsten des Hildesheimer Bischofes Bernward verzichtet.

Heinrich war jetzt seiner Sache vollkommen sicher, der Würzburger hatte mündlich und schriftlich Verzicht geleistet und die Stiftungsbulle war vom päpstlichen Stuhle ausgewirkt worden. Am 1. November 1007 trat dann eine Synode in Frankfurt zusammen, die größte und glänzendste von allen, die bisher in Deutschland gehalten waren. Denn es waren im ganzen siebenunddreißig Kirchenfürsten erschienen, darunter zwei Erzbischöfe und drei Bischöfe aus Burgund, sowie der Primas von Ungarn und zwei Bischöfe aus Italien. Fast die ganze Kirche Mitteleuropas war hier vertreten, um die Gründung des neuen Bistumes zu beraten. Nicht erschienen war Heinrich von Würzburg, der wegen der erlittenen Täuschung dem Könige bitter grollte und seinen Kaplan Berengar gesandt hatte, um im Namen der Würzburger Kirche Einspruch zu erheben. Das war für den König ein herber Schlag, denn dadurch konnte eine lange Verzögerung seines Lieblingsplanes eintreten. So mußte denn Heinrich auf alle Mittel und Wege sinnen, um durch seine und der Synode Autorität die Einsprache des Würzburgers zu entkräften und niederzuschlagen. Daher erklärt sich auch sein Auftreten vor den in Frankfurt versammelten Bischöfen.

Der König warf sich vor der Synode auf die Kniee, wodurch die Väter zu tiefem Mitleide bewegt wurden, und nachdem ihn Willigis als der Vorsitzende aufgehoben, setzte er in längerer Rede die Gründe auseinander, die ihn zu der neuen Stiftung bewogen. Da er keine Hoffnung mehr auf leibliche Erben habe, so wolle er Christum als Erben seines Gutes einsetzen und deshalb ein Bistum begründen. Der Einspruch, den Bischof Heinrich von Würzburg dagegen erhebe, sei durchaus unbegründet und entspringe nur aus dessen Selbstsucht und Eigennutze. — Hierauf trat der Würzburger Kaplan auf und legte seitens seines Herrn gegen den Willen des Königs Verwahrung ein, da er im Widerspruche mit den alten Gerechtsamen Würzburgs stehe. Um letztere der Synode recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen, verlas sie der Kaplan in der Versammlung. Doch der König beschwor die Väter wiederholt, auf seine Seite zu treten, und endlich drang er damit durch. Als Willigis den Austausch der Meinungen eröffnete, nahm Tagino von Magdeburg das Wort und erklärte, daß in dem Willen des Königs keinerlei Rechtsverletzung liege. Dieser Ansicht schloß man sich allgemein an und sämtliche Bischöfe unterzeichneten die Synodalakten und gaben dadurch ihre Zustimmung zu dem Plane des Königs. Sogleich ernannte nun auch Heinrich einen Bischof von Bamberg. Seine Wahl fiel auf seinen Kanzler Eberhard, der ihm verwandt und befreundet und durchaus ergeben war. Er wurde von Willigis geweiht und noch an demselben Tage erhielt er durch königliche Huld eine große Anzahl Schenkungen, welche das neue Bistum als

ebenbürtige Macht neben die andern Hochstifte des Reiches stellte; was irgend möglich war, hatte der König für seine neue Stiftung gethan.

So war das Bistum in Bamberg gesichert, aber noch war die Einwilligung Heinrichs von Würzburg nicht erlangt. Weder Bitten noch Drohungen des Königs halfen bei ihm, vielmehr wurde er völlig unzugänglich, indem er sich an ganz abgelegene Orte seines Sprengels begab. Auch seine Freunde setzten alle Hebel in Bewegung, ihn umzustimmen. Vor allem richtete Arnulf von Halberstadt einen außerordentlich eindringlichen Brief an ihn, in dem er ihn aufforderte, mit seinen Amtsbrüdern Rates zu pflegen und sich nicht von deren Ansicht zu trennen. Auch sei er dem Könige Gehorsam in allen Stücken schuldig, zumal der Wille des Königs nicht gegen die Religion gerichtet sei, sondern im Gegenteile der Sache des Christentumes diene und sie fördere. Man ersieht aus diesem Briefe, wie fest das Band war, welches die deutschen Bischöfe mit ihrem Könige verknüpfte und welch echt deutschen Standpunkt die hohen Vertreter der Kirche dem Staate gegenüber einnahmen. Diese Bitte sowie besonders die Vermittelungsversuche Heriberts von Köln thaten endlich die gewünschte Wirkung. Der Bischof gab nach, der König kam zur Aussöhnung selbst nach Würzburg und am 7. Mai 1008 geschah die Abtretung. Heinrich von Würzburg erhielt die bedungene Entschädigung und der König vergrößerte sogar dieselbe noch aus freien Stücken, um den Würzburger im guten zu erhalten.

Dagegen konnte sich Bischof Megingaud von Eichstädt nicht entschließen, einen Teil seines Sprengels an Bamberg zu überlassen. Dieser Bischof war eine überaus derbe und sinnliche, fast rohe Persönlichkeit, die spätere Tradition weiß von ihm eine Menge Züge zu berichten, die sich mit seiner bischöflichen Würde nur schwer vereinigen. Er benutzte seine Verwandtschaft mit dem Könige dazu, demselben Trotz zu bieten und es war ganz unmöglich, den eigensinnigen Mann zu einer Abtretung zu bewegen. So mußte der König geradezu auf Megingauds Tod warten, der im Jahre 1014 eintrat. Heinrich ernannte damals zu seinem Nachfolger einen Mann von niederer Herkunft, den Kustos des Bamberger Domes Gundekar. Wahrscheinlich hatte dieser dem Könige vorher versprechen müssen, sich seinem Willen bezüglich des Bamberger Bistumes zu fügen. Und so wurde zu Anfang des Jahres 1015 der nördlich der Pegnitz gelegene Teil des Bistumes Eichstädt an Bamberg abgetreten. — Vorher schon war der Bau der Domkirche in Bamberg vollendet worden und die Einweihung erfolgt. Am 6. Mai 1012 geschah dieselbe unter Anwesenheit von fünfundvierzig Erzbischöfen und Bischöfen sowie einer päpstlichen Gesandtschaft. Der König begründete ferner ein Kollegiatstift mit sechzehn Pfründen in Bamberg; und nachdem die Einweihung des Domes erfolgt war, erhielt Bischof Eberhard im Jahre 1013 eine neue Bestätigung sämtlicher Gerechtsame seiner Kirche durch den Papst. Auch wurde Eberhard vom Könige zum Erzkanzler für Italien ernannt. Schließlich wurde noch gegenüber von dem Kollegiatstifte zu St. Stephan ein Kloster durch Heinrich begründet, welches er dem h. Michael weihte; im Jahre 1021 konnte die neue Klosterkirche eingeweiht werden.

Das waren die Gründungen in Bamberg. Das Bistum selbst wie auch seine Nebenstiftungen hatten eine solche Ausdehnung und waren durch die könig-

liche Gnade so reichlich bedacht worden, wie wir es bei einem anderen Hochstifte vergeblich suchen. So wurde durch Heinrich nach und nach eine bedeutende Bibliothek für Bamberg erworben, von der sich heute noch viel Unschätzbares erhalten hat. Und die Künste und Wissenschaften fanden hier bald durch die Anregung des Königs eine bleibende Stätte. Die Schule, welche beim Hochstifte begründet wurde, gewann in kurzer Zeit großen Ruf und wetteiferte mit den älteren Hauptsitzen der Gelehrsamkeit in Deutschland und Frankreich. Und wie am Mittellaufe des Maines Würzburg diejenige Stadt war, von welcher ein besserer und mehr Nutzen bringender Anbau des Bodens ausging, so hat sich in gleicher Weise Bamberg um die Lande am Obermain verdient gemacht. Wo noch vor kurzer Zeit Wald und Wildnis war, da wurde nun fleißig gerodet und bald entstanden Dörfer und Städte; die Bevölkerung wuchs und auf friedlichem Wege gewann man den Slaven diese Gegenden allmählich ab.

So hat sich König Heinrich und mit ihm seine Gemahlin Kunigunde durch die Stiftung des so gut bedachten Bistumes ein gesegnetes Andenken für alle Zeiten hinterlassen und heute noch führen die beiden Hauptglocken des Domes den Namen des königlichen Paares in dankbarem Gedenken.

4. Die Stellung Heinrichs II. zu den Großen und der Kirche.

Während einst Kaiser Otto III. sich den Wiederhersteller des römischen Reiches genannt, so lesen wir auf einem Siegel Heinrichs II. die Umschrift „Wiederherstellung des Frankenreiches". Heinrich hatte erkannt, wie gefährlich die Regierung seines Vorgängers für den Bestand des eigentlichen Reiches gewesen, und er sah es danach als seine Hauptaufgabe an, dasselbe kräftiger vor den Angriffen der Nachbarn zu schützen und das wiederzugewinnen, was einst zum Reiche gehört und unter Otto III. abhanden gekommen war. Keineswegs aber ließ er dabei die italienische Politik aus den Augen, vielmehr erfaßte er mit seinem scharfen und klaren Blicke alles, was in den Reichen des Abendlandes vorfiel. Er sammelte durch ein richtiges Maßhalten ebenso weise die Kräfte seines Reiches, wie es einst Heinrich I. gethan, er sparte, um zur rechten Zeit desto mehr ausgeben zu können. So ist seine Persönlichkeit mehr mit den ersten Königen aus dem sächsischen Hause zu vergleichen als mit Otto II. und III. Heinrich I. hatte das Reich in wilden Wirren vorgefunden und nur seiner weisen und wohlbedachten Beschränkung war es gelungen, allmählich einen besseren Zustand herbeizuführen, auf dem seine Nachfolger weiter bauen konnten. Auch der zweite Heinrich sah sich bei seinem Regierungsantritte in schwere Kämpfe verwickelt, die ihn bald gegen den östlichen Nachbar, bald gegen die Lothringer im Westen, bald gegen Italien im Süden führten. Trotz alledem hielt er an dem einen großen Gedanken fest, dem Reiche seine Einheit wiederzugeben. Dazu war zunächst die Bekämpfung der Nachbarreiche notwendig und hierbei hat es dem Könige an Glück nicht gefehlt. Aber auch im Innern wollte er Deutschland einigen und festigen; und hierbei mußte er vor allem sein Augenmerk auf die Herbeiführung eines geordneten und gesicherten Rechtszustandes richten, der unter der früheren Regierung vielfach abhanden gekommen war.

Nicht die Großen mit dem Könige an der Spitze bildeten das Reich, war Heinrichs Ansicht, sondern dasselbe stellte sich ihm hauptsächlich dar in der Gemeinschaft des ganzen Volkes. Dieses aber war in jenen unruhigen Zeiten, wo sich die Völker Europas die ihnen zukommenden Machtgebiete in langsamen einzelnen Kämpfen mühsam erringen mußten, ganz besonders infolge der Lehnsverfassung des Reiches seiner früheren Freiheiten und Rechte durch die Großen vielfach beraubt worden. Das Volk befand sich bei den fortwährenden Fehden zwischen den weltlichen und geistlichen Großen in einer sehr traurigen Lage, je mehr es verlor, desto mehr gewannen die Großen. Das Grundübel freilich, die Lehnsverfassung selbst, konnte Heinrich nicht beseitigen, das Königtum hätte in diesem Kampfe mit den Hunderten kleiner Gewalten stets unterliegen müssen. Es war klar, daß die großen Vasallen des Reiches eine ähnliche Stellung begehrten, wie sie diejenigen Westfrankens längst erreicht hatten. Das kurze Regiment Ottos II. und die lange Vormundschaftsregierung nach dessen Tode war den Großen sehr zu statten gekommen. Denn es hatte damals die starke Hand eines Königs gefehlt, der die Großen von ihren selbstsüchtigen Gelüsten hätte abhalten können.

Es fragte sich nun, ob Heinrich wirklich imstande war, den Großen entgegenzutreten. Aussicht hatte er wenig dazu, sein Geschlecht war zwar ein königliches, aber er konnte es nicht unmittelbar von dem regierenden Herrscherstamme ableiten, vielmehr hatten ihn die Großen gewählt und zwar aus einer Stellung heraus, die auch der ihrigen entsprach. Dazu kam, daß die Wahl unter ganz ungewöhnlichen Umständen und Formen von statten gegangen war. Der König mußte daher von Anfang an darauf verzichten, eine so persönliche Herrschaft jemals ausüben zu können, wie es bei den Ottonen der Fall gewesen — er mußte den Großen, deren Wahl er seine Krone verdankte, einen nicht geringen Einfluß bei der Bestimmung über Reichsangelegenheiten überlassen. So kam es, daß er die Fürsten fast stets zu wichtigen Beratungen hinzuzog. Unter Heinrichs Regierung mehren sich die Hof- und Reichstage und es hat den Anschein, als ob schließlich die Fürsten als der bestimmende Faktor für die Geschäfte des Reiches aufträten. Doch das scheint eben nur so: trotzdem der König nichts Wichtiges ohne den Beirat der Fürsten unternahm, wußte er sie doch durch seine geistige Größe und durch die überzeugende Macht, die in seiner Rede lag, zu dem zu bestimmen, was er durchsetzen wollte. Freilich wurde dadurch die Stellung der Fürsten im Reiche eine selbständigere als früher. Denn erstens wurde die Macht des Königtumes infolge der Heranziehung der Großen zu den Reichsgeschäften nicht unwesentlich beschränkt und zweitens sah sich die Krone aus diesem Grunde genötigt, der Erblichkeit der Lehen immer mehr Rechnung zu tragen.

Bei den kleineren Lehen war die Erblichkeit schon vielfach durchgedrungen und von der Krone anerkannt worden. Von viel größerer Wichtigkeit und Bedeutung mußte es aber für das Reich werden, wenn die großen Lehen, also die Grafschaften, Markgrafschaften und Herzogtümer in den erblichen Besitz einer Familie übergingen. Die Verhältnisse, besonders die großen Kriege der Ottonen und die lange Vormundschaftszeit, hatten es mit sich gebracht, daß auch für die

großen Lehen Erblichkeit beansprucht wurde. Und da der König jetzt die Zustimmung der Großen zur Ausführung seiner Pläne in der inneren Politik nötig hatte, so nahm er mit Ausnahme eines einzigen Falles keinen Anstand, den thatsächlichen Zustand als rechtlich anzuerkennen, d. h. er gestattete die Erblichkeit in den großen Reichsämtern.

Während König Heinrich so auf der einen Seite den Großen wichtige Zugeständnisse machte, so verlangte er andererseits ihre Beihülfe, um geordnetere Zustände im Innern herbeizuführen. Ihm lag vor allem das Wohl des Volkes am Herzen und deshalb erließ er strenge Friedensgebote, um der Fehdelust des Adels zu steuern. Denn der Adel schmälerte durch die Verfolgung seiner eigennützigen Absichten fortwährend das Gedeihen und den Wohlstand des niederen Volkes. So mußte jetzt der Adel in Schwaben und Sachsen auf längere Zeit Frieden schwören, dadurch sollte der Selbsthülfe vorgebeugt werden. Wahrscheinlich ist in den anderen Herzogtümern Aehnliches geschehen, jedenfalls aber sieht man aus dem Erlasse des Friedens für einzelne Gebiete, daß der ehemalige Reichsverband, wie er noch unter Otto I. bestanden, gewaltig gelockert war; er beruhte eben nicht mehr auf der Gemeinschaft aller Freien sondern auf der künstlichen Gliederung des Lehenswesens. — Auch erließ der König im gegebenen Falle strenge Friedensgebote, auf deren Nichtbefolgung harte Strafen gesetzt wurden. Und diesem Beispiele des Königs für das Reich folgte dann auch die Kirche für ihre Hintersassen: Bischof Burchard von Worms ließ für sein Stift ein Dienstrecht aufsetzen, worin alle Gerechtsame seiner Leute gegenseitig abgegrenzt und festgestellt wurden. Das ist der erste Anfang eines geschriebenen Landrechtes im Reiche.

Und König Heinrich hatte den festen Willen, mit aller Macht seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen; denn er war streng gegen sich selbst wie gegen andere. Keine Uebertretung der Friedensgebote ließ er ungeahndet, mochten die Uebertreter Fürsten oder Leute aus dem Volke sein. So galt er stets als ein strenger, fast allzustrenger Herr, und mancher Mächtige aus dem Adel hat seinen Zorn schwer gefühlt. Und bei diesem strengen Regimente verließ sich der König einzig auf die ihm übertragene Macht und seine geistige Ueberlegenheit. Denn die Ueberlassung der Herrschaft an Günstlinge war und blieb ihm fremd, auch die Mitglieder seiner und seiner Gemahlin Familie konnten keinen größeren Einfluß am Hofe erlangen. Ja er verfuhr gegen seine eigenen Anverwandten mit rücksichtsloser Härte, wenn sie sich vergangen hatten; und sein Gerechtigkeitssinn ließ den Versuch nicht zu, das Reich in seinem Hause forterben zu lassen. Er hielt sich frei von jeder Haus- und Familienpolitik.

Nur auf eine Stütze suchte sich der König zu lehnen, auf die Kirche. Da dieselbe den höheren Aufgaben zugewandt war und keine Vererbung der großen geistlichen Stifter stattfinden konnte, so erachtete es Heinrich wie schon einst Otto I. für ungefährlich, die Kirche gegenüber dem weltlichen Adel auf alle Weise zu begünstigen und sich mit ihr eng zu verbinden. In der Kirche glaubte Heinrich das beste Gegengewicht gegen den trotzigen Widerstand der weltlichen Großen zu finden. — Ueberhaupt fühlte der König eine besondere Hinneigung zur Kirche. Vielleicht hatte das seinen Grund darin, daß er als Knabe zum geistlichen

Stande bestimmt wurde, nämlich als sein Vater Heinrich des Herzogtumes in Baiern verlustig gegangen war. Später, als die Wiedereinsetzung des Herzoges erfolgte, sah man natürlich davon ab, aus dem Knaben einen Geistlichen zu bilden, doch es blieb in ihm ein Hang zu ernstem wissenschaftlichen Streben zurück. Unter der Aufsicht des vortrefflichen Bischofes Wolfgang von Regensburg wuchs Heinrich auf, und unter der geistigen und geistlichen Pflege dieses Mannes genoß er eine vorzügliche Ausbildung. Keiner hielt so streng wie Heinrich die kirchlichen Vorschriften und Formen inne, fleißig betete er an den Gräbern der Heiligen und erflehte ihren Segen zu seinem Beginnen. Schwer ward es ihm, den Geistlichen etwas abzuschlagen, und ohne zu zürnen, ertrug er den Tadel derselben. Reich stattete er Klöster und Kirchen aus und die Wiederherstellung von Merseburg sowie die Begründung eines Bistumes in Bamberg sind das beste Zeugnis für seine Ergebenheit gegen die Kirche. Auch verlieh er vielen Bischöfen weitgehende Rechte, indem er ihnen die Immunität von weltlichem Gerichte in vollstem Umfange gab und zuweilen auch Grafschaften übertrug; dazu beschenkte er sie meist mit den Regalien in ihrem Stifte und machte ihnen große Schenkungen an Geld und Gut. Auf diese Weise erhielten die Bischöfe unter Heinrichs Regierung vielfach Hoheitsrechte über ihr Stift, und so wurde damals der Grund zu ihrer künftigen Landeshoheit gelegt.

Heinrich betrachtete sogar die Kirche als Erbin seines Vermögens, da ihm die Leibeserben versagt blieben. Auch wachte der König eifrig über der Beobachtung der inneren Gesetze der Kirche. Fleißig veranstaltete er Synoden und brachte hier die alten kirchlichen Satzungen wieder zu Ansehen, indem er an den Synoden selbst teilnahm und das Wort ergriff. So entstand auch unter seiner Regierung ein großes kirchenrechtliches Werk, welches Bischof Burchard von Worms aus den früheren kirchenrechtlichen Arbeiten in zwanzig Büchern zusammentrug. Pseudoisidor ist reichlich darin benutzt und jenes Werk war bald in so hoher Geltung, daß es sich rasch über ganz Deutschland verbreitete. Wohl mag der König der Abfassung dieses Werkes nahe gestanden haben, denn wir sehen ihn auch für seine Person eng der Kirche hingegeben. So erkaufte er für sich und seine Gemahlin im Paderborner Stifte eine Stelle unter den Domherren, indem er sich dort Kleidung und Unterhalt wie die übrigen Kanoniker ausbedang. Ja es wird erzählt, daß er in späteren Jahren selbst willens gewesen sei, den Rest seiner Tage in der stillen Klosterzelle hinzubringen. Für alles das hat die römische Kirche ihn und seine Gemahlin unter ihre Heiligen erhoben, von allen Kaisern vor und nach Heinrich ist nur Karl dem Großen diese Ehre widerfahren. Wenn uns so der König als ein Mann entgegentritt, der in seiner Frömmigkeit das Wohl und Gedeihen der Kirche mit allen Mitteln anstrebt, so ist er doch auf der anderen Seite völlig frei von wirklicher Unterwerfung unter die Kirche. Ganz im Gegenteil, seit Karl dem Großen kennt unsere Geschichte keinen König, der die Kirche sich und seinen Plänen so vollständig unterthan und dienstbar gemacht hätte. Indem er nämlich für die Kirche in ausgiebiger Weise sorgte, mußte sie ihn dafür als ihren Herrn und König anerkennen. Das machte sich ganz besonders in der Besetzung der Bistümer und in dem Verfahren geltend, welches Heinrich gegenüber den Reichsabteien einschlug. Mochten auch

einzelne Bistümer das verbriefte Privilegium besitzen, den Bischof selbst wählen zu dürfen, Heinrich kümmerte sich nicht darum sondern verfuhr ganz nach seiner Willkür. Denn er wollte die Bistümer mit Leuten besetzt wissen, die ihm völlig ergeben waren und durch deren Willfährigkeit er das Reich recht eigentlich regieren konnte. Als Pflanzschule für seine Bischöfe diente ihm die königliche Kapelle, in welche junge Leute aus den hervorragendsten Familien aufgenommen wurden und dort ganz in königlichem Sinne ihre Ausbildung und politische Schulung erhielten. Nur auf diese griff der König zurück und er hat daher oft Geistlichen, die vom Domkapitel zum Bischofe gewählt waren, die Anerkennung versagt oder sie erst in die Kapelle aufnehmen lassen, um sie dort seinen Zwecken dienstbar zu machen und in seine Absichten einzuweihen; dann erst übertrug er ihnen irgend ein Bistum des Reiches. So kam es, daß oft Bischöfe in Gegenden hingeschickt wurden, deren Verhältnisse ihnen ganz unbekannt waren, wo sie weder Anhänger noch Feinde besaßen und aus diesem Grunde mehr Gehorsam fanden. Aus diesem Grunde lassen sich die Bischöfe unter Heinrich II. in manchen Beziehungen mit den karolingischen Königsboten vergleichen, sie sind königliche Beamte zur Kontrolle für die Regierung, dem Könige durchaus ergeben und durch die Pflicht der Dankbarkeit gezwungen, die Absichten des Königs zu fördern. — Diese Politik Heinrichs war eine überaus kluge und wohlüberlegte. Einerseits stattete er die Bischöfe mit großer Macht aus, andererseits aber forderte er von ihnen unbedingten Gehorsam; auf diese Weise blieb das, was der König an die Kirche vergabte, ihm durchaus zu Willen und in seiner Gewalt. Nicht die Kirche als solche hatte den Vorteil davon — wenn es auch rein äußerlich so erschien — sondern der König und das Reich selbst. Freilich noch viel tiefere Eingriffe als in die Privilegien der bischöflichen Kirchen machte Heinrich in den Besitz der Reichsabteien, deren Gut ja meist aus Reichsgut bestand. In der ottonischen Zeit waren die Reichsabteien durch Schenkungen der Kaiser und der Großen zu einem außerordentlichen Besitze gelangt, so daß nach Abzug der Lasten, die für den Reichsdienst aufzuwenden waren, Einkünfte übrig blieben, deren Höhe die Bedürfnisse des Klosters weit überstieg. Es begann daher in diesen großen Klöstern ein Wohlleben, welches mit der Regel des heiligen Benedikt in scharfem Widerspruche stand. Dazu gab es Klöster wie z. B. das reiche Corvey, die vom Reichsdienste völlig befreit waren und zu den allgemeinen Lasten nichts beizutragen hatten. Nun war ja in Burgund und Italien die cluniacensische Reform vor sich gegangen und auch König Heinrich war zu ihr in Beziehung getreten. Freilich diese Reform hatte sich aus dem Kloster selbst heraus entwickelt und stand keineswegs mit politischen Verhältnissen im Zusammenhange. König Heinrich war entschlossen, in den deutschen Reichsabteien gleichfalls eine Reform durchzuführen, die aber nur aus politischen Gesichtspunkten geboten schien. Auch hierbei zeigte er seine hervorragende Klugheit. War nämlich ein Reichsabt gestorben, so übertrug der König die Abtei einem Manne, der ihm als sparsam bekannt war. Zugleich aber entzog er der Abtei einen großen Teil ihrer Güter. Natürlich erklärten sich die Mönche hiermit nicht einverstanden, da ihnen aber der Widerspruch nichts nützte, so verließen sie meist zum großen Teile das Kloster. Und das war dem Könige gerade recht, da er

nun um so mehr Güter einziehen konnte. Diese verlieh er dann anderweit oder er beließ sie dem Stifte unter der Bedingung der Weiterverlehnung, so daß sie zu dienstbarem Reichsgute umgewandelt wurden. So ging es mit Hersfeld, dem Johanniskloster in Magdeburg, mit Fulda, Reichenau und besonders mit dem reichen Corvey. Ueberall wurden Güter eingezogen und die alte Strenge der Regel durchgeführt.

Zu gleicher Zeit aber breitete sich auch die cluniacensische Reform in den Klöstern Lothringens aus, besonders durch die erfolgreiche Thätigkeit des Grafen Friedrich von Verdun, der zum geistlichen Stande übertrat und schließlich Mönch von St. Vannes wurde. Die reformatorischen Bestrebungen dieses Mannes begünstigte Heinrich sehr und der König übertrug seinem engen Freunde, dem Abt Richard von St. Vannes, nach und nach eine ganze Anzahl von Abteien, wie er überhaupt öfters mehrere Klöster in der Hand eines Abtes vereinigte, den er als sparsamen Verwalter und der Reform zugethan erkannt hatte. Auf diese Weise wurde die kirchliche Zucht und Ordnung wiederhergestellt und Heinrich gewann dabei ansehnliches Gut für das Reich zurück. Die Reichsabteien waren jetzt in dieselbe Abhängigkeit von der Krone gebracht, in welcher sich das übrige Reichsgut befand. Deshalb ward auch in den späteren Jahren Heinrichs viel über den König von geistlicher Seite geklagt, doch stets erfolglos, da Heinrich sein Ziel unverrückt im Auge behielt.

Noch ist es von Interesse, einige Zeilen aus einer Urkunde des Königs für Fulda wiederzugeben, in welcher er die reformierte Abtei Fulda mit der Grafschaft Stoddenstadt im Maingau belehnte. Es heißt da mit sehr deutlicher Ironie: „Es ist nötig, daß die Kirchen viel Güter besitzen, denn wem viel gegeben wird, dem kann auch viel genommen werden," und am Schlusse: „darum mögen die Mönche sich vorsehen und Schaden vermeiden . . . und sie sollen ihr Gut nicht verschleudern, denn die Zeit wird schnell kommen, wo die Welt wieder zurücknehmen wird, was sie der Kirche geschenkt hat; und die Klöster, die jetzt im Ueberflusse leben, werden zuerst beraubt werden, damit das Wort des Erlösers in Erfüllung gehe: dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in vielen erkalten." Merkwürdige Worte, aus denen deutlich hervorgeht, daß der König sich über die Zukunft der Kirche keiner Täuschung hingab. — Heinrich ist der eigentliche Beherrscher der Kirche, auf die Schultern der Bischöfe und Aebte wälzte er die Last der Regierung, durch sie eigentlich regierte er. Nach seinem Willen wurden sie ernannt und gewaltige Eingriffe in ihre alten Privilegien und Güter zu thun scheute er sich nicht. Aber alles das konnte Heinrich nur deshalb thun, weil er sich andererseits scheinbar in den Dienst der Kirche begeben hatte. Die Frömmigkeit, die den König stets beseelte und sein kirchlicher Sinn ließen diese tief eingreifenden Maßnahmen doch weniger gewaltthätig erscheinen. Obwohl sich bei vielen Bischöfen genug Widerstand kundgab, so ertrugen doch andere ohne Murren das schwere Joch, welches der König der Kirche auferlegte. Denn dadurch, daß sie die eigentlichen Träger der Regierung waren und vom Könige oft mit großer weltlicher Macht begabt wurden, ward ihnen eine Gegengabe zu teil, welche die meisten gewiß nicht verschmähten. Einen Teil der Bischöfe konnte sich Heinrich freilich nur ganz allmählich und langsam

gewinnen. Darunter waren besonders Heribert von Köln und dessen Bruder Heinrich von Würzburg. Andere wiederum, die Heinrich alles zu verdanken hatten, wie Meinwerk von Paderborn, benutzten ihr vertrautes Verhältnis zum Könige dazu, daß sie demselben in einer schwachen Stunde eine Menge Reichsgut für ihr Bistum abschwatzten. Dafür ließ er sich wiederum die Belehnung der weltlichen Großen und die Investitur gut bezahlen und forderte wohl auch sonst bedeutende Geschenke. — So offenbart sich uns Heinrich als eine Persönlichkeit, welche das, was sie in der Politik der früheren Regierungen für gut erkannt, ruhig übernahm und ausbildete, andererseits sich aber nicht scheute, je nach dem Bedarfe des Augenblickes davon abzugehen. Eigentlich können wir nur einen leitenden Grundsatz in der Regierung Heinrichs II. aufstellen: Bevorzugung der Bischöfe vor den weltlichen Großen; sonst macht alles mehr einen Eindruck des Versuchens und Tastens, wenigstens nach den dürftigen Quellen, wie sie uns noch vorliegen. Wir befinden uns eben noch mitten in jener Zeit, wo die Gegensätze oft ganz unvermittelt aufeinander stoßen, wo das Verhältnis der Großen zum Könige einer wirklich festen Grundlage noch entbehrte und sich oft nach den Umständen richtete, wo endlich in den Beziehungen der Völker Europas zu einander noch kein gesicherter Zustand eingetreten war und im Verlaufe eines Jahres sich das gegenseitige Verhältnis der europäischen Staaten oft noch völlig verändern konnte.

5. Die Zeit der Polenkriege unter Heinrich II.

Im Jahre 1005 war in Posen zwischen Boleslav Chrobry und den Deutschen ein Friede geschlossen worden, der zwar den Polenherzog zur Anerkennung der deutschen Oberherrschaft zwang, aber ihm seine großen Eroberungen mit Ausnahme Böhmens und der sächsischen Marken beließ. Das jugendlich aufstrebende Polenreich war der gefährlichste Feind der Deutschen geblieben, der Friede von Posen war nur ein Waffenstillstand und der Kampf zwischen den beiden feindlichen Stämmen mußte binnen kurzem wieder zum Ausbruche gelangen. Denn das Ziel Boleslavs lag klar vor aller Augen, er wollte ein einiges großes Slavenreich dem deutschen gegenüberstellen und ohne den Aufstand der Böhmen und die Anlehnung der Liutizen an die deutsche Herrschaft wäre ihm das unzweifelhaft geglückt. Denn er besaß gewaltige Macht in seinen Händen, unbeschränkt waltete er über seine Unterthanen, da im Polenreiche kein mächtiger Lehensadel dem Willen des Herrschers trotzte. Volle Gewalt hatte er über die Stände seines Volkes und zu einer Zeit, wo der Eifer für die Slavenmission unter den Deutschen fast schon erkaltet war, führte er, der Pole, das von den Deutschen begonnene Werk weiter, so daß er auch nach dieser Seite hin einer der bedeutendsten Fürsten Europas war.

Schon im Jahre 1007 wurde der Krieg wieder eröffnet, diesmal allerdings von der deutschen Seite. Denn als König Heinrich in jenem Jahre zu Regensburg das Osterfest feierte, kamen Gesandte des Böhmenherzoges Jaromir und der Liutizen zu ihm, um gegen Boleslav zu klagen und Heinrich zu einem Feldzuge gegen Polen aufzufordern. Es müssen genügende Gründe hierzu vor-

gelegen haben, denn der König ging auf die Forderung der Gesandten ein, er gab den Feldzug gegen Balduin von Flandern auf, den er soeben beginnen wollte, und schickte den Markgrafen Hermann von Meißen zu Boleslav, um diesem die Absage des Friedens zu überbringen. Es wäre jetzt von Wichtigkeit gewesen, wenn der König sich selbst an die Spitze eines Heeres gegen Polen gestellt hätte, denn die Veranstaltungen, die man jetzt zum Polenkriege traf, erschienen keineswegs geeignet und ausreichend, um dem mächtigen Polenfürsten mit Erfolg die Spitze bieten zu können. Der König zog nun doch gegen Flandern. Vielleicht hatte er auch beabsichtigt, erst den Feldzug gegen Westen zu unternehmen und erst dann den Krieg mit Polen zu beginnen. Denn Thietmar erzählt nur, daß Heinrich von Regensburg aus dem Boleslav den Frieden aufkündigen, nicht aber, daß er zugleich den Heerbann zu einem Polenkriege aufbieten ließ. — Wahrscheinlich wurden nun durch die Sachsen die Feindseligkeiten eröffnet. Boleslav aber drang sofort in die sächsischen Marken ein und bis nach Magdeburg vor. Die Einwohner des platten Landes wie diejenigen der Stadt Zerbst, welche der Pole einnahm, wurden als Gefangene fortgeschleppt. Da erst ermannten sich die Sachsen zum Widerstande; ein sächsisches Heer unter Erzbischof Tagino von Magdeburg verfolgte die Feinde, aber nur bis Jüterbog. Hier löste sich das kleine Aufgebot wieder auf. So konnte dann Boleslav ungehindert die Lausitz besetzen und Bautzen einschließen. Die Besatzung dieser Stadt, der wichtigsten Grenzfeste gegen Polen, leistete tapferen Widerstand, als aber ihre Bitten bei den sächsischen Großen um Entsatz keinen Erfolg hatten, wurde die Stadt übergeben, nachdem man sich freien Abzug ausbedungen. So geriet dieser feste Platz, den man unter allen Umständen dem Reiche hätte erhalten müssen, in die Hände der Feinde und die Polen hatten nun leichte Mühe, die ganze Ober- und Niederlausitz in ihren Besitz zu bringen. Damit aber waren die Bedingungen des Posener Friedens wieder vernichtet und das Reich hatte Einbuße schwerster Art erlitten, es war wieder den polnischen Angriffen im Osten preisgegeben.

Doch der unglückliche Ausgang des Polenkrieges war nicht das einzige Mißgeschick, welches den König in jener Zeit bedrängte. Im Frühjahre 1008 starb nämlich Erzbischof Liudolf von Trier und Adalbero, der Bruder der Königin Kunigunde, vermochte das Trierer Domkapitel dazu, ihn zum Nachfolger Liudolfs zu wählen. Adalbero war schon früher in sehr jugendlichem Alter Propst von St. Paulinus bei Trier geworden, und er hatte sich längst auf das Erzbistum in Trier Hoffnung gemacht. Diese Hoffnung war ihm nun in Erfüllung gegangen. Aber die königliche Bestätigung konnte er nicht erlangen, da König Heinrich aller und jeder Hauspolitik abhold war. Schon vorher hatte sich sein jüngster Schwager Dietrich gegen seinen Willen in den Besitz des Bistumes in Metz gesetzt; aber gegen die Usurpation des großen Erzbistumes glaubte Heinrich nachdrücklich einschreiten zu müssen. Er verweigerte dem Adalbero die Investitur und bestimmte zum Nachfolger Liudolfs den Mainzer Domprobst Megingaud. Daraus entspann sich nun eine gefährliche und langwierige Fehde; Adalbero bemächtigte sich der Pfalz in Trier und der König mußte selbst zur Belagerung des Gegners heranziehen. Doch die Belagerten hielten tapfer stand und erst der Hunger zwang sie zur Ergebung. Darauf gebot der König, den

Megingaud zu weihen, Adalbero aber zu exkommunizieren. Doch kaum hatte der König den Rücken gewendet, so nahm die Stadt den Adalbero wieder auf und Megingaud mußte nach Koblenz entweichen, wo er bis an sein Lebensende ohne jedwede Macht geblieben ist. — Und dazu kam, daß auch Dietrich von Metz mit seinem Bruder Adalbero jetzt gemeinsame Sache machte, und es war vorauszusehen, daß Herzog Heinrich von Baiern als Bruder sich den Empörern anschließen werde. Denn soeben noch hatte er bei der Belagerung von Trier untreu gegen den König gehandelt. So stand bald das ganze lützelburgische Haus gegen den König in Waffen. Und auch von Boleslav war nicht Gutes zu hoffen, nachdem Sachsen den Krieg gegen ihn so schnell aufgegeben hatte.

In diesen großen Bedrängnissen schien daher ein Vermittelungsversuch zum Frieden Bedeutung erhalten zu sollen, der von Brun von Querfurt ausging, welchen Silvester II. einst zum Erzbischofe unter den Heiden ernannt hatte. Dieser Brun, einer vornehmen sächsischen Familie entsprossen, hatte sein Leben gänzlich der Heidenmission gewidmet und war, als er durch den ersten Polenkrieg Heinrichs gehindert wurde, das Bekehrungswerk des heiligen Adalbert fortzusetzen, nach Ungarn zu König Stephan gegangen. Doch hier hatte seine Thätigkeit nicht den gewünschten Erfolg und so zog er im Jahre 1007 weiter nach Osten um das Christentum zu den wilden und ungebändigten Petschenegen zu tragen. Dieselben wohnten im Südwesten des russischen Reiches zwischen Donau und Don. Brun wurde von dem russischen Großfürsten Wladimir, der zur griechischen Kirche übergetreten war, bis zur Grenze der Petschenegen geleitet. Es gelang dann Brun, wie er in einem umfangreichen Schreiben an König Heinrich auseinandersetzt, nach vielfachen Gefahren und Widerwärtigkeiten die Häuptlinge der Petschenegen für sich und für die römische Kirche zu gewinnen. Später ging der kühne Geistliche zu Boleslav von Polen und machte von hier aus den oben erwähnten Versuch, eine Versöhnung zwischen Heinrich und Boleslav zustande zu bringen. Von hier aus wollte sich Brun zu den Preußen wenden, um ein zweiter Adalbert zu werden. Dann wollte er seine Thätigkeit den Liutizen widmen, deren Bündnis mit dem Könige dem Streiter Christi als ein wahrer Greuel erschien. Doch konnte Brun vom Könige für sein Unternehmen keine Hülfe erhoffen, da dieser eben mit den Liutizen verbündet war und jenem Volke die Ausübung seiner heidnischen Religion zugestanden hatte. Deshalb kam es ihm jetzt vor allem darauf an, Frieden zwischen Heinrich und Boleslav zu vermitteln. Und aus diesem Grunde rät er in jenem Brief dem Könige zur Versöhnung und Milde, indem er ihn versichert, daß Boleslav lediglich friedliche Gesinnungen hege und durchaus nicht das Mißtrauen verdiene, mit dem man ihm deutscherseits begegne. — Doch der König teilte den Missionseifer Bruns nicht, politische Erwägungen hielten ihn damals ab, einen vorschnellen Frieden mit Polen zu schließen. Brun aber ging trotz alledem nach Preußen und wurde dort mit seinen Gefährten am 14. Februar 1009 getötet. Wenn nun auch die Erfolge Bruns nur kurze Zeit Bestand hatten, so ist der Mann selbst doch eine der eigentümlichsten Gestalten, in welcher sich die verschiedenen Bestrebungen seiner Zeit gleichsam verkörpern. Er war ein sächsischer Edeling und mit dem Könige verwandt, aber in den geistlichen Stand getreten und der römischen Kirche ganz

ergeben und zu Willen, indem er sich in den Dienst der großen Ideen seiner Zeit gestellt hatte, halb ein Sachse und ein halber Römer. Mit seinem Tode erlischt die Missionsthätigkeit in Deutschland für lange Zeit und das Bündnis des Reiches mit den heidnischen Liutizen blieb auch bestehen.

Unterdessen hatte der Krieg, den die Lützelburger am Rheine entzündet, seinen Fortgang, und es scheint, daß der König im Anfang des Jahres 1009 hier hat eingreifen wollen. Doch dazu kam es nicht, da Heinrichs Anwesenheit jetzt in Baiern notwendig war. Hier hatte Herzog Heinrich den Großen seines Landes den Schwur abgenommen, innerhalb dreier Jahre zu keiner neuen Herzogswahl zu schreiten, auch wenn er selbst so lange abwesend sei. Um so ungestörter konnte er an dem rheinischen Kriege teilnehmen. Doch als der König jetzt im Lande erschien und nach Regensburg einen allgemeinen Landtag berief, mußten sich die bairischen Großen von der Sache ihres Herzoges trennen. Dann wurde Heinrich als Aufrührer und Empörer seines Herzogtumes entsetzt und Baiern übernahm der König selbst in seine eigene Verwaltung. — Dann zog Heinrich nach Sachsen, um hier einen Feldzug gegen Lothringen vorzubereiten. Es galt diesmal dem aufständischen Bischofe Theoderich von Metz. Mit einem Heere von Sachsen und Liutizen zog Heinrich nach Westen und belagerte das von dem Bischofe gut verteidigte Metz. So große Anstrengungen auch das königliche Heer machte, die Stadt hielt sich. Arg freilich waren die Verwüstungen, welche die Sachsen und die slavischen Unholde vor der Stadt anrichteten. Alles wurde zerstört, und der Anbau des Landes, der gerade dort auf hoher Stufe stand, gänzlich vernichtet; gegen 800 Angehörige des Stiftes verließen damals als Bettler ihre Heimat. Auf einem anderen Punkte des Kriegsschauplatzes war der König glücklicher, Saarbrücken wurde von seinen Leuten eingenommen und dadurch erhielt Heinrich eine feste Stellung in der Nähe von Metz und Trier. Hierauf kehrte Heinrich nach Sachsen zurück, um dort über einige Friedensbrecher in den Marken Gericht zu halten.

In wilden Fehden hatten sich nämlich Markgraf Gunzelin von Meißen und seine Neffen Hermann und Ekkehard, die Söhne Eckards I., herumgeschlagen und gegenseitig ihre Burgen verwüstet. Als der König ankam, wurde der Markgraf, auf den man wegen seiner Anhänglichkeit an den Polen Boleslav alle Schuld schob, seines Amtes entsetzt und die Mark später an seinen Neffen Hermann gegeben. Kurz vorher hatte auch den Markgrafen der Nordmark, Werner, des Königs Zorn getroffen. Dieser war als das Haupt des Walbeckschen Hauses in bitterster Feindschaft gegen ein Grafengeschlecht entbrannt, welches soeben an der Saale zu größerer Macht gelangte, gegen das spätere Haus Wettin. Schließlich hatte Werner dem Dedo (oder Dedi), dem Ahnherrn der Wettiner, aufgelauert und Dedo wurde bei diesem Ueberfalle getötet. Solchem blutigen Fehdewesen mußte der König ein Ende machen. Kaum war er im Frühjahre 1010 in Sachsen erschienen, so wurde Werner abgesetzt und die Nordmark erhielt nun Bernhard, der Sohn Theoderichs, des ersten Grafen der Nordmark. Zugleich aber wurde Dedos Sohn Theoderich in allen Aemtern und Gütern seines Vaters durch den König bestätigt und das wettinische Haus gelangte bald zu hohem Ansehen in den östlichen Marken.

Unter diesen veränderten Verhältnissen hoffte sich nun der König bei einem neuen Feldzuge gegen die Polen den Rücken gedeckt zu haben und er zögerte nicht mehr lange, wieder gegen Boleslav ins Feld zu ziehen. Im Sommer des Jahres 1010 sammelte sich ein sächsisches Heer bei Belgern an der Elbe, böhmische Krieger unter Herzog Jaromir leisteten Zuzug. Besonders stark kann das vereinigte Heer nicht gewesen sein, denn bevor man die feindlichen Grenzen überschritt, wurde an Boleslav noch eine Gesandtschaft geschickt, welche über die friedliche Beilegung der streitigen Punkte mit ihm verhandeln sollte. Doch es wurde keine Verständigung erreicht, und nun fiel das deutsche Heer in die Lausitz ein. Aber als man hier bis zu einem Orte Jarina vorgedrungen, wurden der König und Erzbischof Tagino von einer schweren Krankheit befallen, ein Teil des Heeres geleitete sie über die Elbe zurück, während das übrige Heer ostwärts der Oder zuzog. Hier hatte sich Boleslav in Glogau eingeschlossen. Jedenfalls war das deutsche Heer nicht stark genug, um diese Feste einnehmen zu können, aber auch Boleslav hielt es nicht für ratsam, gegen den Feind zur Schlacht herauszuziehen. So wurde der Krieg fast nur mit der Verwüstung des Landes geführt und die Deutschen traten dann von Glogau aus den Rückmarsch durch das Gebiet der Milziener an, die Böhmen zogen ihrer Heimat zu. Als die Sachsen in Merseburg eintrafen, hatte sich der Zustand des Königs schon bedeutend gebessert und auch Tagino war von seiner Krankheit genesen. — Dann ging Heinrich daran, den Fehden seiner Schwäger und der dadurch bedingten Unsicherheit in Lothringen ein Ende zu machen. Deshalb berief er für das nächste Jahr einen Tag nach Mainz, auf dem sich die Lützelburger stellen sollten. Dieselben erschienen auch, da aber die Entscheidung ungünstig für sie ausfiel, so bereiteten sie jetzt ein Werk der abscheulichsten Rache vor. Eben verließen Herzog Dietrich von Oberlothringen und eine Anzahl Bischöfe, unter denen sich Heimo von Verdun befand, die Versammlung in Mainz, da wurden sie noch ganz in der Nähe der Stadt bei Odernheim durch die lützelburgischen Brüder Theoderich und Heinrich überfallen. Heimo und die anderen Bischöfe entkamen nur mit Mühe, eine große Anzahl ihrer Leute wurde getötet. Dietrich aber wurde schwer verwundet und gefangen genommen. Wahrscheinlich war dieser Dietrich den Brüdern besonders verhaßt, er als eifriger Anhänger des Königs und als Herzog des Oberlandes konnte ihren selbstsüchtigen Plänen wohl mit dem meisten Erfolge entgegentreten. Aber ihn zu töten wagten sie doch nicht; er wurde längere Zeit gefangen gehalten und endlich nach Stellung von Geiseln aus seiner Haft entlassen. Der König, unter dessen Augen jene unerhörte Frechheit begangen wurde, war darüber im höchsten Grade aufgebracht, doch ließ er sich dadurch von seinen polnischen Unternehmungen nicht abhalten. Und wenige Monate später fielen Ereignisse vor, welche ganz dazu angethan waren, die Zahl seiner Feinde im Reiche selbst zu vermehren. Er aber schritt ruhig und unbekümmert auf seiner Bahn weiter.

Am 12. Dezember 1011 nämlich starb Herzog Konrad von Kärnten mit Hinterlassung eines gleichnamigen Sohnes. Obgleich nun der König von großen Gefahren rings umgeben war, so wagte er doch gerade jetzt einen Schritt zu thun, der in jenen schweren Zeiten für das Königtum bedenklich werden konnte.

Er überging das Erbrecht des jungen Konrad und übertrug das Herzogtum auf den Grafen Adalbero von der östlichen Kärntner Mark. Adalbero war aus dem Geschlechte der Eppensteiner und vermählt mit Beatrix, einer Tochter des Herzogs Hermann II. von Schwaben, deren Schwester Mahthilde die Witwe des eben verstorbenen Herzogs Konrad war. Bei dieser willkürlichen Besetzung des Herzogtumes zeigte König Heinrich seine ganze Seelenstärke, er bewies dadurch, daß er sich den Gefahren gewachsen fühlte, die ihn umdrohten. Wichtig für das Reich wurde noch ein zweiter Todesfall. Am 1. April 1012 starb Herzog Hermann III. von Schwaben. Dieser hatte außer Beatrix und Mahthilde noch eine ältere Schwester Gisela, die an Ernst von Babenberg vermählt war. Auf jenen Ernst nun übertrug der König das Herzogtum Schwaben, es ist derselbe, der im Jahre 1004 als Rebell gegen den König auftrat. Doch nach der Empörung war er ein treuer Anhänger des Königs geworden.

Nun war es Zeit, von neuem an den Kampf gegen Polen zu gehen, welchen Heinrich unterdessen stets im Auge behalten hatte. Sollte aber der Krieg einen besseren Erfolg haben als früher, so mußte zuerst in demjenigen Reichsteile Einigkeit herrschen, auf welchem der Polenkrieg hauptsächlich lastete. Deshalb ließ Heinrich die sächsischen Großen, die mit einander in Streit und Fehde lagen, im Anfange des Jahres 1012 auf fünf Jahre strengen Frieden beschwören, damit die inneren Zwistigkeiten dem Kriege nicht Abbruch thun sollten. Außerdem suchte Heinrich einen Mittelpunkt für den Angriffskrieg im Osten einzurichten, der als Sammelort und Waffenplatz dienen und auf welchen sich nötigenfalls das geschlagene Heer zurückziehen konnte. Er ordnete daher den Wiederaufbau der von Heinrich I. zerstörten Slavenburg Liubusa an. Hier scheint aus alter Zeit eine große slavische Niederlassung fortbestanden zu haben, die jetzt neu errichteten Befestigungen wurden in weitem Umfange ausgeführt, sie sind heute noch erkennbar. Freilich gehörte eine sehr starke Besatzung dazu, um den Ort bei einer Belagerung durch den Feind zu decken, kaum konnten die tausend Mann genügen, die Heinrich jetzt hineinlegte.

Vorerst wandte sich der König nach Südwesten, um am 6. Mai 1012 bei der Einweihung des Bamberger Domes zugegen zu sein. Dorthin, scheint es, hatte er auch seine Schwäger bestellt, um die bei dem weihevollen Akte gehobene Stimmung zur Versöhnung zu benutzen. Doch vergebens, er erreichte nichts und mußte sogar zu seinem großen Verdrusse hören, daß Theoderich von Metz den römischen Stuhl mit seinen Klagen gegen den König angegangen war. Heinrich hielt dann die Zeit für reif, sich selbst an die Spitze eines Heeres gegen Polen zu stellen. Doch auch hier traf ihn neues Mißgeschick. Zuerst erhielt er die Nachricht, daß Herzog Jaromir von Böhmen von seinem Bruder Udalrich gestürzt worden war. Jaromir flüchtete zu Boleslav von Polen. Und da der frühere Böhmenherzog dem Könige treu ergeben gewesen, so konnte man wohl annehmen, daß mit seiner Entthronung zugleich ein beabsichtigter Wechsel in den guten Beziehungen Böhmens zum Reiche eintreten werde. Das machte auf die Sachsen, denen ja der Krieg gegen Polen am nächsten lag, keinen vertrauenerweckenden Eindruck, weil diesmal die böhmische Hülfe für den Krieg unzweifelhaft ausblieb. — Von Bedeutung für die sächsischen Verhältnisse war auch der

Tod Taginos von Magdeburg. Tagino war als Erzbischof der eigentliche Vertreter des königlichen Willens für das östliche Sachsen, er war derjenige Mann, der das Interesse des Reiches hier am meisten hoch gehalten. Oft hatte er die Sachsen gegen die Polen geführt, brauchbar und treu hatte er sich dem Könige erwiesen. Der Tod dieses Mannes war ein harter Verlust für Heinrich, er hatte an ihm einen wirklichen Freund gehabt. Am 9. Juni 1012 war Tagino verschieden und schon fünf Tage später wurde ihm ein Nachfolger erkoren. Besonders auf das Betreiben des Merseburger Bischofes Thietmar wählte der König den Magdeburger Dompropst Walthard zum Erzbischofe. Doch Walthard konnte sich seiner neuen Würde nicht lange erfreuen, er starb schon am 12. August desselben Jahres, kaum als sich das deutsche Heer zum Polenkriege gesammelt hatte. Vorher war er noch mit Boleslav persönlich in Sciciani (Zinnitz?) zusammengetroffen, um, wie es scheint, mit dem Polen über den Frieden zu verhandeln. Doch man kam nicht überein, und Walthard mußte sich nun, da der König selbst nach Lothringen zog, an die Spitze des sächsischen Heeres stellen, um den Krieg gegen den östlichen Nachbar zu eröffnen.

Man wollte jetzt wieder bei Belgern über die Elbe rücken, doch schließlich wurde der Angriffskrieg aufgegeben und man beschränkte sich auf die Verteidigung der linkselbischen Festungen. Da erkrankte Walthard und es gelang ihm nicht mehr, die Königin zu erreichen, die in Merseburg zurückgeblieben war. In Giebichenstein mußte der Kranke rasten und hier ereilte ihn der Tod. Nun war man ohne Führer und der schlaue Pole zog sofort aus der Lage der Deutschen seinen Nutzen. Er griff nämlich Liubusa an, da er wußte, daß wegen des plötzlichen Austretens der Elbe ein deutsches Entsatzheer in Kürze nicht heranrücken konnte. Schon am 20. August fiel die Burg und Stadt in die Hände der Polen. Und damit war wieder eine wichtige Stellung für die Deutschen im Osten verloren gegangen. — Der König belagerte unterdessen Metz, es bleibt zweifelhaft, ob er die Stadt damals eingenommen hat. Jedenfalls zog er sofort ostwärts, als er den Tod von Walthard erfuhr, bereits Ende September schritt er in Magdeburg zur neuen Bischofswahl. Gegen den Willen des Domkapitels setzte er seinen Kapellan Gero als Nachfolger Walthards durch. Dann ordnete Heinrich sogleich die Beziehungen des Reiches zu Böhmen und zu den Liutizen. Inzwischen war nämlich der flüchtige Jaromir von Polen aus nach Deutschland gekommen, um den König zu einem Feldzuge gegen Böhmen zu bewegen. Indes Heinrich hatte wohl Grund, dem Jaromir zu mißtrauen, gegen Böhmen konnte er aber jetzt unmöglich ziehen. Jaromir wurde deshalb in den Gewahrsam des Bischofes Adalbold nach Utrecht gebracht. Dann wurde der jetzige Böhmenherzog Udalrich an den Hof beschieden, er leistete den Lehenseid und ward Vasall des Königs, freilich wohl in einer freieren Stellung, als die Böhmenherzoge bisher zum Reiche gestanden. — Dann begab sich der König nach Arneburg, um mit den Liutizen eine Beratung abzuhalten. Denn das frühere gute Verhältnis dieses Slavenstammes zu dem Reiche muß in jener Zeit eine Störung erlitten haben, da wir in dem letzten Kriege gegen Polen die Liutizen nicht an der Seite der Sachsen finden. In Arneburg nun wurden die Irrungen ausgeglichen, die alte Waffenbrüderschaft wiederhergestellt und das frühere Bündnis mit dem heidnischen Slavenstamme erneuert.

Kaum war hier ein leidlicher Zustand eingetreten, so ging König Heinrich wieder nach dem Westen. Eben war hier Herzog Otto von Niederlothringen als der letzte aus dem karolingischen Mannsstamme verstorben; Heinrich erhob zu seinem Nachfolger Gottfried, den Ardennergrafen, den Sohn jenes lothringischen Gottfried, der unter Otto II. und III. im Westen das kaiserliche Ansehen so kräftig unterstützt hatte. Hiermit zeigten sich freilich die Erben des verstorbenen Karolingers nicht zufrieden und es begann daher hier in kurzem derselbe wilde Fehdezustand wie in Oberlothringen. Diesem sollte jetzt durch eine Synode in Koblenz ein Ende gemacht werden. Da weltliche Gewalt den Theoderich von Metz nicht zur Unterwerfung hatte bringen können, so schritt der König zu dem letzten Mittel, das ihm übrig geblieben. Auf seinen Antrag nämlich verboten die in Koblenz versammelten Bischöfe dem Theoderich das Messelesen, bis er in den Gehorsam des Königs zurückgekehrt sei. Dies Mittel half, auf einem neuen Tage, der in Mainz abgehalten wurde, unterwarf sich Theoderich, mit ihm eine Anzahl seiner Genossen. Ganz freilich wurde der Aufruhr am Rheine auch dadurch nicht unterdrückt, aber es kamen doch nun allmählich bessere Zeiten.

Auch auf einer anderen Seite zeigten sich jetzt versöhnliche Bestrebungen, die wenigstens vorläufig zu einem Frieden führten. Boleslav von Polen beabsichtigte einen Feldzug gegen den Großfürsten Wladimir von Rußland zu unternehmen. Hierzu mußte er sich den Rücken gegen das deutsche Reich decken. Deshalb traf im Anfange des Jahres 1013 eine polnische Gesandtschaft bei König Heinrich ein, welche den Frieden vermitteln sollte. Zur Abschließung desselben, falls der König darauf einging, stellten die Gesandten die Ankunft von Boleslavs Sohn Miecyslav in Aussicht. Heinrich war durchaus für das Zustandekommen des Friedens, da er einen zweiten Zug nach Italien plante. Magdeburg wurde als Ort des Zusammentreffens mit dem jungen Polenfürsten bestimmt und im Februar 1013 wurde der Friede hier abgeschlossen. An Boleslavs Stelle leistete sein Sohn dem Könige den Vasalleneid und nahm Polen von ihm zu Lehen. Außerdem aber verlangte Heinrich, daß Boleslav sein neues Verhältnis zum Reiche durch sein persönliches Erscheinen am Hofe und durch Königsdienst auch äußerlich zur Anschauung bringen sollte. Das geschah am Pfingstfeste des Jahres 1013. Der Glanz dieses Festes konnte allerdings den Uneingeweihten blenden, denn außer dem Polenherzoge und seiner Gemahlin erschienen Udalrich von Böhmen und Gesandte der Liutizen; drei große Slavenreiche waren somit am deutschen Hofe vertreten. Und Boleslav mußte dem Könige in Person huldigen, sowie beim Kirchgange demselben das Schwert vortragen. Und am zweiten Tage empfing Heinrich nach dem Brauche der Zeit von Boleslav reiche Geschenke. Aber unmittelbar darauf erfolgte ein Vorgang, der sehr deutlich bewies, daß der Frieden vom Könige nicht hätte erzwungen werden können, sondern daß er Macht gegen Macht geschlossen wurde. Denn alles, was der Polenherzog in den Jahren 1009—1012 vom deutschen Reiche besetzt hatte, wurde ihm jetzt vom Könige ausdrücklich als Lehen des Reiches gegeben, d. h. die Lausitz und das Gebiet der Milziener. Es war das nur die Anerkennung des thatsächlichen Besitzstandes und dieser konnte sich der König nicht entziehen. Ja auf wie gegenseitigen Grundlagen der Frieden errichtet wurde, erkennt man

am besten daraus, daß sich Boleslav zur Stellung von Rittern für den Römerzug Heinrichs verpflichtete, während der König dem Polenherzoge versprach, ihn bei seinem künftigen Feldzuge gegen Rußland zu unterstützen. Doch für den Augenblick war genug gewonnen. Boleslav war durch einen Eid an das Reich gefesselt. Denn die ausgesprochene Abneigung der Sachsen in fortwährenden Kriegen gegen die Polen große Opfer an ihrem Gute zu bringen, war stets ein großes Hindernis gewesen, und der König hatte in Sachsen selbst die aufrührerischen Gelüste einiger Großen zu befürchten. So wußte er darum, daß der entsetzte Markgraf Werner immer noch in geheimen Beziehungen zu Boleslav stand, und Ekkehard, der Bruder des Markgrafen Hermann, machte gemeinsame Sache mit ihm. Gegen beide stellte zwar Heinrich ein Rechtsverfahren an, aber sie hatten doch in Sachsen genug Anhalt und Fürsprecher, um nicht an Gut und Habe fast ganz unverkürzt aus dem Gerichte hervorzugehen. Im Jahre 1014 endete dann Werner sein vielbewegtes Leben, er starb an den Folgen einer Wunde, die er sich bei der Entführung einer Dame, der Reinhilde von Beichlingen, zugezogen hatte. Auch sonst war der Fehdezustand trotz des beschworenen fünfjährigen Friedens in Sachsen, nicht gewichen, und deshalb ist der Friede mit Polen, der zunächst einige Aussicht auf Dauer hatte, für den König nicht zu unterschätzen gewesen.

Zweiter Abschnitt.

Das kaiserliche Regiment Heinrichs.

---

1. Die Kaiserkrönung Heinrichs II.

Der erste Zug Heinrichs nach Italien hatte gezeigt, daß Italien mit Deutschland immer noch ziemlich fest verbunden war, das bewiesen die überraschend schnellen Erfolge des Königs. Ueberall war Heinrich seiner Gegner Herr geworden, selbst der mächtige Arduin von Ivrea war bezwungen. Aber der Aufstand in Pavia lehrte, daß doch eine tiefe Kluft zwischen Deutschen und Italienern bestand, daß das Volk und die weltlichen Großen Italiens sich keineswegs mit der deutschen Herrschaft zufrieden erklärten. Die Kirche dagegen hatte in Italien wie in Deutschland unter dieser Herrschaft entschieden zu gewinnen, das strenge Rechtsverfahren der deutschen Könige sicherte die hohen Vertreter der Kirche allein gegen die Raublust des weltlichen Adels. — Es war natürlich vorauszusehen, daß Arduin wieder eine einflußreiche Stellung erstreben würde, sobald König Heinrich Italien verlassen. Indes zu der früheren Macht konnte er nicht mehr gelangen, denn im großen und ganzen hielt die Kirche und auch der weltliche Adel zur Partei Heinrichs, wenn auch durch dessen lange Abwesenheit die königliche Gewalt in Italien thatsächlich keine große Macht ausübte. Aber Arduins gewaltthätiges Auftreten forderte von neuem Strafe.

Von der Mark Ivrea aus, die ihm treu geblieben war, unternahm Arduin mehrfache Einfälle in die Lombardei, und es glückte ihm zuweilen, seine Macht hier zu erweitern; so hat er zeitweise in Novara und sogar in Pavia geherrscht. Und wenn er es auch zu keiner dauernden Herrschaft gebracht, so waren doch die fortwährenden Raub- und Plünderungszüge, die der kühne Abenteurer und seine Parteigänger besonders gegen die Bistümer ausführten, eine wahre Landplage und Schrecken für das nördliche Italien. — Nicht viel anders lagen die Verhältnisse in Tuscien und in der Romagna, überall war Unsicherheit zwischen den einzelnen Gewalten und hier blieb es durchaus unklar, ob der König herrschte oder nicht. In Tuscien begannen sich damals die Städte neben den Grafen

und Bischöfen emporzuheben. Hier kommen Pisa und Lucca in Betracht, während im Westen und Osten Genua und Venedig schon in hoher Blüte standen. — In Rom herrschte wieder nicht der Papst, sondern der Sohn des im Jahre 998 enthaupteten Crescentius mit Namen Johannes. Drei der Päpste, welche nach Silvesters II. Tode kurz aufeinander folgten, Johann XVII., Johann XVIII. und Sergius IV., setzte er nach seinem Willen ein. Zu König Heinrich unterhielt Johann gute Beziehungen, er schickte Gesandtschaften und Geschenke an ihn ab, aber es lag in der Natur seiner Stellung, daß er den deutschen Einfluß in Mittelitalien nicht aufkommen lassen durfte und einen Römerzug des Königs auf jede Weise verhindern mußte. Wahrscheinlich hat er zu diesem Zwecke, d. h. um seine Macht zu stützen, den Papst Johann XVIII. gezwungen, mit der griechischen Kirche in ein besseres Verhältnis zu treten und außerdem den Boleslav von Polen eng an den römischen Stuhl gekettet. Dazu versorgte er seine Neffen mit einflußreichen Stellungen in Mittelitalien. Im Jahre 1012 starben nun Johann Crescentius und Papst Sergius IV. kurz nach einander. Dadurch wurde die Macht des crescentischen Hauses gebrochen, denn es kam jetzt in Rom zu einem Aufstande; den Grafen von Tusculum gelang es, daß einer der ihrigen namens Theophylactus zum Papste gewählt wurde. Die crescentische Gegenpartei stellte einen gewissen Gregor als Kandidaten auf. Der ausbrechende Kampf aber wurde zu Gunsten Theophylacts entschieden und dieser bestieg nach seiner Weihe als Benedikt VIII. den päpstlichen Stuhl im Jahre 1012.

Benedikt trat von Anfang an als ein kühner und thatkräftiger Mann auf, er war gewillt, die Herrschaft Roms über ganz Mittelitalien wiederherzustellen. Vor allem wandte er sich gegen die Crescentier, und diese wurden in kurzer Zeit mit weltlichen und geistlichen Waffen unterworfen. Benedikt vereinigte nun eine Macht in seinen Händen, wie keiner seiner letzten Vorgänger. Auch er beförderte die Mitglieder seiner Familie in die höchsten Stellen. Waren die vorigen Päpste ein bloßer Spielball in der Hand des Crescentius gewesen, so trat jetzt das gerade Gegenteil ein, Benedikt fühlte sich voll und ganz als Nachfolger Petri. Da er aber durch einen Aufstand gegen die bisherigen Verhältnisse zu seiner Würde gelangt war, so mußte er auch in einem wichtigen Punkte mit der früheren Politik Roms brechen, nämlich in Beziehung auf den deutschen König. Es war entschieden klüger, wenn er sich mit Heinrich gut stellte. König Heinrich hatte längst seine Augen auf Rom und die Kaiserkrone gerichtet, er ist auch von Johann XVIII. und Sergius IV. zum Römerzuge aufgefordert worden. Doch wir haben in dem Verlaufe der Darstellung seiner Regierung während der Jahre 1005—1012 gesehen, daß er kaum Gelegenheit dazu gehabt, dem Rufe nach Rom zu folgen. Namentlich seit das lützelburgische Haus den König und seine Anhänger in Lothringen unausgesetzt befehdete, war das unmöglich geworden. Dazu kamen die Polenkriege, welche gleichfalls die fortwährende Aufmerksamkeit des Königs erforderten; stets wurde er durch seine Feinde im Osten und Westen in Schach gehalten, keine Ruhepause war ihm vergönnt. Außerdem waren Leute wie Arduin und Johannes Crescentius keine zu unterschätzenden Gegner; wenn sich beide verbanden, so konnten sie wohl dem deutschen Könige gefährlich werden, das hatten die letzten Zeiten Ottos III. bewiesen. Jetzt endlich, nachdem sich die

Schwäger notdürftig mit dem Könige vertragen, schien es möglich, wieder in die italienischen Dinge einzugreifen. Crescentius war tot und vor allem hatte König Heinrich jetzt einen Rechtsgrund zu einer Einmischung in Italien, das war die doppelte Papstwahl. An Heinrich lag es, das Schisma zu beseitigen. Und dazu bot ihm Gregor, der von seinem Gegner Benedikt völlig aus dem Felde geschlagen war, die Hand. Gregor hatte aus Rom entfliehen müssen und war an den Hof des deutschen Königs gegangen. Zu Weihnachten 1012 traf er Heinrich in Pöhlde. Doch der König war weit davon entfernt, für den flüchtigen Papst Partei zu ergreifen, er nahm ihm im Gegenteil die Abzeichen seiner Würde und befahl ihm, bis zu dem Ausgleiche, den er nach kanonischem Rechte in Rom selbst herbeiführen werde, sich aller Amtshandlungen zu enthalten. Nun kam dem Könige der von Polen angetragene Frieden doppelt angenehm, so daß er sofort darauf einging. Hieraus erklärt sich vielleicht auch seine große Nachgiebigkeit dem Boleslav gegenüber; er wollte Frieden um jeden Preis, denn in der Ferne winkte ihm das Ziel seiner Wünsche, die Kaiserkrone, nach der er schon lange getrachtet hatte.

Noch sind einige wichtige Reichsgeschäfte zu erwähnen, welche der König in dem Jahre 1013 vornahm. Am 4. Januar war Erzbischof Libentius von Hamburg-Bremen gestorben, nachdem er noch den Wunsch geäußert, einen Kleriker namens Otto zu seinem Nachfolger zu wählen. Doch dem Otto erging es so wie 1012 dem Magdeburger Kandidaten. Heinrich nahm ihn nicht an, sondern bestimmte zum Nachfolger des Libentius seinen Kapellan Unwan, einen Verwandten Meinwerks von Paderborn[1]). Dann beschäftigten den König Schenkungen an das Bistum Hildesheim. Hier waren nämlich die Kostbarkeiten der Domkirche nebst den Büchern und Schriftwerken verbrannt, ein unersetzlicher Verlust für das Hochstift. Bischof Bernward kam deshalb selbst zum Könige, um dessen Milde und Gnade anzuflehen, und Heinrich erstattete den Schaden nach Kräften. Kurz darauf, beinahe wie ein Gegenstück zu den eben gemachten Schenkungen, erließ der König die Urkunde, durch welche das Kloster Fulda eines großen Teiles seiner Güter beraubt wurde, ein Vorgang, dessen wir schon früher gedachten. — Dann betrieb Heinrich im Westen des Reiches die Vorbereitungen zum Römerzuge, der für den Herbst des Jahres 1013 angesetzt war. Von Sachsen brach der König nach Süddeutschland auf und von seiner Gemahlin begleitet stellte er sich an die Spitze des Heeres, dem Boleslav trotz seines Versprechens keinen Zuzug leistete. Wohl aber folgten, wie erzählt wird, polnische Spione dem deutschen Heere überall hin, sie versuchten die Italiener gegen die Deutschen aufzuhetzen und letzteren zu schaden, wo sie nur konnten.

[1]) Hier sei noch erwähnt, daß inzwischen Willigis von Mainz, einer der tüchtigsten und thatkräftigsten deutschen Kirchenfürsten überhaupt, gestorben war. Er verschied am 11. Februar 1011. Das deutsche Königtum ist diesem Manne zum größten Danke verpflichtet, denn keiner hat wie er das Interesse des ottonischen Stammes prinzipiell vertreten. Ueberall hat er das deutsche Königtum in den Zeiten der Gefahr hochgehalten und ihm seinen mächtigen Schutz und Unterstützung angedeihen lassen, kaum hätte sich Otto III. ohne ihn erhalten können. — Heinrich wählte zu seinem Nachfolger den Abt Erkanbald von Fulda, einen ihm durchaus ergebenen Mann, der mit Bernward von Hildesheim verwandt war.

Im Spätherbst überschritt das deutsche Heer die Alpen, schon vor Weihnachten langte man in Pavia an. Arduin machte in seiner Angst dem Könige das Anerbieten, daß er gegen Ueberlassung einer Grafschaft (wohl Ivrea) auf die Krone Italiens verzichten und seine Söhne als Geiseln für seine Treue stellen wolle. Darauf ging Heinrich aber nicht ein. Als der König Weihnachten in Pavia feierte, umgab ihn eine große Anzahl weltlicher und geistlicher Fürsten Italiens. Dann ging Heinrich nach Ravenna, wo er kurz zuvor seinen Halbbruder Arnold als Erzbischof eingesetzt, nachdem er einen Eindringling namens Adalbert seiner Würde beraubt. Arnold war aber in Ravenna übel empfangen worden, er verließ die Stadt und kam jetzt in Begleitung des Königs zurück. Die Synode, die sich nun in Ravenna versammelte, sollte vor allem die Rechtmäßigkeit Arnolds anerkennen. Daß Papst Benedikt auf jener Synode zugegen war, ist unwahrscheinlich, dagegen waren zwischen Benedikt und Heinrich schon vorher Verhandlungen angeknüpft worden. Der Träger derselben war der Bischof Walther von Speier, der bereits im Frühjahre 1013 nach Rom gesandt wurde. Walther überbrachte als Zugeständnis des Königs die Anerkennung Benedikts als des rechtmäßigen Papstes; hierfür forderte er die Kaiserkrönung. Benedikt ging darauf ein, doch wurden noch die Bedingungen beiderseits eidlich erhärtet. — Indes es waren auf der Synode von Ravenna andere hervorragende Geistliche erschienen, wie z. B. Hugo, Abt von Farfa, der sich schon seit längerer Zeit dem deutschen Könige angeschlossen; hauptsächlich er hatte in Gemeinschaft mit dem h. Romuald die Reform der italienischen Klöster ins Werk gesetzt. Außerdem war kein Geringerer in Ravenna erschienen als der Abt Odilo von Cluny, der vom Könige gleichfalls Besserung der kirchlichen Zustände erhoffte. Und es kam hier in Ravenna wohl ganz besonders unter dem Einflusse Hugos von Farfa, dessen Besitz durch den umwohnenden Adel außerordentlich geschmälert worden war, zu einem sehr wichtigen Beschlusse. Der König befahl nämlich sämtlichen Bischöfen und Aebten Italiens ein Verzeichnis derjenigen Güter anzufertigen, welche ihr Bistum oder ihre Abtei früher besessen, aber im Laufe der unruhigen Zeiten verloren habe. War aber der König in seinem Kirchenschutze so weit gegangen, so mußte er sich dann auch zu der letzten Folgerung dieses Beschlusses bequemen, nämlich dazu, daß er dem Adel das geraubte Kirchengut wieder abnahm und an die Kirche zurückgab. Und soviel Heinrich irgend vermochte, hat er später die Ansprüche der italischen Kirche befriedigt.

Nachdem die Synode in Ravenna geschlossen, zog der König nach Rom, wo er vom Papste, den Großen und dem Volke in glänzendem Festzuge nach alter Sitte eingeholt und empfangen wurde. Benedikt hatte ein ganz besonderes Geschenk für ihn in Bereitschaft, nämlich einen goldenen Reichsapfel mit einem Kreuze. Bei der Begrüßung überreichte der Papst dem Könige dies Geschenk, es sollte ein Symbol sein für die Weltherrschaft auf Erdenrund, die Heinrich demnächst durch die Kaiserkrönung zu erlangen hatte. Hierbei zeigte sich aber, wie wenig der König gewillt war, der Kirche eine Oberherrschaft einzuräumen. Wie einst Heinrich I. die kirchliche Salbung und Krönung abwies, so lehnte jetzt Heinrich von vornherein jede Folgerung ab, die aus dieser Ueberreichung hätte entstehen können; er erkannte, daß es gefährlich sei, ein solches Symbol aus

der Hand des Papstes entgegenzunehmen. Unter glatten und gewandten Dankesworten befahl er nämlich, jenes Geschenk dem Kloster Cluny zu überbringen, da er dieser Gabe unwürdig sei. — Die Krönung selbst geschah am 14. Februar 1014. An jenem Tage bewegte sich ein feierlicher Zug der Peterskirche zu: Heinrich und seine Gemahlin, neben beiden zwölf römische Große, begehrten Einlaß. Der Papst empfing sie vor der Kirche und richtete an Heinrich die Frage, ob er zeit seines Lebens der Kirche ein Schirmherr und Beschützer und ihm und seinen Nachfolgern in Treuen ergeben sein wolle. Heinrich beantwortete diese Frage bejahend, d. h. er übernahm dadurch die Rechte und Pflichten eines römischen Patricius. Dann betrat er mit seiner Gemahlin die Peterskirche und beide empfingen durch den Papst die Salbung und Krönung. So war Heinrich am Ziele seiner Wünsche, erst nach zwölf Jahren war es ihm geglückt, die höchste Würde in der christlichen Welt zu erhalten, deren auch seine drei nächsten Vorgänger teilhaftig geworden.

Nun ging es sofort an eine Ordnung der kirchlichen Verhältnisse. Auf einer großen römischen Synode wurde Arnold von Ravenna durch den Papst von neuem ordiniert und geweiht, während Adalbert durch einflußreiche Verwendung ein anderes Bistum erhielt. Ferner wurde hier die ältere Bestimmung, daß niemand vor dem fünfundzwanzigsten Jahre zum Diakon und vor dem dreißigsten zum Bischofe geweiht werden dürfe, wiederholt und von neuem verkündet. Dann beschäftigte den Kaiser die Regelung der Besitzverhältnisse der Kirche. Hugo von Farfa erschien jetzt mit einem Verzeichnisse der dem Kloster geraubten Güter und Heinrich erstattete ihm alles zurück und beschenkte obendrein das Kloster noch reichlich. Doch einen Teil der geraubten Güter von Farfa hatte die Familie der Crescentier an sich gerissen; ein Schöffengericht untersuchte nun die Rechte der Crescentier an jenen Gütern und entschied schließlich zu Gunsten des Klosters. Als sich der eine anwesende Crescentier dem Urteilsspruche nicht fügen wollte, kam es zu einem Aufstande gegen die Deutschen, der erst am folgenden Tage nach vielem Blutvergießen beigelegt wurde. Dann verließ Heinrich die ewige Stadt und wandte sich gen Norden nach Tuscien, wo er einen neuen Markherzog zur Wahrung des Friedens einsetzte und sich der beraubten Abteien auf das kräftigste annahm. Ueber Pavia und Verona ging es im Mai den Alpen zu, am 13. Juni feierte der Kaiser das Pfingstfest schon in Bamberg. Man war in Deutschland froh, daß der mit der Kaiserkrone geschmückte König wieder in der Heimat weilte, denn wie viel Aufwand verursachte ein solcher Römerzug und wie viel Gefahren brachte er mit sich! Thietmar von Merseburg klagt damals, daß das Klima Italiens und der Charakter seiner Bewohner für die Deutschen nicht passe, denn in römischen Landen sei Trug und Hinterlist, und wenig Gastlichkeit fänden diejenigen, welche dorthin kämen; alles, was sie dort verlangten, sei nur um Geld zu haben und auch hierbei spiele der Betrug eine Rolle; gar viele würden hier durch Gift aus der Welt gebracht.

Das sind wenig erbauliche Nachrichten aus dem Lande, in welchem unsere deutschen Könige die Verwirklichung ihrer Ideale suchten! Es scheint auch, daß die Erfolge bei Heinrichs II. Römerzuge nicht den Opfern entsprochen haben,

welche die Romfahrt den deutschen Stämmen auferlegte. Allerdings wird berichtet, daß Heinrich aus Rom mit großem Reichtume beladen abgezogen ist. Aber eine Befriedung des Königreiches Italien war weder ihm wie seinem Vorgänger gelungen, nicht einmal zur völligen Anerkennung seines Königtumes hatte er es hier gebracht. Arduin hatte sich zwar vor dem Könige zurückgezogen, aber er lauerte von seinen Felsennestern aus nur auf die günstige Gelegenheit, den Frieden sofort wieder zu brechen, nachdem Kaiser Heinrich Italien verlassen. So trat hier keine Aenderung ein, im Gegenteil, Arduin mußte bei seinen Bestrebungen jetzt mehr Anhänger als früher finden, da sich der König einem Teile des italienischen Adels tödlich verhaßt gemacht hatte, indem er sich der beraubten Aebte angenommen. Auf diesen Druck, den Heinrich in den kirchlichen Dingen ausgeübt, mußte eine Reaktion erfolgen. Und sie kam auch sofort, der unzufriedene Adel, meist gräfliche Geschlechter, schloß sich an Arduin an, der alsbald wieder losgebrochen war, und gerade durch diese Verbindung wurde der Aufstand zu einer furchtbaren Geißel für das unglückliche Land. Arduins Angriff richtete sich gegen die Bischöfe, Vercelli, Novara und Como wurden von ihm eingenommen und geplündert, die Bischöfe wurden verjagt und der Anbau dieser blühenden Landstriche wurde durch unmenschliche Verwüstung auf lange Zeit hinaus vernichtet. Die Mordgesellen Arduins und seiner Anhänger wüteten in so barbarischer Weise, daß schließlich einige der Angegriffenen zu Arduin übertraten, um ihr Gebiet und Eigentum zu retten. Doch die Wildheit dieses Gewittersturmes verkündete auch sein baldiges Ende. Mit der Gefangennahme einer Anzahl italienischer Großen — vier Markgrafen — war der gefährliche Aufstand gebrochen. Vercelli fiel wieder in die Hand seines Bischofes Leo, und was vom italienischen Adel kaiserlich gesinnt war, erhob die Waffen wider die abscheulichen Mordbrenner. Arduin selbst wurde belagert und unter den Mühseligkeiten der letzten Zeit brach sein Trotz zusammen, er ging in das Kloster Fruttuaria. Hier legte er die Abzeichen seiner weltlichen Gewalt auf dem Altare nieder und schon am 14. Dezember 1015 ereilte den lebensmüden und tiefgebeugten Mann ein schneller Tod. Er ist der letzte Vertreter des hohen italienischen Adels, der die einheimische Königswürde im Gegensatze zu den deutschen Königen erstrebt hat. Denn der deutsche Einfluß in Italien wurde nun durch die Kirche zu mächtig, als daß diese kühnen Abenteurer bei der Durchführung ihrer Pläne noch länger hätten Erfolg haben können.

Heinrich hielt von Deutschland aus über die Empörer strenges Gericht nach langobardischem Gesetze; die gefangenen Markgrafen, von denen zwei aus ihrer Haft entkommen waren, wurden zu Fulda und Giebichenstein gefangen gehalten. Die zu Schaden gekommenen Bischöfe aber bedachte der Kaiser auf das reichlichste und schuf sich auf diese Weise in Oberitalien eine Anzahl treuer und ergebener Anhänger. So endete der gefährliche Aufstand mit einem Siege Heinrichs, das Gegenteil von dem, was die Empörung bezweckte, war eingetreten. Die kaiserliche Herrschaft in Italien war gefestet und zwar auf besseren Grundlagen als unter Otto III. Mit Rom war ein gutes Verhältnis hergestellt und auch in Norditalien begannen jetzt bessere und ruhigere Zeiten, die für das erschöpfte Land in hohem Grade notwendig waren. Besonders trug hierzu wohl

bei, daß die ständigen kaiserlichen Beamten in Italien, die Missi, die seit Otto I. eingesetzt wurden, jetzt wieder mehr hervortreten und Einfluß gewinnen. Freilich gab es in dem romanischen Lande immerhin noch genug Zündstoff, genug Unzufriedenheit, die der deutschen Herrschaft entgegen war, denn in Wirklichkeit ließ sich aus Deutschland und Italien wegen der Verschiedenheit ihrer Bewohner doch kein einheitliches Reich herstellen, was unsere Könige so sehnlich erstrebten. Bald genug werden wir von neuen Unruhen zu berichten haben, die in Italien gegen die deutsche Herrschaft ausbrachen.

2. Der Ausgang der Polenkriege.

Ein aufrichtiger Frieden war der Merseburger vom Jahre 1013 nicht gewesen, wenigstens nicht von seiten Boleslavs. Das konnte sich König Heinrich sofort sagen, als der Pole die eine Friedensbedingung, nämlich Heeresfolge beim Römerzuge, nicht erfüllte, während ja anderseits deutsche Ritter mit Boleslav in den Krieg gegen die Russen gezogen waren. Auch wissen wir schon, daß das deutsche Heer in Italien von polnischen Spionen begleitet wurde, welche die Italiener gegen die Fremden aufhetzen sollten. Der Krieg Polens gegen Rußland hatte nun folgenden Grund. Eine Tochter Boleslavs war mit Swatopluk, dem Adoptivsohne des russischen Großfürsten Wladimir, vermählt. Durch diese Ehe kam die alte Nebenbuhlerschaft Polens und Rußlands zum Ausbruche; vielleicht hat Boleslav seinem Schwiegersohne zum Aufruhre gegen Wladimir geraten, oder fiel etwas anderes vor: Swatopluk wurde mit seiner Gemahlin von Wladimir gefangen gesetzt. Diesen Schimpf zu rächen, zog nun Boleslav im Jahre 1013 gegen die Russen, doch zu großen Erfolgen brachte er es nicht und bald darauf wurde auch das Verhältnis beider Reiche wieder ein besseres. Doch unaufhörlich sann Boleslav Verderben für das deutsche Reich, da er an einer Einigung sämtlicher Westslaven unter seiner Herrschaft immer noch festhielt. Jedenfalls gab er den Besitz des reichen Böhmens noch nicht verloren, und um dazu zu gelangen, ließ er nichts unversucht. So schickte er im Jahre 1014 seinen Sohn Miecyslav zu Udalrich von Böhmen, um ihn zu einem engen Bündnisse gegen die Deutschen zu gewinnen. Möglich ist, daß Boleslav den Udalrich dadurch verderben wollte, denn kam diese Aufforderung zu Ohren des Kaisers, so wurde Udalrich natürlich auch in hohem Grade verdächtigt und konnte sein Herzogtum einbüßen. Auf jeden Fall hatte Boleslav beim Gelingen oder Mißlingen dieses Planes zu gewinnen, während Udalrich in gleicher Weise verlieren mußte. Letzterer zögerte daher auch keinen Augenblick und ließ den Miecyslav gefangen setzen und seine Begleitung zum großen Teile töten. Dadurch wurde das Band zwischen Polen und Böhmen für immer zerschnitten.

Als nun der Kaiser von seinem Römerzuge zurückkehrte und das Geschehene vernahm, befahl er dem Udalrich die sofortige Auslieferung des Polen an den Hof. Dieselbe erfolgte auch, wiewohl sich der Böhme nur ungern dazu entschloß, einen so wichtigen Gefangenen aus den Händen zu geben. Darauf wandte sich Boleslav mit der Bitte an den Kaiser, seinen Sohn freizugeben. Doch Heinrich verwies ihn auf einen Tag, der im November in Merseburg gehalten und wo

über Miecyslavs Schicksal von den Fürsten des Reiches entschieden werden sollte. In Merseburg wurde nun der Pole seiner Haft entlassen — wie Thietmar meint, da eine Anzahl der über ihn richtenden Fürsten durch Boleslav mit Geld bestochen worden sei — und unter Bedeckung dem Vater zurückgeschickt. Dann aber erging von Pöhlde aus zu Weihnachten 1014 eine Vorladung an Boleslav, er solle sich ungesäumt dem Kaiser stellen, um sich zu rechtfertigen. Der Pole schickte darauf einen Gesandten an den Kaiser namens Stoignew. Dieser traf Heinrich im Westen des Reiches, er war gerade damit beschäftigt, die endgültige Unterwerfung seiner lützelburgischen Schwäger entgegenzunehmen. Stoignew war Zeuge dieses für den Kaiser so wichtigen Vorganges, der polnische Gesandte sah hier mit an, wie die früheren Empörer sich mit der größten Unterwürfigkeit demütigten. Stoignew beteuerte nun durchaus die Unschuld seines Herrn, aber die Untreue Boleslavs war doch durch Udalrichs Aussagen klar erwiesen worden. Nachdem daher der Kaiser den Polenherzog in aller Form noch zu zweien Malen aufgefordert, bei ihm zu erscheinen und Boleslav sich geweigert hatte, der Ladung des Kaisers Folge zu leisten, da war der Krieg unvermeidlich. Wahrscheinlich forderte Heinrich zuletzt noch die Herausgabe der Landesteile, die der Pole allmählich dem Reiche entrissen und beim Frieden von Merseburg zu Lehen erhalten. Darauf ließ ihm Boleslav trotzig erwidern, er wolle nicht nur seinen Besitz behalten, sondern auch noch mehr dazu erobern. Das war die Kriegserklärung, die etwa in den Mai 1015 fällt.

Heinrich ging nun zunächst nach Magdeburg, um den h. Moriz für einen glücklichen Ausgang des Krieges anzuflehen. Dann sammelte sich das Hauptheer, welches vom Kaiser selbst geführt wurde, in der Nähe von Torgau. Denn mit drei Heerhaufen zugleich sollten die Polen diesmal angegriffen werden. Im Norden zog Herzog Bernhard von Sachsen heran, um in das Gebiet an der unteren Oder einzufallen. Im Süden sollten die Böhmen und die Baiern unter Udalrich und Markgraf Heinrich von der Ostmark dem Kaiser die Hand reichen. In dem Nordheere unter dem Sachsenherzoge hatten auch die Liutizen als die alten Feinde der Polen nun wieder Zuzug geleistet. Im Juli brach das Heer des Kaisers auf und gelangte ohne größeren Widerstand bis an die Oder bei Krossen, wo der junge Miecyslav am anderen Ufer mit einer Abteilung Polen stand. Zuerst versuchte Heinrich den Miecyslav durch Versprechungen und Drohungen vom Vater abwendig zu machen und auf seine Seite zu ziehen. Aber das gelang nicht und so mußte der Uebergang des Flusses mit Gewalt erzwungen werden. Das Glück war den deutschen Waffen günstig, die Polen wurden geworfen und eine Menge Feinde getötet. Das geschah am 3. August 1015. Der Kaiser konnte sich nun auf dem rechten Oderufer festsetzen. Doch zu einem durchschlagenden Erfolge konnte es nur dann in diesem Kriege kommen, wenn die beiden Heere, die im Norden und Süden heranziehen sollten, ihre Vereinigung mit dem Hauptheere bewerkstelligten. Das war aber unmöglich. Denn die Polen waren in Mähren eingefallen und somit wurde Markgraf Heinrich zum Schutze des eigenen Landes abgerufen. Das böhmische Heer aber wurde vor Bautzen aufgehalten, indem es sich zur Belagerung der Stadt anschickte. Bautzen wurde auch eingenommen und zerstört, aber dieser Vorteil wog die dadurch un-

möglich gewordene Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere bei weitem nicht auf. — Und auch Herzog Bernhard konnte den anfänglichen Kriegsplan nicht einhalten. Er war bis zur Oder vorgedrungen, doch Boleslav stand mit einem Heere am anderen Ufer und wehrte den Uebergang. Schließlich gelang es zwar den Deutschen, über den Fluß zu setzen, aber sie mußten sich vor der polnischen Uebermacht wieder ans linke Ufer zurückziehen. Hiervon erhielt der Kaiser durch Boten Nachricht und er sah sich daher genötigt, gleichfalls an den Rückzug zu denken. Die Oder wurde überschritten, ohne daß Boleslav die Deutschen daran hätte verhindern können. Doch als das Heer die sumpfigen Boberniederungen erreichte, legte sich Boleslav in einen Hinterhalt. Es war am 1. September, als der Kaiser schon mit dem größten Teile des Heeres glücklich über die Sümpfe hinweggelangt war, die Nachhut mit dem Gepäcke befand sich noch mitten in jener gefährlichen Gegend. Hier wurde sie unter der Führung des Erzbischofes von Magdeburg und des Markgrafen Gero von den Polen angegriffen und erlitt eine große Niederlage; über zweihundert Männer ritterlichen Standes blieben auf dem Wahlplatze, darunter Gero selbst. Als Heinrich hiervon erfuhr, wollte er zuerst selbst umkehren, um die Schmach zu rächen, doch besonnene Ueberlegung hielt ihn davon zurück, er schickte den Bischof Eid von Meißen, um die Bestattung der Gebliebenen von Boleslav zu erbitten. Boleslav ließ sich auch dazu bewegen und so fanden jene deutschen Ritter ihr Grab in slavischer Erde; nur die Vornehmsten unter den Gefallenen brachte Eid mit in die Heimat. Der Kaiser zog dann wieder nach Westen, bei Strehla ging er über die Elbe. Er befahl aber noch dem Markgrafen Hermann von Meißen, derselbe solle unverzüglich zum Schutze seiner Hauptfeste Meißen eilen, denn die Polen würden jedenfalls baldigst zum Angriffe auf diese Stadt übergehen. Und der Kaiser hatte richtig gerechnet. Schon am 13. September erschien Miecyslav mit einem Heere an der Elbe, ging über den Strom und begann sofort Meißen zu belagern. Die Unterstadt war schlecht beschützt und wurde daher gleich eine Beute der Polen und den Flammen übergeben. Auch in der Burg brach Feuer aus, doch die Belagerer hielten tapfer stand. Schließlich aber hätte die Stadt dem großen polnischen Heere doch unterliegen müssen, wenn nicht die Elbe plötzlich weit über ihre Ufer getreten wäre. Daher wurde Miecyslav um seine Rückkehr besorgt, schon in der nächsten Nacht gab er die Belagerung auf und ging über die Elbe zurück. So wurde die wichtigste Feste des sächsischen Markengebietes durch einen Zufall gerettet. Als die vom Kaiser gesandte Verstärkung eintraf, fiel ihr die Aufgabe zu, die Stadt in aller Eile wieder aufzubauen. In zwei Wochen schon war der Neubau beendet, der aus diesem Grunde kaum für lange Dauer genügen konnte. So ist es auch sehr bezeichnend, daß als Bischof Eid von Meißen im Dezember 1015 zu Leipzig starb, er ausdrücklich vorher verboten hatte, seine Gebeine, wie es ja sonst üblich, im eigenen Hochstifte beizusetzen, da er dort keineswegs Ruhe im Grabe zu haben meinte. Dennoch wurde Eid auf Veranlassung des Markgrafen Hermann in der Kathedrale seines Hochstiftes beigesetzt. Das Bistum kam an Eilward, Kapellan des Markgrafen Thietmar.

Wichtiger als dieser wurde ein anderer Todesfall für das Reich. Nämlich Herzog Ernst von Schwaben erhielt auf der Jagd am 31. Mai 1015 eine töd-

liche Wunde durch einen Pfeilschuß, welcher er alsbald erlag. Der Kaiser übertrug nun das Herzogtum Schwaben an den unmündigen Sohn des Verstorbenen, Ernst, die Vormundschaft aber erhielt Ernsts Mutter Gisela. Letztere ging im Jahre 1016 eine dritte Ehe ein und zwar mit Konrad von Rheinfranken, dem Enkel des Herzogs Otto von Kärnten, eines Enkels Ottos des Großen. So verband sie sich dem ottonischen Hause. Auf ihren Gemahl Konrad aber sollte dereinst das Reich übergehen und Gisela war noch dazu bestimmt, die kaiserliche Krone zu tragen. Am 28. Oktober 1017 entsprang aus dieser Ehe ein Sohn, der nachmalige gewaltige Kaiser Heinrich III. Heinrich II. stand mit diesem rheinfränkischen Hause nicht eben in gutem Einvernehmen und auch die Kirche konnte jener Ehe nicht gleichgültig gegenüberstehen; denn Konrad und Gisela waren miteinander in einem Grade verwandt, den die Kirche zur Ehe als unzulässig ansah. So barg die neue Ehe den Keim künftiger Verwickelungen, die um so größer werden mußten, als diejenigen, welche die Ehe eingegangen waren, dereinst zur höchsten weltlichen Würde berufen waren. — Auch Erzbischof Megingaud von Trier starb noch ganz am Schlusse des Jahres in seinem Exile zu Koblenz und es gelang dem Kaiser, hier einen Mann auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben, der ganz in Heinrichs Regiment paßte. Es war der Babenberger Poppo, Dompropst von Bamberg. Und die Partei der Lützelburger beugte sich doch jetzt so weit vor dem Kaiser, daß der Eindringling Adalbero die Pfalz in Trier und andere von ihm besetzt gehaltene Orte an Poppo herausgab. Freilich verstand sich der Kaiser auch dazu, dem abgesetzten Heinrich das Herzogtum Baiern für die Zukunft wieder zuzusichern. Adalbero aber ging ins Kloster und hat hier noch zwanzig Jahre zugebracht, ohne daß er je wieder in den Vordergrund der politischen Bühne zu treten gewagt hätte. Heinrich wurde allerdings erst im Jahre 1017 in Baiern wieder als Herzog eingesetzt.

In der Folgezeit gewinnen dann die Beziehungen Burgunds zum Reiche Bedeutung für unsere deutsche Geschichte; es scheint jedoch angebracht, erst die Polenkriege im Zusammenhange zu Ende zu führen, um die Verhältnisse des Ostens klarzulegen. Als Heinrich im Anfange des Januar 1017 einen Reichstag zu Allstedt hielt, kamen hierher polnische Gesandte mit Friedensversicherungen. Thietmar erzählt, daß Boleslav bei der Kunde von Heinrichs Feldzügen in Burgund sich sehr gefreut habe, daß er vom Kaiser nicht angegriffen wurde. Denn viele einsichtige Männer hätten damals ausgesagt, daß wenn Heinrich jetzt die Waffen gegen Boleslav kehre, der Pole einen schimpflichen Frieden eingehen müßte. Jedenfalls hängt die Friedensgesandtschaft hiermit zusammen. Vielleicht lag aber der wirkliche Grund zu Boleslavs friedlichen Gesinnungen darin, daß der Pole eine Annäherung des neuen russischen Herrschers Jaroslav an das deutsche Reich fürchtete. Eine solche mußte er zweifelsohne zu hintertreiben suchen, sonst konnte von beiden Seiten ein Angriff auf Polen erfolgen. Dem Kaiser kam es gelegen, daß Boleslav gerade jetzt zum Frieden geneigt war, denn soeben befand sich eine ganze Anzahl namentlich sächsischer Fürsten bei ihm in Allstedt und mit diesen sollte nun Boleslav unterhandeln. Zuerst wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, dann schickte Heinrich die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, den Bischof von Halberstadt und einige Grafen an die Mulde, wo sie sich

an irgend einem Orte zwei Wochen aufhielten und auf Boleslav warteten. Denn sie hatten den Polen gebeten, zum Zwecke der Friedensverhandlungen bis zur Elbe zu kommen. Boleslav befand sich in Sciciani jenseits der schwarzen Elster, erschien aber nicht an der Elbe, denn er ließ den Fürsten melden, er hege Besorgnis, sich auf deutsches Gebiet zu begeben. Ja, er erklärte sogar, wenn auch die deutschen Fürsten bis zur schwarzen Elster kämen, so werde er nicht einmal die Brücke zum jenseitigen Ufer dieses Flusses überschreiten. Die Fürsten sahen nun ein, daß der Pole sie getäuscht habe; ergrimmt kehrten sie zum Kaiser zurück und forderten mit Ungestüm den Krieg gegen Polen. Dann wurde ein Fürstentag nach Goslar berufen, der in der Zeit vor Ostern zusammentrat. — Goslar war früher ein ganz unbedeutender Ort gewesen, allmählich war er durch den Silberbergbau in dem benachbarten Rammelsberge zu Wichtigkeit gelangt. Heinrich ließ jetzt hier eine Pfalz anlegen, die er glänzend ausstattete; unter der Regierung der Kaiser aus dem salischen Hause wurde diese Pfalz zu einer welthistorischen Stätte. In Goslar wurde nun der neue Feldzug gegen Polen beraten, der noch vor der Mitte des Jahres zur Ausführung kommen sollte. Nachdem dann Heinrich noch einmal in den Westen des Reiches abgezogen, kam er Anfang Juli nach Magdeburg, von wo aus er sofort den Feldzug antrat, um den Polenherzog für seine Doppelzüngigkeit zu züchtigen.

Ehe noch die Feindseligkeiten eröffnet wurden, schickte der Kaiser seinen Schwager Heinrich zweimal zu Boleslav, da dieser nur auf seinem eigenen Gebiete über den Frieden unterhandeln wollte, doch erfolglos. Dann setzte sich das Heer über die Elbe in Bewegung. Fast ganz Sachsen und ein Teil der fränkischen und lothringischen Bischöfe war zum Kriege aufgeboten worden, außerdem leisteten die Böhmen und Liutizen Zuzug. Es war ein großes Heer, welches der Kaiser in den Krieg führte, in einen Krieg, der fast alle Völker des Ostens zu den streitenden Mächten Stellung zu nehmen zwang. Am 9. August erschienen die Deutschen vor Glogau. Sofort schickte Heinrich eine starke Abteilung seines Heeres gegen das feste Nimptsch, um diese Stadt einzunehmen. Doch es befand sich schon ein polnisches Heer auf dem Wege, um den Deutschen die Einnahme zu wehren. Es kam zwischen beiden Abteilungen zu einem nächtlichen Kampfe, in welchem die Deutschen zwar einige Erfolge errangen, aber sie konnten nicht verhindern, daß die Polen Nimptsch besetzten. Nun mußte man sich deutscherseits zur Belagerung anschicken, zu welcher der Kaiser selbst nach drei Tagen erschien. Doch die heldenmütigste Tapferkeit der Deutschen brach sich an dem Widerstande der Polen. Schließlich verzichtete Heinrich auf die Einnahme und die Deutschen zogen ab. Denn unterdes war der Krieg auch an anderen Punkten nicht eben günstig für die Deutschen verlaufen. Der bairische Heerbann war eben, als er in den Krieg zog, von Mähren aus unter großen Verlusten zurückgeschlagen worden und konnte nicht mehr zum Angriffe übergehen. Dann hatte Miecyslav in Böhmen einen Einfall gemacht, als Herzog Udalrich schon mit seinem Heere zum Kaiser abgezogen war. Zwei Tage lang plünderten die Polen die böhmischen Grenzlande, eine große Zahl von Gefangenen wurde hinweggeführt. Später wiederholten die Polen diesen Angriff von Mähren aus, doch damals holten sie sich blutige Köpfe; denn Heinrich von der Ostmark kam herbeigeeilt, schlug die

räuberischen Scharen aufs Haupt und jagte ihnen die ganze Beute wieder ab. Wenig Erfolg hatte ein Zug, den die in der Heimat zurückgebliebenen Liutizen gegen eine Burg Boleslavs unternahmen, sie wurden geschlagen und mußten sofort wieder abziehen.

Aus alledem geht hervor, daß es deutscherseits an einer tüchtigen und einheitlichen Kriegsleitung fehlte, aber auch, daß die Polen, obwohl in ihrem eigenen Lande Sieger, doch keinen großen Erfolg damit hatten, daß sie den Krieg dem deutschen Heere in den Rücken spielen wollten. So rückte auch ein polnisches Heer bis vor Belgern an der Elbe, die Stadt wurde bestürmt, aber ohne Erfolg. Der ganze Krieg hat etwas Planloses, einzelne Abteilungen durchziehen das Land mit und ohne Glück, zu einem Hauptschlage kommt es gar nicht. Wahrscheinlich wichen die Polen einer Feldschlacht mit den Deutschen aus, da das deutsche Ritterheer ihnen ohne Zweifel überlegen war. So zersplitterten die Deutschen ihre Kräfte mit Einzelzügen und Belagerungen; wenn man den Gesamterfolg des Krieges erwägt, so ist er eben nicht bedeutend zu nennen. Jedenfalls war man im Osten des Reiches des fortwährenden Krieges mit den Polen herzlich müde, während anderseits Boleslav ein hervorragendes Geschick besessen haben muß, seine Polen in dem Kampfe mit den Deutschen gut zu schulen; er war ein guter Organisator. Daher erklären sich zum Teil die deutschen Mißerfolge.

Nachdem die Belagerung von Nimptsch abgebrochen worden, wandte sich der Kaiser südwärts, um den Rückmarsch durch Böhmen anzutreten; er wollte nicht wie früher in den Sümpfen der Lausitz durch die auf diesem Boden entschieden überlegenen Polen angegriffen werden. Doch auch hier verfolgten sie ihn über die Gebirgspässe, freilich nicht ohne selbst starke Verluste zu erleiden. Und während die Deutschen hier genug der Mühseligkeiten zu erdulden hatten, wurde das Land zwischen Elbe und Mulde von einem polnischen Heere heimgesucht; wiederum hausten die Polen hier auf das schrecklichste, ihren Weg kennzeichnete Verwüstung, eine Menge Menschen wurden von ihnen als Gefangene weggeschleppt. Denn ehe der Kaiser von Böhmen her wieder in der meißnischen Mark anlangte, konnten die Polen daselbst ungestraft rauben und plündern. Jedenfalls aber zogen sich die räuberischen Scharen eiligst zurück, als sich Heinrich der Elbe näherte; denn sie mußten fürchten, abgeschnitten zu werden. — Dem Kaiser war zwar das Kriegsglück meist entgegen gewesen, Böhmen war aber doch treu geblieben und nicht abgefallen. Herzog Udalrich sah in dem deutschen Könige nach wie vor seinen stärksten Rückhalt, er hörte nicht auf die Einflüsterungen des Polen. Daß sich das Verhältnis Böhmens zum Reiche durch den Krieg nicht geändert hatte, erkennen wir am besten aus der Wiederbesetzung des erledigten Bistumes in Prag. Als nämlich der Kaiser wieder in Merseburg angelangt war, wählte er zum Nachfolger des verstorbenen Bischofes Thiedegg den München-Nienburger Abt Ekkehard; kurz darauf wurde der neue Bischof durch Erkanbald von Mainz geweiht. Und dieser Ekkehard wußte sich bald mit den Großen und dem Volke in Böhmen auf einen sehr guten Fuß zu stellen, so daß auch von dieser Seite der deutsche Einfluß im slavischen Böhmenlande gesichert blieb. Freilich hat Ekkehard nur sechs Jahre seines Amtes gewaltet.

Dagegen waren die Liutizen fast im Abfalle von den Deutschen begriffen, als der Krieg sein Ende nahm. Denn auf dem Rückzuge war eines ihrer Götzenbilder durch einen Steinwurf zertrümmert worden, der böswillige Thäter war ein Vasall des Markgrafen Hermann. Hierüber erzürnten sie heftig und es mußten ihnen zwölf Pfunde Silbers für den begangenen Frevel als Sühne gezahlt werden. Und als sie dann in der Nähe von Wurzen über die stark angeschwollene Mulde setzten, wurde noch ein zweites Götterbild samt den fünfzig Mann Bedeckung von den Fluten verschlungen. Da erhob sich nun laute Klage in ihrem Volke, als sie zurückkehrten, die Meinung ging dahin, vom Kaiser abzufallen. Kaum wurden die erhitzten Gemüter durch die Großen des Stammes bei der nächsten Volksversammlung etwas beruhigt, es blieb immer noch ein Stachel gegen die Deutschen zurück. Denn den Verlust der Götterbilder brachte man ohne Zweifel mit dem Mißlingen des Feldzuges in Verbindung, und so gab man den Deutschen die Schuld daran.

Im allgemeinen war der Feldzug des Jahres 1017 für Boleslav günstiger verlaufen als für Heinrich. Aber doch hat Boleslav beim Kaiser bald um einen Frieden nachgesucht. Denn in dem Kriege waren die Ungarn und Russen auf die Seite Heinrichs getreten und hatten Einfälle und Eroberungen in Polen zu machen versucht. Und da Boleslav in letzter Linie die Ausbreitung seiner Herrschaft und die Vergrößerung des Polenreiches im Osten suchte, so erschien es ihm vorteilhafter, einen dauernden Friedenszustand mit Deutschland herbeizuführen. Daher erklärt sich seine Anlehnung an Heinrich, die er jetzt in Merseburg suchte. Es kamen Boten von ihm, die dem Kaiser das Anerbieten stellten, Boleslav wolle sich zur Auslieferung eines vornehmen jungen Sachsen Namens Liudolf verstehen — er war im Jahre 1015 in polnische Gefangenschaft geraten — wenn Heinrich dafür die gefangenen Polen freilasse. Ferner fragten sie, ob es dem Kaiser genehm wäre, wenn Boleslav einen Friedensunterhändler zu ihm schicke. Da nun die sächsischen Großen des Krieges längst müde geworden, so bestürmten sie jetzt den Kaiser, die Friedensverhandlungen anzunehmen. Der Kaiser, scheint es, hat von Frieden nichts wissen wollen, er gab nur den Forderungen der sächsischen Großen nach; und so ist er auch beim Abschlusse des Friedens nicht zugegen gewesen. Derselbe kam am 30. Januar 1018 in Bautzen zustande. Erzbischof Gero von Magdeburg, Arnulf von Halberstadt, der Markgraf Hermann und der Wettiner Theoderich, sowie der kaiserliche Kämmerer Friedrich waren die Unterhändler seitens des Reiches, ob dagegen Boleslav persönlich in Bautzen anwesend war, wissen wir nicht. Die Friedensbedingungen waren für das Reich auf keinen Fall ehrenvolle, denn Thietmar sagt, man schloß ab, nicht wie es sich geziemt hätte, sondern wie es die Umstände erheischten. Die Lausitz blieb in den Händen des Polen, wahrscheinlich aber wurde das alte Lehensverhältnis jetzt nicht erneuert, sondern Boleslav erhielt jenes Gebiet zu freiem Eigen — wenigstens deuten spätere Verhältnisse darauf hin. Außerdem bedang sich Boleslav eine vornehme Sächsin zur Gemahlin aus, nämlich Oda, die Tochter Eckards I. von Meißen, die Schwester des Markgrafen Hermann. Schon nach vier Tagen, nachdem der Frieden geschlossen, erschien sie in Sciciani und wurde dem Boleslav durch seinen Sohn Otto zugeführt. Die deutschen

Unterhändler empfingen noch vornehme [1]) polnische Geiseln und zogen wieder ab. Der Kaiser aber hielt sich zu jener Zeit in Franken auf.

So hatte man schließlich in dem langen Kriege gegen Polen nichts erreicht, im Gegenteil, Deutschland verlor ein wichtiges Gebiet an das Slavenreich und büßte jedenfalls seine Oberherrschaft über Polen ein. Letzteres hatte gezeigt, daß es unter einem thatkräftigen Fürsten eine große Macht bedeutete, die es bei der provinzialen Zerrissenheit unseres Reiches wohl mit diesem aufnehmen konnte. Allerdings hatte doch die tapfere Haltung des Kaisers und der Sachsen verhindert, daß der Pole sein Reich bis zur Elbe ausdehnte, wie es ja wohl in seinem Plane gelegen; ein großslavisches Reich zustande zu bringen war dem Boleslav nicht geglückt. — Sobald aber der Polenherzog mit den Deutschen Frieden geschlossen, wandte er sich gegen das russische Reich, wo sein Schwiegersohn Swatopluk inzwischen von Wladimirs Sohne Jaroslav entthront worden war. Zu diesem Zuge erhielt Boleslav die Hülfe der Ungarn und Petschenegen, sogar dreihundert deutsche Ritter verstärkten sein Heer. Am Bug wurde Jaroslav durch die Polen aufs Haupt geschlagen, bald darauf zog Boleslav in das eroberte Kiew ein, die größte Stadt des russischen Reiches, in welcher, wie Thietmar erzählt, acht Märkte und über vierhundert Kirchen waren. Boleslav setzte nun seinen vertriebenen Schwiegersohn wieder zum Beherrscher Rußlands ein und kehrte sieggekrönt und mit ungeheurer Beute beladen in sein Reich zurück. — Während die abendländische Welt über solche Thaten des mächtigen Polenherzoges in gerechtes Erstaunen geriet, war Kaiser Heinrich im Westen des Reiches in neue Unternehmungen verwickelt worden, die zum Teil wenigstens einen recht ungünstigen Ausgang hatten.

3. Burgundische und lothringische Verhältnisse. Beilegung der inneren Fehden.

Im Jahre 1006 hatte Rudolf III. von Burgund, wie wir wissen, den König Heinrich als seinen Neffen zum Erben des Königreiches Burgund eingesetzt. Das war durchaus gegen den Willen der burgundischen Großen geschehen, die kein machtvolles Königtum über sich dulden konnten. Entschieden trug die Erhebung der Kapetinger in Frankreich dazu bei, daß der burgundische Adel von einem fremden Könige nichts wissen wollte, zumal von einem Könige, dem es geglückt war, die Kaiserkrone zu erringen und der, wenn auch von vielen Gefahren umdroht, doch eine ganz andere Stellung in seinem Reiche einnahm, als der burgundische Schattenkönig. Denn nicht Rudolf war der wirkliche Herr im Lande, sondern der Adel. An der Spitze desselben stand der mächtige Graf Otto Wilhelm, der erst in Frankreich eine bedeutende Rolle spielen wollte und als ihm dies mißglückte, zu einer einflußreichen Stellung in Burgund gelangt war. König Rudolf hatte sich inzwischen wieder verheiratet, und seine zweite Gemahlin Irmengard brachte ihm zwei Söhne mit in die Ehe. Das wurde ein neuer

[1]) Denn so ist electis bei Thietmar VIII, 1 zu übersetzen, nicht aber, daß die Deutschen die Geiseln ausgewählt hätten, was auch der ganzen Sachlage widerspricht; vergl. electi milites VIII, 4.

Grund zur Feindseligkeit des Adels gegen den König, denn Rudolf war wohl bestrebt, seine beiden Stiefsöhne mit burgundischen Gütern reichlich auszustatten. Die Lage des Königs gestaltete sich schließlich zu einer solchen, daß er eine enge Verbindung mit Kaiser Heinrich suchen mußte. Heinrich lud ihn daher im Jahre 1016 ein, nach Bamberg zu kommen. Doch da sich Rudolf nicht so weit von den Grenzen seines Reiches entfernen wollte, so trafen sich beide in Straßburg. Kaiser Heinrich erhielt hier die Huldigung des burgundischen Landes durch König Rudolf und es wurde bestimmt, daß wichtigere Regierungsgeschäfte in Burgund nur mit Wissen und Willen Heinrichs vorgenommen werden sollten. Das war ein großer Schritt vorwärts auf der Bahn, die im Jahre 1006 betreten worden. Heinrich war jetzt Mitkönig von Burgund und hatte dort die entscheidende Stimme zu führen. Sogleich gab er auch Beweise von seiner neuen Machtstellung. Er nahm nämlich dem Grafen Otto Wilhelm alle Güter, die dieser von Burgund zu Lehen trug und übergab sie an die Stiefsöhne Rudolfs. Wahrscheinlich hat der Kaiser dadurch künftiger Unzufriedenheit und Empörung vorbeugen wollen. Denn blieben die Stiefsöhne Rudolfs in Zukunft wirklich ohne hinreichende Entschädigung für das Reich ihres Stiefvaters, so mußte sich Heinrich sagen, daß dieselben dann kaum ruhig dabei zusehen würden, wenn sich der Wechsel in der burgundischen Herrschaft vollzog. So war es ein politischer Schachzug von Wichtigkeit, daß Heinrich gleich anfangs zu einer Gegengabe bereit war. Schließlich verabschiedete er sich von der burgundischen Königsfamilie unter den reichsten Geschenken. Das geschah im Mai oder Juni des Jahres 1016.

Daß jedoch Otto Wilhelm alle Anstrengungen machen würde, um Kaiser Heinrich nicht nach Burgund und zur Herrschaft des Landes gelangen zu lassen, zeigte sich sehr bald. So befahl Wilhelm sogleich, einen Bischof, den der Kaiser in ein burgundisches Hochstift eingesetzt hatte, gefangen zu nehmen, schließlich ließ er ihn mit Hunden hetzen. Durch ein Wunder soll der Bischof von einem sicheren Tode errettet worden sein. Heinrich hatte das auch vorausgesehen, denn inzwischen sammelte sich ein Heer im Elsaß, an dessen Spitze der Kaiser nun südwärts zog. Mit gerüstetem Heere mußte er kommen, wenn er in Burgund etwas gelten wollte, gewappnet mußte er einziehen in sein neues Reich, um sich dort Ansehen zu verschaffen. In Basel, das schon zum deutschen Reiche gehörte, erfuhr er, daß Wilhelm und seine Anhänger sich in ihre Bergfesten begeben hatten; das kaiserliche Heer war zur Belagerung und zum Sturme auf die feindlichen Burgen zu schwach und nicht mit dem Nötigen versehen, es mußte sich daher mit der Verwüstung des platten Landes begnügen. Keine einzige der Burgen wurde eingenommen und Heinrich kehrte zurück, betrübt darüber, daß ihm hier, wie auch im Osten gegen die Polen so wenig geglückt war. Dazu kam, daß König Rudolf bald durch die burgundischen Großen in seinem Verhältnisse zu dem Kaiser wankend gemacht wurde. Diese spiegelten ihm vor, sie würden ihm in allen Treuen wieder als ihrem rechtmäßigen Herrn und Könige dienen und gehorchen, wenn er mit Heinrich breche. Und wirklich ließ sich der schwache König umstimmen. Wahrscheinlich hat er Heinrich gebeten, den Straßburger Vertrag wieder fallen zu lassen. Freilich bald genug sollte Rudolf ein-

sehen, was die burgundischen Großen unter Treue verstanden, in kurzer Zeit mußte er von neuem beim deutschen Könige Schutz suchen.

Unterdessen wüteten im Herzogtume Niederlothringen die heftigsten Fehden. Dieselben knüpfen sich an den Tod des letzten Karolingers, des niederlothringischen Herzoges Otto. Dieser starb ohne Nachkommen, er hinterließ nur zwei Schwestern. Die eine derselben, Gerberga, war vermählt an den Grafen Lantbert von Löwen, während Ermengard mit dem Grafen von Namur verheiratet war. Nun hatte Heinrich nach Ottos Tode in Niederlothringen den Gottfried aus dem Hause der Ardennergrafen als Herzog des Niederlandes eingesetzt, beide Schwäger Ottos aber machten jetzt Anspruch auf das Herzogtum. Sie befehdeten daher Gottfried und dessen Anhänger unausgesetzt. Besonders hatte die Kirche unter diesem Kriegszustande zu leiden, da sie meist zum Kaiser hielt und also auf der Seite Gottfrieds stand. Außerdem hatte Gottfried einen mächtigen Feind in dem elsässischen Grafen Gerhard, einem Schwager der Kaiserin. Er schloß sich den Empörern an und so kam es, daß Niederlothringen zum Schauplatze einer langen Reihe von blutigen Fehden wurde. Im Jahre 1015 wurde zwischen Lantbert und Gottfried eine Schlacht bei Florennes (oder Fleurus?) geschlagen, sie scheint für die kaiserliche Partei günstig verlaufen zu sein und Lantbert, der wildeste Friedensstörer, wurde getötet. Doch der Krieg fand deshalb noch nicht sein Ende, denn Lantberts Sohn Heinrich verband sich mit seinem Vetter Reginar, dem Grafen vom Hennegau, zur Fortsetzung des Kampfes. Nach wie vor standen die Vertreter des alten giselbertischen Herzogshauses dem vom Kaiser eingesetzten Herzoge und somit der Reichsgewalt gegenüber. — Auch ganz im Norden von Lothringen tobten damals heftige Kämpfe. In dem lothringischen Hattuariergau war ein Mann zu großem Ansehen gelangt, der dem sächsischen Hause der Billunger entstammte: Wichmann, der Sohn Ekberts des Einäugigen, jenes sächsischen Grafen, der so oft als Empörer gegen Otto I. aufgestanden war. Wichmann wurde nämlich in jenem Gaue dem schwachen und unfähigen Grafen Gottfried zur Seite gestellt. Darüber ergrimmte jedoch Gottfrieds Vetter Balderich, Graf von Hamaland. Zwischen beiden Parteien entflammte nun ein heftiger Krieg, der die Gegenden am Unterrhein schrecklich verwüstete. Es glückte zwar dem Könige Heinrich endlich einen Frieden herbeizuführen, doch während Wichmann infolge des Friedens sich auf einer Pilgerfahrt nach Rom befand, nahm Heinrich dem Gottfried die Grafschaft im Hattuariergau und gab sie an Wichmanns Feind Balderich. Das war natürlich ein triftiger Grund zur Fortsetzung des Krieges. In diesem wurde Balderich durch List gelegentlich gefangen genommen und nur hohes Lösegeld befreite ihn aus der Haft. Dann aber kam ein Frieden zwischen Balderich und Wichmann zustande und zum Zeichen der geschlossenen Freundschaft erschien Balderich bei Wichmann und wurde von diesem glänzend aufgenommen; der Friede schien dauernd hergestellt. Doch als kurz darauf Wichmann den Balderich besuchte, entwarf das abscheuliche Weib Balderichs, Adela von Hamaland, einen ruchlosen Mordplan. Zuerst versuchte sie es mit einem vergifteten Tranke und als dieser nicht den gewünschten Erfolg hatte, ließ sie den Wichmann, als er auf der Heimkehr begriffen war, im Beisein Balderichs ermorden, ohne daß letzterer die Hand für seinen Gastfreund gerührt

hätte. Als nun Lothringer und Sachsen vor Balderichs Burg Applade erschienen, um den Frevel zu rächen, gelang es dem Balderich zu entkommen. Adela aber leistete tapferen Widerstand. Doch der Kaiser drohte jetzt selbst heranzurücken. Da mußte sie von ihrem Trotze abstehen; freilich gelang es dem schlauen Weibe, freien Abzug mit all ihrer Habe aus der Burg zu gewinnen. Balderich aber fand bei Heribert von Köln Aufnahme und so blieb die abscheuliche That einstweilen ohne die gerechte Sühne, da der Kaiser in Lothringen thatsächlich nicht stark genug war.

Glücklicher war die Sache des Kaisers im folgenden Jahre 1017. Graf Gerhard und Gottfried von Niederlothringen wurden des fortwährenden Fehdezustandes endlich überdrüssig und wollten es nun auf eine entscheidende Schlacht ankommen lassen. Zu bestimmtem Tage, wie Thietmar wenigstens erzählt, stellten sie sich mit ihren Mannen ein und rückten zum Kampfe gegeneinander. Gerhard wurde besiegt, sein Sohn Gottfried und Graf Balderich gefangen. Konrad von Rheinfranken, der Gemahl Giselas und der Widersacher des Kaisers wegen der Besetzung des Herzogtumes Kärnten, ward schwer verwundet. Dreihundert von den Leuten Gerhards blieben auf dem Wahlplatze, während die kaiserliche Partei nur zehn Mann verloren haben soll. — Unbedeutend kann diese Schlacht, deren Ort uns nicht überliefert wird, nicht gewesen sein, denn die Folgen, die sich daran knüpfen, zeigen, daß des Kaisers Sache wesentlich dadurch gewonnen. Im Jahre 1018 hatte nämlich Heinrich die Genugthuung, der großen lothringischen Fehde durch eine Reihe von Einzelfrieden ein Ende machen zu können. Das geschah in der Pfalz zu Nimwegen. Zuerst wurde Graf Gerhard mit dem Herzoge Gottfried ausgesöhnt. Reginar vom Hennegau war gleichfalls in Nimwegen anwesend. Er glich sich mit dem Kaiser besonders dadurch aus, daß er sich jetzt mit einer Nichte des Herzogs Gottfried vermählte. Ein anderer Aufrührer war Berthold aus dem Hause Walbeck, der Sohn Lothars von der Nordmark. Er lieferte die Burg Munna aus, ein gefährliches Raubnest an der Maas. Die Burg wurde auf den Befehl des Kaisers durch Heribert von Köln und Graf Gerhard sofort geschleift. Auch dem Balderich, der aus seiner Gefangenschaft wieder entkommen war, hatte der Kaiser freies Geleit nach Nimwegen gegeben. Er kam, um sich vom Verdachte der Teilnahme an der Ermordung des Grafen Wichmann zu reinigen. Doch die Herzoge von Lothringen und Sachsen machten die Ansicht geltend, daß er als vielfacher Verräter und Meineidiger zum Reinigungseide oder Gottesurteile nicht zugelassen werden dürfe. Mit dieser Ansicht drangen sie auch durch, und die Wut in der Versammlung gegen den Räuber und Friedensbrecher war so groß, daß er beinahe vor den Augen des Kaisers erschlagen worden wäre. Kaum gelang es Heinrich, das freie Geleit, das er dem Balderich gegeben, zur Anerkennung zu bringen. Balderich kam in den Gewahrsam Heriberts von Köln, doch wenig später scheint er auf einem Tage, den der Kaiser zu Bürgel in der Nähe von Offenbach hielt, wieder zu Gnaden angenommen worden zu sein. Ein härteres Schicksal hatte seine Gemahlin Adela, aber auch ihr setzte Heribert ein Gnadenbrot aus. Als sie gestorben und vor der Peterskirche in Köln begraben worden, riß man später ihre Ueberreste aus der Erde und schleuderte sie in den Rhein zum

Zeichen dafür, daß das mit Mord beladene Weib kein christliches Begräbnis haben dürfe.

Bevor dieser wichtige Tag von Nimwegen zusammentrat, der dem unglücklichen Lothringen den langersehnten Frieden gab, war der Kaiser im Februar nach Mainz gegangen. Hierher war nämlich König Rudolf von Burgund mit seiner Gemahlin und deren Söhnen gekommen, um die burgundische Krone und das Reich von neuem in die Hände Heinrichs zu legen. Denn er hatte von den Großen seines Landes unausgesetzte Anfeindungen erfahren und befand sich wieder in einem hülflosen Zustande. Hier in Mainz wurde nun der Vertrag von Straßburg erneuert und somit dem Kaiser Gelegenheit gegeben, wieder mit einem Heere nach Burgund zu ziehen. Von Mainz aus ging dann Heinrich nach Nimwegen, um Lothringen zu befrieden. Ueber Aachen wendete er sich darauf nach Ingelheim, dann wurde der Tag in Bürgel abgehalten. Von hier aus trat der Kaiser den Zug nach Burgund an. Er berührte Worms, wo er der Einweihung der neuen Domkirche beiwohnte. Dann ging der Zug gegen Süden. Von Basel fiel das deutsche Heer in Burgund ein und drang bis zur Rhone vor. Aber die Deutschen hatten diesmal um so weniger Erfolg, als König Rudolf schon wieder auf die Seite des burgundischen Adels getreten war und der Kaiser sich also gegen ihn selbst wenden mußte. Ohne Nennenswertes ausgerichtet zu haben, kehrten die Deutschen zurück und der Kaiser hielt einen Landtag in Zürich, wahrscheinlich zur Sicherung des Friedens und um über eine Fortsetzung des Krieges zu beraten. Dieselbe fiel nun den schwäbischen Großen zu. Wir hören auch im Jahre 1020 von einem Siege der Schwaben über die Burgunder, den Bischof Wernher von Straßburg und ein Graf Welf errangen. Dann aber schweigen unsere Quellen vollständig über die burgundischen Verhältnisse, es ist anzunehmen, daß den König Rudolf sein voreiliges Versprechen, den Kaiser zum Erben in seinem Reiche einzusetzen, gereut hat, wenigstens aber, daß er durch die Großen seines Landes abgehalten worden ist, sich an das deutsche Reich eng anzuschließen. Dennoch bereitete sich in der Stille der Uebergang jenes romanischen Gebietes an das Reich vor. War dieser aber erfolgt, so war auch der letzte Bestandteil jenes großen lothringischen Zwischenreiches, das der Vertrag von Verdun geschaffen, unter die deutsche Herrschaft gelangt, trotzdem ja Burgund nach der Sprache seiner Bewohner mehr zu Westfranken gehörte. Man erkennt daraus jedenfalls, daß, nachdem das Herzogtum Lothringen unter Heinrich I. und Otto I. endgültig mit Deutschland verbunden und der Besitz des italischen Königreiches durch das enge Verhältnis von Kaisertum und Papsttum gesichert war, das deutsche Reich unstreitig den Vorrang im europäischen Westen einnahm. Wie wir schon oben gesehen, war auch der Anschluß Burgunds an Deutschland ebenso notwendig geworden, wie derjenige Italiens. Von Westfranken, wo das kapetingische Haus noch lange nicht eine wirkliche Königsherrschaft erreicht, konnte eine Befriedung des innerlich ganz zerrissenen und zerspaltenen Burgunds nicht erwartet werden, das war nur seitens des deutschen Reiches möglich, wo der Wille des Königs doch noch etwas galt. Und so vollzieht sich jener äußerst merkwürdige Vorgang, daß ein fast rein romanischer Staat wie Burgund die Bürgschaft für sein ferneres politisches Weiterleben nur

in dem Anschlusse an das deutsche Reich sieht. Der hohe Adel des Landes war dem allerdings stets entgegen.

In unserem Reiche selbst gärte es freilich damals immer noch an vielen Punkten. Trotzdem Kaiser Heinrich eifrig auf die Bewahrung des Friedens hielt und denselben kräftig schützte, so hörte doch die freie Selbsthülfe des deutschen Adels nicht auf, alte Fehden brechen wieder aus und neue werden begonnen. Vor allem in Lothringen. Der Aufstand der Lützelburger und die Empörung der Nachkommen des Herzoges Giselbert gegen den Kaiser war zwar im Jahre 1018 beendet und von dieser Seite war kaum mehr eine Gefährdung des Friedens zu erwarten. Aber ganz im Norden des großen Herzogtumes waren soeben wieder beunruhigende Wirren ausgebrochen, die sich auf die Vergewaltigung von Kirchengut durch den hohen, weltlichen Adel bezogen. Diese Fehde versetzt uns in ein fast noch unangebautes und zum Teil beinahe herrenloses Land, es sind die Gegenden zwischen den Mündungen von Maas und Waal, die damals Miriwido (Merwede) genannt wurden. Hier lebte eine ganz dünne Bevölkerung von Jagd und Fischfang, da das Wald- und Sumpfland keinen Ackerbau zuließ. In den Besitz des Landes aber teilten sich die Erzbischöfe von Köln und Trier mit dem Bischofe von Utrecht, sie hatten die Nutzung des Landes vom Könige überkommen. In die Rechte dieser Kirchenfürsten machte nun ein holländischer Graf einen tiefen Eingriff. Das war Dietrich, der Sohn von des Kaisers Schwägerin Liutgard und des Grafen Arnulf, der um das Jahr 995 von den Friesen erschlagen worden war. Dietrich wollte sich in jenen abgelegenen Gegenden, deren Besitz noch wenig fest war, eine Herrschaft gründen. Er legte zu diesem Zwecke eine feste Burg an und machte sich die Bewohner des Landes unterthan. Dazu aber richtete er für die auf der Maas vorüberfahrenden Schiffe eine Zollstätte ein. Doch solch eigenmächtigem Beginnen konnte der Bischof von Utrecht nicht länger unthätig zusehen, da fortwährend Klagen über die Benachteiligung des Stiftes und Beschwerden der Kaufleute bei ihm einliefen. So kam es bald zu Thätlichkeiten zwischen den Stiftsleuten und den Mannen Dietrichs; die letzteren blieben Sieger. Darauf wandte sich der Bischof Adalbold mit seinen Klagen an den Kaiser und dieser entschied auf dem Tage von Nimwegen zu Ungunsten des Grafen. Die Burg sollte geschleift, der bischöfliche Besitz an das Hochstift zurückgegeben und der Maaszoll aufgehoben werden. Dietrich war selbst in Nimwegen zugegen, doch es gelang ihm nicht, den Kaiser umzustimmen, unter Drohungen verließ er die Versammlung, da er von seinem Erwerbe nichts aufgeben wollte.

Die Ausführung der vom Kaiser erlassenen Befehle war dem Herzoge Gottfried aufgetragen, zu demselben stießen Reginar vom Hennegau sowie die Aufgebote der Bischöfe von Köln, Lüttich, Utrecht und Cambrai. Das lothringische Heer rückte in ansehnlicher Stärke in die Merwede ein, um die Burg Dietrichs zu erobern. Am 29. Juli 1018 kam es in der Nähe von Dordrecht zum Treffen. Das sumpfige Land hatte das Ritterheer genötigt, die Pferde zurückzulassen, die Beschaffenheit des Bodens machte einen Reiterkampf unmöglich. Das war aber ein Unglück für die Kaiserlichen, denn die Geharnischten wußten sich nicht in ihre Lage zu finden und waren den friesischen Bauern und Schiffern gegenüber,

die mit der Natur ihres Landes viel besser vertraut waren, obendrein im Nachteile. Und dazu spielte noch der böswillige Zufall jetzt eine Rolle. Nämlich als Herzog Gottfried an der Spitze seiner Mannen angezogen kam, sah er ein, daß er unter diesen Umständen gegen den Feind nichts ausrichten würde. Er befahl daher den Rückzug. Dieser Befehl aber wurde von den hinteren Reihen des Heeres falsch aufgefaßt und als ein Gebot zur Flucht gedeutet. Dadurch entstand große Verwirrung, schließlich löste sich alles in allgemeiner Flucht auf. Man stürzte sich in die Kähne, welche zum Uebersetzen bereit standen und in der wilden Unordnung fand ein großer Teil des Heeres seinen Tod in den Fluten. Nun war der Augenblick gekommen, wo die Mannschaften Dietrichs in den fliehenden Feind einhieben: was noch am Leben war und sich nicht durch eilige Flucht auf den Kähnen gerettet hatte, ward niedergehauen oder gefangen genommen. Unter den letzteren befand sich auch der Herzog Gottfried selbst, verwundet fiel er in die Hand der Feinde. Man brachte ihn auf die Burg, wo er mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Auch entließ man ihn sehr bald wieder, um den Kaiser nicht unnötig zu erzürnen. Vorher aber mußte der Herzog versprechen, sich zu bestimmtem Tage und Orte einfinden zu wollen, um über den künftigen Frieden zu unterhandeln. Und auf einen billigen Frieden konnte Graf Dietrich fast mit Sicherheit rechnen. Denn jetzt, nachdem die Blüte der lothringischen Ritterschaft — man sprach von 3000 Gefallenen — ihren Tod gefunden, konnte Gottfried nicht so leicht ein zweites Heer gegen Dietrich heranführen. So vermochte denn Gottfried auch den Bischof Adalbold binnen kurzem dazu, seinen Frieden mit Dietrich zu schließen. Letzterer verstand sich zu einer kleinen Entschädigung an das Bistum Utrecht, behielt aber den größten Teil der Merwede. Damit legte er den Grund zu der späteren Machtstellung seines Hauses, desjenigen der Grafen von Holland. Hiergegen konnte nun Kaiser Heinrich keinen Einspruch erheben, Dietrich blieb im unangefochtenen Besitze jenes Mündungsgebietes. Wohl aber schenkte Heinrich dem Bischofe Adalbold zum Ersatze im Jahre 1023 die Grafschaft Drenthe und erhob dadurch das Bistum Utrecht zu einem gefährlichen Gegner Dietrichs und seiner Nachkommen. In keinem Falle aber hatte es das Reich zu beklagen, daß ein so thatkräftiger Mann wie Dietrich im äußersten Nordwesten eine mächtige Stellung einnahm. Denn er vor allen war imstande, die Küsten vor den Beutezügen der Normannen zu schützen, die nach wie vor ihr Raubgewerbe an den ungedeckten Gestaden des Nordmeeres ausübten. Und hier bedurfte das Reich eines starken Wächters, um keine Einbuße zu erleiden.

Auch im Nordosten des Reiches gab es Stoff zu Gärungen. Kaum war der Friede mit Boleslav geschlossen, so fielen hier bedeutende Unruhen vor. Die Liutizen nämlich, die mit den Abodriten in jahrhundertelanger Feindschaft lebten, legten es jetzt dem Abodritenfürsten Mistislav zur Last, daß er sie im vorigen Jahre bei dem polnischen Feldzuge ohne Unterstützung gelassen habe. Mit welchem Rechte sie diese Anklage vorbrachten, wissen wir nicht, jedenfalls aber war sie sehr schlau berechnet, denn die Liutizen waren ja Verbündete des Reiches und konnten sich bei einem so schweren Vorwurfe, den sie den Abodriten machten, an ihrem verhaßten Feinde rächen, der zu den treuen Anhängern des

Reiches zählte. Und weil im Abodritenlande das Christentum herrschte, so konnten die Liutizen zugleich noch weitere Sühne nehmen für den Verlust ihrer zwei Götterbilder. Sie drangen daher ins Abodritenland ein, Mistislav mußte endlich aus seiner Burg Schwerin entweichen. Und nun ging es an ein Berauben, Plündern und Niederreißen der Kirchen. Die Priester wurden vertrieben und der heidnische Kultus wiedereingeführt. Sicher waren die Liutizen gewillt, in den nordslavischen Gebieten das Christentum ganz auszurotten und dieselben von der deutschen Herrschaft ganz unabhängig zu machen. So wurden auch hier die Schöpfungen Ottos I. aufs gefährlichste bedroht, und die Slavenreaktion nahm auch solche Ausdehnungen an, daß dem Vordringen des deutschen Kulturelementes hier für lange Zeit ein Riegel vorgeschoben wurde. Schrecklich war das Morden im Abodritenbistume selbst, in Oldenburg. Hier wurden allein sechzig Priester sofort niedergehauen oder unter den abscheulichsten Martern getötet. An eine Verteidigung war gar nicht zu denken, das Christentum wurde hier mit Stumpf und Stiel vernichtet. Die Liutizen hatten furchtbare Rache dafür genommen, daß man deutscherseits im vorigen Jahre ihre Götterbilder mit Hohn behandelt. Bischof Bernhard von Oldenburg eilte sofort zum Kaiser, um ihn von den schrecklichen Vorfällen in Kenntnis zu setzen und zur Bestrafung der Liutizen aufzufordern. Doch Heinrich vertröstete den Bischof auf Ostern, wo in einer allgemeinen Beratung die Maßregeln zur Abwehr des Aufstandes getroffen werden sollten.

Aber zu einer Ahndung jener Gewaltthätigkeiten kam es damals nicht, denn auch in Sachsen selbst waren heftige Zwiste ausgebrochen, so daß die sächsischen Großen keineswegs insgesamt zu einem Rachezuge gegen die Liutizen zu bewegen waren. Erzbischof Gero war mit Bernhard von der Nordmark und mit dem Markgrafen Hermann von Meißen heftig entzweit und das herzogliche Haus der Billunger war mit Erzbischof Unwan von Bremen und Meinwerk von Paderborn verfehdet. Von Herzog Bernhard wird erzählt, daß er ein überaus habsüchtiger und hochmütiger Mann gewesen, und daß sich besonders deshalb die Abodriten den Liutizen so schnell angeschlossen hätten. Freilich erfahren wir dies nur von geistlicher Seite, und diese nimmt stets Partei gegen die weltlichen Großen. Bernhard erhob allerdings seine Hand jetzt wider den Kaiser. Denn Heinrich hatte nicht gewagt, den Balderich, den Mörder Wichmanns, zu scharfer Strafe zu ziehen und Graf Wichmann war ein naher Verwandter des billungischen Hauses. Außerdem fühlte sich Bernhard durch die große Gunst zurückgesetzt, die der Kaiser dem Unwan von Bremen und Meinwerk von Paderborn aus dem Hause der Immedinger zuteil werden ließ. Und nun kam das große Unglück im Abodritenlande, wodurch Bernhard schwer geschädigt wurde. — Als ein Vorzeichen der beginnenden Fehde ist es anzusehen, daß Unwan von Bremen seine Stadt damals mit einem festeren Walle umgab, um sie vor dem Angriffe der Feinde zu schützen. Der Aufstand selbst brach im Jahre 1019 los, Thietmar, der Bruder des Herzoges Bernhard, verband sich mit den Söhnen des Grafen Hermann von Werla, den eigenen Vettern des Kaisers. Letzteres Haus nahm deswegen am Aufstande teil, da es vom Kaiser zu Gunsten des Bistumes Münster geschädigt worden war. Wahrscheinlich eilte nun Heinrich mit gewaffneter Macht

herbei, um den Aufstand zu unterdrücken, wenigstens ist er im Juni des Jahres 1019 in Westfalen anwesend. Es gelang auch, die Häupter der Empörung gefangen zu nehmen, doch Thietmar entwischte aus seiner Haft und bald darauf nahm Heinrich alle drei Aufrührer nach seiner gewohnten Milde wieder zu Gnaden an. Der Frieden sollte allerdings nicht lange dauern.

In demselben Jahre wurde auch Schwaben der Schauplatz einer gefährlichen Fehde. Wir wissen, daß die schöne Gisela sich an Konrad von Rheinfranken vermählt, und daß in dieser Ehe ein Sohn namens Heinrich geboren ward. Zwischen Konrad und dem Kaiser bestand aber keineswegs ein gutes Verhältnis, da Heinrich dem gleichnamigen Vetter Konrads das Herzogtum Kärnten entzogen und an Adelbero aus dem Hause Eppenstein gegeben hatte. Außerdem wurde die Ehe Giselas mit Konrad von der Kirche und deshalb auch von Heinrich beanstandet. Mit diesen Zwistigkeiten hängt es nun jedenfalls zusammen, daß der Kaiser der Gisela die Vormundschaft über ihren Sohn Ernst und die Verwesung des Herzogtumes in Schwaben nahm und an den Trierer Erzbischof Poppo gab, eine Maßregel, die wieder erkennen läßt, wie sehr der Kaiser die Bischöfe zur Regierung des Reiches heranzog. Natürlich grollte Konrad dem Kaiser wegen dieser Schmälerung seines Hauses, er griff die Besitzungen des kärntischen Adalbero in Schwaben an. Adalbero eilte herbei und bei Ulm kam es zur Entscheidung. Der Herzog wurde geschlagen und aus Schwaben vertrieben. So hatten die Empörer mittelbar über die Reichsgewalt gesiegt, doch großen Nutzen hat ihnen der Sieg nicht gebracht. Denn Konrad erhielt die Verwesung Schwabens nicht, diese blieb dem Poppo von Trier, wie auch Kärnten dem Adalbero. Im Gegenteile, Konrad fiel nun beim Kaiser erst recht in Ungnade und es scheint, daß er auf eine Zeit ganz von seinem Herrschaftsbereiche verbannt worden ist. So traf den Hauptempörer die gerechte Strafe[1]).

Noch sind aus den letzten Jahren einige Todesfälle zu erwähnen, die für das Reich teilweise empfindliche Verluste waren. Besonders hart wurde das babenbergische Haus durch den Tod betroffen. Im Jahre 1015 war, wie wir wissen, Herzog Ernst von Schwaben gestorben, zwei Jahre später folgte ihm der Graf Heinrich von Schweinfurt im Tode nach. Und im Jahre 1018 starb Heinrich von der bairischen Ostmark, der Vetter jenes Grafen. Wenn der Süden Deutschlands damals von ähnlichen wilden Fehden, wie sie im Westen und Norden tobten, mehr verschont blieb, so hatte es der Kaiser und das Reich vorzüglich diesem überaus mächtigen Hause der Babenberger zu verdanken. Denn diese hielten das kaiserliche Ansehen im Süden nach Kräften hoch und wahrten den Frieden, wo sie konnten. Deshalb wird auch jener Schweinfurter Graf von Thietmar „die Zier Ostfrankens“ genannt und unter den „Mitarbeitern des

[1]) Wenn wir über die Vorgänge im Reiche und an seinen Grenzen im Jahre 1019 und weiterhin nur dürftig unterrichtet sind, so ist dies auf den Tod eines Mannes zurückzuführen, dessen breite und behagliche Erzählung für viele Jahre bis 1018 als Unterlage unserer Darstellung gedient hat. Denn wahrscheinlich schon im Jahre 1018 ist der Bischof Thietmar von Merseburg gestorben, nachdem er seine Chronik bis kurz vor seinen Tod fortgeführt hatte. Er hat uns in seinem Werke, dessen Urschrift noch vorhanden ist, einen getreuen Spiegel seiner Zeit hinterlassen; sein früher Tod ist im Interesse der Geschichtschreibung sehr zu beklagen.

Kaisers und den Säulen des Reiches", deren Tod der Merseburger Bischof ganz am Ende seines Werkes beklagt, sind vor allen anderen diese Babenberger zu verstehen. Die bairische Markgrafschaft aber ging nach dem Tode Heinrichs auf seinen Bruder Adalbert über und das Reich fand in diesem gleichfalls einen kräftigen Schützer seiner östlichen Grenzen, dessen es gegen Polen und Ungarn stets bedurfte.

Im Norden dagegen war der Aufstand des billungischen Hauses durch die erwähnte Milde des Kaisers noch nicht beruhigt worden, Herzog Bernhard stand sogar im Winter von 1019—1020 selbst gegen den Kaiser auf und bemächtigte sich der Schalksburg (das heutige Hausberge, südlich von Minden). Der Kaiser eilte herbei und belagerte die Burg. Doch es kam zu einem friedlichen Ausgleiche. Unwan von Bremen nämlich ermahnte den Bernhard, von seinem Beginnen abzustehen und die Kaiserin verwandte sich bei ihrem Gemahle um Gnade für den aufrührerischen Herzog. So wurde die Burg übergeben und Heinrich konnte unter den jetzigen Umständen nichts Besseres thun als Gnade walten zu lassen. Das muß im zeitigen Frühjahre 1020 geschehen sein. Denn noch vor Mitte des April erwartete Heinrich einen Besuch in Bamberg, den ein deutscher König seit über 250 Jahren nicht mehr empfangen hatte, den Besuch des Papstes. Um dies hochbedeutende Ereignis zu erklären, müssen wir einen Blick auf die Entwickelung der italienischen Verhältnisse seit dem Jahre 1014 werfen.

Dritter Abschnitt.

Kaiser Heinrich II. und Papst Benedikt VIII.

1. Italien in den Jahren 1014—1020.

Der Römerzug des Jahres 1014 war zwar nicht ohne Erfolge gewesen, wie wir sahen, aber nachhaltig waren diese nicht zu nennen. Das erfahren wir ganz besonders aus einem Briefe, den der kaiserlich gesinnte Bischof Leo von Vercelli gegen Ende 1016 oder zu Anfang 1017 an Heinrich nach Deutschland schrieb. Leo meldet hierin dem Kaiser, daß die Sachen desselben jetzt nach dem Tode Arduins schlechter ständen als vorher. Wie oben erzählt worden ist, hatte Heinrich sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den italienischen Bistümern und Klöstern das entrissene Gut aus den Händen des Adels zurückzustellen. Solange er selbst anwesend war, hatte dieser Befehl wohl auch einige Wirkung gehabt, doch kaum hatte er den Rücken gewandt, so fing das alte Spiel von neuem an. Auch Arduins Tod brachte hierin keine Aenderung, seine Anhänger setzten die Fehde mit der Kirche fort und schädigten die Stifter ungestraft. So war jetzt der Bischof Leo nur noch im Besitze seiner Stadt Vercelli und einiger Burgen, die ihm einer seiner Freunde noch bei Lebzeiten Arduins wiedererobert. Die anderen Burgen und Güter des Bistumes aber hatte ein Graf Ubert besetzt, der sich hier von den Mannen des Bischofes hatte Treue schwören lassen, die sogar noch durch Geiseln verbürgt werden mußte. Ein solches eigenmächtiges und anmaßendes Vorgehen war nicht einmal zu Lebzeiten Arduins vorgekommen. Und ebenso sah es in der Mark Ivrea aus. Hier verbanden sich die Söhne Arduins mit einem gewissen Manfred und es war ihnen gelungen, von den Vasallen der Mark den Huldigungseid zu erhalten. Nirgends kümmerte man sich um die königliche Gewalt, ja man trat sogar recht eigentlich in Gegensatz zu ihr, indem man offen davon sprach, einen einheimischen König wählen zu wollen. Hierzu kommt, daß auch König Rudolf von Burgund sich in die italischen Dinge einmischen wollte. Es ist jene Zeit, wo es Rudolf bald mit dem Kaiser hält und diesem die größten Versprechungen macht, bald

wieder dem Kaiser absagt, da die burgundischen Großen gegen den Anschluß an das deutsche Reich waren. Rudolf, heißt es, wolle sich Ivreas bemächtigen, von da aus mit einem Heere in Italien einfallen und mit den Feinden des Kaisers gegen dessen Anhänger zu Felde ziehen. Das Schlimmste aber war, daß die Empörer, besonders der Graf Ubert, mit einigen deutschen Kirchenfürsten in Verbindung standen. Heribert von Köln war stets ein Widersacher des Kaisers geblieben und sein Bruder Heinrich von Würzburg grollte dem Kaiser immer noch wegen der Gründung von Bamberg. Mit diesen beiden hatten die italischen Aufrührer angeknüpft und der Bund war bereits so weit gediehen, daß Ubert eine Nichte der Brüder heiraten sollte. Eine solche nahe Verbindung mußte aber Leo auf jeden Fall hintertreiben und deshalb bittet er den Kaiser in jenem Briefe, er möge mit Heribert und Heinrich eindringlich reden und sie davon abzubringen suchen, ihre Nichte dem Uebelthäter zu fluchwürdiger Ehe zu geben und denselben auf irgend eine andere Weise zu unterstützen.

Das waren wenig beruhigende Nachrichten für Kaiser Heinrich, der sich ja damals wegen der schwankenden Haltung Rudolfs von Burgund und wegen der Mißerfolge im Polenkriege in keiner beneidenswerten Lage befand. Auf der anderen Seite aber hatte auch die deutsche Herrschaft Anhänger in Italien. Das waren vornehmlich die Bischöfe, deren Sache Heinrich so entschieden in Schutz genommen. Das Haupt aller kaiserlich Gesinnten in Italien war Leo von Vercelli, der unablässig bemüht war, mit seinen schwachen Mitteln die kaiserliche Partei zu verstärken. So war es ihm schließlich gelungen, mit Hülfe der Bischöfe von Parma und Como den alten und halb einfältigen Erzbischof Arnulf von Mailand für die deutsche Sache zu gewinnen. Arnulf war ein Mann, der nach Leos Bericht nie wissentlich etwas Böses gethan und den nur der Mangel an eigenem Urteile der kaiserlichen Partei entfremdet hatte. Und zugleich mit Arnulf trat auch die Stadt Mailand zum Kaiser über. Denn die Bürger ließen sich durch die Reden des Priesters Heribert überzeugen, daß die Verbindung mit den Empörern gegen ihren eigenen Vorteil sei. Von dem weltlichen höheren Adel scheint nur der Graf Tado von Verona dem Kaiser treu angehangen zu haben. Das Haus dieses Tado war für Heinrich eine starke Stütze im östlichen Oberitalien, der gleichnamige Vater des Grafen hatte für bewiesene Treue ein beträchtliches Gebiet erhalten und von seinen Söhnen erlangte der eine namens Johannes das Bistum in Verona, während dem anderen die Grafschaft in dieser Stadt verliehen wurde. Verona war auf solche Weise in guten Händen und da auch Mailand sich für den Kaiser erklärt hatte, so forderte nun Bischof Leo von Vercelli denselben in seinem Briefe auf, ein Heer nach Pavia zu schicken, um seine Feinde zu unterwerfen. Wenn aber Heinrich es wünsche, so werde er mit dem Bischofe von Como und dem Grafen Tado zu Ostern an den deutschen Hof kommen, um ihn dort persönlich von der Lage der Dinge zu unterrichten. — Doch Heinrich hatte jetzt keine Zeit zur Einmischung in Italien. Ihn beschäftigten zunächst die polnischen Verhältnisse und die Herstellung des Friedens im Reiche selbst. Die Pflichten, die er als deutscher König übernommen, setzte er denen nicht hintan, die ihm als römischem Kaiser zukamen. Auch hierin offenbarte sich sein auf das Erreichbare gerichteter Sinn.

Freilich konnte es damals dringend notwendig erscheinen, daß der Kaiser wieder über die Alpen zog, wenn anders das System der deutschen Herrschaft auch fernerhin in Italien Bestand haben sollte. Denn auch in der Mitte der apenninischen Halbinsel behaupteten die dem Kaiser widerstrebenden Gewalten noch lange Zeit die Oberhand. Hier war die Sache des Abtes Hugo von Farfa durch Heinrich nicht zum Austrage gebracht worden. Trotzdem der Kaiser dem Abte den ganzen früheren Besitz seines Klosters zugesprochen und dem Papste die Vollziehung dieses Befehles übertragen, behauptete sich dennoch die Familie der Crescentier in den besetzten Burgen. Kaum hatte Heinrich den Rücken gewandt, so widerriefen die Crescentier alles, was sie zu Gunsten des Abtes hatten eingehen müssen. Nun bestürmte Hugo den Papst mit Bitten um Hülfe. Benedikt VIII. trat für den Abt ein, denn an der Vernichtung der Crescentier mußte ihm sehr viel liegen, da sie sich ja besonders seiner Wahl widersetzt hatten. So ging hier des Papstes persönliches Interesse Hand in Hand mit dem Vorteile der Kirche. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte der Papst schwerlich dem Abte seine Hülfe so bald und so nachdrücklich zu teil werden lassen. — Als die Crescentier jede friedliche Uebereinkunft abwiesen, zog der streitbare Papst selbst vor eine der streitigen Burgen. Es gelang ihm, dieselbe zur Ergebung zu zwingen und der Crescentier verstand sich jetzt dazu, sich einem gerichtlichen Verfahren zu unterwerfen. Doch als dasselbe am Ende des Juli 1014 stattfinden sollte, weigerte sich der trotzige Mann, vor dem päpstlichen Gerichte zu erscheinen, und so sprach dieses in aller Form die Burg Buckinianum dem Crescentier ab und dem Abte zu. Im folgenden Jahre eroberte dann der Papst auch die zweite Burg Tribuccum und übergab sie an den Abt Hugo. Die Niederlage der Crescentier war damit völlig entschieden, die Brüder mußten in die Verbannung gehen.

So hatte jetzt der Papst in Italien die Rolle des Kaisers übernommen, mit starker Hand wachte er über den Besitz der Kirche und schützte dieselbe vor den Anmaßungen des gewaltthätigen Adels. Aber auch sonst befestigte Benedikt seine Macht in einer Weise, wie es seit langer Zeit einem Papste nicht geglückt war. Sobald es nämlich mit der Macht der Crescentier in Rom und Umgegend zu Ende war, beförderte Benedikt seine beiden Brüder in die höchsten Ehrenstellen, sie heißen von da an Konsuln und Herzöge. — Der Papst hatte eine wirkliche Herrschaft über Rom hergestellt. Aber dieser kühne und thatkräftige Mann, der jetzt auf dem Stuhle Petri saß, begnügte sich keineswegs mit den errungenen Erfolgen, bald griff er weiter um sich und es schien, als ob er die Pflicht eines Schutzherrn der christlichen Kirche für den abwesenden Kaiser übernehmen wollte. Das Papsttum war durch die Ottonen gleichsam wieder aufgefrischt worden und die weltbeherrschenden Bestrebungen der sächsischen Kaiser waren allmählich in dasselbe übergegangen. Dazu kam die große Vergangenheit des Geschlechtes, dem der jetzige Papst angehörte: die tusculanischen Grafen stehen in verwandtschaftlichem Zusammenhange mit Alberich, dem einstigen gefürchteten Tyrannen Roms. Und Benedikt selbst war eine gewaltige Persönlichkeit, politischer Blick und Unerschrockenheit werden ihm selbst von seinen Feinden, den Cluniacensern, nachgerühmt, die mit seinem sonstigen Lebenswandel nicht eben

einverstanden waren. So ging jetzt der Papst an die Lösung der großen Aufgabe, die selbst den Ottonen nicht geglückt war, an die Vertreibung der Griechen und Araber aus Italien.

Im Jahre 1015 war eine große saracenische Flotte von den balearischen Inseln aus an der sardinischen Küste gelandet, die Insel wurde den einheimischen Herren entrissen. Auch von Spanien und Sizilien aus machten damals die Saracenen häufig Raubzüge an der Küste des Festlandes; dadurch wurden die großen italischen Seestädte in ihrem Handel schwer bedroht, da die Unsicherheit auf dem Mittelmeere zunahm. Deshalb nahmen diese Städte die Abwehr der fremden Räuber in ihre Hand und mehrmals war es den Pisanern gelungen, den Sieg über die Ungläubigen davonzutragen. Freilich erlitt Pisa dabei auch große Verluste, im Jahre 1011 wurde die Stadt von den Feinden fast ganz zerstört. Schlimmer aber mußten sich die Verhältnisse für die Seestädte gestalten, seitdem sich das benachbarte Sardinien in den Händen der Saracenen befand. Aus diesem Grunde verbündete sich Pisa noch im Jahre 1015 mit Genua. Die vereinigte Flotte zog dann gegen Sardinien, landete daselbst und brachte dem Feinde eine entscheidende Niederlage bei; der Emir Mogehid, der Herr der Insel, mußte nach Spanien entfliehen. Doch schon im folgenden Jahre kehrte Mogehid zurück und nachdem er Luni erobert und zerstört, betrat er von neuem den sardinischen Boden. Er baute auf der Insel eine feste Burg, um von dort aus das Verlorene wiederzugewinnen. Nun wurde die Lage wirklich gefahrdrohend und als der Papst von den Erfolgen der Saracenen erfuhr, zögerte er nicht, sich der bedrängten Seestädte anzunehmen. Wahrscheinlich forderte er Genua und Pisa zum Kampfe gegen die Ungläubigen auf und schickte ihnen Hülfstruppen zu. Im Juni des Jahres 1016 kam es zum Treffen zwischen Christen und Arabern. Ein mächtiger Sturm erhob sich, der die Schiffe der Araber auf den Strand schleuderte und kampfunfähig machte. Nur wenig feindliche Schiffe entkamen, die Bürger von Genua und Pisa errangen einen vollständigen Sieg. Kaum konnte sich der Emir selbst flüchten und die Beute der Sieger war außerordentlich groß. Frohlockend übersandte der Papst den kostbaren Halsschmuck der Gemahlin des Emires, die sich unter den Gefangenen befand, an Kaiser Heinrich nach Deutschland.

So freudig dies Ereignis auch war, an welchem auch der Papst wenigstens mittelbar teilgenommen, und so hoch auch das Ansehen des Papstes dadurch steigen konnte, es war dem Benedikt nicht vergönnt, sich lange seiner Machtstellung zu erfreuen. Noch im Jahre 1016 gelang es nämlich den Crescentiern, wieder zu Macht zu kommen. Sie kehrten nach Rom zurück und der Abt Hugo von Farfa bot ihnen einen Vergleich an, nach welchem die eine der erwähnten Burgen im Besitze des Klosters bleiben, die andere jedoch den Crescentiern für immer abgetreten werden sollte. Doch die Brüder befanden sich schon wieder in so mächtiger Stellung, daß sie den Vergleich ausschlugen. Ja sie zwangen sogar mit gewaffneter Hand den Papst, mit ihnen ein Abkommen zu treffen. Benedikt mußte sich dafür verbürgen, daß die beiden festen Plätze den Crescentiern ausgeliefert werden sollten. Durch einen Eid wurde der Papst obendrein verpflichtet, daß er die Crescentier in dem Besitze der Burgen schützen wolle gegen

jedermann. Da in diesem Eide nicht einmal der Kaiser ausgenommen war, so ergibt sich daraus mit voller Sicherheit, daß Benedikt unter dem Drucke der Verhältnisse jetzt von der Seite des Kaisers zur Partei der Crescentier übertreten mußte; wiederum war die kaiserliche Sache in Rom unterlegen. Und Heinrich konnte im Jahre 1017 hier keine Aenderung der Lage herbeiführen, da er damals einen neuen Krieg gegen Polen plante. Es war ihm nicht einmal möglich, auf die Bitte Leos von Vercelli einzugehen und ein Heer nach Pavia zu schicken. Und wenn er sich scheuen mußte, in Oberitalien einzugreifen, dann konnte er keinesfalls etwas gegen die mächtigen Crescentier ausrichten. An Aufforderung, nach Italien zu kommen, fehlte es freilich nicht. Im Januar 1017 erschienen auf einem Hoftage in der Pfalz Allstedt Gesandte der deutschen Partei aus Italien, ein Ereignis, welches sicher mit der politischen Lage zusammenhängt. Heinrich mußte sich damit begnügen, seinen Kanzler für Italien Pilgrim als Königsboten über die Alpen zu senden, um an seiner Stelle das königliche Machtwort zu sprechen. Freilich Aussicht auf Erfolg hatte diese Sendung nicht und wir hören auch nichts davon, daß Pilgrim etwas Wesentliches erreicht. Zu Anfang des Jahres 1018 starb der alte Erzbischof Arnulf von Mailand. Doch dieser Todesfall änderte nichts in den Verhältnissen Italiens. Denn der Kaiser setzte als Nachfolger in das Erzbistum den Aribert ein, einen Mann, der es stets mit der deutschen Partei gehalten. Jedenfalls ist Aribert der im Briefe Leos von Vercelli erwähnte Priester Heribert, und wir werden im Verlaufe unserer weiteren Darstellung sehen, wie thatkräftig der neue Erzbischof die deutsche Sache in Italien unterstützt hat. — Später hatte Kaiser Heinrich den Tod seines Halbbruders, des Erzbischofes Arnold von Ravenna, zu beklagen, der als der mächtigste und der vornehmste der Metropoliten Italiens und besonders wegen seiner engen Verwandtschaft mit Heinrich für denselben eine der bedeutendsten Stützen jenseits der Alpen gewesen war. Denn zum Erzstifte Ravenna gehörten elf Grafschaften und dazu hatte der Erzbischof das Recht, in dem ganzen Exarchate die Grafen einzusetzen. — Im Jahre 1019 kam es nun zu einer Versammlung, die Leo von Vercelli schon längst herbeigesehnt: Alle kirchlichen und weltlichen Würdenträger Italiens, die auf der Seite Heinrichs standen, trafen sich mit dem Kaiser im Herbste dieses Jahres in Straßburg. Die Zusammenkunft in Basel, die Leo gewünscht, war wegen der Polenkriege unterblieben und Straßburg schien mehr Sicherheit zu bieten; die Nähe der burgundischen Grenze konnte für eine Fürstenversammlung in Basel leicht verhängnisvoll werden. Ohne Zweifel wurde hier in Straßburg eingehend über den Zustand Italiens beraten. Doch wir wissen nichts mehr von den politischen Beschlüssen, die man hier getroffen hat. Wohl aber haben drei Gesetze Geltung erlangt, welche in Straßburg vom Kaiser mit Zustimmung der italienischen Großen erlassen wurden. Sie beziehen sich auf Erbgang und auf Sühne von Mord. Wahrscheinlich wurde auch in Straßburg der Stuhl des Patriarchen von Aquileja neu besetzt, nachdem vor kurzem der Patriarch Johann gestorben war. Nicht weniger als sechzehn Bistümer unterstanden diesem geistlichen Fürsten. Danach läßt sich seine Macht ermessen und erwägen, welche Bedeutung es für Heinrich haben mußte, wenn er hier einen seiner Anhänger einsetzen konnte.

Die Wahl des Kaisers fiel auf einen Deutschen namens Poppo, der mit Meinwerk von Paderborn verwandt war. Er stammte aus einem reichen und vornehmen Hause und man rühmte seine Weisheit und seine vorzügliche Bildung. Sein Hof in Aquileja wurde bald ein Mittelpunkt für Kunst und Wissenschaft. Dazu war Poppo ein streitbarer Herr und unter der Regierung von drei Kaisern hat er für sein Erzbistum wacker gekämpft und seine Macht ansehnlich erweitert.

Nach diesem kurzen Ueberblicke über die Geschichte Oberitaliens seit dem Jahre 1014 müssen wir, um zum vollen Verständnisse der Ereignisse des Jahres 1020 zu gelangen, uns noch rasch die Lage Süditaliens vergegenwärtigen. Wir hatten Süditalien am Ende der Regierung Ottos II. verlassen. Die Kämpfe des Kaisertumes mit den Griechen waren in letzter Linie ungünstig für die Deutschen verlaufen und so kommt es, daß die Griechen sich seitdem wieder in den ungestörten Besitz von Apulien und Calabrien setzen konnten. Gaeta, Amalfi und Neapel standen unter griechischer Oberhoheit und nach dem Tode Pandulfs des Eisenkopfes waren auch die langobardischen Fürsten in Capua, Benevent und Salerno unzuverlässige Bundesgenossen des deutschen Reiches. In Bari residierte der griechische Statthalter, umgeben von einem großen Hof- und Beamtenstaate, er führte den Titel Katapan. Schwerlich wäre für lange Zeit in den Besitzverhältnissen Unteritaliens etwas geändert worden, wenn nicht die Araber von Sizilien aus ihre Raubzüge nach dem italischen Festlande fortgesetzt hätten. So wurde im Jahre 1002 Bari durch ein arabisches Heer belagert und die Stadt wäre beinahe in die Hände der Ungläubigen gefallen. Doch damals kam Venedig den Griechen zu Hülfe, der Doge Peter II. Orseolo hatte vor zehn Jahren vom griechischen Kaiser große Zugeständnisse erhalten. In einem dreitägigen Land- und Seekampfe befreiten damals die Venetianer die Griechenstadt. Dann scheinen die arabischen Angriffe auf griechisches Gebiet eine Zeit lang geruht zu haben. Doch damals trat ein großer Umschwung in der öffentlichen Meinung in jenem Gebiete ein. Man gedachte nämlich, daß das griechische Kaisertum doch zu schwach gewesen, um Unteritalien vor den Arabern zu beschützen. Ueberhaupt war die griechische Herrschaft dort schon lange verhaßt, denn die Kaiser in Konstantinopel forderten hohe Steuern und die griechischen Beamten traten mit einem Uebermute und einem Stolze auf, der sich durch die thatsächlichen Verhältnisse keineswegs rechtfertigen ließ. Man war der Griechen müde geworden, und so trug man sich damals in Apulien mit dem Gedanken, das griechische Joch abzuschütteln. Die andern süditalischen Staaten waren ja auch eigentlich fast frei zu nennen und kümmerten sich wenig um den stolzen Kaiserhof, der am goldenen Horn residierte und der die Oberherrschaft über ihre Gebiete beanspruchte. Unter der Führung zweier vornehmer Barenser, des Ismael oder Melus und seines Schwagers Dattus brach der Aufstand im Jahre 1009 los. Melus bemächtigte sich der Stadt Bari, die den Griechen entrissen wurde. Die Empörung ergriff dann noch andere apulische Städte und vielleicht steht mit dieser Erhebung in Zusammenhang, daß die Araber jetzt wieder in Calabrien erschienen und Cosenza belagerten und einnahmen. Erst im Jahre 1010 schritten die Griechen zu thatkräftiger Abwehr, im Jahre 1011 gelang es dem neuen Katapan Basilius, Bari nach zweimonatiger Belagerung wieder zu erobern. Doch

die beiden Führer des Aufstandes waren schon vorher entflohen und suchten nun die langobardischen Fürsten Unteritaliens zum Kriege gegen die Griechen zu gewinnen. Aber diese Bemühungen waren vergebens, nirgends verspürte man Lust, gegen die verschmitzten Griechen etwas zu wagen; auch konnte man zu wenig dabei gewinnen.

Die Hülfe kam diesmal von einer Seite, von der man es am wenigsten erwartet hatte, nämlich von Rom. Wir sahen schon vorhin, daß die päpstliche Herrschaft Benedikts VIII. von universalen Tendenzen getragen wurde. Ueberall zeigte sich Benedikt bemüht, aus der Vereinzelung und Vereinsamung herauszutreten, in welche das Papsttum durch seine Vorgänger gebracht war. Es ist keine Frage, auch ohne das Zusammenwirken mit Kaiser Heinrich hätte Benedikt jene kühne und nationalitalienische Politik getrieben. Doch es will einen stets gemahnen, als ob die Nachfolger Petri in jener Zeit nur Schatten und Abbild unserer Kaiser gewesen wären. Jedenfalls war das Papsttum durch die Ottonen moralisch wunderbar gehoben und gekräftigt worden, und je größer der Kaiser, desto mächtiger und nachdrücklicher konnte auch der Papst auftreten. Die welthistorische Bedeutung unserer Kaiser aus dem salischen Hause, als deren ersten man eigentlich schon Heinrich II. bezeichnen kann, obwohl er niedersächsischen Stammes ist, diese Bedeutung hat auch einige gleichzeitige Päpste zu großen Erscheinungen und Persönlichkeiten werden lassen. Papsttum und Kaisertum stehen fortan in engster Wechselwirkung und die lebendige Auffassung Benedikts von der Zusammengehörigkeit beider Gewalten spricht sich in nichts so sehr aus, wie in seiner italischen Politik. Da der Kaiser nicht in Italien anwesend war, so vertrat der Papst seine Stelle, er nahm Italien in seinen weltlichen Schutz. Aus Treue gegen Kaiser Heinrich, heißt es, überließ Benedikt den Führern des apulischen Aufstandes einen festen Turm an der Mündung des Garigliano, er war einst zur Abwehr der Araber bestimmt gewesen. Hierdurch meinte der Papst vollständig im Sinne des Kaisers und des Reiches gehandelt zu haben.

Größere Bedeutung für die Zukunft Italiens aber sollte der Umstand gewinnen, daß der Papst später dem Melus normannische Ritter zuwies, die den Kampf gegen die Griechen aufnehmen sollten. Im Jahre 1016 waren nämlich bei Salerno vierzig normannische Ritter gelandet, die von einer Pilgerfahrt aus dem heiligen Lande zurückkehrten. Damals aber wurde Salerno von den Arabern belagert, da es sich geweigert, den früheren Tribut zu zahlen. Diese Ritter trugen nun dem Fürsten Waimar von Salerno ihre Hülfe an. Denn ein Kampf gegen die Ungläubigen war für sie, die aus Palästina zurückkehrten, der beste Beschluß der Pilgerreise. Und bei einem Ausfalle bewährte sich auch ihre Hülfe glänzend, die Araber wurden geschlagen und mußten auf ihre Schiffe fliehen. Es war klar, daß die tapferen Söhne des Nordlandes am meisten zu diesem Siege beigetragen. Als Waimar ihnen deshalb reichliche Geschenke anbot und sie ersuchte, in seinem Dienste zu bleiben — denn er erkannte, daß der Beistand solcher Männer, auf die er sich unbedingt verlassen konnte, für ihn von großem Werte sein mußte — so schlugen sie alles aus. Waimar aber erfuhr durch sie, daß es daheim bei ihnen genug Ritter gäbe, welche bei dem freigebigen Fürsten gern Dienste nehmen würden. Aus diesem Grunde

schickte Waimar mit den heimkehrenden Normannen eine Gesandtschaft, welche die herrlichen Erzeugnisse des süditalischen Bodens mitnahm, um die nordischen Recken nach dem Süden zu verlocken. Und die Zeit war hierzu günstig gewählt, da gerade damals ein normannisches Geschlecht wegen einer Blutschuld die Heimat meiden mußte. Dieses Geschlecht schloß sich der salernitanischen Gesandtschaft bei ihrer Rückkehr an und diese Normannen fanden auf ihrer Reise in ganz Italien die beste Aufnahme. Wie Engel vom Himmel wurden die blonden Helden von den Italienern betrachtet. In Rom wandten sie sich an den Papst, um durch diesen von ihrer Schuld befreit zu werden, Benedikt aber erkannte, daß solche Recken zur Befreiung Italiens dienen könnten. Er schickte sie daher sogleich zu Melus nach Capua. Diesem kam die Hülfe äußerst gelegen, schnell durcheilte er die Mitte und den Süden Italiens, um die langobardischen Fürsten zur Teilnahme am Kriege zu bewegen. Der Erfolg muß diesmal günstiger gewesen sein als früher, Melus sammelte ein Heer und zog im Mai 1017 gegen Apulien. Bei dem Grenzfluße Fortore trat ihm ein griechischer Beamter mit einem Heere entgegen — der Katapan Basilius war im Jahre 1016 gestorben und der neue Statthalter hatte sein Amt noch nicht angetreten — Melus blieb in dem Treffen Sieger und durchzog nun Apulien. Nahe vor Bari stieß er auf den neuen Katapan und am 22. Juni kam es bei Monte Peloso zur Schlacht, in welcher die Griechen siegten. Melus mußte sich mit seinen Normannen eiligst nach Norden wenden, doch als ihn die Griechen verfolgten, kam es in der Nähe des späteren Troja zu einer dritten Schlacht, in welcher die Griechen eine vollständige Niederlage erlitten. Nun zog Melus wieder gen Süden und bald sah er sich im Besitze von fast ganz Apulien. Dazu kamen jetzt normannische Ritter in größerer Anzahl, die sein Heer ansehnlich verstärkten. Mit der Herrschaft der Griechen in Apulien schien es für immer vorbei zu sein, wenn man jetzt nicht in Konstantinopel die größten Anstrengungen machte, des Aufstandes Herr zu werden. Das geschah auch. Ein neuer Statthalter namens Boioannes wurde mit einem bedeutenden Heere nach Italien geschickt. Es gelang ihm, die Stadt Trani einzunehmen. Dann kam es bei Cannä am Ofanto im Herbste des Jahres 1018 zur entscheidenden Schlacht. Auf derselben Stelle, wo einst die Römer durch Hannibal jene furchtbare Niederlage erlitten, errang Boioannes über Normannen und Italiener einen glänzenden Sieg. Dadurch war die Herrschaft der Griechen über Apulien wiederhergestellt, die Befreiung des Landes durch Melus war vollständig mißlungen. Doch der kühne Mann gab seinen Plan nicht so leicht auf, er sah sich sofort nach mächtiger Hülfe um. Begleitet von Rodulf, dem Führer der Normannen, ging er über die Alpen, um Kaiser Heinrich zum Angriffe auf die griechische Herrschaft zu bewegen. Denn Italien war ja das Machtgebiet, um welches Germanen und Griechen seit Jahrhunderten rangen; die Ausdehnung der griechischen Herrschaft konnte dem Kaiser Heinrich nicht gleichgültig sein. Und Boioannes benutzte seinen Sieg auf das beste. Gegen die beneventanische Grenze hin erbaute er auf der Stätte des alten Ecana eine starke Festung namens Troja und auch im Norden des griechischen Gebietes befestigte er eine Anzahl Städte, um die Einfälle des Feindes abzuwehren. Und auch auf die Stellung der langobardischen Fürsten blieb der Sieg nicht ohne

Folgen, mit einziger Ausnahme des Landulf von Benevent erkannten sie jetzt wieder die Oberhoheit des griechischen Kaisers an. Dadurch aber wurde das griechische Machtgebiet bis nahe vor Rom gerückt und der Papst, der noch kurz zuvor die Feinde der Griechen unterstützt, mußte um seine Stellung besorgt werden, zumal, wie schon oben erzählt ist, die Crescentier in Rom wieder mächtig geworden waren. Der einzige natürliche Verbündete aber, an den sich Benedikt anlehnen konnte, war der Kaiser. Wahrscheinlich ist es auch der Papst gewesen, der den Melus nach seiner Niederlage zu Heinrich nach Deutschland geschickt hat und noch nicht zwei Jahre später mußte sich Benedikt selbst aufmachen, um Rettung und Hülfe am deutschen Hofe zu suchen.

2. Der Besuch des Papstes und der dritte Zug Heinrichs nach Italien.

So drängte jetzt wieder die nationalitalienische Politik nach Deutschland hin. Schon vor langen Zeiten hatte sich einst ein Papst an den Frankenkönig Pippin um Hülfe gewandt, als ihm von den Langobarden Oberitaliens arg zugesetzt wurde. Das Gleiche ist hier der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt vor dem Papste auch schon der weltliche Vertreter des nationalen Standpunktes in der Person des Melus zu Heinrich gekommen war; und insofern konnte der Schritt, den der Papst nun selbst that, in seinen Folgen noch bedeutender werden. Unter dem Vorwande, daß er einer Aufforderung des Kaisers nachkomme, denselben in Deutschland zu besuchen, begab sich Benedikt im zeitigen Frühjahre 1020 über die Alpen. In Bamberg sollte die Zusammenkunft stattfinden und hier durch den Papst die Einweihung des Stiftes zu St. Stephan erfolgen. Kaum waren die Verhältnisse mit Herzog Bernhard geordnet, so eilte Heinrich nach Franken. Der Papst langte am 14. April, dem Gründonnerstage, in Bamberg an und ward hier vom Kaiser in der Kathedrale des Hochstiftes feierlich empfangen. Nachdem Benedikt an drei Altären des Domes seine Andacht verrichtet und auf dem bischöflichen Stuhle ein Tedeum angehört, welches im Dome angestimmt wurde, gaben sich Papst und Kaiser gegenseitig den Friedenskuß. Darauf trat der Papst aus der Kirche heraus, segnete die bußfertigen Sünder, die vor der Thüre standen und führte sie in die Kirche hinein. Nach Vorlesung des Textes hielt dann Benedikt selbst die Predigt und teilte den Segen aus. Dasselbe that er auch am Karfreitage und am Ostertage, nur lasen am letzteren erst der Patriarch von Aquileja und der Erzbischof von Ravenna vor dem Papste je eine Lektion. Auf solche Weise nahm der Papst an dem hohen Feste die bischöflichen Amtshandlungen in Person wahr und erst nach den Festtagen ging man daran, über die italischen Dinge in Beratung zu treten. Der Kaiser versprach dem Papste und dem Melus seine Hülfe, er stellte wohl einen Römerzug in nahe Aussicht. Doch mitten in der Festesfreude starb Melus sechs Tage nach Ostern, gerade zu der Zeit, wo er der Erfüllung seiner Wünsche am nächsten zu stehen schien. Im Dome zu Bamberg auf deutschem Boden fand der kühne Romane sein Grab, die Inschrift desselben nannte ihn, vielleicht auf Befehl des Kaisers, den „Herzog von Apulien“. Tags darauf weihte der Papst unter dem Beisein einer großen Anzahl von Bischöfen und weltlichen Fürsten des Reiches

das Kollegiatstift zu St. Stephan. Von Bamberg aus gingen dann Kaiser und Papst nach Fulda, wo Benedikt dem Kloster alle Rechte bestätigte, die ihm von früheren Päpsten verliehen worden waren. Außerdem wurde Fulda, das schon seit seiner Gründung exemt gewesen und unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle gestanden, jetzt noch fester mit demselben verbunden, indem es ihm ganz zu eigen gegeben wurde, so daß dem Papste allein das Recht der Abtsweihe hier zustehen sollte. Wahrscheinlich erhielt der Fuldaer Abt schon damals wegen dieser innigen Beziehungen zu Rom das Vorrecht, im Gericht und auf der Synode den ersten Platz unter den deutschen Aebten einzunehmen.

In Fulda wurde auch vom Papste eine Bulle erlassen, welche die Stellung Bambergs unter den deutschen Hochstiftern regelte. Bamberg erhielt eine Mittelstellung zwischen Erzbistum und Suffragansitz. Der Bischof mußte zwar die Metropolitangewalt des Mainzer Erzbischofes anerkennen, aber thatsächlich war und blieb er fast frei davon. Und so haben die Bamberger Bischöfe bis in die spätesten Zeiten unseres Reiches unter den Bischöfen desselben den Vorrang eingenommen. An den päpstlichen Stuhl aber mußte das Bistum jährlich einen weißen Zelter stellen. Außerdem erlangte jetzt der Papst vom Kaiser eine verbriefte Zusage der Rechte und des Besitzes der römischen Kirche, wie sie ganz ähnlich einst schon von Ludwig dem Frommen und Otto I. gegeben worden. Auch die jetzige von Heinrich ausgestellte Urkunde birgt eine ganze Menge Scheinansprüche in sich, welche weder der Papst in Wirklichkeit erheben konnte, noch auch der Kaiser zu befriedigen gesonnen war. So findet sich in jener Urkunde die Bestimmung, daß Capua der römischen Kirche gehören sollte. Als jedoch diese Stadt, die sich den Griechen angeschlossen hatte — der Fürst Pandulf hatte die goldenen Schlüssel der Stadt dem Kaiser nach Konstantinopel übersandt — zwei Jahre später von den Deutschen eingenommen wurde, kam sie keineswegs an den Papst, sondern die Stadt und das ganze Fürstentum wurde an einen Verwandten des regierenden Hauses gegeben. Und doch wurde dadurch das Verhältnis des Papstes zum Kaiser nicht getrübt, es ist im Gegenteil in der ganzen späteren Politik dieser Männer der Freundschaftsbund zu erkennen, den sie jetzt in Deutschland geschlossen. — Die Ausstellung einer solchen Urkunde wie der oben erwähnten ist in jener Zeit noch nicht gefährlich gewesen. Denn der Papst brauchte den Kaiser, ohne ihn und seine Ritter galt er nichts in Italien. Aber wie, wenn unter veränderten Verhältnissen die Päpste allmählich zu größerer Macht gelangten, selbständig auftreten konnten und dann den Anspruch auf Vollziehung dessen erhoben, was Heinrich ihnen soeben zugesichert hatte? Dann mußte die Stellung der Kaiser in Italien erheblich geschwächt werden und es mußte ein unabsehbarer Kampf zwischen beiden Gewalten entstehen, wenn der Kaiser das nicht aufgab, was ihn eigentlich erst zum Kaiser machte, nämlich den Besitz Italiens. Doch jetzt waren solche Zeiten noch fern und zwischen Benedikt und Heinrich herrschte das beste Einvernehmen.

Kaiser und Papst trennten sich gegen das Ende des Mai, Heinrich zog über das neu gegründete Kloster Kaufungen in der Nähe von Kassel nach Westen gegen Balduin von Flandern, der vielleicht wieder mit Robert von Frankreich angeknüpft hatte und dadurch dem Kaiser verdächtig geworden war. Es kam

wieder zu einer Belagerung von Gent, doch scheint eine friedliche Lösung schnell erzielt worden zu sein. Dann galt es für Heinrich gegen einen Mann auszuziehen, der schon jahrelang kirchlichem und kaiserlichem Gebote getrotzt hatte. Das war der fränkische Graf Otto, zubenannt nach seiner Burg Hammerstein am Rheine gegenüber Andernach. Otto hatte eine nahe Verwandte, die schöne Irmingard geheiratet, und schon lange war diese Ehe der Kirche ein Greuel gewesen. Als daher Heinrich im Jahre 1018 den Tag von Nimwegen abhielt, und gleichzeitig mit den weltlichen Beratungen eine geistliche Synode tagte, ließ Heinrich den Otto wegen seiner fortgesetzten Weigerung, die Ehe mit Irmingard aufzulösen, von der Synode exkommunizieren. Erst auf der späteren Versammlung von Bürgel unterwarf sich Otto dem Kaiser und die Ehe wurde für ungesetzlich erklärt. Doch die Liebe war stärker als der Gehorsam gegen das Gesetz. Nach kurzer Zeit fand die Vereinigung Ottos mit Irmingard von neuem statt. Vergeblich drohte Erkanbald von Mainz mit den Kirchenstrafen; Otto, als Glied des weltlichen Adels ohnehin dem Erzbischofe gram, wurde dadurch zum Zorne gereizt, er befehdete den Mainzer. Beinahe wäre der Erzbischof selbst in die Gewalt Ottos gefallen, doch er entkam noch glücklich den Nachstellungen des Grafen, bloß sein Gefolge wurde in die Gefangenschaft auf die Burg Hammerstein geschleppt. Eine solch offene Verletzung des Gehorsams gegen das kirchliche Gesetz und den Bruch des ihm selbst gegebenen eidlichen Versprechens konnte Heinrich nicht ungeahndet lassen. Nachdem er Otto noch dreimal vergeblich aufgefordert, von seinem verbrecherischen Thun abzustehen, schritt er zur Unterwerfung des Grafen durch Gewalt. Er verließ die flandrischen Gegenden und zog vor Hammerstein. Doch die Burg war zu fest, mit Sturm konnte sie nicht genommen werden, erst der Hunger zwang sie nach drei Monaten zur Ergebung. Soeben beging man die Feier des Weihnachtsfestes, aber Heinrich ließ trotz der Festeszeit in der Belagerung nicht nach, noch am 26. Dezember erfolgte die Uebergabe. Friedlos und ohne Besitz zogen Otto und Irmingard in die Weite, denn Bann und Reichsacht blieben auf ihnen lasten. Diese Festigkeit und Ausdauer Heinrichs bei seinem Vorgehen gegen den Friedens- und Eidesbrecher hatte im Reiche gute Wirkung, man sah, mit welcher Strenge der Kaiser Recht und Gesetz handhabte. Das zeigte sich jetzt auch in den ersten Wochen des Jahres 1021. Als Heinrich vor Hammerstein lag, entbot er den Heribert von Köln mit seinen Mannen zu sich. Heribert schützte Krankheit vor und kam nicht. Der Kaiser glaubte hierin den alten Ungehorsam des Erzbischofes zu erkennen und seine Gesinnung gegen Heribert mag durch die Enthüllungen Leos von Vercelli von dem früheren Mißtrauen eben nichts verloren haben. So zog Heinrich jetzt nach Köln, um mit seinem alten Widersacher persönlich abzurechnen. Doch als er nach Köln kam und Heribert vor sich beschied, sah er ein, daß der bejahrte Mann wirklich leidend war und seinem Ende entgegenging. Auch verwandten sich andere Bischöfe für Heribert und so kam es bei der dem Kaiser innewohnenden Milde zu einer aufrichtigen Versöhnung: ganz am Ende seines Lebens hatte Heribert noch die Genugthuung, Wohlwollen und Güte vom Kaiser zu erfahren. Schon am 16. März 1021 ist dann der alte Erzbischof gestorben. — Von Köln aus ging Heinrich nach Sachsen, um in Allstedt einen großen

Landtag zu halten, wo über die slavischen Angelegenheiten beraten werden sollte. Heinrich war jetzt Herr vieler seiner Feinde geworden und der enge Bund mit dem Papste war wohl auch nicht verborgen geblieben. Der Bund bot einige Gewähr für das Fortschreiten der deutschen Macht im Auslande. So kommt es, daß dem Kaiser wenigstens von geistlicher Seite jetzt viel Lobes zu teil wurde; wohin er seine Schritte lenkte, ward er von den Bischöfen und Aebten mit Freuden empfangen und auch das Volk pries in ihm den Friedebringer.

In Köln wurde dann die Wahl von Heriberts Nachfolger vorgenommen, Pilgrim, der kaiserliche Kanzler für Italien, erhielt das Erzbistum. In Nimwegen erließ Heinrich das Aufgebot an die lothringischen Großen zu dem bevorstehenden Zuge nach Italien und bald darauf wählte er in Gandersheim den Nachfolger des kürzlich verstorbenen Erkanbald von Mainz; seine Wahl fiel auf Aribo, der gleichfalls in der kaiserlichen Kapelle beschäftigt gewesen und ein Verwandter Pilgrims von Köln war. Dann ging der Kaiser nach Werben an der Elbe, um hier mit den Slaven einen eben besprochenen Landtag zu halten. Im Slavenlande war im Jahre 1019 König Kanut der Große von Dänemark und England mit einem großen Heere erschienen und als die heidnischen Bewohner der Ostseeküste gegen ihn heranrückten, wurden sie in einem mörderischen Kampfe geschlagen und ihr ganzes Heer vernichtet. So konnte sich die dänische Herrschaft in jenen Gegenden festsetzen. Im Jahre 1018 war bekanntlich der große Liutizenaufstand erfolgt, die Abodriten waren dem Christentume wieder abtrünnig geworden. Vor allem mußte hier der Herzog von Sachsen gegen die Friedensbrecher einschreiten, aber da die Billunger mit dem Kaiser verfeindet waren und in den Jahren 1019 und 1020 sich offen gegen Heinrich empörten, so blieb der Frevel der Liutizen einstweilen ungerächt. Erst nachdem die Versöhnung zustande gekommen war, gedachte Herzog Bernhard seiner Reichspflichten. Die Abodriten wurden nun wieder gezwungen, den früheren Tribut an den Herzog zu entrichten und es schienen hier friedliche Verhältnisse angebahnt zu sein. Wenigstens bemühte sich der Herzog dahin zu wirken, daß auch das Bistum in Oldenburg wieder in seine alten Rechte trete. Doch die Abodriten konnten sich in dieser Beziehung nur zur Zahlung einer sehr geringen Abgabe verstehen. — Jetzt wollte nun der Kaiser selbst in diese Verhältnisse eingreifen und zu diesem Zwecke wurde der Landtag von Werben berufen. Hier stellten sich die Abodriten dem Kaiser und verpflichteten sich zum Gehorsam, sie anerkannten auch die Ansprüche des Bischofes Bernhard von Oldenburg. Heinrich befahl ihnen daher, daß sie in Zukunft den Zehnten an den Bischof zahlen sollten, wie es einst Otto der Große bei der Gründung des Bistumes angeordnet. Außerdem sollten sie alle dem Bistume geraubten Güter an dasselbe zurückstellen. Freilich die Macht der Deutschen war in jenen Gegenden schon zu sehr gebrochen, als daß die abodritischen Häuptlinge jenem Befehle gehorcht hätten, zumal da diese wußten, daß Heinrich binnen kurzem einen Zug nach Italien antreten wollte. So blieb hier alles beim alten, Bischof Bernhard sah sich genötigt, wieder in freiwillige Verbannung zu gehen. Vielleicht waren des Bischofes Forderungen überhaupt zu hoch gegangen und es wäre besser gewesen, wenn er sich mit dem wenigen begnügt hätte, was ihm früher zugesagt worden war, als

daß er nun auf alles Verzicht leistete und die Ausbreitung des Christentumes und der deutschen Herrschaft ihrem Schicksale überließ. Möglich auch, daß der Kaiser den günstigen Zeitpunkt hätte benutzen können, um mit aller ihm zu Gebote stehender Macht den slavischen Trotz zu brechen. Denn es war jedenfalls der Entwickelung unseres Reiches zuträglicher, wenn sich das Deutschtum im Nordosten ausbreitete, als wenn der Süden Italiens den Griechen entrissen wurde, wie dies Heinrich jetzt beabsichtigte. Und die Zeit für einen Slavenkrieg war gerade günstig genug, im Reiche war die Ruhe hergestellt, die großen Fehden waren beseitigt, fast alle Träger des herzoglichen Amtes waren dem Kaiser ergeben und mit Polen bestand seit 1018 ein fester Frieden. Vielleicht wären auch der Dänenkönig und der Polenherzog in einem Slavenkriege vom Kaiser als Bundesgenossen gewonnen worden. Indes eine andere Frage war, ob die deutschen Stämme wirklich so leicht zu diesem Kriege hätten bewogen werden können. Der Krieg berührte bloß das sächsische Interesse; Sachsen aber war nach den unausgesetzten Kämpfen gegen die Polen und andere Slaven zu schwach, um die Lasten eines neuen Krieges allein zu tragen. So ist es einerseits vom deutschen Standpunkte aus vielleicht zu beklagen, daß das Reich damals nichts gegen die Slaven unternahm, anderseits aber glaubte Heinrich seine Pflichten als Kaiser dem Papste und Italien gegenüber erfüllen zu müssen. Die Sachsen wurden diesmal begreiflicherweise vom Römerzuge ausgenommen, bei der Abwesenheit Heinrichs konnten sie an den Grenzen sehr notwendig werden und die vorigen Kriege lasteten schon schwer genug auf ihnen.

Dann brach Heinrich nach Süden auf. In der Nähe von Augsburg sammelte sich das Ritterheer, es bestand besonders aus Baiern, Schwaben und Lothringern. Am 13. November setzte sich das Heer in Bewegung, schon am 6. Dezember war man in Verona, wo die Anhänger der deutschen Partei samt ihren Mannen ihren kaiserlichen Herrn empfingen und begrüßten. Es war eine große und stolze Versammlung, die sich hier eingefunden, an der Spitze die zwei Erzbischöfe Aribert von Mailand und Poppo von Aquileja, dazu eine Menge Bischöfe und weltliche Große. Heinrich vereinigte nun das italische Heer mit dem seinigen und zog dann gegen Ravenna. Und es war hohe Zeit geworden, daß der Kaiser in Italien erschien, Boioannes hatte sich mit der Befestigung der Griechenstädte nicht begnügt, sondern er war jetzt auch angriffsweise vorgegangen. Der feste Turm, den der Papst einst dem Melus überlassen, befand sich damals in den Händen von dessen Schwager Dattus. Trotzdem nun dieser Turm auf päpstlichem Gebiete lag, wagte es doch Boioannes, ihn anzugreifen. Der Katapan hatte wohl von der Reise Benedikts nach Deutschland und ihrem Erfolge gehört und so glaubte er sich zum Angriffe berechtigt. Nach zwei Tagen schon mußte sich Dattus mit seiner Feste ergeben, er wurde nach Bari gebracht, wo er als Hochverräter den Tod erlitt: er wurde in einen Sack eingenäht und so ins Meer gestoßen. Heinrich zögerte nun nicht länger mit dem Vorrücken nach Süden. Gleich zu Anfang des Jahres 1022 brach er auf. Da das Heer diesmal von bedeutender Stärke war, so schien es rätlich, dasselbe zu teilen, die drei gemachten Abteilungen sollten sich im Süden der Halbinsel wieder vereinigen. Dem Patriarchen von Aquileja ward die Weisung,

durch das Gebiet der Marser vorzudringen, der Kaiser wollte mit dem größten Heeresteile längs der Küste des Adriameeres gegen Benevent ziehen. Poppo von Aquileja fand auf seinem Wege keinen Feind und vereinigte sich dann mit dem kaiserlichen Heere. Auch der Papst, froh darüber, daß sein Wunsch endlich in Erfüllung ging, eilte jetzt zu Heinrich, am 3. März hielt er mit dem Kaiser seinen Einzug in Benevent, wo man beide mit ungeteilter Freude aufnahm. Nach einer Rast brach dann das deutsche Heer zur Belagerung der neuerbauten Festung Troja auf. Der dritte Heeresteil stand unter dem Befehle Pilgrims von Köln, derselbe sollte gegen Capua und Monte Cassino ziehen, dessen Abt sich gleichfalls den Griechen angeschlossen hatte. Als Pilgrim vor dem reichen Kloster ankam, war der Abt Atenulf im Bewußtsein seiner Schuld schon entflohen. Doch auf seiner Flucht ereilte ihn der Tod; kaum hatte er sich von Otranto aus eingeschifft, um nach Konstantinopel zu entkommen, als er am 30. März mit allen seinen Begleitern bei einem Sturme in den Wellen sein Grab fand. Als dann Pilgrim vor Capua rückte, wagte Fürst Pandulf keinen Widerstand, da er für diesen Fall eine Empörung seiner eigenen Leute zu fürchten hatte. Er ergab sich sofort an den Erzbischof mit dem Versprechen, vor dem Kaiser Rechenschaft über sein Thun abzulegen. Desgleichen unterwarf sich Waimar von Salerno nach vierzigtägiger Belagerung seiner Stadt, er stellte seinen Sohn als Geisel für seine Treue; und auch Neapel trat jetzt von der griechischen Seite wieder zu Heinrich über. So war Pilgrims Zug überaus erfolgreich gewesen und als Sieger über alle seine Widersacher vereinigte er sich nun mit dem Kaiser, der noch vor Troja lag. — Diese Stadt war gut befestigt und die griechische Besatzung war entschlossen, den Widerstand bis aufs äußerste zu treiben. So zog sich die Belagerung sehr in die Länge, zumal da es den Griechen geglückt war, die Belagerungsmaschinen des deutschen Heeres zu verbrennen. Dem Kaiser lag nichts an der langen Belagerung und an der unnützen Zersplitterung seiner Kräfte. Er bot daher der Stadt billige Bedingungen für die Unterwerfung an, doch mit echt griechischer Prahlerei und absichtlichem Hohne ward sein Anerbieten zurückgewiesen. Darauf that Heinrich im Zorne den Schwur, alle Bewohner zu töten und die Stadt zu vernichten, wenn sie in seine Gewalt falle. Als dann bald der dritte Monat der Einschließung verstrichen war, sahen die Griechen ein, daß sie sich nicht lange mehr ohne Entsatz halten konnten. Um den Kaiser milder zu stimmen, schickten sie daher eines Tages ihre Kinder vor die Stadt, unter Psalmengesang kam die jugendliche Schar ans deutsche Lager heran. Doch Heinrich erinnerte sich an sein Gelübde und wollte von Gnade nichts wissen. Aber die nächste Nacht schon brachte eine Wandlung in ihm hervor. Sein Heer war geschwächt und der heiße italische Sommer begann eben; es war daher besser, der Stadt billige Bedingungen zuzugestehen. Die Vornehmsten der Stadt mußten nun auf den Befehl des Kaisers einen Teil der Mauer niederreißen. Doch als die Bewohner den Treueid an Heinrich geleistet, erlaubte er ihnen die Befestigungen wiederherzustellen. Freilich kaum war Heinrich abgezogen, so fiel Troja sofort wieder den Griechen zu. Der Eintritt der heißen Jahreszeit hinderte eben den Kaiser daran, seinen Zug nach Süden fortzusetzen und so kehrte er um, ohne in Apulien große Erfolge

erreicht zu haben. Noch vorher war während der Belagerung Trojas das Urteil über Pandulf von Capua gesprochen worden, ein Fürstengericht verurteilte ihn zum Tode, doch auf die Bitten Pilgrims, dem sich der Fürst ergeben, wurde die Strafe in Verbannung und Verlust aller Güter umgewandelt; in Ketten ließ ihn Heinrich nach Deutschland bringen. Waimar von Salerno dagegen wurde in seinem Fürstentume belassen, sein Sohn kam als Geisel in die Hut des Papstes. Capua erhielt der Graf Pandulf von Teano, ein eifriger Anhänger des Kaisers. Auch das Haus des Melus wurde jetzt für die Verluste entschädigt, die es betroffen; die drei Neffen des Melus erhielten die Grafschaft Comino nördlich von Monte Cassino. Eine Anzahl normannischer Ritter wurde ihnen zum Schutze beigesellt, die übrigen Normannen blieben bei Waimar von Salerno oder zogen unter ihrem Anführer Rudolf in die Heimat zurück.

Dann begab sich der Kaiser mit dem Papste nach Monte Cassino, um in diesem wichtigen Kloster zur Wahl eines neuen Abtes zu schreiten. Eigentlich stand hier den Brüdern das neue Wahlrecht zu, aber die Verhältnisse hatten sich jetzt geändert. Denn mit den Waffen in der Hand war Pilgrim vor das Kloster gezogen, da dessen Leiter Widersacher des Kaisers war. Es kam Heinrich darauf an, einen Mann zu wählen, auf dessen Gesinnungstüchtigkeit er sich verlassen konnte. Der neue Abt aber mußte zugleich ein Anhänger der Reformideen sein, denn das reiche Kloster war völlig verweltlicht. Heinrich entzog daher den Brüdern die Wahlfreiheit und setzte als Abt den Theobald ein, der in früheren Zeiten Propst von Monte Cassino gewesen war. Am 29. Juni, d. h. schon am Tage nach der Wahl, wurde Theobald vom Papste geweiht. Der neue Abt bewies sich auch des kaiserlichen Vertrauens würdig. Unter ihm begannen wieder ernste, wissenschaftliche Studien und bald darauf empfing auch das Kloster den Besuch Odilos von Cluny, der die Reform im weiteren Sinne durchführte. — Während dieser Ereignisse zog eine Anzahl kaiserlicher Missi von Stadt zu Stadt und ordnete die Rechtsverhältnisse Mittelitaliens von neuem, so daß auch in dieser Beziehung Heinrichs Zug nach Italien eine neue Epoche in dem Verhältnisse dieses Landes zu Deutschland bedeutet. Freilich der ursprüngliche Plan des Kaisers, die Vernichtung der Griechenherrschaft im Süden der Halbinsel, mußte aufgegeben werden; die heiße Jahreszeit verbot einen Feldzug in diesen Gegenden, ein solcher wäre mit zu vielen Opfern für die Deutschen verbunden gewesen. Aber es war auch ohnedem viel gewonnen. Heinrich hatte durch sein kraftvolles Auftreten die langobardischen Fürsten wieder auf die deutsche Seite gedrängt; er hatte gezeigt, daß er als deutscher König imstande sei, seinem treuesten Bundesgenossen, dem Papste, nachhaltigen Schutz angedeihen zu lassen. — Während eines kurzen Aufenthaltes in Rom ordnete dann Heinrich auch die dasigen Verhältnisse, er stellte die päpstliche Autorität in der Stadt wieder her. Die Crescentier mußten sich ihm fügen und auch seine früheren Verordnungen bezüglich des Kirchengutes traten von neuem in Kraft. Darauf zog Heinrich nordwärts, in der Lombardei erwartete ihn neuer Zuzug aus Deutschland, so daß sich auch hier das kaiserliche Ansehen erhielt und die Gegner der deutschen Herrschaft keinen Widerstand wagten. Dann erfolgte der Rückweg über die Alpen. Und so sehr hatte das mächtige und strenge Auftreten des Kaisers die

Gemüter der deutschen Großen teils mit Stolz teils mit Furcht erfüllt, daß während seiner Abwesenheit von keiner Seite eine Empörung gewagt worden ist. Die Kirche und das Volk verehrten in ihm den Schützer des Friedens und die weltlichen Großen hielt die Furcht im Zaume. Unter solchen Umständen konnte man auch damals im Reiche an eine durchgreifende Reform der Kirche gehen, wie sie in Verbindung mit der cluniacensischen Richtung schon längst in Aussicht genommen war. Papst und Kaiser waren für die Reform, die eine sehr wichtige Erscheinung in unserer deutschen Geschichte bildet.

3. Die Anfänge einer Kirchenreformation im Abendlande und die letzten Zeiten Heinrichs II.

Mehrmals schon haben wir der kirchlichen Richtung in der Regierung Heinrichs II. gedenken müssen; was diese eigentlich bedeutet, geht erst aus der Politik der letzten Jahre des Kaisers hervor. Zunächst müssen wir einen kurzen Blick auf die Zustände in der deutschen Kirche werfen. Der Fürsorge der Ottonen war es gelungen, daß die Vorbildung der Geistlichen auf eine vergleichsweise hohe Stufe trat. Wenn nun diese Vorbildung immer noch gering genug gewesen ist und nur die befähigtsten Geister zu selbständiger wissenschaftlicher Thätigkeit vorbereiten konnte, so verlieh sie doch der Geistlichkeit ein entschiedenes Uebergewicht gegenüber dem Laienstande. Der deutsche Freie — es gab deren nicht mehr allzuviele — und der Mann aus dem Adel waren nach wie vor auf die Bewirtschaftung ihrer Güter angewiesen, sie lebten auf ihrer Scholle und blieben dort seßhaft, wenn sie nicht Fehde oder Krieg in fremde Gegenden führten. Das geistige Leben der Laien ist daher ein entschieden armes zu nennen. Der Geistliche hingegen besaß die Kenntnis des Fremden und Ausländischen schon aus seinen Büchern, auch wurde er öfters durch Reisen in fremde Länder geführt. Die Idee des römischen Reiches, die bei den Laien wohl nie recht festen Bestand gewann, wurde in dem Geistlichen schon frühe rege durch die Beschäftigung mit den alten Schriftwerken. Die Geistlichkeit hatte somit einen weiteren Ueberblick und deshalb erschienen ihre hohen Vertreter unseren Königen ganz besonders dazu geeignet, im königlichen Rate zu sitzen und die Regierung des Reiches zu bilden. Für diese Dienste aber, die sie der Krone widmeten, erteilten ihnen die Könige eine Menge Gerechtsame und statteten sie mit Reichsgut wohl aus. Deshalb waren auch die Einnahmen der Bischöfe, die sich aus den Erträgnissen des Kirchengutes und den Abgaben der Diözesanen zusammensetzten, ganz bedeutende zu nennen. Dafür lastete nun wieder auf der hohen Geistlichkeit ganz besonders der Reichsdienst, d. h. Bischöfe und Aebte mußten verhältnismäßig das meiste zum Heeresaufgebote beitragen. Während diese geistlichen Fürsten also auf der einen Seite den König beraten und seine Heere im Kriege anführen, so sind sie anderseits im Frieden damit beschäftigt, ihren Besitz zu vergrößern und die Ertragsfähigkeit ihres Gebietes durch guten Anbau des Bodens zu heben. Von den Bischofssitzen und Abteien geht daher die höhere Kultur unseres Landes aus, unablässig sind die Stiftsleute bemüht gewesen, fremde Sorten von Obst, Gemüse und Getreide an den deutschen Boden

zu gewöhnen. Während der Laienstand sich damals noch mit einer roheren Wirtschaft begnügte, haben wir die Verfeinerung und Veredelung unserer Kulturgewächse, überhaupt den Geschmack am verfeinerten Leben der Geistlichkeit zu verdanken. Freilich viel Friedenszeiten hatte dieselbe nicht, wenn kein Krieg war, so gab es stets Fehde mit dem umwohnenden Adel, der auf die Vergrößerung des bischöflichen Eigens und die Bereicherung der Kirche nur mit Neid und Mißgunst sah. Meist liegt der Adel in Streit mit der Kirche, um ihren Besitz zu schmälern. Wenn auch der Deutsche eine gewisse Demut vor der Kirche zur Schau trug und zuweilen sogar Furcht vor ihr empfand, so war sie ihm doch im Grunde unlieb, ja verhaßt als etwas Römisches. Eine völlige Verschmelzung des deutschen Wesens mit der aus Rom stammenden Kirche kam nun und nimmer zu stande, die Kirche war und blieb ein fremder Eindringling. Unsere Könige und später die Landesfürsten haben mit der Kirche als einer überaus großen Macht rechnen müssen und deshalb die Bischöfe so außerordentlich begünstigt, da sie durch die letzteren den weltlichen Adel im Zaume halten konnte. Was war aber bei dem unausgesetzten Fehdezustande zwischen Kirche und Laienadel natürlicher, als daß die Bischöfe, die zudem an des Königs und fremder Fürsten Hofe viel verkehrten, sich durch äußeres Wohlleben und Ueppigkeit für die Mühsale schadlos hielten, die ihre Stellung mit sich brachte? Damit war das Volk und die niedere Geistlichkeit keineswegs einverstanden, daß die Bischöfe anders lebten, als wie sie lehrten. Und diese Neigung zum Wohlleben ergriff die ganze höhere Weltgeistlichkeit, man suchte es darin den Bischöfen nachzuthun. Da fast alle unsere Geschichtsquellen geistlichen Händen entstammen, so werden diese Verhältnisse immer noch schonend genug berührt. Wir erkennen aber doch deutlich, daß der Lebenswandel der Bischöfe und der anderen hohen Weltgeistlichen Bahnen einschlug, die den ganzen Stand ins Verderben führen mußten und dazu angethan waren, die Autorität der Kirche in deutschen wie in romanischen Landen völlig zu untergraben.

Stets ist es nun die Klostergeistlichkeit gewesen, die in solch kritischer Lage der Weltgeistlichkeit Rettung und Hülfe brachte. Ins Kloster flüchtete sich alles, was Hang zur Verinnerlichung und Drang zu einem höheren Streben hatte; aus allen Schichten der Bevölkerung gab es hier Männer, welche in redlichem Streben der Wahrheit näher zu kommen suchten. Daher war das Kloster die Stätte der geistlichen Wiedergeburt. Auch die Klöster waren ja teilweise arg verweltlicht, aber der den Romanen eigentümlichen Begeisterung für eine Idee gelang es, eine Reform des Klosterlebens aus dem Kloster selbst herauszuarbeiten und durchzuführen. Schon an früherer Stelle haben wir hierüber gesprochen, es genügt hier an den Namen Cluny zu erinnern. Wenn auch die Reform zunächst nur für die Klosterleute bestimmt war, es konnte nicht ausbleiben, daß sie auch eine günstige Rückwirkung auf die Weltgeistlichkeit ausübte. Der Kredit der letzteren bei den einzelnen christlichen Völkern war doch zu sehr untergraben, als daß sie sich der großen cluniacensischen Neuerung hätte entziehen dürfen. Bei den Laien war die Reform äußerst populär und ein Papst, dem etwas an der Ausbildung der Herrschaft Roms lag, mußte dieselbe als ein besonders günstiges Mittel hierzu mit Freuden ergreifen. Und auch Kaiser Heinrich war als ein

praktisch und nüchtern denkender und berechnender Kopf aus Grund seiner Seele für die Durchführung eines strengeren und einfacheren Lebenswandels in der gesamten Geistlichkeit. Damit aber verläßt man im elften Jahrhundert jenen alten naiven Standpunkt der Kirche, durch die Reform wurden ihr nun alle Waffen in die Hand gegeben, gegen den Staat als ein Werk der Welt und des Teufels und für ihre eigene Alleinherrschaft zu kämpfen. Es beginnt damit jenes titanische Ringen der beiden Mächte, nirgends so gewaltig und so prinzipiell aufgefaßt wie in Deutschland und daher auch hier am Ausgange des Mittelalters die große Kirchenreformation. — Schon oben bemerkten wir, daß das enge, zwischen Kaiser und Papst geschlossene Bündnis für die Zukunft unseres Reiches große Gefahren in sich bergen konnte. Blieb der Bund auf die politische Seite beschränkt, so war nichts zu fürchten, daß aber Heinrich auch in rein geistlichen Dingen mit dem Papste ging, das hat schließlich jenen Kampf heraufbeschworen. Denn dadurch wurde Rom wunderbar gestärkt, dem Antäus vergleichbar hat das Papsttum sich eng dem Kaisertum verbündet, solange es Kraft von diesem erhalten konnte. Dann erst, nachdem es ohnegleichen gekräftigt, hat es zum Schlage gegen den einstigen Verbündeten ausgeholt, dessen Stärke es in sich gesogen. — Es gilt nun in Kürze die einzelnen Stadien jenes Bündnisses und die daraus entspringende Reformthätigkeit der Kirche in den letzten Jahren Heinrichs II. zu betrachten, soweit sie sich uns nach den dürftigen Quellen offenbart.

Wahrscheinlich am 1. August des Jahres 1018 [1]) versammelte sich eine Synode in Pavia, wo der Papst Benedikt den Vorsitz führte. Hier beschäftigte man sich besonders mit der Verheiratung von Priestern und den Rechtsverhält-

[1]) Die Synodalakten (Mansi XIX, 343 f.) lassen unter keinen Umständen eine Anwesenheit des Kaisers bei jener Synode zu, wie Giesebrecht II, 623 f. ganz richtig auseinandersetzt. Wenn es in denselben heißt: „authore igitur deo et principibus nostris Petro et Paulo florente gloriosissimo filio nostro H. semper Augusto approbantibus fratribus nostris et omnibus consacerdotibus", so ist die Anwesenheit Heinrichs unbedingt ausgeschlossen, weil es ja sonst im Interesse des Papstes liegen mußte, Heinrich als Teilnehmer an der Synode zu bezeichnen und namhaft zu machen. Auch aus der kaiserlichen Bestätigung eines Teiles jener Synodalakten ist die Abwesenheit Heinrichs klar zu erschließen. War Heinrich anwesend, so könnten zwei Stellen in jener Urkunde nicht die folgende Fassung haben: „quae pro ecclesiae necessaria reparatione synodaliter instituit . . . paternitas tua ut filius laudo confirmo et approbo" und „Ego H. hanc constitutionem legis perpetuae per consilium d. papae B. suggerente plurimo coetu episcoporum deo autore statui". Andernfalls hätte hier der Kaiser seine Anwesenheit erwähnen müssen. — Die Worte des Goslarer Dekretes von 1019 „maxime cum in beneplacito universalis papae prospectum vegetet s. ecclesiae" weisen ganz entschieden auf einen ähnlichen Vorgang hin, an dem der Papst beteiligt war. So hat das Jahr 1018 die meiste Wahrscheinlichkeit, wie Giesebrecht dargelegt hat. Was Breßlau (Heinrich II., Bd. III, Excurs VII) geltend macht, daß die sächsischen Bischöfe den vorliegenden Fall als eine res integra angesehen, spricht nur dafür, daß man sich auf einer Provinzialsynode in Sachsen keineswegs an die Beschlüsse einer italienischen Synode gebunden glaubte, und über denselben Fall von neuem in Beratung trat. Und die Worte in beneplacito etc. können sehr gut als Hinweis auf die Synode in Pavia gedeutet werden, die sächsischen Bischöfe beschließen erstens kraft eigener Macht und zweitens weil der Papst sich ebendahin ausgesprochen hatte.

nissen der Kinder aus solchen Ehen. Fast alle Bischöfe Italiens waren verheiratet und die Folge war, daß sich das Kirchengut, welches durch die unsicheren Zustände vielerorts ohnehin stark angegriffen wurde, beträchtlich verringerte. Dazu kam, daß es in den Bistümern eine große Zahl unfreier, zur bischöflichen Familie gehöriger Priester gab, die sich mit freien Weibern verheiratet hatten und dann für ihre Kinder gleichfalls Freiheit forderten und auch erlangten: dadurch erlitt der Besitz des Bistumes schwere Einbuße. Es wurde nun in Pavia bestimmt, daß alle der geistlichen Weihen teilhaftigen Leute, ganz besonders aber die Bischöfe den Umgang mit dem Weibe durchaus zu fliehen hätten. Die Kinder aber von denjenigen Priestern, die eine Freie geheiratet hätten, sollten der Kirche als Hörige zufallen. Dies zielte darauf hin, die Bischöfe vor Verarmung zu schützen. Da ganz dasselbe Ziel auch im Interesse der kaiserlichen Politik lag, so griff Heinrich wohl bald nach der Synode die wichtigsten Sätze derselben heraus und erhob sie durch seine Unterschrift zum Reichsgesetze für Italien. Während in dem Synodaldekrete die Uebertretung der Sätze mit schweren kirchlichen Strafen bedroht wurde, traten nun, seitdem dieselben auch kaiserliches Gesetz geworden, noch scharfe weltliche Strafen für den Uebertreter hinzu. — Der äußerst gewandte Bischof Leo von Vercelli benutzte auch sofort die günstige Gelegenheit, um die päpstlichen Satzungen in seiner Kirche durchzuführen. Mit aller Strenge wurden die früheren Hörigen seines Stiftes, die sich widerrechtlich frei gemacht hatten, in die alte Hörigkeit gebracht; was mit den neuen Gesetzen zu erreichen war, setzte er zum Vorteile seiner Kirche durch.

Ganz verwandte Regungen zeigten sich auf einer sächsischen Provinzialsynode, die im Jahre 1019 zu Goslar unter dem Vorsitze des Kaisers abgehalten wurde. Trotzdem mehrere Bischöfe Einsprache erhoben, so wurde doch die Frage Bernwards von Hildesheim, welchem Stande die Kinder von Priestern, die sich mit einer Freien verheiratet hätten, folgen sollten, ganz im Sinne der Beschlüsse von Pavia beantwortet. Dadurch wurde der oft in Praxis getretene Grundsatz „das Kind folgt der Mutter“ wieder in den älteren umgewandelt „das Kind folgt der ärgeren Hand.“ Solche Kinder wurden also ausdrücklich zum Eigentume desjenigen Herren erklärt, dem der Vater schon hörig gewesen. Aber auch die Mütter dieser Kinder sollten als Weiber von Hörigen trotz ihrer freien Geburt unfrei werden. Diese Bestimmungen, die nur für Sachsen Gesetzeskraft hatten, wurden ganz besonders deswegen getroffen, weil der Papst sich vordem in ganz derselben Weise ausgesprochen, nämlich daß diese Sätze der Kirche von Nutzen seien. Doch wurde bei der sächsischen Synode die Verheiratung von Priestern durchaus nicht als sündhaft bezeichnet und demgemäß auch nicht verboten. Dadurch unterscheidet sich die deutsche Synode von der italischen ganz wesentlich. Denn in Pavia hatte man allen, die einer geistlichen Weihe teilhaftig geworden, den Umgang mit dem Weibe untersagt und dazu eine neue Synode in Aussicht gestellt, auf der man gegen die Kinder freier Priester gleichfalls mit der Strenge der alten kanonischen Gesetze verfahren wollte. Es sollte eben die Ehelosigkeit der Geistlichen in Italien allgemein durchgeführt werden.

Daß aber Kaiser und Papst auf der einmal beschrittenen Bahn weiter vorzugehen gesonnen waren, das zeigt ihre enge Verbindung mit dem reforma-

torischen Cluny. War Heinrich in Italien, so war Odilo von Cluny gewöhnlich in seiner Nähe, auch nach Deutschland ist er gekommen, um den Kaiser mit seinem Rate zu unterstützen. Und kaum hatte Heinrich dem Mutterkloster Monte Cassino einen neuen Abt gegeben, so eilte auch Odilo herbei, um hier in dem angesehensten aller Klöster die Reform einzuführen; Odilo gehörte zu den Vertrauten des Kaisers. Aber auch der Papst trat in nahe Beziehungen zu dem großen Cluniacenserabte. Zahlreiche Vergünstigungen ließ er demselben zu der Ausführung seiner Idee zukommen. Beim Kaiser ist es allerdings ein anderes Verhältnis als dasjenige, in welches Otto III. zu den heiligen Männern seiner Zeit trat. Bei Heinrich überwiegt das praktische Bedürfnis, da ihm Schwärmerei völlig fern liegt; er will Reinigung des Lebens der Geistlichen, aus der das Reich unmittelbaren Nutzen ziehen konnte. Der Stand, aus welchem er vor allen anderen seine Regierung bildete, sollte sich eines strengeren und besseren Lebenswandels befleißigen, damit er nicht mehr so zu Klagen Anlaß gab, wie sie jetzt aus dem Munde der Laien so oft gehört wurden. Die Reform mußte auch bei der Heranziehung der Bischöfe zum Reichsdienste von großem Vorteile für das Reich werden, die Beraubung der großen Abteien hatte das zur Genüge bewiesen.

Kaum hatte nun Heinrich im Jahre 1022 wieder den deutschen Boden berührt, als er sofort im Westen des Reiches ein Konzil versammelte, wo er mit den Bischöfen wahrscheinlich über weitere Reformen beriet. Möglich, daß der Kaiser hier selbst in die Hand nehmen wollte, was der Primas der deutschen Kirche, Aribo von Mainz, bisher auf eigene Faust versucht. Aribo war eine ehrgeizige Natur, geneigt zu gewaltthätigem Wesen. Er war hochgebildet und in der kaiserlichen Kapelle hatte er sich viele Kenntnisse von weltlichen Dingen verschafft. Sein Bestreben war jetzt, die deutsche Kirche zu reformieren und sich unbedingt an ihre Spitze zu stellen. Daß er neben seiner kirchlichen Thätigkeit auch Sinn für gelehrtes Wissen besaß, zeigt der Umstand deutlich, daß er Ekkehard IV. von St. Gallen befahl, das lateinische Gedicht Ekkehards I. „Waltharius" von seinen Verstößen gegen die lateinische Sprache und seinen Germanismen zu reinigen. Darin offenbart sich aber auch sein nationaldeutscher Sinn ebenso wie er seiner Würde dem römischen Stuhle gegenüber nichts zu vergeben gewillt war. Dieser großen und herrschsüchtigen Natur mußte die cluniacensische Reform ein Hindernis sein, denn Aribo wollte bei dem ihm angeborenen Ehrgeize selbstthätig reformierend wirken und sich nicht in den Dienst einer fremden Idee stellen. Der gegenteiligen Ansicht war Pilgrim, der neue Erzbischof von Köln. Sein früheres Amt und die Mission, die ihm der Kaiser im Jahre 1017 auftrug, lassen ihn uns als einen Mann erscheinen, der mit welschen Landen mehr Berührungspunkte besaß. Er wurde mehr und mehr von der herrschenden Richtung der Kirche seines Landes angezogen. Diese aber war die cluniacensische, die in Lothringen durch den Abt von St. Vannes zu Verdun, den h. Richard, eingeführt worden war. Richard war mit dem ins Kloster eingetretenen Grafen Friedrich von Verdun nach Cluny zu Abt Odilo gekommen, der sie nach St. Vannes zurückwies, woher beide gekommen waren. Sie sollten die gänzlich verfallene Klosterzucht dort wiederherstellen. Bald darauf

wurde auch Richard hier zum Abte gewählt, und da Graf Friedrich zum Geschlechte der Ardennergrafen gehörte, so hob sich das Kloster in kurzer Zeit zu außerordentlicher Blüte. Kaiser und Papst traten bald in persönliche Beziehungen zu Richard, die Familie Friedrichs beschenkte das Kloster in hochherzigster Weise und St. Vannes gehörte nun zu den reichsten Stiftungen Lothringens. Damit wuchs aber auch die Zahl der Mönche, bald konnte Richard ganze Scharen seiner Ordensleute in andere Klöster senden, um die cluniacensische Reform weiter auszubreiten. Besonders geschah dies zu St. Vaast in Arras, wo die Klosterregel völlig vergessen war und dem weltlichsten Leben Platz gemacht hatte. Richard kam selbst mit einer Anzahl seiner Mönche nach St. Vaast und die Erfolge dieses durchgreifenden und thatkräftigen Mannes waren hier wie überall hochbedeutend. Bald wurde St. Vaast ein ähnliches Mutterkloster wie St. Vannes und Markgraf Balduin von Flandern, der der Reform sehr zugethan war, übergab dem Richard noch eine ganze Reihe von Klöstern seines Gebietes. Auch nach Frankreich hin verbreitete sich von hier aus die Reform, aber für uns ist es wichtiger, daß sich der Einfluß Richards auf den größten Teil der lothringischen Klöster bemerkbar machte, denn es wurde ihm entweder persönlich die Reform der dasigen Klöster übertragen, oder er wurde gebeten, einen seiner Gesinnungsgenossen zu schicken, der dieselbe mit der gleichen Kraft und Strenge durchführen könnte. Die reformierten Klöster wurden nun von St. Vannes aus ebenso kraftvoll beherrscht, als dies bei den der Stiftung Cluny untergebenen der Fall war. Richard war der unbedingte Herr der Stiftungen und die Macht dieses Mannes war hochbedeutend. Wenn auch Richard mehrmals mit einem Bischofe in Konflikt geriet, so waren doch im allgemeinen die lothringischen Bischöfe und vor allem die weltlichen Herren mit der Reform völlig einverstanden. Von großer Wichtigkeit war es, daß die beiden Erzbischöfe Lothringens, die von Trier und Köln entschiedene Anhänger der Reform wurden; und so hat diese in dem ganzen Umfange des großen Herzogtumes ihren ungestörten Fortgang gehabt.

In Sachsen dagegen kam es in jener Zeit wieder zu einem ärgerlichen Streite, aus dem ersichtlich ist, wie Erzbischof Aribo seine Stellung auffaßte und daß er gewillt war, derselben nicht das geringste zu vergeben. Am 20. November 1022 starb nämlich der hochbetagte Bischof Bernward von Hildesheim, zu seinem Nachfolger wählte Heinrich den Abt Godehard von Altaich. Als letzterer durch Aribo die Bischofsweihe empfangen sollte, kam dieser auf die alten Mainzer Ansprüche auf das Kloster Gandersheim zurück und untersagte dem neuen Bischofe bei Strafe des Bannes sich aller Amtshandlungen in jenem Kloster zu enthalten. Doch Godehard wandte sich sofort an den Kaiser. Es kam zu einem heftigen Auftritte zwischen Heinrich und Aribo, und der Erzbischof mußte sich dazu verstehen, den Godehard im ungeschmälerten Besitze seiner Rechte zu lassen und den neuen Bischof zu weihen. So hatte der herrschsüchtige Aribo nichts erlangt und mußte sich dem Gebote des Kaisers unterwerfen. — Auch anderwärts gab es damals heftige Streitigkeiten zwischen den Häuptern der Kirche und danach schien es für Heinrich nicht so leicht, mit dem Papste als Bundesgenossen allein die geplante Reform in der abendländischen Kirche durch-

zuführen. Es galt daher für Heinrich, sich vor allem der weltlichen Gewalten zu versichern. Die meisten Reiche des europäischen Nordens und Ostens waren von der deutschen oder von der römischen Kirche abhängig und Italien gehörte zum Reiche. Somit war es für den Kaiser von besonderer Wichtigkeit, sich mit dem Könige von Frankreich zu verständigen, in dessen Lande die cluniacensische Reform ja längst Platz gegriffen. Da nun Heinrich mit Robert persönlich unterhandeln wollte, so ließ er denselben durch den Bischof Gerard von Cambrai und den Abt Richard von St. Vannes zu einer Zusammenkunft einladen. Der französische König gab den deutschen Gesandten günstigen Bescheid, im Juli sollte die Zusammenkunft an der Grenze beider Reiche stattfinden und dabei über die Lage der Kirche beraten werden.

Inzwischen wurde in Mainz ein Konzil unter dem Vorsitze Aribos gehalten, bei dem auch der Kaiser anwesend war. Es handelte sich hier neben der Abstellung kirchlicher Mißbräuche hauptsächlich um die endliche Auflösung der Ehe Ottos von Hammerstein mit Irmingard. In dieser Beziehung mußten Kaiser und Erzbischof verbündet vorgehen, denn der Ungehorsam gegen die Kirche war zugleich ein Frevel gegen kaiserliches Gebot. Trotz Bann und Acht war nämlich jene Ehe nicht gelöst worden. Otto und Irmgard kamen nun vor die Synode in Mainz, Otto wich der Gewalt und gab die Ehe auf. Doch Irmingard blieb fest und unternahm eine Pilgerreise nach Rom, um sich bei dem Papste über den Spruch der Mainzer Synode zu beschweren. — Heinrich aber ging nach Utrecht, um dort der Einweihung der neuen und prächtigen Kathedrale zu St. Martin beizuwohnen. Dann wurde in Aachen ein Hoftag für die lothringischen Großen gehalten, dem sich eine Provinzialsynode des Kölner Erzbistumes anschloß. Und von da aus begab sich Heinrich mit den vornehmsten Herren Lothringens an die Maas, wo in der Nähe von Ivois die Zusammenkunft mit dem französischen Könige verabredet war. Derselbe befand sich am linken Ufer des Flusses in Mouzon. Eigentlich gebot es nun die Rücksicht auf die kaiserliche Würde, daß Robert zu Heinrich an das rechte Ufer kam, doch da dem Kaiser sehr viel an einer gründlichen Verständigung mit Robert lag, so setzte er sich über die gewöhnlichen Förmlichkeiten hinweg und stattete dem Könige am 10. August zuerst einen Besuch ab. Mit hohen Ehren wurde er von Robert aufgenommen und als der kaiserliche Gast Abschied nahm, sandte ihm der König die kostbarsten Geschenke nach; aber Heinrich nahm von alledem nur ein Evangelienbuch und einen Zahn des h. Vincentius als Reliquie, die Kaiserin behielt einige Goldstücke. Am nächsten Tage erfolgte der Gegenbesuch Roberts bei Heinrich. Auch Robert behielt von dem echt kaiserlichen Geschenke — hundert Pfunde reinen Goldes wurden ihm geboten — nur einige Münzen für sich. Hier nun auf der rechten Seite der Maas wurde der alte Freundschaftsbund des Jahres 1006 zwischen beiden Reichen erneuert und beide Herrscher einigten sich vor allem in dem Plane, den Frieden in der Kirche aufrecht zu erhalten und die vielfachen Schäden zu heilen, welche es in der Kirche gab. Jedenfalls wollte man in beiden Ländern gemeinsam vorgehen und damit eine vollständige Einigung für das Abendland in dieser Frage erzielt würde, beschloß man eine neue Zusammenkunft zu veranstalten, an welcher auch der Papst und sämtliche

Bischöfe diesseits und jenseits der Alpen teilnehmen sollten; als Ort derselben wurde Pavia bestimmt.

König Robert konnte dem Kaiser für dessen Entgegenkommen in hohem Grade dankbar sein, denn in seinem Reiche gab es viele wunde Punkte, zu deren Heilung die Macht des Königs zu schwach war. So hatten sich eben noch die Bischöfe der Reimser Kirche zu einem Landfriedensverbande gegen den weltlichen Adel geeinigt, ohne hierbei den französischen König zu berücksichtigen, dem es ja eigentlich zustand, über den Frieden zu wachen. Auch Bischof Gerard von Cambrai war zu diesem Verbande eingeladen worden, doch er hatte den Beitritt abgelehnt, indem er diesen Bund als einen Eingriff in die Rechte des Königs betrachtete. Der Hauptfriedensstörer war hier ein mächtiger Graf, Odo von Tours, Chartres und Blois, der sich vor wenig Jahren in den Besitz der Champagne gesetzt, trotzdem der König dies Gebiet als ein durch den Tod des letzten Inhabers erledigtes Lehen einziehen wollte. Odo war für Robert und für die Bischöfe des östlichen Frankreichs ein gewaltiger Feind, und auch dem deutschen Könige mußte daran liegen, diesen großen Vasallen der französischen Krone nicht allzumächtig werden zu lassen. Denn erstens war Odo unmittelbarer Nachbar des oberlothringischen Herzogtumes und auch schon mit Herzog Dietrich in Fehde geraten. Zweitens aber war er der Sohn der ältesten Tochter Rudolfs III. von Burgund und als solcher konnte er beim Tode seines Oheims immerhin berechtigte Ansprüche auf das burgundische Königreich machen. Da aber Rudolf das letztere schon zu wiederholten Malen für den Fall seines Todes an Kaiser Heinrich übertragen, so mußte schließlich hierüber ein heftiger Konflikt zwischen Odo und Heinrich entstehen. Jedenfalls hat daher Heinrich dem Robert seine Beihülfe zur Unterwerfung Odos um so lieber versprochen.

Die Tage von Jvois waren äußerst glänzend verlaufen und da man sich von der Zusammenkunft der beiden Herrscher viel versprochen, hatte sich eine große Menschenmenge zu dem Feste eingefunden. Doch der Glanz des kaiserlichen Hofes übertraf alle Erwartungen und so ward jenes Fest weithin gepriesen, eine ausführliche Beschreibung desselben fand sogar Eingang in den Roman eines Mönches von Tegernsee: in dem sogenannten Ruodlieb wird von der Zusammenkunft des großen und kleinen Königs gehandelt. — Von Jvois aus ging Heinrich nach Verdun, wo es zu einer Beilegung der Streitigkeiten zwischen Odo und Dietrich kam. Die Burgen, die Odo auf lothringischem Gebiete errichtet, wurden geschleift und ein friedlicher Zustand hergestellt. Trotzdem aber auch Gesandte von Robert in Verdun anwesend waren und Heinrich Roberts Partei ergriff, wurde doch kein für Robert günstiges Abkommen mit Odo getroffen. Später Sage nach, die dem Kaiser so viel fromme Züge andichtet, soll Heinrich damals von dem festen Willen beseelt gewesen sein, sich von Abt Richard in das Kloster von St. Vannes als Mönch aufnehmen zu lassen. Der Abt, erzählt die Sage, habe ihn auch aufgenommen und nachdem er ihn zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, habe er dem neuen Mönche als ersten Befehl das Geheiß gegeben, sofort das Kloster zu verlassen und seine weltliche Stellung wieder einzunehmen. Aehnliches hatten wir schon von Otto III. zu berichten gehabt, keineswegs entspricht aber ein solcher

Vorsatz der Persönlichkeit Heinrichs, der ja von religiöser Schwärmerei ganz freizusprechen ist. Und als geradezu unmöglich wird jener Vorgang dadurch hingestellt, daß Heinrich in jener Zeit mit der Ausführung seiner kirchenreformatorischen Pläne beschäftigt war und natürlich nicht daran gedacht hat, die Welt zu verlassen; damit steht schon die ganze fernere Politik des Kaisers in scharfem Widerspruche. Er begab sich von Verdun nach Basel, wo er dem Bischofe wohl für seinen Anschluß an die Reformpläne bedeutende Gebiete schenkte, die er dem Kloster Murbach abgenommen. Und vielleicht galt die Reise einer Zusammenkunft mit König Rudolf von Burgund, um auch dessen Zustimmung zu den Reformen zu erhalten. Vielleicht wollten Kaiser und Papst ein allgemeines Konzil der abendländischen Kirche versammeln, um hier die geplante Reform zur Sprache zu bringen. Wenigstens sehen wir Aribo von Mainz, der ohne Mithülfe des Papstes und fremder Mächte die deutsche Kirche reformieren wollte, noch im August desselben Jahres Schutzmaßregeln dagegen ergreifen. Aribo wünschte dem alten kanonischen Grundsatze wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, daß in jedem Erzbistume jährlich zwei Synoden abzuhalten seien. Deshalb versammelte er in Seligenstadt im August 1023 eine Synode, deren Beschlüsse die von Aribo begehrte Selbständigkeit der deutschen Kirche in klares Licht stellen und zum Teil unmittelbar gegen den Papst gerichtet sind. Allerdings sind dieselben nur Wiederholungen früherer Bestimmungen, in seiner ganzen Stellung aber ist das Konzil insofern von hohem Interesse, als der Lieblingswünsche des Papstes und der Cluniacenser auch nicht mit einem Worte gedacht wird, nämlich der Durchführung des Cölibates und der Abschaffung der Simonie. Dagegen heißt es nun in den Konzilsakten: „Die h. Synode hat beschlossen, daß niemand nach Rom gehen darf ohne Erlaubnis seines Bischofes oder dessen Stellvertreters,“ und ferner: „Weil viele wegen der Schlauheit ihres Sinnes sich einer Täuschung hingeben, indem sie die von ihren Priestern auferlegte Buße nicht leisten wollen, wenn sie eines Verbrechens überführt worden sind, und dann ihre Hoffnung darauf setzen, daß ihnen der Papst, wenn sie nach Rom kommen, alle ihre Sünden vergibt, so hat das h. Konzil den Beschluß gefaßt, daß solche Vergebung nichts gelten soll, sondern daß die Schuldigen die nach der Art des Verbrechens ihnen von ihren Priestern auferlegte Buße leisten sollen; erst wenn sie das gethan, mag es ihnen erlaubt sein, nach Rom zu gehen, nachdem sie von ihrem Bischofe die Erlaubnis und einen Brief desselben an den Papst erhalten haben.“ Dieser Satz richtet sich zunächst gegen die Irmingard, die nach Rom gepilgert war, um die päpstliche Entscheidung bezüglich ihrer Ehe mit Otto anzugehen. Er traf jedoch auch den Papst und zwar in seinem vitalsten Interesse. Denn die höhere Stellung des Papstes über den anderen Bischöfen gab sich damals eigentlich durch nichts anderes kund, als daß der Papst die Gewalt hatte, zu binden und zu lösen. Er besaß die oberste Rechtsprechung in geistlichen und kirchlichen Dingen, es war Brauch geworden, vom bischöflichen Gerichte aus Berufung an den h. Stuhl einzulegen oder auch wohl das heimatliche Gericht ganz zu umgehen und sich nur dem Papste zu stellen. Diese Ausnahmestellung sollte dem Papste durch die Beschlüsse von Seligenstadt vollständig genommen werden, er wurde dadurch im Prinzipe allen anderen christ-

lichen Bischöfen gleichgestellt. Das war ein gewaltiger Schlag, der gegen das Papsttum geführt wurde, verfing er, so war an die Oberhoheit des römischen Stuhles nicht mehr zu denken und wenigstens Deutschland trat mit einer Nationalkirche aus der katholischen (allgemeinen) Kirche heraus. Wahrscheinlich folgten aber dann die anderen christlichen Staaten dem Beispiele Deutschlands und die Kirchen derselben hätten sich in Zukunft nur nach ihren eigenen Bedürfnissen gerichtet; die Autorität des Staates über die Kirche war dann ein für allemal entschieden. Und das wäre eben noch in jener Zeit gegangen, wo sich die Kirche nicht prinzipiell über den Staat stellte. — Doch das Geschick hatte anders über die Zukunft der abendländischen Kirche beschieden. Denn soeben noch hatte der Kaiser mit dem Könige von Frankreich einen Bund geschlossen, um vereint mit dem Papste eine große Kirchenreform durchzuführen. Der Kaiser wollte eine Reform durch und mit dem Papste, Aribo beabsichtigte eine solche ohne Einmischung des Papstes und einer fremden Staatsgewalt, ja seine Reform ging darauf hinaus, die Vormacht Roms ganz zu beseitigen. Es war ein echt nationaler Standpunkt, den der große Mainzer Erzbischof einnahm; frei sollte die deutsche Kirche werden von jeder römischen Einmischung. Aber der Bund des Kaisers mit dem Papste war schon zu eng, als daß Heinrich der nationalen Kirchenpolitik Aribos seine Zustimmung hätte geben können, ohne daß er seinem Bundesgenossen nicht völlig untreu wurde. Zudem hatte Heinrich nicht nur als deutscher König sondern nach der damaligen Anschauung vor allem als römischer Kaiser zu handeln. Und als solcher mußte er die ganze abendländische Kirche und deren Wohl in den Bereich seiner Thätigkeit hineinbeziehen und durfte eine einseitige Lösung der deutschen Kirche aus der Allgemeinheit nicht zulassen.

So stehen wir hier vor einem Wendepunkte in der deutschen Geschichte, der für die Entwickelung unseres Reiches von der allerhöchsten Bedeutung werden mußte: auf der einen Seite die echt deutsche Politik der unter dem Primas des Reiches versammelten Bischöfe der Mainzer Erzdiözese, auf der anderen Seite ein fester Bund Heinrichs mit dem Papste, der eine Reform im päpstlichen Sinne bezweckte, ein Bund, der dem Kaiser durch seine universale Stellung aufgenötigt war. Hätte Heinrich dem Papste sein kaiserliches Wort gebrochen, es hätte zum großen Segen für die Zukunft Deutschlands ausschlagen können, denn dann wurde wohl die unselige Demütigung unseres Reiches und Volkes unter Heinrich IV. vermieden. Es war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo sich der Kaiser von den welschen Fesseln hätte frei machen können, doch dem widersprach die ganze frühere Politik der germanischen Völkerstämme und deswegen verstand es Heinrich nicht, den Augenblick zu benutzen. Es ging wohl dem Kaiser der prophetische Blick für die Zukunft ab und Heinrich wollte das Werk seines Lebens, die Bezwingung so zahlreicher Feinde, durch einen Akt krönen, der ihm, seiner Meinung nach, unsterblichen Ruhm einbringen mußte, durch eine Reform der Kirche im engsten Einverständnisse mit dem Papste. Er schlug einen sonderbaren Weg ein, um Aribo und die anderen Bischöfe auf seine Seite zu bringen. Denn letzteres mußte er unbedingt versuchen, unter den Bischöfen, die die Beschlüsse von Seligenstadt erlassen hatten, befanden sich sein eigener Bruder Brun von Augsburg und Eberhard vom Bamberg, einer seiner getreuesten Anhänger.

Der Abt Haricho von St. Maximin bei Trier — eines der reichsten und größten Klöster Deutschlands — war auch bei dem Seligenstädter Konzile gewesen. Wohl im bewußten Gegensatze zu der cluniacensischen Reform, die fast ganz Lothringen ergriffen hatte, schloß er sich damals dem Aribo an, um für eine Reform einzutreten, die mit derjenigen von Cluny nichts gemein hatte. Dieser Abt, dessen Kloster in hohem Grade verweltlicht war, verlor jetzt durch kaiserliche Urkunde den größten Teil des Klosterbesitzes, das ganze Reichsgut wurde von der Abtei abgetrennt und an drei weltliche Herren gegeben, da, wie Heinrich in der Urkunde sagt, Abt Haricho schon zu alt zum Reichsdienste sei. Dafür wurde das Kloster frei von allen Leistungen an die königliche Kammer und alles Heeres- und Hofdienstes entbunden. Außerdem wurde dem Kloster sein verbleibender Besitz vom Kaiser und Papste ausdrücklich für alle Zeiten bestätigt. Das geraubte Klostergut betrug an neun deutsche Quadratmeilen, und die neuen Besitzer desselben mußten für diesen Erwerb allen früher vom Kloster geleisteten Reichsdienst übernehmen. Haricho scheint seine Abtei aus Verdruß bald verlassen zu haben, er soll auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande gestorben sein. Jedenfalls erhielt das Kloster binnen kurzem einen neuen Abt in der Person Poppos von Stablo, der früher Mönch in St. Vannes gewesen und als einer der bedeutsamsten Vorkämpfer der cluniacensischen Richtung neben Richard bekannt war. Vielleicht glaubte Heinrich durch diese neue Beraubung einer Reichsabtei die Bischöfe zu gewinnen, trotzdem er ja durch die Einsetzung Poppos den unzweideutigsten Beweis gegeben, daß er im Gegensatze zu ihnen an seiner früheren Politik durchaus festhing: in St. Maximin sollte die cluniacensische Reform Eingang finden und ihr dadurch Thüre und Thor im Reiche geöffnet werden. Und dazu schickte er jetzt noch seinen Vertrauten, den Erzbischof Pilgrim von Köln nach Rom, um mit dem Papste Rücksprache zu nehmen. Pilgrim wurde durch seine glänzende Aufnahme in Rom sofort von dem Papste gewonnen und alle etwaigen Gedanken an einen Anschluß an die nationaldeutsche Reform bei ihm niedergeschlagen. Er erhielt reiche Geschenke und sein Pallium wurde vergoldet, wie Aribo von Mainz schreibt. Dazu wurde er vom Papste zum Bibliothekar des römischen Stuhles ernannt, d. h. die päpstlichen Bullen wurden fortan in seinem Namen ausgestellt. So gewann Benedikt einen deutschen Erzbischof, während er einen anderen die ganze Schärfe seines geistlichen Schwertes fühlen ließ. Inzwischen war nämlich Irmingard mit ihrer Beschwerde nach Rom gelangt. Ihre Berufung war im Grunde völlig nichtig, denn Irmingard war Rechtens mit dem Banne belegt worden, der deutsche Episkopat und der Kaiser selbst hatten zugestimmt. Aber das kühne Auftreten Aribos auf der Synode von Seligenstadt ließ eine gerechte Beurteilung der Sache von seiten des Papstes nicht mehr zu. Man hatte diese Sache in Seligenstadt zum Angriffspunkte gegen die päpstliche Oberhoheit gemacht, und so war es ein Werk persönlicher Rache, daß das Urteil des Mainzer Konziles jetzt durch Benedikt aufgehoben und eine päpstliche Legation zu nochmaliger Untersuchung nach Deutschland abgeschickt wurde. Und von erbittertstem Hasse gegen den mächtigen Erzbischof zeugte es, daß der Papst dem Aribo das Pallium absprach, das Abzeichen der erzbischöflichen Würde. Das war ein tiefer Eingriff in die Rechte

des deutschen Primas, freilich es stellte sich bald heraus, daß Aribo nicht der Mann war, der eine solche Unbill ruhig hinnahm; er wußte auch, daß der größte Teil des deutschen Episkopates für ihn Partei ergreifen werde.

Und überhaupt war die Macht des Mainzers nicht unbedeutend, zumal da er sich mit der Kaiserin auf besonders guten Fuß gestellt hatte. Wie hervortretend der Einfluß Aribos bei den Beschlußfassungen des Kaisers war, ergab sich recht deutlich in den Weihnachtstagen des Jahres 1023. Es waren nämlich in diesem Jahre fünf Bischöfe und zwei Erzbischöfe (Salzburg und Magdeburg) gestorben und von diesen sieben Stiftern war die Mehrzahl bis zum Ende des Jahres unbesetzt geblieben. In Bamberg war es nun, wo Heinrich zur Neuwahl schritt. Es ist wohl nicht zufällig, daß Aribo sich gerade zu jener Zeit am Hofe befand, während Pilgrim von Köln in Rom beim Papste war. So mußte sich der Einfluß Aribos auf die Bischofswahlen geltend machen und zwar im Gegensatze zu dem Willen des Kaisers. Während Heinrich am liebsten Männer der cluniacensischen Richtung auf die erledigten Bischofsstühle gesetzt hätte, kam es für Aribo darauf an, Männern seiner Partei zu einem Bistume zu verhelfen. Und hierbei konnte Aribo jetzt wirklich von Glück reden, denn unter den neuernannten Bischöfen war keiner, der mit Cluny ging, wohl aber haben sich zwei von ihnen sehr bald den Bestrebungen des Mainzers angeschlossen. Während daher letzterer allen Grund hatte, mit den Bischofswahlen zufrieden zu sein, bedeuteten dieselben für den Kaiser eigentlich eine Niederlage, wie uns ein Ereignis der nächsten Zeit gleich lehren wird. Aribo war nämlich gewillt, den Fehdehandschuh aufzuheben, den ihm der Papst durch die Entziehung des Palliums hingeworfen, mit allem Ernste und mit aller Ruhe begab er sich in den Kampf wider Rom. So richtete er jetzt als Primas des Reiches ein Schreiben an alle deutschen Prälaten, welches dieselben aufforderte, am Tage vor Himmelfahrt im Jahre 1024 zu einem Nationalkonzile zusammenzutreten. Ob sich allerdings Pilgrim von Köln und Poppo von Trier, der eifrige Vorfechter Clunys, einfinden würden, war mindestens zweifelhaft, Aribo konnte kaum annehmen, daß diese beiden Erzbischöfe sich ihm, dem eben das Pallium vom Papste genommen, fügen würden. Deshalb richtete der Mainzer vorher einen vertraulichen Brief an die Kaiserin, worin er sie bat, allen ihren Einfluß auf Pilgrim und Poppo geltend zu machen, um sie zur Teilnahme an dem Konzile zu bewegen, falls der Kaiser sie davon abhalten wollte. Heinrich wußte nämlich genau, daß man in Höchst zu einem Schlage gegen den Papst ausholen würde, deshalb gewann er es über sich, noch vor dem Zusammentritte des Konziles seinen Bruder, den Bischof Brun, zu entsetzen und in die Verbannung zu schicken; denn Brun war ein ganz entschiedener Anhänger Aribos. Der Mainzer hatte vorher auch mit dem Bruder der Kaiserin, Dietrich von Metz, angeknüpft, um ihn auf seine Seite zu ziehen. So suchte er mächtigen Rückhalt in der kaiserlichen Familie selbst zu gewinnen und die prinzipielle Bedeutung dieses Streites geht schon daraus hervor, daß eben die kaiserliche Familie in zwei Lager gespalten wurde. Noch war es keineswegs sicher, welche Partei den Sieg gewinnen würde.

Das Konzil trat in Höchst zusammen, die Suffragane des Mainzers er-

schienen vollzählig außer dem verbannten Brun und Meinwerk von Paderborn, der stets mit dem Kaiser ging. Dagegen fehlten wahrscheinlich Pilgrim und Poppo. Die versammelten Bischöfe des Mainzer Sprengels traten nun hier alles Ernstes für ihren Metropoliten ein und erließen einen Brief an den Papst, in welchem sie ihrem Willen unverhohlen Ausdruck gaben. Da dieser Brief die ganze Sachlage darlegt, so möge er hier in wörtlicher Uebersetzung folgen: „Dem Herrn Benedikt, dem verehrungswürdigen Inhaber des päpstlichen Stuhles entbieten mit aller Demut und mit der Inbrunst des Gebetes einmütig ihren Gruß Burchard von Worms, Udalrich von Chur, Wernher von Straßburg, Eberhard von Bamberg, Walther von Speier, Wigger von Verden, Meginhard von Würzburg, Heimo von Constanz, Godehard von Hildesheim, Heribert von Eichstedt, Brantho von Halberstadt, Hizzo von Prag. Gefallen ist die Krone von unserem Haupte und entrissen worden ist die Zier unserem h. Metropoliten. Doch was soeben gesagt ist, das haben wir nur vernommen und da wir das Gerücht nicht glauben und da uns dasselbe wehethut, so wünschen wir von Euch, o Vater, die Wahrheit der Sache zu erkunden. Wenn es sich aber so verhält, wie wir vernommen, dann stimmt unsere Leier Trauerlieder an und unser Gesang wird zum Wehklagen von Weinenden. Denn wer sollte sich der Thränen enthalten,[1]) wenn unser schuldloser Metropolitan durch die Anklage eines Weibes auch nur den kleinsten Teil seiner Ehren verlöre? Das sei ferne von Dir, o Herr, der Du als erster nach Gott an Stelle des h. Petrus den Erdkreis nach Recht und Billigkeit leiten sollst. Ja wenn der geringste Priester um dieser Sache willen seines Amtes entsetzt würde, so würde schon der ganze geistliche Stand in der Asche des höllischen Feuers vernichtet sein. Aber warum, o Herr, schreiben wir, als ob wir jenem Gerüchte Glauben schenkten? Denn ein Gerücht kann seiner Natur nach wahr oder falsch sein, Gott gebe, daß dieses sich als falsch herausstellt! Denn wenn unser Metropolitan Aribo wegen des gebannten Weibes auch nur einen kleinen Teil seiner Würde verliert, so müßte nach Recht und Billigkeit erst unsere ganze Priesterschaft ihres Amtes entsetzt werden. Jener hat nämlich über unseren gemeinsamen Beschluß und Urteil hinaus nichts gegen die Frau gethan, und wenn ihr daher außerdem etwas widerfahren ist, so müssen wir Schiffbruch leiden, er aber soll sicher und ungefährdet davongehen. Wir glauben aber, o Herr, daß wie alle Welt auch Du von der Sache dieses Weibes genug erfahren hast, so daß es unnütz wäre, Dir davon noch zu schreiben. Doch dafür ist Sorge zu tragen, daß jene, die von Christi Brust getrennt ist, entweder der ewigen Verdammnis anheimfalle, oder wenn sie, was unwahrscheinlich ist, ihre Sünden bereut, ferne in der Einsamkeit bis ans Ende ihres Lebens in Jammer Buße thue. Und hatten wir nicht, als wir jenes Weib mit dem Banne belegten, an der weltlichen Gerechtigkeit Helfer oder vielmehr Vorgänger? Denn die weltlichen Richter gingen uns voran, sie sprachen zuerst den Bann aus und dann erst folgten wir, wie es sich ziemt, und bestätigten, was jene gethan. So muß es jenen zum Verderben ausschlagen, wenn wir härter angelassen werden. Wir aber bitten Dich daher

[1]) Vergil. Aen. II, 6. 8.

in aller Demut, gehe mit Dir zu Rate und suche mit Vorsicht zu bessern, so etwas unvorsichtig geschehen ist. Und lasse die Gebannte Deine ganze Strenge fühlen, unserem Herrn Aribo aber, Deinem getreuesten Sohne, wende zu das Geschenk deiner Fürsorge und Deiner Liebe. Denn dieser begehet keine Sünde um des schnöden Gewinnes willen sondern aus Liebe zur Gerechtigkeit schreitet er stets einher mit gezücktem Schwerte. In Christo lebe wohl, o Vater."

Wir sehen aus diesem Briefe, daß der Mainzer Erzbischof und seine Suffragane ungesäumte Anerkennung des über Irmingard verhängten Bannes vom Papste forderten. Da nun der Papst nicht mehr zurück konnte, ohne seine ganze Autorität aufs Spiel zu setzen, so war ein harter Kampf Roms mit der deutschen Kirche unausbleiblich. Doch ein unerwartetes Ereignis verhütete für den Augenblick den Ausbruch des Kampfes, nämlich Benedikt VIII. starb schon im Juni desselben Jahres und wir wissen nicht, ob der Brief der Mainzer Suffragane noch in seine Hände gekommen ist. Nachfolger Benedikts wurde sein Bruder Romanus, ein Laie, der infolge offenbarer Simonie an einem Tage aller kirchlichen Weihen teilhaftig ward und unter dem Namen Johann XIX. den päpstlichen Stuhl bestieg. So behauptete zwar das Geschlecht Benedikts in Rom seine Würde, aber der neue Papst war nicht der Mann danach, um den mit den deutschen Bischöfen entbrannten Streit fortzusetzen. So traten auch die Reformpläne des Kaisers jetzt in den Hintergrund, und sie ruhten bald ganz, da kurz nach dem Papste auch sein treuer kaiserlicher Bundesgenosse Heinrich aus dem Leben abgerufen wurde. Wie sie im Leben verbunden gewesen, so vereinigte auch beide der Tod.

Heinrich brachte den Winter 1023/1024 in Bamberg zu, er fühlte sich krank und er war niedergebeugt durch den kürzlich erfolgten Tod so vieler Bischöfe, die ihm früher in der Regierung des Reiches zur Seite gestanden. Von Bamberg aus erließ er damals noch ein scharfes Edikt gegen die Streitigkeiten, welche zwischen Dienstleuten der Klöster Hersfeld und Fulda ausgebrochen waren, wie er auch am Schlusse des vorigen Jahres ein ganz ähnliches strenges Friedensgebot für Worms und Lorsch gegeben. — Dann zog es den alternden Kaiser nach Sachsen, wo die Wiege seines Geschlechtes gestanden. Schwer leidend begab er sich nach Magdeburg, hier feierte er das Osterfest bei dem jüngst ernannten Erzbischofe Hunfrid. Darauf gelangte er über Goslar noch nach Grona und hier erlag er am 13. Juli 1024 seinen Leiden. Dem Wunsche des Verstorbenen gemäß wurde die Leiche nach Bamberg übergeführt, in dasjenige Hochstift, welches dem Lebenden das teuerste gewesen. Dort zu Bamberg im Dome fand Heinrich II. sein Grab, und neben ihm wurde nach neun Jahren seine treue Gemahlin Kunigunde beigesetzt.

Mit Heinrich II. erlosch das Königshaus sächsischen Stammes, welches über hundert Jahre zum Ruhme des Reiches und des Volkes Deutschland beherrscht; Heinrich hinterließ keine Leibeserben und die Nachkommen der weiblichen Linie seines Geschlechtes konnten kein besonderes Erbrecht geltend machen, der Bruder Heinrichs war Geistlicher und befand sich noch dazu in der Verbannung.

Heinrich war keine schöpferische Natur gewesen wie etwa Otto I., aber er hatte es verstanden, die Glieder des Reiches, die sich schon wieder vom Ganzen loszulösen strebten, in die alten Bahnen zurückzuführen und zur Einigung zu bringen, dergestalt daß der deutsche Name wieder die alte Geltung im Abendlande erlangte. Heinrich war stets bemüht gewesen, an der inneren und äußeren Wohlfahrt des Reiches zu arbeiten vor allem dadurch, daß er auf Recht und Gesetz hielt und den Frieden nach Kräften schirmte. Er starb, sagt der Biograph Konrads II., als er das Reich wieder befriedet und nach langer Arbeit und Mühe eben anfing, die Früchte seines Friedenswerkes zu ernten. Daß es ihm nicht an Kraft gefehlt hat, seinen Willen durchzuführen, dafür bietet seine Regierung einzelne Züge genug. Keineswegs hat er sich willenlos der Kirche hingegeben und ist etwa zu einem gefügigen Werkzeuge Roms geworden, wie man oft behauptet hat: er, der persönlich so fromme Mann, stand als Herrscher durchaus über der Kirche. Eine Naturnotwendigkeit war es, daß gerade in seiner Zeit viele Dinge zum Austrage kommen mußten, welche die Kirche betrafen, das wäre auch ohne Heinrich geschehen, jeder andere Herrscher hätte ebenso dazu Stellung nehmen müssen. Vor allem aber ist von ihm zu rühmen, daß es ihm fast stets gelang, die richtigen Männer in die hohen weltlichen und geistlichen Aemter zu bringen, sein richtiger Blick hat ihn da nur selten verlassen. Und wenn er am Schlusse seiner Regierung der nationaldeutschen Richtung seiner Kirche widerstrebte, so entsprang dies eben nur seiner kaiserlichen Stellung, in welcher er eine einseitige Trennung des deutschen Episkopates von der allgemeinen Kirche nicht dulden durfte; da galt es für ihn, als Kaiser aufzutreten.

Die Regierung Heinrichs II. bildet den Uebergang von der sächsischen Periode zur Geschichte unseres Reiches unter dem salischen Hause; schon unter ihm beginnen die Anfänge des großen Kampfes, welcher fast die ganze Regierungszeit jenes Hauses andauern und das Reich schließlich heftig erschüttern sollte. Man kann sagen, mit Heinrich II. hört jene alte naive Zeit unserer deutschen Geschichte auf, unter und nach ihm beginnt unser Reich zu allen politischen und kirchlichen Fragen Stellung zu nehmen, es treten die weltbewegenden Gegensätze auf, deren Austrag allerdings erst nach einem halben Jahrtausend eine ganz neue Zeit heraufführen sollte. Die Zeit Heinrichs I. und der Ottonen, nur spärlich durch unsere Quellen erhellt, kann man die Erneuerung jenes Heroenzeitalters und zwar auf deutschem Boden nennen, welches die germanischen Stämme während der Völkerwanderung durchlebt; von Heinrich II. an dagegen tritt das Reich aus jenen Kinderschuhen heraus und das deutsche Volk wird der eigentliche politisch maßgebende Faktor für das Abendland. Denn alle die großen Kämpfe, welche damals die Welt überhaupt bewegen, erfüllen von da an die Geschichte Deutschlands. Und mit dem ungleich reicheren politischen Leben ergibt sich auch eine bedeutend vielseitigere historische Litteratur, mit deren Ueberblick wir die Geschichte des folgenden Zeitraumes beginnen wollen.

Ueber die Hauptquellen zur deutschen Geschichte im Zeitalter der salischen Kaiser.

Wir haben in der Darstellung des früheren Zeitraumes gesehen, wie sehr die Kirche in allen Beziehungen von den Kaisern sächsischen Stammes begünstigt wurde. Eine große Zahl von Bischofssitzen und noch bedeutend mehr Klöster waren entstanden, die Kirche hatte sich über weite Gebiete der Westslaven ausgebreitet; Polen, Böhmen und Ungarn waren für das Christentum gewonnen, und dasselbe hielt jetzt auch in den Reichen des Nordens seinen Einzug. Das alles bedeutet aber einen Fortschritt in der Kultur des Abendlandes. Durch die vielfachen Missionsreisen, die allerdings zunächst anderen Zwecken dienten, wurde zugleich der geographische Gesichtskreis bei den Deutschen erweitert, und dazu thaten auch die Römerzüge das Ihrige. Die große Vermehrung der Weltgeistlichkeit und der Ordensleute war aber gleichbedeutend mit der Erweiterung des gelehrten Standes, und es wuchs daher im Reiche die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Dingen. Und da sich die geographischen Kenntnisse allmählich vergrößerten, so hob sich auch der Sinn für die Geschichtschreibung im größeren Stile. Zuerst wurde in den Bistümern und Klöstern der Wunsch rege, eine Geschichte des Stifters und der Stiftung zu besitzen und zugleich erhielten die Annalen der früheren Zeit weite Verbreitung und Fortsetzungen. Nun hatten aber die Herrscher sächsischen Stammes der höheren Geistlichkeit eine ganz hervorragende Thätigkeit in der Regierung des Reiches zugewiesen, sie nahm an allen wichtigen Fragen Anteil, die das Reich betrafen. Dadurch erhielten die Bischöfe eine erhöhte Wichtigkeit, sie standen fast neben dem Könige. Und dieser Umstand führte sehr bald dazu, das Leben dieser Bischöfe zu beschreiben. Dies sind im wesentlichen die Hauptgründe dafür, daß wir in der nun folgenden Periode für die deutsche Geschichte eine ungleich größere Anzahl von Quellen vorfinden, die uns den Ueberblick über das Werden unseres Reiches und Volkes bedeutend mehr erleichtern als in der früheren Zeit. So sind wir jetzt vor allem mehr imstande, in das einzelne der Geschichte einzudringen.

Aber nicht nur bezüglich der Menge der Geschichtsquellen ist ein Unterschied gegen früher zu bemerken, sondern auch die innere Beschaffenheit derselben weicht in einem Punkte ganz erheblich von denen des verflossenen Zeitraumes

ab. Wir hatten nämlich früher gesehen, daß durch die kirchenfreundliche Politik der sächsischen Kaiser einst eine Zeit heraufgeführt werden konnte, in welcher das Papsttum gegen das Kaisertum zu einem gefährlichen Schlage ausholte, nachdem es gefunden, daß es des Kaisertumes nicht mehr zu seiner Stütze bedurfte. Diese Zeit sollte jetzt kommen. Bei der Universalität beider Gewalten war es notwendig, daß die Kirche des Abendlandes in dem großen Kampfe Stellung nahm. So spaltete sich auch die deutsche Kirche in zwei Parteien, deren eine mit Rom, die andere mit dem Kaiser ging. Und aus diesem Zwiespalte erwuchs beiderseits eine reiche Litteratur, die wenn auch zum guten Teile theologisch, doch auch für die Geschichte jener Zeiten wichtige Aufschlüsse bietet. Ueberhaupt wurde jener Kampf auch in die eigentlich geschichtliche Litteratur hineingetragen: gegen Ende des elften und am Anfange des zwölften Jahrhunderts tragen die Geschichtsquellen, die ja alle geistlicher Feder entstammen, das Gepräge des Streites, in allen spiegeln sich mehr oder weniger die großen Gegensätze wieder, welche damals die Welt bewegten. Wenn wir aus der früheren Zeit von Widukind absehen, so führen uns die jetzigen Erzeugnisse der Geschichtslitteratur weit unmittelbarer in diese große Zeit hinein, als dies in der vorigen Periode der Fall gewesen.

Der historische Sinn im Reiche hatte bedeutend zugenommen. Erstens nämlich besitzen wir aus der salischen Zeit einige Lebensbeschreibungen, welche durchaus die Ansprüche erfüllen, die an eine Biographie zu stellen sind. Und zweitens fing man jetzt an, an der Geschichte im großen, an der Weltgeschichte Gefallen zu finden. Daher kommt es, daß jetzt mehrfach große Weltchroniken geschrieben wurden, und daß man auch die Geschichte anderer Völker in den Rahmen der Darstellung hineinbezog, was wir früher nur höchst selten antreffen. Dies im allgemeinen. Werfen wir nun einen kurzen Blick über die hauptsächlichsten Werke, die für die Geschichte unserer Periode in Betracht kommen und einer flüchtigen Skizzierung wert erscheinen.

Wir beginnen mit W i p o, dem Biographen Konrads II. Wipo stammte aus Burgund und war am Hofe Konrads II. als Kaplan thätig. In dieser Stellung war es ihm möglich, über das Leben und die Thaten seines Herrn als Augenzeuge zu berichten. Und wenn er auch oft, wie er selbst erzählt, durch Krankheit verhindert wurde, am Hofe zu erscheinen, so hatte er doch jedenfalls die beste Gelegenheit, gute mündliche Berichterstattung einzuholen. So bietet uns Wipo eine ausführliche Schilderung der Regierungsthätigkeit Konrads. Er ist zwar für seinen Helden eingenommen, er verabsäumt aber doch auch nicht, die Schwächen desselben zu berühren. Wipo gibt sich uns in seiner Schrift als einen allseitig gebildeten und im klassischen Altertume [1]) wohl erfahrenen Mann zu erkennen, und seine burgundische Abstammung verleiht seiner Erzählung eine ganz bedeutende Frische und Lebendigkeit. Er berichtet zwar meist in streng zeitlicher Reihenfolge, doch die trockene, annalistische Darstellung ist ihm ganz fremd, er teilt sein Werk in sachlich geordnete Kapitel ein, so daß das annalistische Schema völlig verdeckt wird. Die Sprache ist leicht und fließend, ein-

[1]) Siehe hierüber die neue Ausgabe von Breßlau und meine Bemerkungen: Neues Archiv ꝛc., XI, 45—66.

gehendes Studium des Sallust verleiht ihr ein poetisches Gepräge. Auch finden sich nach der Sitte der Zeit öfters Verse in der Prosa eingestreut. Gewidmet ist das Werk dem Sohne Konrads, dem Kaiser Heinrich III., gleichsam um ihn zur Nacheiferung der großen Thaten des Vaters anzufeuern. Ueberhaupt scheint Wipo auf Heinrich großen Einfluß ausgeübt zu haben, wahrscheinlich war er sein Lehrer, und er hat ihm einige moralisierende Gedichte zugeeignet, die uns noch erhalten sind. In einem derselben forbert er den Heinrich auf — derselbe war damals schon König — er solle die Vornehmen dazu anhalten, ihre Söhne in die Schule zu schicken, damit diese im Gerichte und bei der Beratung des Königs von ihrem erlernten Wissen Gebrauch machen könnten. Denn die Deutschen allein hielten es noch für überflüssig, ja für schimpflich, daß die Laien sich wissenschaftliche Bildung aneigneten, während die Knaben in Italien noch im zartesten Alter schon in der Schule schwitzen müßten. — Wipo hat ursprünglich beabsichtigt, auch das Leben und die Thaten Heinrichs III. zu beschreiben. Daß er es nicht ausgeführt hat, ist für uns sehr zu beklagen. Vielleicht wurde er durch Krankheit davon abgehalten und von einem frühen Tode überrascht. Und einen Biographen hat der gewaltige Kaiser Heinrich III. später nicht mehr gefunden.

Dagegen ist uns eine Lebensbeschreibung Heinrichs IV. erhalten, die zu den besten Erzeugnissen mittelalterlicher Geschichtschreibung gehört. Der Verfasser ist ein treuer Anhänger des Kaisers gewesen und ein heftiger Widersacher des Papstes und der Sachsen. Er schildert uns das Leben Heinrichs als Augenzeuge, und die Kunst der Darstellung ist ihm in so hohem Grade zu eigen, daß die kleine Schrift wahrhaft dramatisch wirkt. Der Verfasser weiß im Leser das aufrichtigste Mitgefühl und die größte Teilnahme für den unglücklichen Kaiser zu erwecken, und wenn uns nicht auch Schriften von der Gegenpartei erhalten wären, so würde man nach dieser Lebensbeschreibung nur annehmen können, daß Heinrich das Opfer des schnödesten Undankes und der böswilligsten Intriguen geworden ist. Vielleicht stammt diese hervorragende Schrift aus der Feder des Aachener Propstes Godeskalk, jedenfalls war der Verfasser ein überaus belesener und gelehrter Geistlicher, denn aus einer großen Menge von älteren Schriftwerken bringt er Anführungen. Aber trotzdem sich außerordentlich viele Anklänge an ältere Autoren bei ihm vorfinden, sieht seine Schrift doch aus, als ob sie aus einem Gusse geschrieben wäre, so kunstvoll werden alle diese Anlehnungen versteckt. Der ganze Ton der Schrift ist um so klagender und rührender, als sie kurz nach dem Tode des alten Kaisers verfaßt ist, wo der Schmerz um den Verschiedenen noch frisch war. Es scheint fast so, als ob der Biograph ein Freund Heinrichs schon von Jugend an gewesen und daß beide einen großen Teil ihres Lebens gemeinsam zugebracht hätten.

Heinrich V. wiederum hat keinen Biographen gefunden, doch wir besitzen für seine und Heinrichs III. Zeit sehr ausgiebiges und zuverlässiges Quellenmaterial, welches jenen Mangel für uns weniger fühlbar macht. Das sind nämlich die großen Weltchroniken, die in der Zeit Heinrichs III. ihren Anfang nehmen. Ganz besonders hat zur Entstehung dieser Weltchroniken der nahe Zusammenhang beigetragen, in welchen Deutschland unter Konrad II. und noch mehr unter seinem Nachfolger mit Italien und Burgund trat. Je inniger

sich dieses Verhältnis gestaltete, desto mehr fühlte man im deutschen Reiche das Bedürfnis, einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des römischen Reiches und zwar zunächst seit Christi Geburt zu besitzen,[1]) denn das römisch-deutsche Kaisertum wurde ja lediglich als Fortsetzung der altrömischen Cäsarenherrschaft betrachtet. Stoff zu solchen großen Werken gab es in Fülle, es waren eine Menge Werke vorhanden, die von der alten römischen Zeit zu der neuen politischen Gestaltung überleiteten, wie sie Westeuropa infolge der Wanderung der germanischen Stämme erhalten hatte. Es kam nur darauf an, daß ein gelehrter Mann den reichhaltigen Stoff sammelte und mit kritischem Blicke das ausschied, was für die damalige Welt wissenswert war. Dieser Arbeit unterzog sich Hermann, Mönch in dem großen Kloster Reichenau, dessen Büchersammlung eine sehr bedeutende war. Hermann, mit dem Beinahmen der Lahme — er litt schon frühzeitig an der Gicht und erreichte wegen seiner körperlichen Leiden nur ein Alter von 41 Jahren — war Mönch und Lehrer in Reichenau und galt für einen der größten Gelehrten seiner Zeit, da er alle Wissenschaften gleichmäßig beherrschte. Er überarbeitete eine in Schwaben entstandene Chronik, indem er mit feinem Verständnis für das wirklich Bedeutungsvolle Zusätze und Auslassungen machte. Dann hat er von 1040 an eine gleichzeitige Fortsetzung angeschlossen, die uns die Geschichte der Jahre 1040—1054 bietet. Und zwar ist dies durchaus Reichsgeschichte. Ohne daß Hermann irgendwie als Augenzeuge berichtet — er hat, nachdem er Mönch geworden, sein Kloster niemals verlassen — vermochte er es doch, sich über die Verhältnisse des ganzen Reiches unter Heinrich III. so ausgezeichnete Kunde zu verschaffen, daß sich seine Angaben fast stets als unumstößlich richtig erwiesen haben. Hermanns Chronik erhielt auch eine ausführliche Fortsetzung. Hermann überantwortete nämlich seinen litterarischen Nachlaß seinem Schüler Berthold, und dieser entschloß sich zur Fortführung des großen Werkes. Vielleicht reicht nun die Fortsetzung von Bertholds eigener Hand bis zum Jahre 1080. Dann müßte man allerdings annehmen, daß der Verfasser im Laufe der Zeit seinen politischen Standpunkt völlig geändert habe. Denn während er erst ganz auf der Seite des Kaisers steht, ergreift er vom Jahre 1073 an, wo die Erzählung in hohem Grade ausführlich wird, allmählich Partei für den Papst, so daß die Berichte der letzten Jahre eine heftige Schmähschrift gegen Heinrich IV. bilden, die an Leidenschaftlichkeit und Erbitterung nichts zu wünschen übrig läßt. Vielleicht aber hörte Berthold schon 1073 zu schreiben auf.

Daß Berthold im Jahre 1088 gestorben ist, meldet uns ein anderer wichtiger Geschichtschreiber jener Zeiten, Bernold, der erst Mönch in St. Blasien war und später ins Kloster Schaffhausen eintrat. Er stand mitten im Parteigetümmel seiner Zeit und hat als Priester auch selbst zu den großen Fragen Stellung genommen, welche damals die Gemüter erregten. Im Jahre 1074 begann er eine große Weltchronik zu schreiben, in welcher er die Chronik des

[1]) Für die vorchristliche Zeit genügten die Chronik des Hieronymus und deren Fortsetzung, sowie ihre Auszüge und die nach der heil. Schrift verfaßte jüdische Geschichte in der Chronik des Sulpicius Severus. Daß jene Chronik im Mittelalter nicht so unbekannt gewesen ist, wie man gewöhnlich annimmt, dazu vgl. Gundlach, Neues Archiv XI, 289 ff. und meine Bemerkungen daselbst XII, 367, 369, 380 f.

Baeda mit derjenigen Hermanns von Reichenau verband; daran schloß er Bertholds Fortsetzung der letzteren und vom Jahre 1074 beginnt seine eigene Fortführung der Geschichte in breiter Ausführlichkeit. Wenn er nun auch auf gegenkaiserlicher Seite steht, so ist doch sein Werk frei von jener großen Leidenschaftlichkeit und Schmähsucht, welche Berthold zu eigen ist; eine gewisse sachliche Prüfung muß ihm unbedingt zugesprochen werden. Erst in den letzten Jahren beginnt diese Kritik abzunehmen. Noch hat sich Bernolds eigene Handschrift erhalten, sie zeigt, daß der Verfasser nicht stetig weiter gearbeitet, sondern seine Einträge in großen Zwischenräumen gemacht hat. Der Wert von Bernolds Geschichtswerk, das bis zum Jahre 1100 reicht, ist schon frühzeitig erkannt worden, denn von seiner Chronik findet sich besonders der letzte Teil in einigen, wenig später entstandenen Kompilationen wieder. Das formale Talent dagegen geht Bernold wie Berthold in gleicher Weise ab.

Eine weitere Weltchronik, die sich in ihrem späteren Teile vorzüglich mit lothringischen Verhältnissen beschäftigt, verfaßte der Abt Hugo von Flavigny. Hugo war ein weitgereister Mann, in mehreren Klöstern und Bischofssitzen hatte er sich aufgehalten und dabei Land und Leute kennen gelernt. Ursprünglich gehörte er als Mönch von St. Vannes zu der strengen Richtung und stand durchaus auf der päpstlichen Seite. Doch er lernte allmählich die Mittel und Wege kennen, deren sich die Kurie bediente, um überall Zwietracht im Reiche zu säen; er sah mit der Zeit ein, daß die päpstliche Partei darauf ausging, die Gewalt der weltlichen Obrigkeit thunlichst zu vernichten und die Macht des Reiches zu brechen. Diese Absicht der Kurie und vor allem ihre verabscheuungswürdigen Mittel veranlaßten den Hugo, auf die kaiserliche Seite zu treten, auf der er wohl bis ans Ende seines Lebens geblieben ist. In den Jahren 1090—1102 schrieb nun Hugo seine Weltchronik, in der er seine große Gelehrsamkeit und Belesenheit offenbart. Auch von diesem Werke hat sich die Originalhandschrift erhalten.

Bei weitem wichtiger aber und bestimmender für die Geschichtsauffassung des Mittelalters wurde das Werk eines Mönches und Lehrers vom Kloster Gembloux im Lütticher Sprengel. Dies ist die Weltchronik Sigiberts, die das ganze Mittelalter hindurch und noch bis in die neueste Zeit in hohem Ansehen gestanden hat. Sigibert nahm sich nämlich vor, in die Chronologie des überlieferten Geschichtsstoffes Sicherheit und Genauigkeit zu bringen, ein Unternehmen, welches äußerst schwierig und damals eigentlich nicht durchzuführen war. Und da es ihm darauf ankam, den ganzen Stoff unterzubringen, so nahm er auch die Heiligenlegenden des frühen Mittelalters gläubig auf und suchte sie in die Geschichte zeitlich einzuordnen. Dabei mußte er wegen der Unsicherheit des überlieferten Stoffes in große Widersprüche und Zweifel geraten, doch er hat sich mit seinem Vorhaben so gut als möglich abgefunden und ein chronologisches Gerippe für die Geschichte geschaffen, dessen Autorität lange unerschüttert geblieben ist. Da es ihm aber weniger auf die Darstellung der Geschichte als auf die Kritik der Chronologie ankam, so ist die Zeit, in welcher er als Mitlebender schreibt, nicht so ausführlich behandelt, wie wir wohl wünschten. Und daher tritt Sigiberts Chronik als Quelle für uns etwas zurück, nachdem auch die Ungenauigkeit der früheren Abschnitte längst erwiesen worden ist. Freilich wurde

das mit bedeutender Gelehrsamkeit verfaßte Werk noch zu Lebzeiten Sigiberts und vor seiner endgültigen Vollendung mehrfach abgeschrieben und hat in späterer Zeit die größte Vervielfältigung erfahren; es wurde für die Zukunft die Grundlage aller historischen Chronologie und hat eine ganze Anzahl von Fortsetzungen erhalten.

Es war indes dem Abte eines fränkischen Klosters vorbehalten, mit den umfassendsten Hülfsmitteln und einer für jene Zeiten ausgezeichneten Kritik einen gewissen Abschluß in der weltchronistischen Litteratur herbeizuführen. Dies war der Abt Ekkehard von Aura, einem Kloster in der Nähe von Kissingen. Der Plan dieses Mannes war, eine auf breitester Grundlage errichtete Weltgeschichte zu schreiben. Und das ist ihm wenigstens für den späteren Teil völlig gelungen, denn von einer kritischen Darstellung der alten Geschichte konnte ja damals keine Rede sein. Fast alle bedeutenden historischen Schriften des früheren Mittelalters bis auf Widukind hat Ekkehard in den Rahmen seiner Darstellung hineingearbeitet. Später benutzte er eine in Würzburg entstandene Chronik und dann schildert er als vortrefflich eingeweihter Augenzeuge. Nachdem er bis zum Jahre 1114 einige Ausgaben seines großen Werkes im Ganzen oder in Teilen veranstaltet, arbeitete er das Ganze noch einmal um und teilte es in fünf Bücher ein. [1]) Mehrfache Vorzüge zeichnen Ekkehards Werk vor den früheren großen Chroniken aus. Denn während Sigibert fast nur ein mageres Gerippe der Weltgeschichte bietet und Hugo von Flavigny oft ganz dürftig und oft wieder in ungebührlicher Breite seinen Stoff darstellt, verbindet der Chronist von Aura sorgfältige Chronologie mit gut ausgewähltem und reichlichem Inhalte. So hat er es bei der Fülle seines Stoffes und der verständigen Auswahl desselben zuwege gebracht, eine ausführliche und gut geschriebene Darstellung der Weltgeschichte zu geben. Ekkehard genügte aber nicht bloß den Aufgaben der historischen Kritik und der Kunst der schönen und zusammenhängenden Darstellung, sondern er hat sich auch, was für jene Zeiten sehr schwer war, frei von Parteileidenschaft gehalten. Denn er war ein besonnener Beurteiler der Ereignisse seiner Zeit und er hat dieselben so objektiv als möglich dargestellt. Nach alledem ist Ekkehards Werk, rein historisch betrachtet, weitaus die beste der weltgeschichtlichen Arbeiten des Mittelalters, und wie Sigiberts Werk für Lothringen und Frankreich und Hermann von Reichenau für den Süden des Reiches bestimmend geworden ist, so ist auch Ekkehards Weltchronik grundlegend geworden für alle ähnlichen Werke des nördlichen Deutschlands.

Soviel über die Biographie und die universalhistorischen Schriften unseres Zeitraumes. Wir hätten nun überzugehen auf diejenigen Quellen, welche sich mit einzelnen Teilen unserer Periode beschäftigen. Hier sind zuerst zu nennen die Annalen aus dem bairischen Kloster Altaich. Auf der Grundlage der Hersfelder und Hildesheimer Annalen unternahm es ein Altaicher Mönch um

---

[1]) Das erste Buch enthält die Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zur Gründung Roms, das zweite geht bis zu Christi Geburt, das dritte bis auf die Zeit Karls des Großen, das vierte bis auf Heinrich V. und das fünfte gibt eine ausführliche Darstellung der ganzen Regierung dieses Kaisers bis zum Jahre 1125, in welchem Jahre auch Ekkehard selbst gestorben ist.

das Jahr 1073 ein neues Annalenwerk zu schreiben. Die selbständige Fortsetzung von den Zeiten Konrads II. an ist von hohem Werte, die Aebte des Klosters Altaich standen in nahen Beziehungen zum Hofe und zur Regierung und daher war man daselbst über viele wichtige Dinge gut unterrichtet. Der Standpunkt des Verfassers ist durchaus als maßvoll zu bezeichnen, er ist ebenso frei von unbedingter Verherrlichung des Kaisers wie von völliger Hingabe an den Papst. Das konnte allerdings um so eher stattfinden, als das Werk schon um das Jahr 1073 abgefaßt ist, also zu einer Zeit, wo der Kampf zwischen Kirche und Staat noch nicht allzu heftig entbrannt, sondern fast noch im Entstehen begriffen war.

Dagegen werden wir in diesen Kampf mitten hinein versetzt durch das Werk des Brun über den Sachsenkrieg Heinrichs IV., welches der Verfasser im Jahre 1082 dem Merseburger Bischofe Werner widmete. Werner war ein entschiedener Gegner Heinrichs IV. und es ist möglich, daß er den Brun aufgefordert hat, jene Schrift zu verfassen, um die Wahl des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden als rechtmäßig hinzustellen. Danach ist das ganze Werk zu beurteilen. Es ist eine so schmähsüchtige Parteischrift, daß es kaum noch unter die geschichtlichen Quellen gerechnet werden kann. Dagegen ist die Schrift in hohem Grade dadurch interessant, daß man aus ihr wie aus keiner anderen erkennt, welche Gesinnungen man damals in Sachsen fast allgemein gegen den König hegte. Die meisten der Angaben Bruns haben sich, verglichen mit anderen Quellen, als falsch und lügenhaft herausgestellt und ich glaube, daß man auch danach keinen Grund hat, die äußerst breite Einleitung als wahr und auf guter Quelle beruhend hinzunehmen. In dieser schildert nämlich Brun die Jugend des Königs „damit, nachdem der Leser kennen gelernt, wie der König sein Leben als Knabe, und Jüngling verbracht, er sich nicht wundere, daß derselbe als Mann den Bürgerkrieg begonnen“.[1]) Nun folgt in den ersten 16 Kapiteln eine äußerst eingehende Beschreibung der Laster und Schändlichkeiten, denen sich der König als Knabe und Jüngling angeblich hingegeben hat, meist unflätige Schmutzgeschichten, die jedenfalls zum größten Teile in das Gebiet der Fabel und Lüge gehören. Wenigstens wäre es sehr wunderbar, wenn Brun in so später Zeit noch genaue Kenntnis von den jugendlichen Verirrungen des Königs haben sollte. Außerdem sind diejenigen Leute, gegen welche der junge König angeblich Verbrechen beging, doch alles Sachsen und dazu werden ihre Namen von Brun klüglich verschwiegen, obwohl er stets vorgibt, dieselben zu kennen; man vergleiche z. B. cap. 13 Novi autem quendam de familiaribus regis;

---

[1]) Brun ist sich auch seiner eigenen Lügenhaftigkeit wohl bewußt, denn er sagt weiter am Schlusse der Vorrede: „Damit aber mein Werk nicht von jedem Beliebigen, der es in die Hände bekommt, begeifert werde, will ich es davor schützen dadurch, daß ich Euren Namen (des Bischofs Werner) davorschreibe. Denn wenn die erste Seite Euren Namen aufweist, so dürfte es derselbe wohl vor solchen Angriffen bewahren.“ Diese Stelle ist für den Standpunkt des Verfassers äußerst bezeichnend, man hat dieselbe bisher zu wenig gewürdigt. Es ergibt sich meiner Ansicht nach sehr deutlich daraus, daß Brun selbst von der Wahrhaftigkeit seines gehässigen Berichtes wenig überzeugt war. So verrät sich seine Lüge von selbst und man darf ihm fast gar keinen Glauben schenken.

c. 14 de quodam intimo ipsius consiliario, cuius vocabulum sicut aliorum multorum sponte praetereo, rem comperi etc. Kurz, der Bericht Bruns krankt durchaus an Unhaltbarkeit, er ist nur mit höchster Vorsicht zu benutzen und für die Geschichte kaum zu verwerten.

Aber auch von der anderen Seite besitzen wir eine Schilderung des Sachsenkrieges und zwar in epischer Form. Der Dichter, der vielleicht auch das oben erwähnte „Leben Heinrichs IV." verfaßt hat, ist durchaus königlich gesinnt und er hat es verstanden, die Zwistigkeiten Heinrichs mit den Sachsen in ein äußerst lebendiges Gedicht zu bringen. Ein echt dichterischer Zug ist es, daß das Epos mit dem Siege des Königs bei Homburg am 9. Juni 1075 abschließt, jedenfalls glaubte auch der Verfasser, daß der Krieg durch diesen Sieg beendet sein werde. Die Sprache und Technik dieses Epos reiht sich an die besten mittelalterlichen Gedichte an; allerdings hat der Verfasser dem Kriege ein gut antikes Gewand angezogen, indem er hierzu den Vergil und andere klassische Dichter in sehr ausgiebiger Weise benutzt.[1]) Doch es finden sich auch Züge, welche für die Kenntnis des mittelalterlichen Lebens wertvoll sind. Wenn daher das Gedicht wegen der durchaus königlichen Auffassung der politischen Verhältnisse und wegen der dichterischen Freiheiten nicht unmittelbar für die Geschichte zu verwenden ist, so bleibt es doch trotzdem ein schönes Zeugnis für die damalige Blüte der gelehrten Studien.

Das wichtigste geschichtliche Werk für die Anfänge Heinrichs IV. sind die Annalen des Hersfelder Mönches Lambert. Dieser unternahm es, eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben; er beginnt eigentümlicherweise mit der Erschaffung der Welt. Er benutzte dazu die alten Hersfelder Annalen und leitet an der Hand derselben sein Werk mit einer überaus mageren und dürftigen Uebersicht der Weltgeschichte ein. Vom Jahre 1040 an wird seine Erzählung breiter und in der späteren Zeit verfügte er über sehr reichlichen Stoff, so daß er von den Jahren 1069—1077 eine ganz ins einzelne gehende Darstellung liefern konnte, die mit den Vorbereitungen zur Wahl des Gegenkönigs Rudolf abschließt. Ganz am Ende sagt der Verfasser, daß er die Feder niederlege, da er durch die gewaltige Größe des Stoffes ermüdet sei. So scheint es, daß ihm sein Werk über den Kopf gewachsen war, und wahrscheinlich hätte es ihm nicht an Material gefehlt, dasselbe fortzusetzen. Es ist auch möglich, daß mit bewußter Absichtlichkeit gerade jene Zeit als Endpunkt gesetzt worden ist, damit das Ganze eine dramatische Wirkung habe. Die Erzählung bereitet allmählich auf den Zusammensturz des Königtums vor und endet mit der Katastrophe von Canossa. Dazu besitzt Lambert kein geringes Darstellungstalent, außer einigen eingeschalteten Episoden mehr biographischer Natur fließt die Erzählung rasch und lebendig weiter und ist sowohl nach Form und Inhalt in hohem Grade bedeutend. Allerdings lehnt sich Lambert sehr stark an ältere Muster an und sucht nach denselben seine eigene Sprache wirkungsvoll zu gestalten, und für die kurz zugespitzte und pikante Redeweise, die er zeitweilig sehr bevorzugt, bot ihm Sallust reichliche Ausbeute. Auch den poetischen Stil von Livius und des

---

[1]) Vgl. hierzu Pannenborgs Nachweise in Waitz' Ausgabe, Abhandl. der Götting. Ges. der Wissensch. 1870, XV. 1—86 und meine Nachträge, Neues Archiv XI, 49—54, 57, 62.

späten Sulpicius Severus sich zu eigen zu machen hat er nicht verschmäht und endlich lieferte ihm Vergil eine große Anzahl dichterischer Ausdrücke.[1]) Daher hat das Aeußere von Lamberts Geschichtsdarstellung einen durchaus altertümlichen Anstrich; so finden sich z. B. offizielle altrömische Formeln wie ‚videret ne quid res publica detrimenti caperet' oder ‚quod bonum felix faustumque esset' u. a. Diese aus den römischen Historikern weither geholte Redeweise gibt dem Werke Lamberts ein streng objektives Gepräge, wie der Verfasser überhaupt darauf ausgeht, sich den Anschein zu geben, als ob er die Ereignisse fern von aller Parteilichkeit und mit strengster Wahrheitsliebe — sine ira et studio — darstellte. Und diesem Eindrucke hat man sich denn auch früher nicht entziehen können, man hielt Lambert für ganz aufrichtig und so hat sein Werk lange Zeit in der höchsten Geltung gestanden. Wenn sich nun aber auch der Verfasser völlig frei hält von den leidenschaftlichen Ausbrüchen eines Berthold und Brun, so hütet er sich doch stets, irgend etwas zu Gunsten Heinrichs IV. vorzubringen; dagegen findet er immer eine Entschuldigung für die Handlungsweise von dessen Gegnern. Und dazu kommt auch die Lage und der damalige Zustand des Klosters, in welchem Lambert schrieb. Hersfeld lag nicht weit von der sächsischen Grenze, und die Nachrichten, die Lambert zukamen, werden meist von Sachsen herrühren. Außerdem hatte das Kloster in den Kriegszeiten schwer zu leiden, und hiervon war doch der König die unmittelbare Ursache. So hat Lambert vielfältig Nachrichten aufgenommen, die ihm durch Hörensagen bekannt wurden, für deren Wahrhaftigkeit er aber nicht den Beweis antreten kann. Daß er dann freilich stets im Leser den Glauben erwecken will, daß das sich thatsächlich so verhalten und verbürgt sei, darin beruht sein Grundfehler, von dem er übrigens keine Ahnung gehabt zu haben braucht. Er ist daher keineswegs den bewußten Geschichtsfälschern beizuzählen, seine Hauptarbeit bestand darin, daß er den ihm überlieferten Stoff buchte und daraus eine pragmatische und schön stilisierte Geschichtsdarstellung gestaltete. Ein unbedingter Parteischriftsteller war er nicht, sonst würde er nicht auch die Schwächen des großen Kölner Erzbischofes Anno, des eifrigsten Anhängers von Gregor VII., berührt haben, ein einseitiger Gregorianer hätte das nicht thun dürfen.

Nicht weniger bedeutend als Lamberts Annalen ist für uns die Geschichte der Bischöfe von Hamburg-Bremen, verfaßt von dem Bremer Domherrn und Lehrer Adam. Die hohe Stellung dieses Mannes im Erzstifte sowie seine nahen Beziehungen zu dem berühmten Erzbischofe Adalbert haben es ihm ermöglicht, eine fast urkundliche Geschichte dieses Erzbistumes zu geben. Ein äußerst reichhaltiges Quellenmaterial stand dem Adam zu Gebote, er vereinigte alles Erreichbare, was auf die Geschichte des Erzstiftes Bezug hatte, und was er zur Durchführung seines Planes in den früheren Geschichtschreibern und in den Urkunden nicht fand, suchte er durch treffliche mündliche Berichterstattung einzuholen. Er ging zu diesem Behufe zu dem Dänenkönige Sven, von dem er sagt, daß er die ganze Geschichte der nordischen Reiche in seinem Gedächtnisse

[1]) Siehe hierüber Holder-Egger, Neues Archiv IX, 296 ff., Rockrohr, Forschungen zur deutschen Geschichte XXV, 571 und meine Zusammenstellungen, Neues Archiv XII, 372—385.

so gut aufbewahrt habe, als ob sie daselbst niedergeschrieben wäre. Auf der Reise dahin und beim Könige selbst hat er sich nun den eingehendsten geschichtlichen und geographischen Bericht über die nordgermanischen Reiche verschafft und denselben später seiner Geschichte einverleibt. Er hat es in diesen Dingen zu einer so ausgebreiteten Kenntnis gebracht, daß er als viertes Buch seines Werkes eine mit den thatsächlichen Verhältnissen durchaus übereinstimmende „Beschreibung der Inseln (d. h. Länder) des Nordens" verfaßte. Der Sammelfleiß dieses Mannes ist ein ganz erstaunlicher gewesen, denn er bietet uns in seiner Geschichte nicht wie so viele andere verwandte Darstellungen eine trockene Aneinanderreihung von Namen und Daten, sondern wirkliche, innerlich verknüpfte und sachlich zusammenhängende Geschichtserzählung. Dieses hervorragende Werk wurde schon von den Zeitgenossen in seiner Bedeutung erkannt, denn es findet sich sehr bald mit Erklärungen versehen und in der ganzen Folgezeit bis auf unsere Tage ist es grundlegend geblieben für alle historisch-geographischen Kenntnisse über die Länder des Nordens.

Eine sehr wichtige Ergänzung zu den deutschen Geschichtsquellen unseres Zeitraumes bietet uns für die Geschichte der Slavenlande und ihrer Beziehungen zum deuschen Reiche die Chronik des Cosmas von Prag. Cosmas stand im dortigen Bistume mit den Bischöfen in einem sehr vertrauten Verhältnisse, als Dekan der Prager Kirche ist er im Jahre 1125 gestorben. Er zuerst von allen Slaven hat es unternommen, eine Geschichte des böhmischen Reiches und Volkes von den ersten Anfängen bis auf seine Zeit zu schreiben. Für den früheren Teil seiner Chronik hat Cosmas nur die mündliche Ueberlieferung benutzen können, da er hierfür keine schriftlichen Aufzeichnungen vorfand. So kommt es, daß in dieser böhmischen Urgeschichte Sage und Fabel üppig aufwuchern. Cosmas scheint alles niedergeschrieben zu haben, was er aus dem Munde des Volkes hörte, nur fügt er stilistisches Beiwerk hinzu, indem er den mündlichen Bericht durch allerlei ersonnene und erdichtete Reden ausschmückt und durch Verknüpfungen verbindet. Mit der naivsten Treuherzigkeit hat er auf solche Weise eine Menge Fälschungen gemacht, die früher allgemeinhin geglaubt und jetzt erst vor kurzem durch J. Loserth aufgedeckt worden sind. Dieser erste Teil erinnert in manchen Stücken unwillkürlich an den sagenhaften Bericht Widukinds über die älteste Sachsengeschichte. Für die spätere Zeit dagegen hat Cosmas einige schriftliche Quellen benutzt und seine weitere Erzählung, die bis zum Jahre 1125 reicht, bietet uns eine ganze Fülle unschätzbaren Stoffes, den wir nur diesem fleißigen Sammler verdanken. Der Standpunkt des Verfassers ist für die Böhmen günstig und gegen die Deutschen gerichtet, wie es bei einem böhmischen Geistlichen, der die Urgeschichte seines Volkes schreibt, nicht anders zu erwarten ist; doch von wirklicher Gehässigkeit hat er sich frei gehalten. Für alle späteren Werke über böhmische Geschichte bildet Cosmas die Grundlage und so ist er mit Recht der Vater der böhmischen Geschichte genannt worden.

Noch sind die wichtigsten zeitgenössischen Quellen Italiens zu erwähnen, da sie ebenfalls für die deutsche Geschichte von unmittelbarstem Interesse sind. Die Bischöfe Italiens haben sich keineswegs unbedingt dem Willen der Kurie gefügt, denn viele derselben hatten ja ganz besonders Ursache dazu, den deutschen

Königen dankbar zu sein und deren Partei zu ergreifen. Und aus diesem Grunde besitzen wir aus Italien Schriften von kaiserlicher wie von päpstlicher Seite. Der geistige Mittelpunkt aller gegen den deutschen Staat gerichteten Bestrebungen war hier der gewaltige Papst Gregor VII. Nur wenigen seiner Vorgänger war es geglückt, einen Biographen zu finden, während uns aus Deutschland eine große Anzahl von Lebensbeschreibungen hervorragender Bischöfe erhalten ist. Gregors VII. Leben ist dagegen beschrieben worden, und zwar 43 Jahre nach dem Tode des Papstes von dem deutschen Mönche Paul von Bernried. Paul lebte lange Zeit am päpstlichen Hofe und hier fand er reichlichen Stoff für das Leben des großen Papstes. Seine Quellen sind größtenteils gute, doch hat in jener Lebensbeschreibung auch schon die Sage Platz gegriffen, wie es nicht anders möglich war, denn wie verschieden wurde dieser kühnste und thatkräftigste aller Kirchenfürsten beurteilt und dazu war er damals schon beinahe ein halbes Jahrhundert tot! Doch die wichtigste und unmittelbarste Quelle für das Papsttum Gregors bleibt das sogen. Registrum Gregorii, oder die Sammlung seiner Briefe, die vielleicht von ihm selbst im Jahre 1081 veranstaltet worden ist. Diese Sammlung ist nur eine Auswahl aus der ungeheuren Menge von Schreiben, die aus der Kanzlei Gregors hervorgingen; sie ist wohl deshalb gemacht worden, um Zeugnis von der Thätigkeit des großen Mannes, natürlich zu seinen Gunsten, abzulegen.

Von der anderen Seite ist besonders der Bischof Benzo von Alba zu nennen. Er verfaßte einen Panegyrikus auf Heinrich IV., der voll von Lobeserhebungen und Schmeichelei gegen den Kaiser ist und den bittersten Spott und Hohn über den Papst ausgießt. Man dürfte keine Schrift in jener Zeit antreffen, wo der parteiische Standpunkt in so ausgesprochen übertriebener, oft lügenhafter Weise hervortritt und deshalb ist jener Panegyrikus, ein langatmiges Werk in sieben Büchern, kaum mehr für die politische Geschichte zu benutzen. Wertvoll aber ist das Werk für die Beurteilung des Kulturzustandes von Italien im elften Jahrhundert. — Es würde indes zu weit führen, die Menge der erhaltenen Streitschriften aus Italien hier namhaft zu machen. Nur so viel möge noch gesagt sein, daß sich in den historischen Quellen Italiens ein ähnlicher Aufschwung zeigt, wie in der Kirche selbst. Denn noch bis vor kurzem war die deutsche Geistlichkeit in der Handhabung der lateinischen Sprache und in der litterarischen Produktion derjenigen Italiens überlegen gewesen. Jetzt aber forderte die Zeit gebieterisch, daß der italienische Klerus, soweit er Gregor VII. anhing, sich ernsten wissenschaftlichen Studien hingab, zunächst schon deshalb, um die neuen Ansprüche, welche der Papst dem Reiche gegenüber machte, mit möglichst viel Scharfsinn und Belesenheit aus den älteren Schriften zu erweisen und zu rechtfertigen. So kam es, daß bei den geistlichen Anhängern des Papstes ein reges wissenschaftliches Leben entstand und davon legen die Schriften derselben beredtes Zeugnis ab. So hat auch hier der Streit manches Gute verursacht, die Bildung der italienischen Geistlichkeit hat wesentlichen Nutzen daraus gezogen.

Fünftes Buch.

Das Kaisertum auf seiner Machthöhe unter Konrad II. und Heinrich III.

Drittes Buch.

Das [illegible]

Erster Abschnitt.

Die Zeit Konrads II. bis zur Kaiserkrönung.[1]

1. Die Wahl Konrads II.

Als Heinrich II. gestorben war, zeigte es sich, daß sein Geist im Reiche noch fortlebte. Ueberall wurde der Tod des kraftvollen Lenkers bitter empfunden. Diejenigen unter den Großen, welche ein dankbares Gedenken an den verblichenen Kaiser knüpfte, waren in ernstlicher Sorge um den Fortbestand dessen, was Heinrich für das Reich gethan. Denn es gab auch viele, ganz anders gesinnte Leute, denen daran lag, das Zwischenreich möglichst auszudehnen, damit sie ihren selbstsüchtigen Plänen desto ungestörter nachgehen konnten. So brachen mannigfache Unruhen im Reiche aus. Allerdings war die augenblickliche Lage hierzu günstig genug. Es war jetzt derselbe Zustand eingetreten wie nach dem Tode Ludwigs des Kindes, die männliche Linie des Herrscherhauses war ausgestorben, und da Kaiser Heinrich stets aller Familienpolitik abhold gewesen, so hatte er auch bei seinem Tode sein königliches Recht auf keinen ihm näher stehenden Fürsten übertragen, ein Vorgang, der ja hauptsächlich zur Wahl Heinrichs I. und Ottos I. beitrug. Wenn aber nun Wipo, die ausführlichste Quelle für die ganze folgende Zeit, erzählt, daß alle hervorragenden weltlichen Fürsten — darunter sind zunächst natürlich die Herzöge zu verstehen — sich auf die Krone Hoffnung gemacht und dieser Hoffnung in ziemlich gewaltthätiger Weise Ausdruck gegeben hätten, so ist das entschieden unrichtig. Gewiß hat es an Fehden im Zwischenreiche noch viel weniger als sonst gefehlt. Und über diese Fehden spricht Wipo hier, er bringt sie, ohne in ihre Gründe eingeweiht zu sein, einfach mit den Thronbestrebungen der Großen in Zusammenhang. Daß dies aber nicht zutreffend ist, beweisen die späteren Vorgänge bei der Wahl-

[1]) Quellen für Abschnitt 1—3: Außer den früheren: Mon. G. SS. V—XII. Breßlau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II. Nitzsch, Deutsche Geschichte II. Arndt, Die Wahl Konrads II. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. Wahnschaffe, Das Herzogtum Kärnten und seine Marken im elften Jahrhundert.

handlung selbst. — Wenn auch das alte sächsische Herzogshaus in seiner unmittelbaren Linie ausgestorben war, so gab es doch noch einige Abkömmlinge aus der weiblichen Linie dieses Geschlechtes. Diese hatten zwar kein entschiedenes Anrecht auf die Krone, es war aber Rechtssitte bei den Deutschen geworden, von dem regierenden Stamme nicht abzugehen, wenn derselbe auch nur noch in der weiblichen Nachkommenschaft fortlebte. So war die Wahl Konrads I. wohl hauptsächlich deshalb erfolgt, weil er als ein entfernter Verwandter Ludwigs des Kindes galt, und Heinrich II. hatte doch auch schließlich als Nachkomme von Heinrichs I. Geschlechte allgemeine Anerkennung im Reiche gefunden. Und so hat man jedenfalls auch im Jahre 1024 in erster Linie an die Seitenverwandten des ottonischen Hauses gedacht, sonst ließe sich die Eintracht und Einstimmigkeit der deutschen Großen bei der folgenden Wahl gar nicht erklären. Wir haben uns nun zunächst mit diesen Verwandten des sächsischen Herzogsgeschlechtes etwas näher zu beschäftigen.

Konrad der Rote von Lothringen, einer der größten Kriegshelden seiner Zeit, hatte sich im Jahre 947 mit Ottos I. ältester Tochter Liudgard vermählt, acht Jahre später fand er seinen Tod in der wilden Ungarnschlacht am Lech. Sein Sohn Otto folgte ihm in seinen Besitzungen und wurde von Otto II. und später auch von Otto III. mit dem Herzogtum Kärnten belehnt. Von den vier Söhnen dieses Otto haben wir Bruno als den ersten deutschen Papst unter dem Namen Gregor V. während der Regierung Ottos III. angetroffen; Wilhelm, gleichfalls zum geistlichen Stande bestimmt, hat im Jahre 1029 das Bistum Straßburg erlangt. Die beiden anderen Söhne dagegen, Heinrich und Konrad, blieben weltlich und sind dem Vater in dessen fränkischem Besitze gefolgt. Heinrich, der ältere Bruder, war mit Adelheid, der Schwester des elsässischen Grafen Gerhard, vermählt. Aus dieser Ehe entsprang ein Sohn Konrad, der nach dem Rechte der Erstgeburt der Haupterbe der großväterlichen Macht in Franken hätte werden sollen. Doch das geschah nicht, vielmehr wurde Ottos vorletzter Sohn Konrad von dem Vater bevorzugt. Dieser Konrad vermählte sich mit Mathilde, der Tochter Hermanns II. von Schwaben und erhielt aus dieser Ehe zwei Söhne, Konrad und Bruno. Im Jahre 1004 starb Otto und das Herzogtum in Kärnten erhielt damals sein jüngerer Sohn Konrad, der es bis zu seinem am Ende des Jahres 1011 erfolgten Tode verwaltete. Doch auch in anderer Beziehung, wie schon erwähnt, wurde Konrad, der Sohn Heinrichs, seinem gleichnamigen Oheim und Vetter gegenüber benachteiligt, denn letztere beide wurden die Haupterben des Familiengutes und der Reichslehen in Franken. Es heißt in einer wenig verläßlichen Quelle,[1]) daß Konrad von seinen Verwandten deswegen zurückgesetzt worden sei, weil er ein friedfertiges und unschuldiges Gemüt besessen habe. Diese Nachricht ist wahrscheinlich erfunden, jedenfalls aber kam Konrad in jungen Jahren zum Bischofe Burchard von Worms, der ihn mit väterlicher Liebe aufnahm und an den sich der junge Konrad eng

---

[1]) Vita Burchardi Wormat., c. 7, SS. IV, 835; über die Beschaffenheit dieser Quelle s. meine Untersuchung: Neues Archiv rc. XIII, S. 197 f., wo ich nachwies, daß der Bericht zum großen Teil aus Alpert de diversit. temporis abgeschrieben ist.

anschloß. Unter solchen Umständen mußte sich in Konrad frühe ein selbständiger Geist entwickeln und die trüben Erfahrungen der Jugend haben ihre Spuren an dem späteren Manne hinterlassen. Merkwürdigerweise scheint es Bischof Burchard ganz unterlassen zu haben, den Konrad in die Wissenschaften einzuweihen, denn wir besitzen Zeugnisse darüber, daß derselbe aller gelehrten Bildung bar geblieben ist. Auch als Konrad erwachsen war, hat er weder von seiner Familie noch vom Kaiser Ersatz für seinen Verlust erhalten, vielmehr hat sich die fast feindliche Stimmung seiner Sippe gegen ihn auch auf den Kaiser übertragen. Volle Entschädigung wurde ihm erst zu teil, als er im Jahre 1016 die Witwe des Herzogs Ernst II. von Schwaben, die schöne und reiche Gisela, heiratete. Sie war die Tochter Hermanns von Schwaben und der Gerberga, der Tochter Rudolfs III. von Burgund, und ihr Geschlecht leitete sie mütterlicherseits von keinem Geringeren her als von Karl dem Großen. Klugheit und Verstand wird ihr in hohem Grade nachgerühmt, sie besaß alle Gaben zur künftigen Herrscherin und war wohl imstande, dereinst den schönsten Schmuck des kaiserlichen Hofes zu bilden. Denn das Geschick hatte sie noch zur höchsten Stellung bestimmt.

Wir wissen schon, daß diese Ehe Konrads von der Kirche und auch vom Kaiser wegen des verwandtschaftlichen Grades der beiden Vermählten als unzulässig angesehen wurde. Doch Konrad hatte einen zu männlichen Geist, als daß er sich dadurch hätte irre machen lassen. Aber immer schlechter gestaltete sich sein Verhältnis zum Kaiser, besonders als dieser der Gisela die Vormundschaft über ihren Sohn Ernst und die Verwaltung des Herzogtums in Schwaben nahm und an Poppo von Trier gab. Bald kam es zum offenen Bruche. Konrad focht im Jahre 1017 an der Seite Gerhards vom Elsaß gegen Gottfried von Lothringen, und im Jahre 1019 erhob er den Schild gegen den Kärntner Herzog Adalbero von Eppenstein, der an Stelle von Konrads gleichnamigem Vetter das Herzogtum Kärnten im Jahre 1012 erhalten und durch den sich die konradinische Familie nicht wenig beeinträchtigt sah. Solch gewaltthätiges Wesen der Selbsthülfe widersprach aber durchweg der kaiserlichen Gewalt und daher verhängte auch Heinrich II. über den kühnen Mann die Strafe der Verbannung. Diese hat jedoch nicht lange gedauert, denn Wipo berichtet, daß Konrad die Gunst des Kaisers wiedergewonnen habe. Jedenfalls hat Heinrich hierbei nur den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung getragen, denn Konrad war ein mächtiger Mann, er hatte im Kampfe gegen den Eppensteiner gezeigt, was er vermochte. Und außerdem hatte ja Konrad neben seinem Vetter beim Ableben des Kaisers das nächste Anrecht auf die Krone. Keineswegs aber kann man etwa von einer Designation des älteren oder jüngeren Konrad seitens des Kaisers sprechen, wir wissen hiervon nicht das Geringste und eine solche ist auch bei der ganzen Politik Kaiser Heinrichs als durchaus unwahrscheinlich abzuweisen.

Allerdings kamen nun nach Heinrichs Tode beide Konrade als nächstberechtigte Bewerber für die deutsche Königskrone in Betracht und wir hätten nun zu der Wahl selbst überzugehen, von der uns Wipo einen äußerst lebendigen, aber kaum in allen Stücken zutreffenden Bericht hinterlassen hat. Wie einst schon im Jahre 1002, so versammelten sich auch jetzt die sächsischen Großen

zu Werla, um hier eine Art Vorwahl abzuhalten und sich über die Person desjenigen zu einigen, dem sie dann bei der eigentlichen Wahl wohl insgesamt ihre Stimme geben wollten. Vielleicht hatte aber diese Versammlung noch einen anderen weitergehenden Zweck. Nämlich schon im Jahre 1002 hatten sich die sächsischen Großen von der allgemeinen Wahl überhaupt ferngehalten und dann dem neugewählten Könige ihre Bedingungen vorgelegt, unter welchen sie seine Wahl anerkennen wollten. Es ist sehr leicht möglich, daß die Sachsen sich dieses Vorrecht von neuem anmaßten, und daß auf der jetzigen Versammlung von Werla über eine förmliche Wahlkapitulation beraten wurde. [1]) Denn noch hielt sich der sächsische Stamm — und er war es in Wahrheit — für den Träger der Herrschaft, nachdem das fränkische Königtum beim Ende Konrads I. seinen Bankerott hatte erklären müssen. Es war ja vorzugsweise die Vollkraft der niederdeutschen Bauern sächsischen Stammes gewesen, vermöge deren das Reich von neuem geeint und überhaupt erst zum deutschen Reiche geworden war. Jedenfalls hielten die Sachsen eine Versammlung ab, vielleicht haben sie sich auf dieser dahin geeinigt, an der eigentlichen Wahl nicht teilzunehmen, sondern das Ergebnis derselben in ihrem eigenen Lande abzuwarten und dann den neuen König unter gewissen Bedingungen anzuerkennen.

In der Rheinebene zwischen Worms und Mainz war es, wo bei Kamba, Oppenheim gegenüber, die deutschen Großen am 4. September 1024 zur Königswahl zusammentrafen. Die ebenen Flächen an beiden Ufern des Stromes boten genug Raum, um die große Versammlung aufzunehmen und auf den im Strome liegenden Inseln konnten die einzelnen Parteien heimlich und ungestört verhandeln. Denn schon hatten sich zwei Parteien gebildet, deren jede ihren Kandidaten durchzusetzen gedachte. Rechts des Rheines lagerten sich die Sachsen mit den Slaven, [2]) die Ostfranken, die Baiern und Schwaben, am linken Ufer die Rheinfranken und Lothringer. Es scheint eine stattliche Versammlung gewesen zu sein, jedenfalls waren die deutschen Fürsten sämtlich zugegen, welche Wipo im Anfange seiner Lebensbeschreibung Konrads aufzählt. [3]) Die Angaben

---

[1]) Jene Vermutung Breßlaus (Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II., Bd. I, 12 und Anm. 7), daß die neue Versammlung in Werla zu einem ähnlichen Zwecke berufen worden sei, wie diejenige des Jahres 1002, hat sehr viel für sich. Denn erstens scheint aus Wipos Bericht über die Wahl unzweideutig hervorzugehen, daß die sächsischen Großen der allgemeinen Wahl zu Kamba fernblieben und zweitens haben sich dieselben schon fünf Tage nach jener Wahl wieder versammelt, wohl nur um sich zu den in Werla verabredeten Bedingungen von neuem zu verbinden. Außerdem hat Konrad nach seiner Wahl nichts Eiligeres zu thun, als nach einem kurzen Aufenthalte in Lothringen, der wegen des dortigen Widerstandes gegen den neuen König notwendig war, sofort nach Sachsen zu gehen. Hier hat er das Weihnachtsfest zu Minden unter Anwesenheit der vornehmsten weltlichen und geistlichen Fürsten Sachsens gefeiert und hierbei wohl seine Anerkennung erlangt.

[2]) Ich fasse diese auf als die in den slavischen Ländern angesessenen sächsischen und thüringischen Großen, die in Sclavonia herrschten, nicht aber, wie Giesebrecht II, 217 und Breßlau Jahrbücher I, 20 Anm. 2 u. 3 annehmen, als die Wenden, Liutizen oder Daleminzier mit ihren Fürsten.

[3]) Wipo sagt nämlich dort, er halte es für nötig, die Namen der hervorragendsten geistlichen und weltlichen Großen anzugeben, die den deutschen König zu wählen pflegten. Wenn

Wipos dagegen, daß man lange beraten und die einzelnen Fürsten der Reihe nach in bezug auf ihre Tüchtigkeit und ihre Verdienste durchgegangen, bis man zur engeren Wahl geschritten und daß schließlich nur zwei unter ihnen in Betracht gekommen seien, diese Angaben sind durchaus unwahrscheinlich. Denn wie unsere obigen Ausführungen darthun, hatten die beiden Konrade von Anfang an das meiste Anrecht auf die Krone und es wird sich bei der Wahl überhaupt nur um diese beiden gehandelt haben, kaum hatte ein anderer der deutschen Großen einige Aussicht auf den Thron zu gelangen. Wenn aber die Verwandtschaft, welche beide Konrade an das alte sächsische Herzogshaus knüpfte, allein den Ausschlag gab, dann mußte der ältere Konrad, der Gemahl der Gisela, nach dem Rechte der Erstgeburt gewählt werden. Jedenfalls hatte er auch die meisten Stimmen für sich, das ergibt sich aus den folgenden Ereignissen mit aller Sicherheit. Denn noch kurz vor der eigentlichen Wahl hat der ältere Konrad seinen Vetter zum Verzicht auf die Krone bewogen, wahrscheinlich, indem er ihm die Aussichtslosigkeit seiner Wahl vor Augen stellte und wohl für den Fall freiwilligen Verzichtes Versprechungen machte.[1]) So war es jetzt unzweifelhaft geworden, auf wen die Wahl fallen mußte, der jüngere hatte zu Gunsten des älteren Vetters verzichtet. Beide reichten sich dann zur Besiegelung der geschlossenen Uebereinkunft einen Kuß, und dieser galt den Augenzeugen als das Zeichen des Einverständnisses. Letzteres wurde natürlich in der Versammlung sogleich bekannt und man schritt nun unverzüglich zur Wahl. Auf die Frage des Volkes, wer ihm genehm wäre, gab Aribo von Mainz, der den Vorrang hatte, zuerst seine Stimme dahin ab, daß er den älteren Konrad wähle zu seinem Herrn und Könige und zum Herrscher und Beschützer des Reiches. Darauf gaben die anderen Erzbischöfe, Bischöfe und hohen Geistlichen gleichfalls ihre Stimme dem älteren Konrad, nur Pilgrim von Köln enthielt sich der Wahl, da er dem Konrad feind war. Dann kam der jüngere Konrad und stimmte zuerst von allen weltlichen Fürsten für seinen Vetter, worauf die Herzöge und Grafen diesen ebenfalls einstimmig erwählten. Und in dem umstehenden Volke erhob sich für Konrad jubelnder Zuruf, man forderte ungesäumt die Weihe des neuen Königs. Und im vollen Einverständnisse mit dem Geschehenen überreichte nun die Kaiserin Kunigunde dem Konrad die Reichskleinodien, be-

---

auch die sächsischen Fürsten sich in der Mehrzahl von der Wahl zu Kamba fernhielten, so erforderte es doch fast die Ehre des sächsischen Stammes, daß Herzog Bernhard in Kamba zugegen war. Vielleicht ist die Anwesenheit Bernhards zu Hirutveldun (Vita Meinwerci c. 197) nicht so streng festzuhalten, da doch diese Vita ein sehr spätes Produkt ist. Daß Ekkehard von Meißen und Hermann der Wahl beiwohnten, hat Breßlau I, 20 Anm. 3 jedenfalls richtig geschlossen.

[1]) Die Rede, welche Wipo den älteren Konrad halten läßt, ist mit Recht von den Neueren verworfen worden, ihr moralisierender Inhalt gibt die Situation in keiner Weise wieder; denn sie soll unter Umständen gehalten worden sein, wo es sich nur darum handelte, daß der Stärkere den Schwächeren von seiner Macht überzeugte. Wenn Wipo schreibt, hac . . . praestantissima oratione illum alloquitur, so ist dies ein nicht geringes Selbstlob über seine in hohem Grade gekünstelte und nur dem Gehirn eines Geistlichen entsprungene Arbeit. Außerdem ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß Wipo etwas von dem Wortlaute jener Verhandlungen hätte erfahren sollen; dergleichen Dinge bleiben ja stets geheim.

glückwünschte ihn als König und übertrug ihre königliche Gewalt auf ihn. [1]) So war die Wahl Konrads in aller Form vor sich gegangen, er war König kraft der Wahl der Fürsten, der Akklamation des Volkes und der Ueberlieferung der königlichen Insignien seitens der Kaiserin, Kunigunde hatte als Vertreterin des letzten Herrschergeschlechtes die Uebertragung der königlichen Würde auf das fränkische Haus anerkannt. Die Kur Konrads war somit unanfechtbar geworden, obwohl Pilgrim von Köln und Herzog Friedrich von Lothringen mit noch anderen Großen seines Landes sich der Wahl enthalten hatten und die Sachsen nur zum kleinen Teile vertreten waren. Jetzt fehlte nur noch die Krönung, und um diese zu erhalten, brach Konrad mit der Wahlversammlung nach Mainz auf. Denn auf fränkischem Boden war die Wahl geschehen und Konrad war ein Franke, deshalb war es billig, daß die Krönung in Mainz als dem ersten Hochstifte fränkischen Landes vollzogen wurde. Zudem war Konrad mit Aribo befreundet, dagegen war Pilgrim von Köln, in dessen Sprengel die alte Krönungsstadt Aachen lag, offener Widersacher des neuen Königs; und auch aus diesem Grunde war Mainz ausersehen worden.

Als Konrad in Mainz ankam, wurde er von der Bürgerschaft mit großen Ehren empfangen. Die Krönung selbst geschah am 8. September im Dome zu Mainz. Noch vor der eigentlichen Weihe richtete Aribo eindringliche und ermahnende Worte an den König, denn als dem ersten Erzbischofe des Reiches stand ihm solches zu: Er erinnerte ihn daran, daß die Krone wie alle weltliche Gewalt von Gott stamme, rein und unbefleckt solle er sie bewahren und der Pflichten eingedenk sein, die ihm seine hohe Stellung auferlege. Denn Recht und Gericht und den Frieden habe er zu wahren und ein Schützer müsse er sein für Kirche und Geistlichkeit, für Witwen und Waisen. Zuletzt forderte Aribo den König im Namen der gesamten Kirche auf, allen denen zu vergeben, die sich gegen ihn vergangen hätten. Der König wurde durch diese Worte bis zu Thränen gerührt und als die Bischöfe und die Herzöge und das ganze Volk in die Bitte Aribos einstimmten, erteilte er allen seinen Widersachern Vergebung. Wahrscheinlich fand gleich nach den Krönungsfeierlichkeiten die Huldigung sämtlicher geistlichen und weltlichen Großen sowie der Ritter und anwesenden Freien statt. [2]) Und dann ward das Krönungsmahl mit dem üblichen Gepränge gefeiert. — Doch ganz ohne Mißton sollte die schöne Feier nicht ablaufen. Denn Erzbischof Aribo hatte sich geweigert, Konrads Gemahlin Gisela zu krönen. Das konnte nur damit zusammenhängen, daß er einst zur Zeit Heinrichs II. in so kühner und unerschrockener Weise gegen die Ehe des Grafen Otto von Hammerstein aufgetreten war und sogar den päpstlichen Stuhl in dieser Sache zum

---

[1]) So fasse ich die Worte Wipos: et ad regnandum quantum huius sexus auctoritatis est, illum corroboravit.

[2]) Breßlau hat vollständig Recht, wenn er nach dem Vorgange von Waitz auf die Unterscheidung der milites primi und milites gregarii verzichtet, die Wipo c. 4 nennt. Die Bezeichnung „milites gregarii“ stammt unzweifelhaft aus Sallust. Jug. 38, 6, der ja von Wipo sehr stark benutzt worden ist. In der römischen Militärsprache werden damit die gemeinen Soldaten zum Unterschiede von den Offizieren bezeichnet. Im deutschen Ritterheere gab es aber diesen Unterschied in solcher Weise nicht und milites gregarii sind danach „Ritter“ zu übersetzen.

Kampfe herausgefordert hatte. Konrads Ehe war für die Kirche gleichfalls anstößig und deshalb verstieß es gegen das Gewissen Aribos, Gisela zu krönen. Wie sehnlich es aber auch die Kirche wünschen mochte, daß sich Konrad von seiner Gemahlin trennte, in dieser Beziehung war Konrad doch ganz unzugänglich und verstattete vielmehr der Gisela an seinem Hofe in Zukunft nicht geringen Einfluß. Auch Brun von Augsburg, Heinrichs II. Bruder, und Wernher von Straßburg waren angesehene Bischöfe am Hofe, auf dessen schöne und reiche Einrichtung der neue König sehr bedacht war; er scheint hierbei vielfach mit älteren Verhältnissen gebrochen und seinen persönlichen Willen als maßgebend durchgesetzt zu haben. Auch insofern trat eine Aenderung gegen früher ein, als Konrad den Aribo von Mainz zu einer sehr bedeutenden Stellung im Reiche erhöhte, trotzdem sich ja dieser soeben noch geweigert, Gisela zu krönen. Der König verlieh ihm nämlich zu seiner Erzkanzlerwürde für Deutschland noch diejenige für Italien, nachdem er letztere dem Eberhard von Bamberg genommen. Es war das ein äußeres Zeichen der Dankbarkeit Konrads gegen den Mainzer, der sich bei der Königswahl so frei und offen für ihn erklärt hatte. Auch noch andere Gunstbeweisungen erhielt Aribo binnen kurzem vom Könige, und so ist es wohl möglich, daß zwischen beiden vor der Wahl Verhandlungen stattgefunden haben, wobei Konrad dem Aribo für seine Stimme Versprechungen machte. Lange freilich hat das gute Einvernehmen zwischen beiden nicht gedauert, da Gisela auf Aribo erzürnt sein mußte und großen Einfluß auf ihren Gemahl besaß.

Bevor wir nun zur weiteren Darstellung der deutschen Geschichte übergehen, gilt es, den Zustand des Reiches beim Eintritte des neuen Herrscherhauses noch einmal kurz zu überblicken. Die Ottonen und Heinrich II. hatten sich vorwiegend auf die Kirche gestützt und mit Hülfe derselben das deutsche Volkskönigtum mit dem römischen Kaisertume verknüpft. Der Papst zu Rom war in den deutsch-italienischen Großstaat hineingezogen worden und galt nur als ein hervorragendes Glied dieser großen Gemeinschaft. Die herzogliche Gewalt oder die bedeutende Selbständigkeit der einzelnen Teile des Reiches hatten die Ottonen nicht vernichten können, und so war diese Gewalt als beinahe neben dem Königtume stehend fest in das Reich hineingewachsen. Dadurch sowie infolge der Verbindung deutschen Königtumes mit römischem Kaisertume hatte der deutsche Staat eine so große Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit in den Formen erlangt. Der andere Erfolg aber von der ottonischen Politik war die Thatsache, daß die Kirche jetzt Eigentümerin eines großen Teiles des deutschen Bodens geworden. Wenn auch Heinrich II. die Reichsabteien in großem Stile beraubt, so kam doch meistens dieser Raub wieder an die Kirche zurück, indem er den Bistümern ausgeliefert wurde. Die Kirche aber ward wegen ihres alten Zusammenhanges mit dem romanischen Volksleben die beste Bewirtschafterin des Bodens, sie war darin dem deutschen Bauern weit überlegen. Dies sowie das Lehenswesen brachte es mit sich, daß die Freien sich immer mehr in den Schutz der Kirche begaben, die Kirche wurde dadurch allmählich die Herrin über weite Gebiete. Und das war ein sehr heilsames Gegengewicht gegenüber der Selbstsucht und der Raublust des weltlichen Adels; dadurch, daß die Kirche einen großen Teil der Freien samt deren

Besitze in ihre Hut genommen, beschützte sie das kleine Eigentum vor einer schnellen Vergewaltigung durch den Laienadel. Dieses hervorragende kirchliche Element in unserem deutschen Staate entstammt aber im Grunde nur der Verbindung von Königtum und Kaisertum und daher ist diese Verbindung nicht wenig segensreich für die Entwickelung unseres Volkes geworden, während sie ja in der äußeren Politik nur vorübergehende Erfolge aufzuweisen und hier schließlich zu einer völligen Niederlage des Königtums geführt hat. Es war die Stabilität der vier Regierungen von Otto I. bis Heinrich II. so groß, daß jene Wirkung eine nachhaltige geblieben ist und bei dem Untergange der königlichen und kaiserlichen Gewalt immer noch sichtbar war. Und jene Wirkung begann schon frühzeitig die besten Früchte zu tragen, indem bald im Reiche ein Ueberschuß von wirtschaftlichen Kräften vorhanden war und sich dieser in der Kolonisation und Germanisierung weiter slavischer Gebiete lebendig zeigte. Und damit hängt schließlich auch die weitere Entwickelung unseres damals noch ganz in den Anfängen liegenden städtischen Lebens zusammen, schon unter Konrad II. und noch mehr unter seinen Nachfolgern beginnen die Städte als ein bedeutsames Glied des Volkskörpers zu Macht und Ansehen zu gelangen. Konrad fand somit das Reich in den festen Bahnen vor, in welche es durch die Regierung der Ottonen geleitet war, mit diesen gewordenen Verhältnissen mußte er rechnen. Er überkam das Reich, nachdem sich die Kirche während der vier letzten Regierungen physisch und moralisch außerordentlich gestärkt hatte, als der Stand der Gemeinfreien zu Gunsten der kleinen Vasallen schon sehr im Untergange begriffen war, der weltliche Adel nach wie vor sowohl untereinander als auch mit der Kirche stets in Fehde lag, und die Entwickelung größerer Gemeinwesen besonders in dem Frieden und unter der Hut des Krummstabes rüstig vorwärts schritt.[1]) Es gab noch viel guten und unverbrauchten Stoff im Reiche und es war nicht zweifelhaft, daß eine so kluge und tüchtige Natur wie König Konrad damit etwas anfangen könnte. Und so hätten wir jetzt zur Fortentwickelung des deutschen Staates und Volkes während der Regierungszeit Konrads II. überzugehen.

2. Konrads Königsritt und die Parteistellung der romanischen Reiche.

Die erste Sorge des neuen Königs war die Gewinnung der aufständischen Lothringer. Friedrich von Oberlothringen, der an Stelle seines alten Vaters jetzt das Herzogtum verwaltete, hatte mit Pilgrim von Köln und anderen lothringischen Großen grollend den Wahlplatz verlassen, nachdem der ältere Konrad

---

[1]) Letzteres allerdings nur im Süden und Westen des Reiches, im Osten hat sich keine einzige der ottonischen Bischofsstädte außer etwa Magdeburg zu einer mäßigen Höhe entwickeln können, wenn wir von Prag, dem Mittelpunkte böhmischen Lebens, ganz absehen. Das liegt hier natürlich in der Unsicherheit der Markgebiete, deren Bestand ja öfter von seiten Polens in Frage gestellt worden ist. Außerdem waren ja Rhein und Donau mit ihren Nebenflüssen, die meist durch altes Kulturland flossen, ganz andere Verkehrsadern als etwa Weser, Elbe und Oder. So sind denn die an diesen Strömen gelegenen Städte erst verhältnismäßig spät zu einiger Bedeutung gelangt und zwar nicht die Bischofssitze, sondern die viel später entstandenen kleinen Landstädte.

König geworden. Und in völliger Uebereinstimmung mit Friedrich befand sich Gozelo, der Herzog von Niederlothringen. Auch dieser war sofort in sein Land zurückgekehrt und beeilte sich nun, einen festen Bund der geistlichen und weltlichen Großen gegen Konrad zustande zu bringen. Das gelang ihm auch, die Mehrzahl der lothringischen Bischöfe verpflichtete sich ihm gegenüber, dem neuen Könige nur dann zu huldigen, wenn er ihnen die Erlaubnis dazu gegeben. Dietrich von Oberlothringen und Reginar vom Hennegau schlossen sich ihm gleichfalls an und so war bald ein großer Teil Lothringens im Aufstande gegen den König begriffen, als dieser heranzog. Indes der fast unvermeidliche scheinende Bürgerkrieg wurde für diesmal dem Reiche erspart. Mag nun Odilo von Cluny, der in Kamba zugegen war, auf die lothringischen Bischöfe, die meistens der Reform anhingen, seinen gewichtigen Einfluß ausgeübt haben, oder ward die Umkehr Pilgrims von Köln zum Beispiele für die anderen, kurz die aufgehende Zwietracht scheint fast schon im Keime erstickt worden zu sein. Namentlich Pilgrim ließ von Köln aus dem Könige melden, daß ihn sein bisheriges Auftreten gereue. Zum Zeichen seiner veränderten Gesinnung wolle er, wenn es dem Könige genehm sei, die Gisela in Köln weihen und krönen. Nun dieser Antrag mußte Konrad sehr gelegen kommen, ging er darauf ein, so versicherte er sich des Kölners wahrscheinlich für immer und hatte dann zugleich die Genugthuung, daß nach der Krönung Giselas seine Ehe allgemein als rechtmäßig anerkannt werden mußte. Und da die Fürsten in der Umgebung des Königs zustimmten, so zog der Hof nach Köln und hier wurde schon am 21. September die feierliche Krönung Giselas durch Pilgrim vollzogen. Jedenfalls nicht zum Schaden des Kölners wurde so die Eintracht wiederhergestellt und das Vorgehen Pilgrims mußte natürlich auch auf die Haltung seiner Suffragane wirken; sie fielen dem Könige schnell wieder zu und boten deshalb den Lothringern [1]) reichlichen Stoff zu Spottversen, da sie als so wenig gesinnungstreu erfunden wurden. [2])

---

[1]) Breßlau I, 37 übersetzt canticumque populi malum facti sunt mit „Volk", was dem Sachverhalte wenig entsprechen dürfte. Gemeint sind wohl die Vasallen, deren Herren mit den Bischöfen den Bund abgeschlossen und die sich nun um die Hoffnung auf Kriegszüge und den ihnen daraus erwachsenden Gewinn getäuscht sahen. Das Volk wurde schon damals nur wenig von solchen Dingen berührt und es mußte im Gegensatze zu den Rittern über die friedliche Beilegung erfreut sein. Auch hierbei zeigt sich der gegensätzliche Standpunkt des weltlichen Adels gegenüber der Geistlichkeit, letztere hatte ja fast stets durch den ersteren zu leiden.

[2]) Ranke (Weltgeschichte VII, 137 und Anm. 2) macht hier die abweichende Ansicht geltend, daß Gisela erst in Mainz von Aribo gekrönt worden sei und später auch durch Pilgrim in Köln die Einsegnung(?) erhalten habe. Er stützt sich hierbei auf die Annal. Quedlinburg. und kombiniert deren Bericht mit Hermann von Reichenau. Wipos Bericht steht allerdings einer Krönung durch den Mainzer nicht entgegen, vielmehr könnten die Worte „consecrata . . comes regem sequebatur" für die Ansicht von Ranke sprechen. Aber wie sollte sich dann die doppelte Krönung erklären? Denn die Worte „Gisela . . regina nihilominus benedicta" können, wie Breßlau I, 36 n. 2 überzeugend dargethan hat, nur von der Krönung verstanden werden. Wenn Pilgrim gewagt hätte, die Gisela in Köln noch einmal zu krönen, so hätte er sich ja dadurch in unmittelbaren Gegensatz zu Aribo gestellt. Außerdem ist das Zeugnis Wipos in cap. 2 gewichtig, er spricht ausdrücklich von einer Krönung Giselas, die zu Köln durch Pilgrim geschehen sei; dies scheint Ranke übersehen zu haben, der die Nachricht einzig bei Hermann stehen läßt. Endlich verwirft Ranke (ib. S. 139) den Bericht der Gesta epp. Camerac. III, 50

Konrad setzte dann seinen Königsritt durch das Reich fort und zwar ging er von Köln aus nach Aachen. Hierher beschied er jedenfalls die Großen Lothringens, und vom Marmorstuhle Karls des Großen aus hat er die Verhältnisse Lothringens geordnet und in weltlicher wie geistlicher Versammlung Recht gesprochen. Die aufständischen Lothringer scheinen sich hier schnell unterworfen zu haben, denn es heißt, daß Konrad die Geistlichkeit durch klug unterweisendes Wort und die weltlichen Vasallen dadurch gewann, daß er ihnen ihre Reichslehen bestätigte und sich als ein milder und freigebiger Herr erwies. — Ueber Lüttich und Nimwegen richtete der König darauf seinen Weg nach Sachsen, im Kloster Vreden, im Münsterischen, traf er mit den Aebtissinnen Sophie und Adelheid, den Töchtern Ottos II. zusammen. Er wurde von ihnen auf das herzlichste begrüßt und das war nicht unwichtig für den König, da doch hierin eine gewisse Anerkennung von seiten des ottonischen Geschlechtes lag; möglich, daß dies auf die Haltung der Sachsen Konrad gegenüber von Einfluß gewesen ist. In Dortmund gesellten sich schon eine Anzahl Bischöfe und weltliche Große zu ihm, und als er zur Feier des Weihnachtsfestes nach Minden kam, umgab ihn eine stattliche Versammlung der höchsten Würdenträger Sachsens und des ganzen Reiches; vor allem waren anwesend Aribo und Pilgrim, Hunfried von Magdeburg, Unwan von Bremen und Herzog Bernhard von Sachsen. Und es waren fast alle diejenigen erschienen, die bei der Wahl von Kamba gefehlt hatten und es heißt, daß sie dem Könige alle huldigten. Doch dies geschah erst, nachdem Konrad den Sachsen ihr altes Recht — Wipo nennt es „entsetzlich streng" — für ewige Zeiten bestätigt. So war Frieden und Eintracht zwischen dem neuen Könige und den Sachsen hergestellt, letztere hatten den Uebergang der Herrschaft an ein neues Geschlecht anerkannt. — In Minden hatte sich auch der gewandte und kluge Meinwerk von Paderborn beim Könige eingefunden, um bei ihm eine ähnlich hervorragende Stellung zu erlangen, wie er sie unter Heinrich II. eingenommen. Wahrscheinlich kam auch ein gutes Einvernehmen zwischen beiden zustande, wenigstens verweilte Konrad einige Tage bei Meinwerk in Paderborn, nachdem er Minden verlassen.

Dann begab sich Konrad über Corvey nach Hildesheim, wo Bischof Godehard einen neuen Spruch bezüglich des Gandersheimer Kirchenstreites wünschte. Denn Godehard fürchtete, daß Aribo, der jetzt viel beim Könige galt, sein Ansehen dazu benutzen würde, um das Aufsichtsrecht über Gandersheim endgültig zu erhalten. Dazu war die Aebtissin des Klosters selbst, die Kaisertochter Sophie, mehr für Aribo als für den Hildesheimer und es ist möglich, daß sie den alten Streit wieder aufgerührt hat. Aber Godehard erlangte jetzt noch keinen Entscheid, derselbe sollte vielmehr erst auf einem Tage in Goslar gegeben werden.

über die Verschwörung der Lothringer, wie ich glaube, ohne genügenden Grund. So positive Angaben werden nicht leicht untergeschoben und dürften kaum in einem Spottgedichte über die Bischöfe gestanden haben. Außerdem ist die gewissenhafte Treue des Verfassers dieser Gesta bekannt und derselbe hat über diese Verhandlungen höchstens 20 Jahre später geschrieben, so daß er sehr gut als Augenzeuge berichten kann, zumal er auch über das Verhalten seines Bischofes in dieser gefährlichen Zeit sehr exakte Nachrichten beibringt. So wird wohl der Bericht des Cambraiers zu halten sein.

Doch auch hier wurde man nicht schlüssig, und um vorläufig allen Vorwürfen aus dem Wege zu gehen, verbot Konrad hier beiden Kirchenfürsten jede Einmischung in die Angelegenheiten des Klosters und übertrug die Aufsicht und die Gerichtsbarkeit über dasselbe dem Bischofe von Halberstadt. So war das Urteil, welches Heinrich II. im Jahre 1007 gefällt, aufgehoben und Aribo konnte mit diesem Erfolge zufrieden sein. Godehard aber eilte sofort nach Gandersheim und als der König und Aribo hier ankamen, empfing er beide, als ob er nach wie vor der Beaufsichtiger der Stiftung sei. Dies unbefugte Auftreten Godehards erregte natürlich Aribos Zorn, der noch gesteigert wurde, als Godehard am nächsten Tage am Hauptaltare der Klosterkirche das Hochamt halten wollte. In seinem Ingrimme verhinderte Aribo den Bischof an diesem Vorhaben und es kam zu höchst ärgerlichen Auftritten. Gisela, die auf der ganzen Reise anwesend war, scheint damals bei ihrem Gemahle zu Ungunsten Aribos gesprochen zu haben; denn es war jetzt eigentlich anzunehmen, daß Konrad die Jurisdiktion über Gandersheim an den Mainzer gab, nachdem Godehards Auftreten zu so unangenehmen Dingen Gelegenheit gegeben. Das geschah aber eben nicht, beide Bischöfe wurden vielmehr auf eine Synode nach Grona beschieden, wo die Sache endgültig zum Austrage gebracht werden sollte.

Ueber Halberstadt und Quedlinburg ging dann die Reise nach Magdeburg, wo Konrad den Kaufleuten der Stadt das von Otto I. verliehene Privileg der Zollfreiheit im ganzen Reiche bestätigte, nur Köln, Mainz und Bardowiek wurden als Zollstätten ausgenommen. Ein längerer Aufenthalt wurde in Merseburg genommen, wohl um dort über die Verhältnisse des slavischen Ostens zu beraten. Denn es schien, als ob der große polnische Kriegsfürst Boleslav Chrobry den Thronwechsel benutzen wollte, um sich von der deutschen Herrschaft ganz loszulösen, was ihm ja im Frieden von Bautzen im Jahre 1013 immerhin noch nicht geglückt war. So wird uns aus dem Jahre 1025 gemeldet, daß Boleslav sich zum Könige salben und krönen ließ, um damit in die Reihe der vom deutschen Reiche unabhängigen Fürsten zu treten. Das war eine natürliche Folge der Politik Ottos III. und unmittelbar gegen das deutsche Reich gerichtet. Es war daher für König und Reich wichtig, daß die unterworfenen Slavenstämme jetzt keinen Versuch machten, die deutsche Herrschaft abzuschütteln. Wipo erzählt, daß der König damals an der sächsischen Grenze den Tribut der Slavenvölker einforderte und auch wirklich erhielt. So blieb jedenfalls das Verhältnis der Liutizen und anderer Völkerschaften zum Reiche das alte und eine Verbindung derselben mit Polen war nicht zu befürchten. — Im März ist dann die Synode zu Grona gehalten worden, die Zusammensetzung derselben war für Aribo ungünstig, denn die meisten der versammelten Bischöfe waren seine Widersacher. So wurde denn auch Aribo abschlägig beschieden und der Goslarer Entscheid des Jahres 1007 einstimmig von der Synode anerkannt. Godehard trat Gandersheim gegenüber wieder in seine alten Rechte ein, allerdings behielt der König eine endgültige Lösung der Frage einer allgemeinen deutschen Synode vor. Das war der Anfang vom Sinken der Macht Aribos, vielleicht hat die Königin hieran Anteil gehabt. Hierauf setzte Konrad den Umritt im Reiche fort, von Sachsen zog er durch Franken nach Schwaben. Als er hier in Augsburg

Ostern feierte, traf er mit seinem Vetter Konrad zusammen, von dem wir seit der Wahl in Kamba bis jetzt nichts wieder erfahren haben. Wenn der ältere Konrad damals in Kamba dem Vetter Versprechungen für seinen Verzicht auf die Krone gemacht, so hatte er diese als König noch nicht erfüllen können oder wollen. Denn in Augsburg kam es zwischen beiden zu heftiger Auseinandersetzung und Streit. Wohl konnte der jüngere Konrad seinem königlichen Verwandten Vorwürfe darüber machen, daß er ihn getäuscht. Wir wissen nicht, wie sich der König hierzu gestellt hat, jedenfalls ist der jüngere Vetter auf Rache sinnend von ihm gegangen. Der König aber zog nun nach Baiern und hielt zu Regensburg einen großen Hoftag, wo er einer Anzahl bairischer Klöster ihren Besitz und ihre Rechte bestätigte. Außerdem erließ er hier einige Verfügungen, die für den Südosten des Reiches in Zukunft bedeutsam werden sollten. So übertrug er an den Grafen Wilhelm II. von Friesach ein ansehnliches Gebiet im Sounalande zwischen Drau und Sau, welches von nun an als Mark bezeichnet wird. Das war aber eine Schmälerung der Macht des Kärntner Herzogs Adalbero, denn Konrad hatte es nicht vergessen, daß einst seine eigene Familie durch den Eppensteiner um den Besitz des Herzogtumes in Kärnten gekommen war. Ebenso erhob der König jetzt durch eine Schenkung von 50 Königshufen im Marchfelde den Grafen Arnold II. vom Traungau zu einer bedeutenden Stellung empor, ein Akt, dessen Folgen sich jedenfalls auch gegen Adalbero richten sollten. Allerdings durfte bei solchen Beweisen königlicher Gnade das kärntnische Herzogsgeschlecht auch nicht ganz leer ausgehen; Konrad hat damals noch eine dritte Schenkung erlassen, sie betrug 100 Königshufen, die im Mürzthale lagen und wahrscheinlich an die Gemahlin Adelberos gegeben wurden. Das war eine Entschädigung dafür, daß der König soeben zwei andere Häuser reichlich bedacht und dadurch zu künftigen Rivalen für Adalbero und sein Geschlecht gemacht hatte. — Hier in Regensburg war auch die Kaiserin Kunigunde anwesend und zwar unserem Wissen nach zum letzten Male mit weltlichen Dingen beschäftigt. Sie begab sich dann nach dem von ihr gestifteten Kloster Kaufungen bei Kassel, wo sie dann am 13. Juli 1025, dem Todestage Heinrichs II., der weltlichen Tracht für immer entsagte und den Schleier nahm, um hier den Rest ihrer Tage zuzubringen. Denn die Nachfolge im Reiche war gesichert und die Welt bot der hohen Frau nach dem Tode ihres Gemahls nichts mehr. Konrad aber durchzog Franken noch einmal und eilte dann an den Rhein nach Konstanz, wo er wahrscheinlich eine Zusammenkunft mit den vornehmsten Geistlichen Italiens verabredet hatte.

Für einen machtvollen deutschen König — und das war Konrad II. — lagen die Verhältnisse Italiens jetzt günstig genug. Allerdings hatte der Tod Heinrichs II. zunächst auf die deutsche Herrschaft zerstörend gewirkt, denn die erste Nachricht von dem Tode des Kaisers hatte die heißblütigen Einwohner von Pavia zu einem Racheakte fortgerissen. Hier in Pavia war die Erinnerung an die schreckliche Zeit im Jahre 1004 wach geblieben, wo fast die ganze Stadt in den Flammen aufgegangen. Ein besonderer Gegenstand des Hasses war den Pavesen die königliche Pfalz, sie gemahnte ja stets an die Fremdherrschaft und lag als fremde Zwingburg mitten in der Stadt; gegen sie richtete sich sofort die Wut des Volkes. Wahrscheinlich glaubte man in Pavia, daß Deutschland

zu sehr mit der Wahl und der Anerkennung des neuen Königs beschäftigt sei, als daß an eine baldige Ahndung des Frevels gedacht werden könne. [1]) So stürzte sich das Volk auf die Pfalz und zerstörte sie von Grund aus; kein deutscher König sollte in Zukunft mehr seine Pfalz im Innern der Stadt haben. Der Frevel wog um so schwerer, als die Anfänge dieses Königshauses bis auf den großen Dietrich von Bern hinaufreichten und somit der Bau die uraltgeweihte Stätte des germanischen Herrschers bedeutete. Eine solche Aeußerung des nationalen Hasses war bedenklich genug, doch wollten die Pavesen damit die deutsche Herrschaft in Italien nicht überhaupt stürzen; das ergibt sich schon daraus, daß auch sie Gesandte nach Konstanz schickten. — Viel stärker und nachhaltiger regte sich aber der Widerstand in den großen Dynastengeschlechtern Oberitaliens, von denen besonders die Markgrafen von Turin, das mächtige Geschlecht der Otbertiner in Genua und Mailand, die Markgrafen von Canossa und diejenigen von Tuscien zu nennen sind. Es war ja die Politik Heinrichs II. gewesen, die italienischen Bischöfe, seine treuen Anhänger, in hohem Grade vor den weltlichen Großen zu begünstigen und wahrscheinlich erwartete man jetzt von seiten der letzteren eine Fortsetzung dieser Politik für den Fall, daß der neue deutsche König Macht in Italien gewinnen werde. Um nun diesen Verhältnissen rasch ein Ende zu machen — und es war klar, daß Konrad mit der Politik des ottonischen Hauses in Italien nicht brechen durfte — traten die Großen des Landes zu einer Königswahl zusammen. Da man sich aber hier wohl wegen des entschiedenen Widerstandes der meisten Bischöfe, die nach wie vor der deutschen Herrschaft treu anhingen, nicht einigen konnte, so schickte man eine Gesandtschaft an König Robert von Frankreich und bot diesem die Krone Italiens an. Ging dieser darauf ein, so wußten die Großen Italiens genau, daß dann das Joch der königlichen Herrschaft nicht schwer auf ihnen lasten werde, Robert besaß zu wenig Macht, als daß er in Verhältnisse Italiens thatkräftig hätte eingreifen können. In der richtigen Erkenntnis seiner Lage lehnte auch Robert die dargebotene Krone ab. Doch für diesen Fall war den Gesandten aufgetragen, sich an Herzog Wilhelm V. von Aquitanien zu wenden. Dieser war einer der größten Lehensträger der französischen Krone und in seiner dritten Ehe mit der Enkelin des früheren italienischen Königs Adalbert vermählt. Dieses verwandtschaftliche Band sowie der Ruhm des mächtigen Herzogs und seine großen persönlichen Vorzüge mögen die Italiener zu einem solchen Antrage bewogen haben. Wilhelm lehnte nun zwar das wichtige Geschenk für sich selbst ab, nahm es aber für seinen gleichnamigen Sohn an. Die Gesandten versprachen ihm, daß sie ihm alle geistlichen und weltlichen Großen gewinnen wollten, leisteten den Eid der Treue und machten sich sogar anheischig, ihm zur Erlangung der Kaiserkrone behilflich zu sein. Hiermit steht nun im engsten Zusammenhange, daß Wilhelm eine Anlehnung an mächtige Bundesgenossen suchte. Es mußte ihm ja vor allem darauf an-

[1]) Es ist sehr leicht möglich, daß wir es hier nur mit einem improvisierten Aufstande der unteren Volksklassen zu thun haben, schwerlich ging der Aufruhr von den Behörden der Stadt aus. Wäre das letztere der Fall gewesen, so hätte Pavia wohl keine Gesandtschaft nach Konstanz geschickt, sondern hätte sich den Feinden des Königs anschließen müssen. Auch die Worte Wipos c. 7 pro offensione c i v i u m deuten auf eine solche Sachlage hin.

kommen, die Macht des deutschen Königs zu schwächen, damit sein Sohn in den Besitz der Krone Italiens gelange. Daher versuchte Wilhelm einen starken Rückhalt am französischen Könige zu gewinnen. Er forderte denselben nämlich auf, er möge den Zwist Konrads mit den lothringischen Großen nähren, um Konrad in seinem eigenen Reiche vollauf zu beschäftigen. Außerdem aber bemühte sich Wilhelm eifrig, den mächtigen Odo von der Champagne mit Robert auszusöhnen; das Bündnis dieser drei Fürsten stellte dann eine gewaltige Macht dar, die es wohl mit König Konrad aufnehmen konnte. Odo war der Neffe Rudolfs III. von Burgund und hatte daher alle Ursache, die Macht Konrads zu untergraben, damit derselbe nicht dereinst das burgundische Erbe antrete. Und Wilhelm brachte es durch die Vermittlung des Bischofes Fulbert von Chartres wirklich dahin, daß eine Versöhnung zwischen Robert und Odo zustande kam. In Tours fand eine Zusammenkunft der drei Fürsten statt und es wurde beschlossen, daß König Robert einen Krieg gegen Deutschland unternehmen sollte, um die noch aufständischen Lothringer gegen Konrad zu unterstützen. Anderseits bemühte sich nun auch Wilhelm, die Bischöfe Italiens für sich zu gewinnen, doch das war unmöglich, hier stand Partei gegen Partei. Denn die Bischöfe waren sofort für den Anschluß an Deutschland gewesen, von einem Könige, der seine Krone den weltlichen Fürsten Italiens verdankte, konnten sie nur Schmälerung ihrer Macht erwarten. Und aus diesem Grunde hatte Wilhelm gar keine Aussicht, bei den Bischöfen seinem Ziele näher zu kommen. Er versuchte es daher mit einer Reise nach Italien, um persönlich für seinen Zweck zu werben, aber ein längerer Aufenthalt in der Lombardei ließ ihn erkennen, daß er auch keineswegs fest auf die Versprechungen der weltlichen Großen rechnen durfte; er hielt, heißt es, die Lobeserhebungen und Ehrenerweisungen, die ihm von diesen Herren dargebracht wurden, für leere Form. Denn inzwischen hatte sich schon ein Umschwung vollzogen. So mußte Wilhelm unverrichteter Dinge wieder in die Heimat zurückkehren und bald ganz auf seinen Plan verzichten.

Von hervorragender Bedeutung nämlich für den Fortbestand der deutschen Herrschaft in Italien war jene schon oben berührte Zusammenkunft der italienischen Bischöfe[1]) mit König Konrad in Konstanz. Vor allem war es wichtig, daß der Primas Lombardiens, Erzbischof Aribert von Mailand, nach Konstanz gekommen war und dem Könige seine Ergebenheit sofort dadurch bewies, daß er ihm unter Stellung von Geiseln eidlich versicherte, sobald Konrad mit einem Heere nach Italien käme, wolle er ihn mit seinen Leuten empfangen, zu seinem Herrn und Könige ausrufen und krönen. Dasselbe versprachen die anderen Bischöfe. Nichts konnte dem Könige angenehmer sein, als dies bindende Versprechen und jedenfalls hat er einen baldigen Heereszug nach Italien zugesagt. So bestand nun das gute Einvernehmen zwischen Konrad und den lombardischen Bischöfen wie zur Zeit Heinrichs II. unverändert fort. — Heftiger Zorn Konrads aber traf die Gesandten der Stadt Pavia,[2]) die nach Konstanz gekommen waren, um sich

[1]) Denn unter Wipos (cap. 7) ceteri optimates Italici können der Hauptsache nach nur die Bischöfe verstanden werden, da der hohe weltliche Adel nach Frankreich hinneigte.

[2]) Daß in Konstanz Gesandte noch anderer Städte Italiens außer denjenigen von Pavia erschienen seien, vermutet Breßlau I, 80, die Quellen bieten jedoch hierfür keinen Anhalt.

wegen der Zerstörung der königlichen Pfalz zu entschuldigen. Wahrscheinlich baten sie den König außerdem, er möge nie wieder eine Pfalz im Innern der Stadt erbauen lassen. Doch Konrad war nicht gewillt, die auffässigen Bürger so leichten Kaufes davon kommen zu lassen. Als er von einer Verständigung nichts wissen wollte, sagten sie, sie hätten niemand beleidigt, denn dem Kaiser wären sie bis an sein Lebensende gehorsam gewesen; da sie nach dessen Tode keinen König gehabt, so könnten sie auch nicht beschuldigt werden, das Haus ihres Königs zerstört zu haben. Darauf soll Konrad folgende Antwort gegeben haben: „Ich weiß, daß ihr das Haus eures Königs nicht zerstört habt, da ihr zu jener Zeit keinen König hattet, wohl aber habt ihr das königliche Haus zerstört, wie ihr nicht leugnen könnt. Denn wenn auch der König gestorben ist, so bleibt doch das Reich (die königliche Gewalt oder Herrschaft) bestehen, wie das Schiff bleibt, wenn auch der Steuermann wegfällt. Jenes Haus gehört dem Staate, nicht einem einzelnen, es war nicht euer, sondern fremdes Eigentum. Wer sich aber an fremdem Eigentume vergreift, verfällt der Strafe des Königs, und da ihr das gethan habt, so seid ihr meiner Bestrafung verfallen." [1]) Der Versuch der Gesandten, den König zu begütigen, schlug also fehl, jedenfalls wollten sie sich nicht zum Wiederaufbau der Pfalz verstehen, da sie keine Vollmacht dazu erhalten hatten. So mußten sie ohne den Frieden des Königs in ihre Heimat zurückkehren. Wohl aber konnten die italienischen Bischöfe mit dem Könige zufrieden sein, denn außer reichen Geschenken erhielten sie meist große Schenkungen an Gebiet oder an Rechten. Man schied daher im besten Einvernehmen voneinander, der König hatte seine baldige Anwesenheit in Italien zugesagt und er hatte sich als ein freigebiger Herr erwiesen.

Nachdem dann Konrad in Konstanz noch Verordnungen für Schwaben erlassen hatte, ging er von da nach Zürich, wo er von anderen italienischen Großen empfangen wurde, die in Konstanz nicht erschienen waren; auch sie huldigten ihm als ihrem Könige. Dann zog er nach Basel, um die Rechte des deutschen Königs auf Burgund zu wahren. Denn hier hatten sich die Verhältnisse seit Jahresfrist sehr geändert. Wir wissen, daß Rudolf III. mehrmals den Kaiser Heinrich II. zum Erben seines Königreiches eingesetzt, daß diese Erbfolge aber auch wiederholt von Rudolf widerrufen wurde. Aus den letzten Jahren Heinrichs II. ist uns über die Beziehungen beider Herrscher fast gar nichts bekannt. Als nun Kaiser Heinrich gestorben war, glaubte Rudolf, daß durch diesen Todesfall alle Zusicherungen, die er einst dem Kaiser gegeben, ihre bindende Kraft verloren hätten, daß also der Heimfall des burgundischen Erbes an das deutsche Reich erledigt sei. Vielleicht haben ihn die Großen seines Reiches zu dieser Auffassung gedrängt, und Odo von der Champagne wird es auch an nichts haben fehlen lassen, um sich Burgunds schon jetzt zu versichern. Demgemäß scheint

---

[1]) Interessant ist hierin der staatsrechtliche Grundsatz, daß das Reich, d. h. der Inbegriff der königlichen Rechte bleibt, wenn auch der König gestorben ist. Man ersieht daraus, wie sehr sich die königliche Herrschaft in Deutschland befestigt hatte. Denn diese Worte sind doch nur eine Wiedergabe der allgemeinen Anschauung. Möglich ist ja allerdings, daß es des Königs eigene Worte sind, doch von der ganzen Rede ist dies schwerlich anzunehmen. Breßlau I, 81 macht auf die strenge Scheidung von Eigentum des Königs und Staatsgut aufmerksam.

Rudolf die Stadt Basel, die Heinrich II. im Jahre 1006 für das Reich gewann, durch List oder Gewalt zurückerobert zu haben; ein zwingendes Zeugnis besitzen wir allerdings hierfür nicht. [1]) Doch ganz anders als der burgundische Rudolf faßte der deutsche König die Sachlage auf. Er meinte, daß das Reich durch die früheren Verträge Rudolfs mit Heinrich II. ein Recht auf den Heimfall Burgunds erworben habe. Denn er hielt an dem Grundsatze fest, daß das Reich mit allen seinen Ansprüchen und Rechten auch nach dem Tode des jeweiligen Königs unverändert fortbestehe. Und der Umstand, daß Heinrich II. in der burgundischen Angelegenheit wiederholt große Geldsummen aufgewendet hatte, bestärkte den deutschen König in der Richtigkeit seiner Ansicht: Die Ansprüche, die Heinrich einst auf Burgund besessen, betrachtete er als auf sich und das Reich übergegangen und daher zögerte er auch keinen Augenblick, seiner Auffassung Geltung zu verschaffen. So besetzte er jetzt Basel und die umliegenden Grenzgebiete und hielt in Basel einen Landtag ab, um hier seinen Willen bezüglich Burgunds kundzugeben. Außerdem aber besetzte Konrad zum Zeichen seiner Herrschaft den soeben erledigten Bischofsstuhl von Basel. Zum Bischofe wählte er einen gewissen Udalrich, einen Mann von vornehmer Herkunft, den sein Vermögen instandsetzte, dem Könige und der Königin für seine Wahl große Geldsummen zu bieten. Konrad scheint noch für die Befestigung Basels und der Grenzstriche Sorge getragen zu haben, dann zog er den Rhein abwärts nach Straßburg und Worms, um hier seinen alten Lehrer Burchard zu besuchen. Dieser, erzählt eine wenig glaubwürdige Quelle, [2]) wurde durch die Ankunft seines geliebten Zöglings auf kurze Zeit von dem schweren Leiden, das ihn befallen, befreit, so daß er sich dem Könige widmen konnte und ihn dann sogar nach Tribur begleitete. Dort nämlich sollte über den bevorstehenden Römerzug beraten werden. Das geschah denn auch, das Aufgebot wurde erlassen. Konrad wollte erst das Königreich Italien gewinnen, um dann sofort die Kaiserkrone zu erlangen. — Noch war kein Jahr seit der Wahl Konrads ins Land gegangen, da strebte der König schon nach der höchsten Würde, in deren Besitz sich andere Herrscher vor ihm erst nach langem Ringen und heißen Kämpfen hatten setzen können. Daß Konrad nicht lange zögerte, seine Hand danach auszustrecken, ergibt sich aus seiner Auffassung des Reiches und der Herrschaft. Jedenfalls war schon er der Ansicht, daß der rechtmäßig gewählte und von allen Stämmen anerkannte deutsche König dadurch ein Recht auf die Kaiserkrone erlangt habe. Und rechtmäßig war er gewählt, und indem er das ganze Reich durchzogen, hatte er sich durch sein persönliches Auftreten Anerkennung zu verschaffen gewußt. Und schon hatten ihn die Bischöfe Italiens aufgefordert, über die Alpen zu kommen, schon verspürte man auch in dem anderen romanischen Lande, in Burgund, das starke Walten des deutschen

---

[1]) Wipos Ausdruck „Basileam sibi subiugavit“ setzt allerdings von seiten Konrads Anwendung von Gewalt voraus, wie Breßlau I, 84 n. 1 richtig hervorhebt; doch ist das Schweigen aller lokalen Quellen bedenklich genug.

[2]) Vita Burch. c. 21; s. hierüber Neues Archiv XIII, S. 200 f., wo ich einige Sätze aus diesem Kapitel gleichfalls als aus Alpert abgeschrieben nachwies; vielleicht kommt noch eine andere Quelle hinzu. Die ganze Erzählung ist im Wunderstile abgefaßt.

Königs. Aber eben dies letztere war der Grund zu einem gefährlichen Aufstande, der sich jetzt im Reiche gegen Konrad vorbereitete.

Konrad hatte bei seinem Aufenthalte in Basel unzweideutig zu verstehen gegeben, daß er die Ansprüche des Reiches auf Burgund nicht aufgeben wollte. Damit aber war der junge Ernst von Schwaben, sein Stiefsohn, nicht einverstanden. Denn Ernst, der sich schon durch die Wiederverheiratung seiner Mutter beeinträchtigt sah, hatte die Ansicht, daß die burgundischen Ansprüche der Mutter mehr auf ihn als auf seinen Stiefvater übergehen müßten. Und mit jener privatrechtlichen Auffassung des Erbganges hat der junge Fürstensohn damals nicht allein gestanden, auch der jüngere Konrad scheint als Sohn der Mathilde, der Schwester von Gisela, Anspruch auf Burgund erhoben zu haben. Inwieweit sich nun beide hierüber geeinigt haben, ist nicht mehr zu erkennen, jedenfalls aber verbündeten sich beide gegen den König, und an diesem Bündnisse nahm auch Friedrich von Oberlothringen teil, der sich mit Konrads Mutter Mathilde verheiratet hatte. Außerdem werden als Teilnehmer an dem Bunde genannt Gozelo von Niederlothringen und Welf, ein mächtiger Graf in Oberdeutschland. Hierzu kommt, daß der französische König Front gegen das Reich machen wollte und Odo von der Champagne es gleichfalls auf Burgund abgesehen hatte. Wenn eine enge Verbindung dieser Feinde Konrads zustande kam und sonst alles glückte, dann sah es mit dem Heimfalle Burgunds an das Reich schlecht aus und dann hatte Konrad allen Grund, auch für seine Krone zu fürchten. Denn zu gleicher Zeit erhoben sich noch mächtige Feinde im Norden und Osten. In Polen war am 17. Juni 1025 der große Kriegsfürst Boleslav gestorben, der noch vor kurzem die Königskrone erworben. Ihm folgte sein Sohn Misico oder Mesco, dessen älterer Bruder Otto-Bezprim in der Herrschaft übergangen wurde, da Mesco dem Vater an Beanlagung und Kriegstüchtigkeit am meisten ähnelte. Mesco setzte die Regierung durchaus im Sinne des Vaters fort, während Otto sich an König Konrad anzulehnen suchte, um mit dessen Hülfe einen Teil der väterlichen Herrschaft zu erlangen. Daher wurde Otto von Mesco nach Rußland vertrieben und so geriet letzterer immer mehr in eine entschieden deutschfeindliche Strömung. — Größere Gefahr aber konnte dem Reiche von einem anderen Kriegsfürsten drohen, dessen Eroberungen die damalige Welt in Erstaunen setzten. Das ist König Kanut der Große von Dänemark, der schon im Jahre 1019 einen erfolgreichen Angriff auf die Slaven an der Ostsee gemacht. Und kurz vorher war Kanut auch in unmittelbare Berührung mit England getreten. Nämlich die dänischen Plünderungszüge waren für die britischen Inseln schon seit einigen Menschenaltern zu einer furchtbaren Plage geworden und aus diesem Grunde erließ König Aethelred den Befehl zu dem schrecklichen Blutbade vom 13. November des Jahres 1002; fast alle in England anwesenden Dänen wurden dabei umgebracht. Freilich, man schaffte sich damit den Feind nicht vom Halse, Aethelred wurde später sogar gezwungen, sich für die Bezahlung eines Tributes, des Danegeldes, im Umfange seines Reiches zu verbürgen. Nach großen Ruhmesthaten starb dann der Dänenkönig Sven, der Erbe seiner Herrschaft war Kanut, der nach dem Tode von Aethelreds Sohn Edmund im Jahre 1017 auch als König von England anerkannt wurde. Kanut aber war der Oheim Mescos II. von Polen

und es war immerhin denkbar, daß der mächtige Nordlandskönig mit dem Polen ein Bündnis gegen das Reich eingehen würde. Denn trotzdem Kanut zum Christentum übergetreten und in seinem neuen Reiche Recht und Gesetz streng handhabte, wohnte doch noch genug ererbter Eroberungsdrang in ihm, um ihn auf der im Jahre 1019 betretenen Bahn weiter vorschreiten zu lassen. Es war daher für Konrad von hoher Wichtigkeit, mit Kanut ein gutes Verhältnis herzustellen. Durch die Vermittelung des Erzbischofs Unwan von Bremen, der seit längerer Zeit mit Kanut in bestem Einvernehmen stand, kam auch damals ein Friedens- und Freundschaftsbündnis zwischen beiden Herrschern zustande und diesem Bündnisse sollte in der Folgezeit eine noch viel engere Verbindung folgen. [1])

Zu Anfang des Dezember nahm dann der König in Tribur die Neubesetzung des Salzburger Erzbistums vor, denn am 1. November war Gunther von Salzburg gestorben. Vorher schon, am 20. August, war der alte Burchard von Worms verschieden, zu dessen Nachfolger der König im Einverständnisse mit den Stiftsleuten einen Geistlichen Azecho erwählte, ohne bei der Neubesetzung besondere Rücksicht auf die Wünsche Aribos zu nehmen, der sich hierüber höchlich erzürnt zeigte, aber doch schließlich die Weihe des neuen Bischofes vornahm. Das Erzbistum in Salzburg aber kam an einen Thietmar, der wie Azecho beim Könige in großer Gunst stand.

Die Macht des Bündnisses, welches innerhalb und außerhalb des Reiches gegen den König abgeschlossen war — an der Spitze scheinen Ernst und Konrad gestanden zu haben — war so bedeutend, daß man eigentlich jeden Augenblick einen offenen Angriff von seiten der Verschworenen erwarten mußte. Aber davon hört man gar nichts, wie wir überhaupt auch über die endgültigen Ziele der großen Verbindung im unklaren gelassen werden. Starken Rückhalt glaubte dieselbe an Frankreich zu haben, da der französische König versprochen, den Zwist zwischen den Lothringern und Konrad zu nähren. Doch dahin scheint es nicht gekommen

---

[1]) Die Worte Adams von Bremen III, 54 „dedit (ei civitatem) Sliaswig cum marcha quae trans Egdoram est in foedus amicitiae“ hat man an sehr verschiedenen Zeitpunkten unterzubringen gesucht. Giesebrecht II, 234 hält immer noch an seiner Ansicht fest, daß diese Abtretung Schleswigs beim Abschlusse des Bundes im Jahre 1025 erfolgt sei, Ranke (W. G. VII, 145) verlegt die Abtretung in die Zeit der persönlichen Begegnung Konrads mit Kanut in Rom im Jahre 1027, Breßlau endlich (Jahrb. I, 104 n. 2, Forschungen z. d. Gesch. X, 612 und Jahrb. II, 145 ff.) in das Jahr 1035. Ganz unzweifelhaft hat Breßlau das Richtige getroffen, denn die Worte Adams filiam . . deposcens uxorem und dedit Sliaswig müssen als gleichzeitige Handlungen angesehen werden, eine andere Deutung läßt die Konstruktion nicht zu. Freilich über die Ansetzung des Friedensvertrages ließe sich noch streiten, da Adam III, 54 vorher die Besiegung der Polen erwähnt. Indes an den Polenfeldzug des Jahres 1029 kann dem Wortlaute nach nicht gedacht werden und Unwan von Bremen war schon vorher gestorben. Da nun Kanut seine Pilgerreise schon 1026 antritt und es unwahrscheinlich ist, daß die Abschließung des Bündnisses während derselben erfolgte, so hat das Jahr 1025 entschieden das meiste für sich. Hierzu kommt endlich der Aufenthalt des Königs in Sachsen, der durch die Urkunde vom 1. November 1025 bezeugt ist; vielleicht hat Konrad selbst hier dem Erzbischofe seine Instruktion an Kanut mitgegeben, wenn wir nicht annehmen wollen, daß der Aufenthalt zu Bodfeld im Harze lediglich den Herbstjagden gegolten hat.

zu sein, vielmehr vollzog sich soeben in Lothringen ein solcher Umschwung, daß der französische König mit einem Einfalle ins Reich kein Glück mehr haben konnte. Nachdem nämlich der Pfalzgraf Ezzo mit den lothringischen Großen eine Versammlung zu Aachen abgehalten und dieselben dort für den König gewonnen, kam Konrad zu Weihnachten selbst nach Aachen und nahm hier die Huldigung der Herzoge Gozelo und Theoderich sowie des Cambraier Bischofs Gerard entgegen. Es ist leicht möglich, daß diese endgültige Unterwerfung Lothringens mit den Verhältnissen Westfrankens im Zusammenhang steht. Herzog Wilhelm von Aquitanien hatte eingesehen, daß es ihm unmöglich sein würde, die italienischen Bischöfe von der königlichen Seite abwendig zu machen und für sich zu gewinnen. Und unter solchen Umständen hat er im Spätjahre 1025 freiwillig auf die Krone Italiens Verzicht geleistet. Auch Odo von der Champagne und König Robert selbst wurden in diesem Jahre von einer Reihe Widerwärtigkeiten betroffen, so daß sie ihren Plan aufgeben mußten, gegen das Reich angreifend vorzugehen.[1]) Mit dem Tage von Aachen war auch der letzte Widerstand im Reiche gegen den neuen König gebrochen; dazu waren die Hoffnungen der Mächtigen Westfrankens fehlgeschlagen und nun hinderte den deutschen König nichts mehr daran, nach Italien zu ziehen, um dort die Königs- und Kaiserkrone zu erlangen.

3. Konrads II. Römerzug und Kaiserkrönung.

Zu Augsburg war es, wo Konrad am Anfange des Februar 1026 Heerschau und Reichsversammlung abhielt, denn diese Stadt war der Sammelpunkt des zur Romfahrt bestimmten Heeres. Hierher kam auch Ernst von Schwaben, Gisela brachte endlich eine vorläufige Aussöhnung mit dem Stiefvater zustande, obwohl der König zuerst nichts davon wissen wollte. Ernst blieb im Besitze des Herzogtums in Schwaben, mußte aber für den Römerzug Heeresfolge leisten. Hier in Augsburg zeigte es sich aber noch anderweitig, daß Konrad Herr seiner Feinde geworden. Es gelang ihm nämlich, die Fürsten dazu zu bewegen, seinen neunjährigen Sohn Heinrich als seinen zum Könige designierten Nachfolger anzuerkennen, ein Vorgang, der schon unter Heinrich I. und Otto I. stattgefunden. Dadurch war die Erbfolge für das konradinische Geschlecht gesichert, denn die Designation, verbunden mit der Anerkennung seitens der Großen, war für die

[1]) Es ist indes sehr wahrscheinlich, wie auch Giesebrecht II, 237, 633 annimmt, daß Odo und Robert von ihrem Vorhaben erst abgehalten wurden, nachdem die lothringischen Herzoge sich König Konrad in Aachen gestellt. Denn in den früheren Abmachungen (cf. epist. Fulconis ap. Bouquet recueil etc. X, 500) wird ausdrücklich eine Teilnahme der Westfranken an dem Aufstande der Lothringer in Aussicht genommen; nach dem Tage von Aachen war das aber unmöglich geworden. Dem könnte freilich wieder entgegenstehen, daß Wilhelm soeben auf Italien verzichtet und daher gar keinen Grund mehr hatte, feindlich gegen den deutschen König aufzutreten. Und Robert dürfte sich wohl gehütet haben, allein gegen das Reich Front zu machen, um etwa Odo zu dem Besitze Burgunds zu verhelfen. Der wirkliche Zusammenhang ist nicht mehr zu ermitteln, zumal da unsere deutschen Quellen damals das tiefste Stillschweigen über Westfranken beobachten; und aus eben diesem Grunde dürfte mit Recht zu schließen sein, daß Odo und Robert sehr bald von ihren Plänen abgestanden haben.

Zukunft rechtskräftig und bindend. Dem Namen nach stand nun der jüngere Heinrich während der Abwesenheit des Vaters an der Spitze des Reiches, thatsächlich jedoch wurde Bischof Brun von Augsburg zum Reichsverweser erwählt, ein Mann, dessen hochedle Geburt ihn ganz besonders zu so ausgezeichneter Stellung empfahl. — Dann setzte sich das Heer in Bewegung und schon gegen Ende des Februar wurden die Alpen überschritten. Ueber Verona ging der Zug nach Mailand und hier wurde Konrad durch Aribert zum König von Italien gekrönt. Dann begab sich der König nach Vercelli zum Bischofe Leo, der ja in den trübsten Zeiten das Banner des deutschen Königs hochgehalten und deshalb früher so großes Mißgeschick erduldet hatte. Doch gerade zu jener Zeit, wo der königliche Gast in den Mauern von Vercelli weilte, starb Leo, einer der hervorragendsten und tüchtigsten Bischöfe Italiens überhaupt. Die Oberleitung der deutschen Partei in Italien ging nun auf Aribert selbst über, der freilich, von Geburt ein Italiener, das Interesse der deutschen Partei bei weitem nicht mit jener Uneigennützigkeit vertrat, wie es Leo stets gethan. — Von Vercelli richtete Konrad seinen Zug nach Pavia, um die aufrührerische Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Da aber an eine schnelle Einnahme der gutbefestigten Stadt nicht zu denken war, so schickte sich Konrad zunächst an, die umliegenden Burgen derjenigen aufständischen Großen zu bezwingen, die mit Pavia ein Bündnis geschlossen hatten. Das gelang auch, und nun wurde die Gegend um Pavia auf den Befehl des Königs vollständig verheert und zur Einöde gemacht; Burgen und Kirchen wurden verbrannt, die Insassen getötet, die Aecker verwüstet, die Weinberge zerstört, die Schiffahrt auf dem Ticino gesperrt und dadurch der Stadt aller Handel unmöglich gemacht. Damit aber war Pavia, falls es noch lange in seinem Trotze beharrte, so gut wie der Vernichtung anheimgegeben. Wahrscheinlich ließ Konrad einen Teil seines Heeres in der Umgebung von Pavia, um das begonnene Werk zu vollenden; er selbst zog nach Piacenza und Cremona, um dann auf derselben Straße gegen Rom vorzubringen, auf der einst Heinrich II. im Jahre 1022 gezogen; jedenfalls wollte er den Weg durch das Gebiet des mächtigen Markgrafen von Tuscien vermeiden. Als man vor Ravenna anlangte, öffnete der Erzbischof die Thore. Doch hier zeigte sich bald der alte Haß der Italiener gegen die Deutschen. Es entstand nämlich ein Aufruhr der Ravennaten, da der größere Teil des deutschen Heeres außerhalb der Mauern der Stadt lag. Nachdem die Ravennaten die Thore besetzt, wurden die Deutschen überfallen. Schließlich aber erkannten die Deutschen ihre Lage und leisteten tapferen Widerstand, so daß die Städter überwunden wurden. Als Konrad selbst von dem Aufruhre Kenntnis erhielt, war derselbe schon gedämpft, die Ravennaten suchten Schutz in ihren Kirchen. Darauf befahl der König, dem Morden Einhalt zu thun und am nächsten Morgen legte er der bußfertigen Stadt die schuldige Sühne auf, die auch ohne Widerspruch geleistet wurde. Königlich aber belohnte Konrad die Tapferkeit seiner Deutschen. So ließ er einen Krieger von ganz geringer Herkunft, dem der Fuß und ein großer Teil des Beines abgehauen war, die Stiefel mit Geld anfüllen und ans Bett des Verwundeten stellen. — Man sieht, daß Konrad guten Grund hatte, vor der Treulosigkeit der Italiener auf seiner Hut zu sein. Aber auch die glühende Sonne des italienischen Sommers setzte

jetzt seinem weiteren Vordringen ein Ziel. Bis Pescara rückte er vor, dann kehrte er auf demselben Wege zurück, denn die Erlangung der Kaiserkrone beschloß er auf die kühlere Jahreszeit zu verschieben. So überschritt er den Po und ging in das nördliche Bergland, jedenfalls in die Südabhänge der Alpen. Und dort ließ der Erzbischof von Mailand als Haupt der deutschen Partei dem Könige über zwei Monate lang alles Nötige reichlich zukommen.

Von diesem Sommerlager aus entließ Konrad einen Teil der deutschen Großen in die Heimat, wohl mit dem Befehl, ihm beim Beginne des Jahres 1027 Verstärkungen zuzuführen. Er selbst aber zog zu Anfang des Herbstes wieder westwärts und es gelang ihm auf diesem Zuge alles zu unterwerfen, was in der Lombardei noch auf seiten der Gegner stand. Wahrscheinlich haben sich ihm die Markgrafen von Turin damals als ihrem rechtmäßigen Könige angeschlossen, denn Konrad zog von der Lombardei in die Grenzlande der Westalpen. Hier fiel Ivrea in seine Gewalt, diejenige Stadt, von welcher einst der heftigste Widerstand gegen die deutsche Herrschaft in Italien ausgegangen war; jetzt aber erfahren wir von Arduins Geschlecht nichts mehr. Nach Ivrea kamen damals auch Gesandte des Königs Rudolf III. von Burgund, sie brachten die für Konrad höchst wichtige Nachricht, daß sich der burgundische König entschlossen habe, der künftigen Kaiserkrönung Konrads beizuwohnen. Das war entschieden ein Zeichen des Friedens, Rudolf näherte sich jetzt wieder dem deutschen Könige und erkannte dadurch die Ansprüche desselben auf Burgund an.

Unter solchen günstigen Vorzeichen brach das Jahr 1027 an, Oberitalien war bezwungen und Burgund hatte sich soeben an Konrad angelehnt. Auf diese Weise war der Rücken gedeckt und nachdem große Verstärkungen aus Deutschland angekommen waren, machte sich nun König Konrad nach dem Süden auf, um die Dynasten Mittelitaliens zu unterwerfen. Neben den jetzt wieder aus dem Reiche zurückgekehrten Fürsten war auch Odilo von Cluny der Begleiter des Königs; ihm war an der Romfahrt Konrads viel gelegen. Nämlich eine im Jahre 1025 zu Anse an der Saone versammelte Synode hatte auf besondere Veranlassung des Erzbischofs von Vienne dem Bischofe von Macon die Jurisdiktion über die Stiftung Cluny im Widerspruche mit den älteren päpstlichen Privilegien übertragen. Odilo benutzte nun den günstigen Zeitpunkt, er schloß sich an Konrad an, um unter dessen mächtiger Fürsprache in Rom die alten Freiheiten seines Klosters wieder bestätigt zu erhalten. — Vielleicht hat sich in jener Zeit Pavia an den König ergeben und die Unterwerfung der noch widerspenstigen weltlichen Großen gelang jetzt gleichfalls. Am längsten scheint Rainer von Tuscien in seiner Stadt Lucca gezögert zu haben, sich dem König anzuschließen, doch auch er unterwarf sich endlich. Konrad verfuhr gegen diese Dynastengeschlechter, die sich ja einst an Westfranken gewandt, mit Vorsicht und Milde, er bestätigte ihnen ihr Reichsgut und ihre Würden. Und diese Politik hat später die besten Früchte getragen, für lange Zeit wurden diese weltlichen Großen an das Reich gefesselt und haben sich nicht an das Ausland angelehnt. — Konrad zog dann durch Tuscien auf Rom zu, das er am 21. März als Freund des Papstes erreichte. Johann XIX., ein Bruder Benedikts VIII., also dem Hause der Grafen von Tusculum angehörend, war nach dem Tode seines Bruders im Jahre 1024 durch

geradezu beispiellose Bestechung auf den päpstlichen Stuhl gelangt, denn er war Laie und erhielt an einem Tage, wie einst Leo VIII., alle kirchlichen Weihen, und das war nur möglich durch die Anwendung der gröbsten Simonie. Johann XIX. betrachtete seine Erhebung zum Papste nur als Mittel dazu, um größere Macht zu erlangen. Von dem hochstrebenden Geiste seines Bruders Benedikt besaß er nichts und da er ohne jedes Verständnis für die großen Aufgaben seiner Stellung war, so wurde die Durchführung der von Benedikt geplanten Kirchenreform in weite Ferne gerückt. Johann war eine so geldgierige Natur, daß er beinahe die päpstliche Prärogative dem griechischen Patriarchen gegenüber aufgegeben hätte, als Gesandte vom Hofe in Konstantinopel kamen, die den leichtfertigen Papst durch reiche Geschenke gewinnen sollten. Wenn das geschah, so war das Papsttum vor aller Welt kompromittiert und bankerott geworden und fünfzig Jahre später hätte kaum ein Gregor VII. dem deutschen Könige zu widerstehen gewagt. Für die Beurteilung der damaligen Welt ist es nun von hohem Interesse zu erfahren, daß der Papst selbst jenen Schritt zu thun gewillt war, daß er aber durch den offenen Widerspruch der romanischen Geistlichkeit — besonders hat sich hierbei die cluniacensische Richtung hervorgethan — daran verhindert wurde. So gab es schon damals höchst einflußreiche Richtungen in der Kirche, die dem Papste die Hände zu binden vermochten, wenn derselbe gegen die Politik seiner Vorgänger einen Verstoß begehen wollte. Daß ein solcher Papst in der allgemeinen Achtung tief unter einem Herrscher wie Konrad stand, versteht sich von selbst, und so hat Konrad auch gar keine Schwierigkeiten gehabt, vom Papste die Kaiserkrone zu erlangen.

Nach alter Sitte wurde der König vom Papste und den Römern in friedlichem Geleite eingeholt und empfangen. Am Ostertage, dem 26. März 1027, geschah die Krönung, die in der Peterskirche an Konrad und seiner Gemahlin durch Johann vollzogen wurde, nachdem die Römer durch ihre Akklamation zugestimmt hatten. Nach erhaltener Weihe ging der neue Kaiser in Begleitung der Könige von Burgund und England — denn Rudolf wie Kanut hatten sich eingestellt — in seinen Palast. Doch wie gewöhnlich, so kam es auch jetzt zu bösen Auftritten. Als nämlich Konrad die Peterskirche noch nicht betreten hatte, eilte Erzbischof Heribert von Ravenna auf ihn zu, faßte ihn an der Rechten und wollte ihn bis zum Altare in die Kirche geleiten. Das war aber ein gewaltiger Eingriff in die Rechte des Mailänder Erzbischofs, der ja den König gekrönt und auf dessen besondere Einladung Konrad in Italien erschienen war. Sofort zog sich Aribert zurück und trotzdem der König noch von der Kirche aus das Geschehene wieder gut machen wollte, Aribert war nicht mehr aufzufinden und so mußte die Krönung ohne ihn von statten gehen. — Dieser Vorfall zwischen Aribert und Heribert hatte aber noch ein häßliches Nachspiel, indem das Gefolge beider Erzbischöfe in Streit geriet. Die Mailänder behielten hierbei die Oberhand und stürmten sogar die Herberge der fliehenden Ravennaten. Noch in der Osterzeit brach auch ein Streit zwischen Römern und Deutschen aus. Aus dem Hader um die Haut eines Rindes entbrannte ein allgemeiner Kampf, so daß das ganze in der Stadt befindliche deutsche Heer zu den Waffen greifen mußte. Die Römer leisteten äußerst hartnäckigen Widerstand, sie glaubten die Zeit von neuem ge-

kommen, wo sie das verhaßte Joch deutscher Fremdherrschaft abschütteln könnten; aber sie wurden schließlich unter großen Verlusten besiegt. Am nächsten Tage traten die Urheber des Aufstandes bußfertig vor den Kaiser, die Freien trugen das nackte Schwert, die Unfreien Weidenruten am Halse, zum Zeichen, daß sie das Leben verwirkt. Sie erhielten alle die Strafe, die sie verdient.

Indes diese Vorfälle traten doch vor den wichtigen Beschlüssen zurück, die nun zu Rom auf mehreren Synoden gefaßt wurden. Denn neben den weltlichen Fürsten waren jetzt an siebzig Vertreter der hohen deutschen und italienischen Geistlichkeit versammelt, unter denen sich allein acht Erzbischöfe befanden. So erwirkte hier Odilo von Cluny die Bestätigung der alten Privilegien betreffs der Befreiung seines Klosters von der bischöflichen Oberaufsicht. Die wichtigsten Verhandlungen wurden auf der Lateransynode vom 6. April geführt; diese Synode berief der Kaiser selbst ein, der sich dadurch prinzipiell über den Papst stellte, was ein Nachfolger Petri vom Schlage Johanns XIX. nicht zu hindern vermochte. Hier wurde zunächst der oben erwähnte Rangstreit zwischen dem Mailänder und Ravennaten geschlichtet und zwar zu Gunsten Ariberts. Eine zweite Verhandlung betraf das Verhältnis des Patriarchen von Grado zu dem Erzbischofe von Aquileja. Schon seit längerer Zeit war es den Bischöfen von Grado gelungen, aus der Botmäßigkeit von Aquileja herauszutreten und ein eigenes Patriarchat zu begründen, dessen Sprengel ungefähr mit dem Herzogtum Venedig zusammenfiel. Da die sächsischen Kaiser mit Venedig stets gute Beziehungen unterhalten, so waren die gegenteiligen Bemühungen Aquilejas stets erfolglos geblieben. Inzwischen waren der Doge Otto Orseolo und sein Bruder Orso, der Patriarch von Grado, im Jahre 1024 durch einen Volksaufstand gestürzt und vertrieben worden, und kurz darauf glückte es dem Poppo von Aquileja, sich durch falsche Vorspiegelungen in den Besitz von Grado zu setzen. Jedoch nachdem sich Poppo den Besitz Grados vom Papste in einer allerdings nicht unbedingt zustimmenden Urkunde hatte bestätigen lassen, gewannen die Orseoli wieder die Oberhand, kehrten nach Venedig zurück und eroberten Grado. Als dann Gesandte der Orseoli nach Rom kamen, um den Papst über die Sachlage aufzuklären, trat Johann auf ihre Seite und sprach dem Poppo das eben gewonnene Grado wieder ab. Darauf kam Konrad nach Italien und es gelang nun den vereinigten Bitten Poppos und seines Verwandten, des schlauen Meinwerk von Paderborn, den König zu Gunsten von Aquileja zu stimmen, so daß, wie berichtet wird, Konrad sogar das Bündnis mit Venedig nicht erneuerte, sondern in dem Inselreiche seinen Feind erblickte. Hiermit steht jedenfalls in Zusammenhang, daß die den Orseoli feindliche Partei im Jahre 1026 einen neuen Aufstand erregte, bei welchem Otto gefangen wurde; er ward nach Konstantinopel verbannt. Auf der römischen Synode sollte nun dieser Streit zwischen Aquileja und Grado zum Austrage kommen. An Orso war daher eine Ladung ergangen, der er aber nicht Folge leistete. Und so kostete es dem Poppo nur leichte Mühe, die Synode von seinem Rechte zu überzeugen. Demgemäß wurde ihm vom Kaiser und vom Papste der Sprengel Grados unterstellt und er erhielt von beiden die Investitur mit dem neuen Gebiete. Jedenfalls erhellt aus dieser Entscheidung, wie leicht es dem Kaiser wurde, seinen Willen dem Papste gegenüber durchzusetzen, der doch vorher ganz anders entschieden hatte. Außerdem erlangte Poppo

noch in der Folge eine weitere Erhöhung, der Papst erklärte die Kirche von Aquileja als die der römischen am nächsten stehende und somit erhob er den Patriarchen zum höchsten kirchlichen Range in ganz Italien. An alles das aber war natürlich dann nicht zu denken, wenn Poppo kein Deutscher und dazu nicht Verwandter des einflußreichen Meinwerk war.

Die festlichen Tage der Kaiserkrönung wurden schließlich noch von einer großen Zahl italienischer Bischöfe und Aebte dazu benutzt, des Kaisers Gnade für ihre Stiftungen anzurufen. Und das geschah auch nicht umsonst, Konrad bestätigte vielfach frühere Gerechtsame und Besitz oder erteilte neue Schenkungen. Hierbei zeigte sich jedoch ein Unterschied gegen die frühere Zeit. Heinrich II. hatte sich ja in der kräftigsten Weise der geistlichen Stiftungen angenommen und diese gegen die Uebergriffe des weltlichen Adels geschützt. Konrad dagegen strebte als Kaiser gleich von Anfang eine universalere Herrschaft an, und aus diesem Grunde durfte er es mit den weltlichen Herren Italiens nicht verderben. Schon oben bemerkten wir sein vorsichtiges und schonendes Auftreten gegenüber den oberitalienischen Dynastengeschlechtern. Dasselbe wiederholte sich jetzt in Rom. Ohne die großen Reichsabteien seines kaiserlichen Schutzes verlustig gehen zu lassen, hat er sich doch bezüglich der weltlichen Herren die Hände nicht gebunden, er nahm eine vermittelnde Stellung ein.[1]) Konrad war gewillt, die kaiserliche Machtstellung Ottos I. über ganz Italien wieder zu gewinnen, das ergibt sich aus seinem Auftreten nach dem Aufenthalte in Rom. Mit der Erlangung der Kaiserkrone war er nicht zufrieden, er wollte über Italien eine wirkliche Herrschaft ausüben. Das war freilich bei der großen Zersplitterung des Landes und bei den verschiedenartigen Interessen seiner Beherrscher keine leichte Sache. Es schien doch, als ob der deutsche König in Italien nur so lange Macht besaß, als er selbst im Lande anwesend war; denn kaum wandte das deutsche Heer den Rücken, so fielen die kleinen italienischen Fürsten gewöhnlich entweder in die Abhängigkeit von den Griechen zurück oder suchten sich selbständig zu machen. So war der Besitz Italiens und ganz besonders des Südens an eine Reihe von Kämpfen geknüpft, die dem deutschen Reiche Schaden genug verursachten; auf friedlichem Wege ließ sich Italien nun und nimmer gewinnen.

Heinrich II. hatte im Jahre 1022 bei seinem Zuge nach Italien nicht geringe Erfolge davongetragen; er hatte, wie wir oben sahen, Recht und Gericht streng gehandhabt und den gefährlichen Rebellen Pandulf IV. von Capua seiner Würde entsetzt und nach Deutschland in die Gefangenschaft geschickt. Als jedoch der Kaiser gestorben, war es dem Pandulf gelungen, aus seinem Gefängnisse zu

---

[1]) Das geht mit voller Sicherheit aus dem Verhältnisse Konrads zu der großen Abtei Farfa hervor. Trotzdem der Abt Hugo, wie früher erzählt worden ist, die Hülfe Heinrichs II. angefleht und auch erlangt hatte und trotzdem er auch den Papst für sich gewann, so konnte er doch nichts gegen die mächtigen Crescentier ausrichten, da sich dieselben geflissentlich jedem Schiedsgerichte entzogen. Kaum hatte nun Konrad Italien betreten, so nahte sich Hugo wieder mit einer schriftlichen Darlegung des Sachverhaltes. Der Abt erhielt zwar in Rom durch eine Urkunde den Besitz seiner Kastelle bestätigt, doch zu einem weiteren Einschreiten von seiten Konrads gegen die Crescentier ist es nicht gekommen, und so verblieben dieselben thatsächlich in ihrem alten Machtbereiche.

entkommen. Vielleicht hat hierzu beigetragen, daß sein Schwager, Waimar von Salerno, um die Freilassung des Fürsten beim Kaiser gebeten hat. Pandulf kehrte nun nach Italien zurück und fand hier die Lage der Dinge zu verlockend, um nicht auf die Vertreibung Pandulfs V. von Teano zu sinnen, den Heinrich II. in Capua eingesetzt. Denn inzwischen hatten die Griechen wieder große Fortschritte gemacht, mit der Stadt Troja war wieder ganz Apulien in die Hände des Katapans Boioannes gefallen. Und Kaiser Basilius II. faßte jetzt, nachdem er selbst die Bulgaren in einem langwierigen Kriege besiegt und nachdem sein Katapan Boioannes einen glücklichen Feldzug gegen Kroatien unternommen, sogar den Plan, Sizilien anzugreifen und die Insel der Herrschaft der Araber zu entreißen. Es erschien eine große griechische Flotte vor Messina, um die Stadt zu belagern, aber so bedeutend die Zurüstungen zu dem Araberkriege waren, so bald fand dieser auch sein Ende. Denn im Dezember des Jahres 1025 starb Basilius II. und mit ihm wurde der griechische Angriffskrieg begraben. Freilich blieb noch ein starkes Griechenheer in Süditalien und auch die griechische Flotte verweilte an den Küsten und das konnte immerhin für die unter dem deutschen Reiche stehenden langobardischen Staaten und Städte verhängnisvoll werden. Es zeigte sich auch sofort, daß die bloße Anwesenheit starker griechischer Streitkräfte genügte, um hier einen Umschwung herbeizuführen. Nämlich Waimar von Salerno unterstützte jetzt seinen Schwager Pandulf in dessen Bestreben, Capua wiederzugewinnen; die normannischen Ritter, die Waimar in seinen Sold genommen, und die Grafen des Marsergebietes schlossen sich an und so wurde Capua belagert. Schließlich kam auch noch der Katapan Boioannes mit einem griechischen Heere vor Capua an. Den vereinten Streitkräften setzte Pandulf V. tapferen und andauernden Widerstand entgegen, aber er konnte die Stadt nicht halten. Um nun vor der Rache Pandulfs IV. sicher zu sein, übergab der Fürst von Capua sich und seine Stadt an den griechischen Katapan, der ihn in die Obhut des Herzogs Sergius von Neapel brachte. Boioannes meinte damit ein Pfand der Sicherheit gegen einen etwaigen Abfall Pandulfs IV. in Händen zu haben. Freilich schon im folgenden Jahre zeigte es sich, wie wenig sich die Griechen auf die Treue des wieder zum Herrn in Capua erhobenen Pandulf verlassen konnten. Derselbe erschien nämlich mit einem Heere vor Neapel, belagerte die Stadt, nahm sie ein und vertrieb den Sergius samt seinem Schützling Pandulf. Letzterer wandte sich nun nach Rom, wahrscheinlich um von Kaiser Konrad Hülfe zu erbitten.[1])

---

[1]) Jedenfalls verdient die oben gegebene Chronologie der Ereignisse nach Breßlau (l. l. I, 177 und n. 1) den Vorzug vor derjenigen Giesebrechts (l. l. II, 251); da der Kaiser auf dem Rückmarsche Rom nicht wieder berührt hat (Wipo c. 17 praeteriens Romam) und da Pandulf von Teano aus einer Annäherung an den Papst sich schwerlich Nutzen versprochen hat, so ist das bestimmte Zeugnis des Leo Ostiens. II, 56 (SS. VII, 665), daß Pandulf von Neapel aus nach Rom gegangen und dort im Exile gestorben sei, wohl nur auf die Zeit von Konrads Aufenthalt in Rom in den ersten Monaten des Jahres 1027 zu beziehen. Freilich ist nicht mehr zu ersehen, ob Pandulf den Kaiser noch in Rom antraf; daß jedoch der Kaiser damals schon abgezogen war, ist keineswegs daraus zu erschließen, daß Pandulf keine Hülfe von ihm erhalten hat. Konrad mag hierzu andere Gründe gehabt haben, vor allem ist wohl die schnelle Unter-

Unter solchen Umständen brach Konrad von Rom auf und zog nach Süden. Doch er konnte jetzt nicht mehr daran denken, hier als wirklicher Herrscher aufzutreten und etwa einen Kampf mit den Griechen zu beginnen. Denn Nachrichten, die inzwischen aus dem Reiche eingetroffen waren, machten seine Anwesenheit jenseits der Alpen unbedingt notwendig. So begnügte sich Konrad jetzt damit, die Lehnshuldigung der Herren von Benevent und Capua und wahrscheinlich derjenigen von Salerno[1]) und einiger anderen Städte entgegenzunehmen. Für den Teanenser Pandulf that der Kaiser nichts, Pandulf IV. wurde im Besitze von Capua bestätigt. Außerdem erlaubte Konrad den normannischen Rittern, sich in den Grenzgebieten anzusiedeln und stellte zum Schutze des Reiches vor den Angriffen der Griechen eine engere Verbindung der Normannen mit den langobardischen Fürsten her. Dann trat er sofort den Rückweg durch den Osten der apenninischen Halbinsel an, an Rom zog er vorüber, ohne es zu berühren. Auf dem Rückmarsche traf die strafende Rache des Kaisers einen äußerst gefährlichen Menschen, der sich durch seine Räubereien der ganzen Gegend furchtbar gemacht hatte. Das war der Graf Thasselgard aus Fermo. Schon unter der Regierung Heinrichs II. hatte er den Landfrieden oft in frecher Weise gebrochen, er hatte sich aber vor der Verfolgung durch den Kaiser stets in seine Schlupfwinkel an der Küste und in seine Raubnester im Gebirge retten können. Konrad beschloß nun, dem gefährlichen Treiben dieses Menschen ein Ende zu machen, schließlich gelang es auch den Vorsichtsmaßregeln der Deutschen, den Thasselgard lebendig zu fangen. Auf diese Nachricht hin warf sich Konrad aufs Pferd und nach einem Ritt von zwanzig deutschen Meilen, den er in 24 Stunden zurücklegte, war er an Ort und Stelle. Hoch und teuer vermaß er sich, jenen Menschen unschädlich zu machen. Ein Fürstengericht trat zusammen und verurteilte den Räuber zum Tode, er wurde sofort aufgehängt. Dann erst, sagt Wipo, kehrten Ruhe und Frieden in jene Gegend zurück. Die Strenge, die der Kaiser hier zeigte — denn daß ein Mann gräflichen Standes wie ein gemeiner Räuber aufgeknüpft wurde, war eine ganz ungewöhnliche und überaus harte Strafe — war von wohlthätigen Folgen, sie mag manchen kleinen Tyrannen, an denen Italien damals so reich war, von einem ähnlichen Lebenswandel zurückgeschreckt haben. Dann aber trieb es den Kaiser schnell nordwärts, denn während seiner langen Abwesenheit waren in Deutschland gefährliche Unruhen ausgebrochen, die Konrad nicht so leicht nehmen durfte. Freilich verliehen ihm die in Italien errungenen Erfolge doch eine größere Macht und Festigkeit, als er sie früher besessen; gering waren diese Erfolge nicht gewesen. Seit Otto dem Großen hatte kein deutscher König Italien so schnell und nachhaltig unterworfen. Und

---

werfung Pandulfs IV., die aus Wipo c. 17 hervorgeht, für den Kaiser in seinem Verhältnisse zu Pandulf V. bestimmend gewesen.

[1]) Fest steht das nicht und es ist auch nicht mit Sicherheit aus Wipo c. 17 zu erschließen. Ich halte die Worte „ac reliquas civitates illius regionis“ für weitere Ausmalung des bereits Gesagten und stelle sie auf dieselbe Stufe, welche Breßlau I, 177 n. 1 den Worten seu vi — deditione anweist; außerdem bedeutet reliquae „alle übrigen“ und schon aus diesem Grunde ist mit jenen Worten Wipos wenig anzufangen.

Konrad stützte sich, wie wir schon sahen, nicht nur auf die Bischöfe und Aebte, sondern er war aus dieser einseitigen Stellung des sächsischen Hauses herausgetreten. Und es war ihm wirklich gelungen, auch die großen weltlichen Fürsten Italiens für sich zu gewinnen, trotzdem sich dieselben noch vor kurzem um einen König nach Frankreich gewandt hatten. Es schien fast, als ob Italien mit dem Reiche nun für immer verknüpft bleiben sollte, solange der thatkräftige Konrad lebte, blieb der Friede in Italien ungebrochen, überall fügte man sich seiner Macht und der Ueberlegenheit seines Geistes. Doch wir müssen nun zum Reiche zurückkehren und hier erhalten wir fast die Kehrseite des Bildes.

Zweiter Abschnitt.

Das deutsche Reich unter Konrad II. von 1026 bis 1033.

1. Die deutschen Verhältnisse bis zu Heinrichs Königskrönung.

Als Konrad im Jahre 1026 mit seinem Stiefsohne Ernst in Augsburg zusammentraf, kam es durch die Vermittelung Giselas zu einer Versöhnung zwischen beiden. Ernst leistete Heeresfolge nach Italien und Konrad glaubte, daß sein Stiefsohn ihm fortan in Treue ergeben sein werde. Wie fest der König auf Ernst baute, zeigte sich, als im Herbste des Jahre 1026 schlimme Nachrichten aus Deutschland einliefen. Wir wissen, daß der König die lothringischen Großen für sich gewonnen hatte, doch bei anderen Teilnehmern der Verschwörung war das nicht der Fall. Der schon früher erwähnte schwäbische Graf Welf setzte die Fehde fort und zwar ganz besonders gegen den Bischof Brun von Augsburg, vielleicht besonders aus dem Grunde, weil Brun das Amt des Reichsverwesers ausübte. Graf Welf ersah sich jetzt einen günstigen Zeitpunkt, um dem Brun empfindlich schaden zu können. Nämlich Erzbischof Aribo hatte nach seiner Rückkehr aus Italien für den 21. September 1026 eine Synode seines Sprengels nach Seligenstadt ausgeschrieben, hier erschien Brun als Mainzer Suffragan. Die Abwesenheit Bruns benutzte nun Welf, um in das bischöfliche Gebiet von Augsburg einzufallen. Er verwüstete das Land und belagerte mit seinen Mannen Augsburg. Vielleicht war ein Teil der Mannen des Stiftes in Italien oder mit dem Bischofe in Seligenstadt abwesend, denn es gelang den Aufrührern, die feste Stadt einzunehmen; Augsburg wurde geplündert und der Kirchenschatz des Bistumes geraubt. Auf die Kunde hiervon wird Brun bald zum Schutze seines Stiftes herbeigeeilt sein, und es entspann sich nun zwischen ihm und dem Grafen eine lange Fehde, in die ein großer Teil Süddeutschlands hineingezogen wurde. Natürlich hat der König in Italien von diesen Vorgängen schnell Nachricht erhalten und es ist wahrscheinlich, daß er aus diesem Grunde damals seinen Stiefsohn Ernst nach Deutschland zurück-

schickte, um den Frieden im Reiche zu wahren, da Brun als Reichsverweser dies nicht imstande gewesen. Außerdem aber verlieh jetzt Konrad dem Ernst die große Reichsabtei Kempten, die soeben durch den Tod des Abtes erledigt war. Diese Verleihung bezeichnet einen offenen Eingriff in die Rechte der Stiftung, welcher die freie Abtswahl zustand; selbst ein so gut königlich gesinnter Mann wie Wipo kann bei der Erzählung der Thatsache einen Tadel nicht unterdrücken. Der König glaubte wohl, daß er hierdurch seinen Stiefsohn nur um so fester an sich ketten würde. Doch kaum war Ernst nach Deutschland zurückgekehrt, als er auf den Rat seiner Vasallen selbst an der Verschwörung teilnahm, statt diese mit allen Mitteln zu bekämpfen. Jedenfalls erhielt Ernst von seinen schwäbischen Vasallen ausreichende Unterstützung — er hatte dieselben soeben mit den reichen Gütern der Kemptener Abtei bedacht — und so brach er los, indem er sich zuerst gegen einen Vetter des Kaisers, den Grafen Hugo von Egisheim, richtete, der im Elsaß reich begütert war. Nachdem er sich mehrerer Burgen Hugos bemächtigt und seine Mannen beträchtlich verstärkt hatte, unternahm er einen Zug gegen Burgund. [1]) Denn Burgund war und blieb das Ziel seiner Wünsche, da er ein Erbrecht darauf zu haben meinte. Bei Solothurn befestigte er eine Insel in einem See, um hier einen festen Stützpunkt für weitere Unternehmungen zu gewinnen. Doch König Rudolf, auf dessen Unterstützung er gerechnet, verhielt sich ihm gegenüber völlig ablehnend, und die Gesandtschaft, die Rudolf zu Weihnachten 1026 nach Ivrea an Konrad schickte, steht vielleicht mit der neuen Erhebung Ernsts in Zusammenhang. [2]) Der burgundische König war jetzt auf keinen Fall dazu zu bewegen, dem aufrührerischen Herzoge Hülfe zu bieten. Im Gegenteil, er mußte sich dem Ernst feindlich gegenüberstellen, der mit Gewalt in sein Reich eingedrungen war. So sah sich Ernst schließlich zum Rückzuge von Solothurn genötigt. Er ging nach Schwaben zurück, wo er in der Nähe von Zürich eine Burg stark befestigte, um von dort aus die Gebiete der reichen Abteien St. Gallen und Reichenau zu beunruhigen und auszuplündern. Konrad von Worms dagegen, der Vetter des Königs Konrad, verhielt sich jetzt ruhig, er scheint sich dem Aufstande nicht angeschlossen zu haben. [3]) Auch hören wir nichts von einer Gemeinsamkeit der

---

[1]) Ich folge hier der Chronologie, welche Breßlau in seinem Exkurs „Zur Chronologie der deutschen Unruhen von 1025—1027" (Jahrb. I, 460—464) aufgestellt hat. Dieselbe ist überaus ansprechend und mit den dürftigen Nachrichten unserer Quellen am meisten in Einklang zu bringen.

[2]) Dann müßte allerdings der Aufstand Ernsts sofort nach dessen Rückkehr begonnen und der Herzog sich sehr bald der burgundischen Grenzen genähert haben, was an sich ganz gut möglich ist. Die Ergebenheitsadresse Rudolfs an Konrad — als eine solche kann der Zweck der Gesandtschaft nach Ivrea gefaßt werden — würde dann noch eine höhere politische Bedeutung haben.

[3]) Aus der Angabe Wipos c. 19 „Fridericus dux Liutharingorum . . . imperatori inimicando morte propria praeventus est" dürfte kaum hervorgehen, daß Friedrich sich am Aufstande noch beteiligt hat. Wipo zählt nämlich hier der Reihe nach diejenigen Teilnehmer der Empörung auf, die er schon in c. 10 genannt hat. Und da er hier weder von Dietrich — denn dieser starb ja am 2. Januar 1027 und nicht sein Sohn Friedrich — noch von Friedrich etwas Bestimmtes zu melden hatte, so wird der lothringischen Herzogsfamilie nur mit dieser allgemeinen Phrase gedacht.

Empörung, obwohl dieselbe kaum abzuweisen ist. Uebrigens hat es den Anschein, als ob die Fehde zwischen Welf und Brun zu Gunsten des letzteren ausgeschlagen ist, denn Brun brachte im Anfange des Jahres 1027 Konrads jungen Sohn Heinrich über die Alpen, und das setzt doch immer voraus, daß sich der Bischof vor dem Grafen in einer gewissermaßen gesicherten Stellung befand.

Unter solchen Umständen ist es dann dem Kaiser nach seiner Ankunft im Reiche nicht schwer gefallen, den Aufstand überhaupt schnell zu dämpfen. Konrad hatte den Entschluß gefaßt, mit allen Mitteln seiner Macht gegen die Empörer vorzugehen. Nachdem er von Brixen aus dem Bischofe von Trient die Trienter Grafschaft, die früher als Bestandteil der Mark Verona dem Kärntner Herzoge gehörte, übertragen — das große Bistum Trient stand seitdem als Reichsfürstentum direkt unter dem Kaiser und gehörte nicht mehr zum italienischen Reiche, sondern zu Deutschland — schritt der Kaiser am 7. Juni zu Stegen bei Starnberg zu einem ähnlichen Akte: die Grafschaft, welche Graf Welf bisher im Norithal besessen, ward mit allen Rechten an das Bistum Brixen überwiesen. Während durch die erste Schenkung die Macht Adalberos von Kärnten, dem der Kaiser sehr wenig geneigt war, empfindlich geschädigt wurde, war dasselbe bei dem schwäbischen Welf durch die zweite Uebertragung der Fall. Konrad legte hierdurch den Grund zu der nachmals so bedeutenden territorialen Entwickelung jener beiden Bistümer. — Der Kaiser unterließ es jetzt, sich nach Schwaben unmittelbar gegen Welf zu wenden, vielmehr zog er in nördlicher Richtung nach Regensburg, der Hauptstadt des bairischen Landes. Denn vor mehr als Jahresfrist war der bejahrte Herzog Heinrich, der Bruder der Kaiserin Kunigunde, gestorben und noch war ein Nachfolger für das große Herzogtum nicht ernannt. Fast alle weltlichen und geistlichen Großen Baierns hatten sich jetzt eingestellt, denn bei der Neubesetzung des Herzogtums durften sie ihr Wahlrecht geltend machen. So wurde die Neuwahl in aller Form vorgenommen, sie fiel — wohl nicht ohne Beeinflussung von seiten des Kaisers — auf den jungen Königssohn Heinrich.[1]) Doch ließ der Kaiser zum Nutzen der Krone jetzt eine genaue

---

[1]) Breßlau wendet sich hier (I, 213 f.) entschieden mit Recht gegen die von Giesebrecht II, 289 f. und anderen vertretene Ansicht, daß Konrad das deutsche Herzogtum gänzlich habe vernichten wollen. In Konrads Maßregeln liegt gegen früher kaum etwas Neues begründet. Karl der Große schon ließ seine Söhne zu Königen krönen und schmückte im Jahre 813 Ludwig mit der Kaiserkrone. Dasselbe that Otto I. Desgleichen hat Otto I. die Herzogtümer meist an Mitglieder seiner Familie vergeben; erst dann änderte er seine Politik, nachdem sein eigenes Haus wiederholt die Waffen gegen ihn gekehrt. Daß der junge Heinrich erst Baiern und ganz am Ende von Konrads Regierung auch Schwaben erhielt, ist nur ein Beweis dafür, daß die königliche Macht im Reiche unter Konrad eine bedeutende Stärkung gegen früher erfahren hat, die aber doch nicht so groß war, daß es dem Kaiser geglückt wäre, nach der Absetzung Adalberos auch Kärnten an sein Haus zu bringen. Was Giesebrecht überhaupt für das „Erbkaisertum“ geltend macht (II, 287), findet durchaus seine Analogien bei Karl dem Großen und Otto I. Ob Konrad hierbei bewußt in die Fußstapfen dieser gewaltigen Herrscher getreten ist, bleibe dahingestellt, jedenfalls aber finden wir bei ihm nichts Neues in dieser Beziehung und er ist hierin nur mit Karl und Otto zu vergleichen. — Besonders ausgeführt sind diese Dinge von Breßlau, Jahrb. II, 346 ff., dem ich mich in allen Punkten anschließe, zumal in der Darlegung, daß Konrad mit der Verleihung Baierns und Schwabens an seinen Sohn keineswegs ältere Rechte verletzt habe. Nur wenn das Fahnenlehen völlig frei war, hat Konrad nach eigenem Ermessen

Untersuchung darüber anstellen, was im Umfange von ganz Baiern Königs- oder Herzogsgut war. Da nämlich Heinrich II. noch als König in den Jahren 1002 bis 1004 und später von 1009 bis 1017 die herzogliche Stellung in Baiern eingenommen, so war dieser Unterschied wohl bei vielen Gütern verwischt worden; Konrad ließ ihn jetzt wieder auffrischen, damit die Krone zu ihrem vollen Rechte gelange. Im großen und ganzen haben wir die Wahl Heinrichs zum bairischen Herzoge als eine Stärkung der Königsgewalt anzusehen, Konrad hatte sich der bairischen Großen versichert und so zog er nun gegen Schwaben, um die Empörung Welfs und Ernsts zu unterdrücken.

In Augsburg wurde mit den treu gebliebenen schwäbischen Großen beraten, wie man gegen die Aufrührer vorgehen wolle, in Ulm kam es dann zu einer hierher beschiedenen Reichsversammlung. Ein Fürstengericht sollte über Welf und Ernst das Urteil fällen. Beide waren vorgeladen und erschienen auch. Doch Ernst kam durchaus nicht, um die Gnade des Kaisers anzuflehen, sondern umgeben von einer Menge seiner auserlesensten Vasallen hatte er sich eingestellt, um mit dem Kaiser als Macht gegen Macht zu verhandeln und im Notfalle einem Gewaltspruche Gewalt entgegenzusetzen. Freilich, als die schwäbischen Großen an Ort und Stelle waren, trat ihnen die Wichtigkeit des Augenblicks und der Ernst ihrer Lage mit aller Gewalt vor die Seele und sie begannen in ihrer Treue gegen den Herzog schwankend zu werden. Ernst ermahnte sie daher eindringlich, ihm die zugeschworene Treue zu halten, er beschwor sie, ihn nicht zu verlassen; Belohnungen und Ehren stellte er ihnen dafür in Aussicht. Da übernahmen die beiden Grafen Friedrich und Anselm im Namen der übrigen die wohlüberlegte Antwort an den Herzog: Sie wären ihres Treueides wohl eingedenk. Sie seien jedoch freie Leute und keine Sklaven, und deshalb seien sie trotz ihres Eides vor allem ihrem kaiserlichen Herrn die Treue schuldig und wenn er, der Herzog, sie zum Treubruche am Kaiser verleiten wolle, so müßten sie sich von ihm wenden.[1]) Hierin lag deutlich ausgesprochen, daß sie ihm auf der früher betretenen Bahn nicht weiter folgen würden. Es blieb daher dem Herzoge nichts übrig, als sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Mit der Zustimmung der Fürsten wurde er nun als Aufrührer seines Herzogtumes entsetzt und mit Verbannung bestraft, seine Haft erhielt er auf der Burg Gibichenstein an der Saale angewiesen. Auch Graf Welf und seine Gesellen mußten sich nun bedingungslos unterwerfen und zur Zahlung hinreichender Buße an die durch die Fehden geschädigten Herren, besonders an Bischof Brun verstehen. Einige von den schwäbischen Großen setzten jedoch den Widerstand fort, so daß der Kaiser gezwungen wurde, gegen die Burgen derselben auszu-

---

darüber verfügt, sonst wurden ererbte Rechte anderer stets von ihm gewahrt. Zu vergleichen sind noch die trefflichen Bemerkungen Breßlaus (II, 351 ff.) über das Verhältnis und die Stellung Konrads zu den deutschen Fürsten.

[1]) Hieraus ergibt sich recht deutlich, wie die Vasallität damals schon alle Verhältnisse durchdrungen hatte. Die schwäbischen Großen waren zwar ihrem Herzoge Treue schuldig aber nur unbeschadet der Treue gegen König und Reich. Treue gegen den König war die vornehmste, größte und letzte aller Pflichten der Vasallen, und da sie dieselbe verletzen sollten, so sagten die Schwaben jetzt ihrem Herzoge ab.

ziehen. Es gelang auch, alle aufständischen Burgen zu brechen, der Friede wurde in Schwaben wiederhergestellt.

Dann ging Konrad nach Basel; in der Nähe dieser Stadt, in Muttenz, traf er sich mit Rudolf von Burgund. Die Beziehungen mit dem Burgunderkönige waren schon seit dem vorigen Jahre bessere geworden, und jedenfalls beruhte die jetzige Zusammenkunft auf einer früheren Verabredung, denn es kam hier zu wichtigen Verhandlungen. Unter der besonderen Vermittelung von Gisela — denn Gisela war die eigentliche Trägerin der Ansprüche auf Burgund — einigte man sich dann in Basel selbst: Rudolf übertrug von neuem für den Fall seines Todes sein Reich und seine Krone ausdrücklich auf Konrad und dessen Sohn Heinrich[1]) auf dieselbe Weise, wie es einst unter Heinrich II. geschehen. Rudolf erhielt hierfür von Konrad reiche Geschenke. Der Kaiser fuhr dann den Rhein hinab, um auch mit seinem Vetter Konrad in Franken Abrechnung zu halten. Wahrscheinlich zu Worms erschien Konrad vor dem Kaiser und gab sich völlig in dessen Hand. Weder die nahe Verwandtschaft noch der Umstand half ihm, daß er sich an der neuen Empörung nicht beteiligt hatte. Mit aller Strenge ward er zur Herausgabe und Schleifung einiger Burgen, dem Verluste seiner Reichslehen und kurzer Haft verurteilt. Doch nach Erfüllung aller Bedingungen ließ der Kaiser Gnade walten, Konrad erhielt alle seine Lehen zurück und es ward ihm völlig vergeben.[2])

In Worms traf der König noch eine Entscheidung, die für die Beurteilung der Stellung unserer Könige von hohem Interesse ist. Als bei der Erledigung des Touler Bischofsitzes derselbe an Bruno, einen Vetter des Königs, gegeben wurde, hatte der König den Wunsch geäußert, sein Vetter möge an demselben Tage die Bischofsweihe erhalten, an welchem er die Kaiserkrone erlange. Doch der Metropolit Brunos, Poppo von Trier, hielt das für einen Eingriff in seine Rechte, ja er legte sogar dem Bruno einen äußerst verschärften Obedienzeid vor, nach dessen Ablegung er ihn erst weihen wollte. Danach sollte Bruno wie auch jeder andere Suffraganbischof Poppos beschwören, daß er seinen Metropoliten bei all seinem Thun um Rat fragen und daß er ohne Ausnahme gegen dessen Befehl und Willen nichts vornehmen wolle. Während sich der Erzbischof geweigert, die Weihe an einem ihm angegebenen Tage vorzunehmen, konnte sich Bruno natürlich nicht zur Ablegung dieses Eides verstehen, dessen Befolgung ihn zu einem bloßen Knechte Poppos gemacht haben würde. Diese rein kirch-

---

[1]) Nach Wipo c. 21 und 29; dies ist insofern wichtig, als bei der früheren Uebertragung auf Heinrich II. dieselbe nicht auf Heinrichs Nachfolger ausgedehnt wurde; jetzt aber war der Anspruch auf Burgund nicht mehr privatrechtlich, sondern durch die Mitbelehnung des jungen Heinrich staatsrechtlich dem Reiche verbürgt.

[2]) Gerade hierbei erkennen wir recht genau, wie Kaiser Konrad seine Stellung auffaßte: Mit unnachsichtlicher Strenge bestrafte er alle Vergehen gegen das Reich, um binnen kurzem wieder seine milde und versöhnliche Gesinnung zu zeigen. Er wollte seine Großen sehen lassen, daß er gegebenen Falles volle Gewalt über sie habe. Er war von einem hohen Rechtsbewußtsein erfüllt und besaß auch die Macht, demselben Geltung zu verschaffen; aber Gnade walten zu lassen, betrachtete er nicht minder als eine der höchsten Aufgaben seines Königtumes. So zeigt sich uns in Konrad der deutsche Charakter recht eigentlich verkörpert.

lichen Händel gehörten nun nicht vor das Forum des Papstes, sondern hierüber hatte der Kaiser zu entscheiden. In Worms mußten sich Erzbischof und Bischof vereinigen, indem jeder dem anderen gegenüber einen Schritt zurücktrat.

Jetzt versammelte sich auch eine allgemeine deutsche Synode in Frankfurt, auf welcher insgesamt nur die bairischen Bischöfe fehlten, sonst hatte jedes Erzbistum eine Anzahl Vertreter geschickt. Den Vorsitz führte der Kaiser, während Aribo von Mainz die Verhandlungen der Synode leitete. Dieselben betrafen mehrere wichtige Punkte. Noch nicht zum Austrage gebracht war die Entscheidung über die ungesetzliche Ehe Ottos von Hammerstein, und Erzbischof Aribo, dessen Autorität in jener Sache auf dem Spiele stand, brachte jene heikle Frage hier wieder zur Sprache. Doch das war nicht nach dem Sinne Kaiser Konrads, denn seine eigene Ehe widersprach ja den kanonischen Bestimmungen und er wollte überhaupt der Kirche prinzipiell nicht allzuviel Macht über solche Dinge einräumen. So wurde denn auf die ausdrückliche Bitte Konrads dieser Ehehandel von der Tagesordnung der Synode abgesetzt. Wahrscheinlich war dieser Punkt geflissentlich von Aribo in die Verhandlungen hineingezogen worden, um dem Kaiser zu zeigen, daß es dem Primas der deutschen Kirche ihm gegenüber an Macht nicht fehle. Doch Aribo hatte hierdurch den Kaiser unnütz gereizt und die Folgen davon sollte er sofort einsehen. Noch immer nämlich war der Gandersheimer Kirchenstreit nicht geschlichtet und in Sachen dieses Zwiespaltes hatte sich im vorigen Jahre ein Ereignis zugetragen, welches auf Aribo eben kein gutes Licht warf. Wir wissen, daß die Aebtissin Sophie von Gandersheim dem Aribo mehr zugethan war als dem Godehard von Hildesheim. Im Vertrauen darauf hatte der Mainzer einen kühnen Streich gewagt. Es befanden sich damals im Gandersheimer Kloster zwei junge Nichten der Sophie, die Töchter des Pfalzgrafen Ezzo von Lothringen. Diese beiden wurden von Aribo eingeladen, ihn in Mainz zu besuchen und Sophie hatte dareingewilligt. Als aber die jungen Damen nach Mainz gekommen waren, gaben sie ihren Entschluß kund, das Kloster Gandersheim nicht wieder zu betreten. Außerdem kamen noch drei weitere Nonnen desselben Klosters nach Mainz und Aribo brachte nun alle fünf in ein Kloster, in welchem seine Schwester Aebtissin war. Hierüber erzürnte die Aebtissin Sophie auf das heftigste, denn Aribo hatte die Hand zu einem solchen durchaus unerlaubten Schritte geboten. Sie wandte sich sofort dem Godehard zu, dessen Ansehen seitdem im Steigen begriffen war. Das offenbarte sich besonders auf der nächsten Provinzialsynode, die Aribo für den 21. September 1026 nach Seligenstadt berief. Hier kam vor allem die Gandersheimer Angelegenheit zur Sprache. Aribo drang jedoch mit seinem Ansinnen nicht durch, das Zeugnis von 100 Priestern und 300 Laien beizubringen, daß die Jurisdiktion über Gandersheim ihm gehöre. Denn Godehard machte dem gegenüber geltend, daß in dieser Beziehung nur das Zeugnis von Bischöfen Kraft habe. Wurde aber diese Ansicht von der Synode geteilt — und Godehard stellte den Antrag, sich darüber schlüssig zu machen — so mußte Aribo unterliegen. Denn es war vorauszusehen, daß die Bischöfe darauf zurückkommen würden, daß im Jahre 1007 der ganze Streit eigentlich schon durch den Verzicht des Mainzer Erzbischofs beendigt war. So kam es zu keiner Ent=

scheidung, dieselbe wurde auf das nächste Jahr vertagt, wenn der König anwesend wäre. Jetzt in Frankfurt wurden nun die Verhandlungen genau dort wieder aufgenommen, wo sie im vorigen Jahre abgebrochen worden, das heißt, es sollte zu einer Beschlußfassung über den Antrag Aribos und den Gegenantrag Godehards geschritten werden. Da Aribo den Erfolg der Debatte klar vor Augen sah, so soll er sich in seinem Zorne damals zu den Worten haben hinreißen lassen: „Solange er die Ausführung meines Willens zu hindern bestrebt ist, werde ich ihm sein Recht auch nicht zukommen lassen.“ [1]) Die von Godehard angeregte Frage wurde nun von der Synode zu seinen Gunsten beantwortet und festgesetzt, daß sich Godehard nach den Vorgängen des Jahres 1007 im rechtmäßigen Besitze der Jurisdiktion von Gandersheim befinde. Dagegen wurde die Entscheidung über das prinzipielle Eigentumsrecht einer künftigen allgemeinen deutschen Synode vorbehalten. Hier wie schon im Jahre 1025 zu Grona erlitt Aribo eine Niederlage und so mußte er jetzt auch bezüglich der Gandersheimer Nonnen nachgeben und dieselben in ihr altes Kloster zurückführen lassen. Freilich wurden sie von hier nach kurzer Zeit wieder entführt und gingen nach Mainz zurück, wo sie, obwohl von Godehard exkommuniziert, bis zu Aribos Tode geblieben sind. — Es ist kein Zweifel, daß dieser für Aribo so ungünstige Ausgang der Frankfurter Synode nicht zum wenigsten der stillschweigenden Zustimmung des Kaisers zuzuschreiben ist. Konrad hätte gewiß nicht gezögert, dem Aribo seine mächtige Hülfe und Fürsorge angedeihen zu lassen, wenn anders er den Standpunkt des Erzbischofs hätte verfechten wollen. Doch Konrad dachte von seiner königlichen und kaiserlichen Gewalt viel zu hoch, als daß er die Ansprüche des Mainzers vertreten zu können glaubte. Konrad hat damals seinem Gegner keinen kleinen Sieg abgewonnen, wie ja überhaupt alles glücklich für ihn ablief; der Aufstand der weltlichen Großen war zusammengebrochen, ein neuer Anschluß Burgunds an das Reich war erfolgt und soeben der kühne Mainzer besiegt, der von seiner kirchlichen Stellung einen überaus hohen Begriff hatte. So war Konrad jetzt mächtiger denn je und daraus erklärt sich auch das Folgende.

Wie schon einst Karl und Otto der Große auf der Höhe ihrer Macht an eine nähere Verbindung des Ost- und Westreiches durch Vermählung gedacht, so hat auch Konrad II. einen ähnlichen Plan gefaßt, auch hierin ist er seinen großen Vorgängern gefolgt. Und gerade jetzt war die Zeit für eine solche Verbindung günstig genug. Denn der Nachfolger des kräftigen Kaisers Basilius II. war der schwache und bejahrte Konstantin IX., der keinen männlichen Leibeserben, wohl aber drei Töchter hatte, mit deren Hand — die älteste allerdings war ins Kloster getreten — die Nachfolge im oströmischen Kaisertume vergeben werden konnte. Welche großartigen Aussichten eröffneten sich für das deutsche Reich, wenn die geplante Verbindung zustande kam! Dann herrschten unsere Kaiser von Friesland bis nach Trapezunt, von Holstein bis nach Cypern!

[1]) Die in der Vita Godehardi prior. c. 32 (SS. XI, 191) erwähnten Worte Aribos sind kaum als dessen eigene anzusehen. Erstens stammen sie aus der Feder Wolfheres, der ja ganz im Sinne Godehards schreibt, und zweitens sind sie viel zu künstlich, als daß sie in der höchsten Erregung ausgestoßen sein könnten: man beachte die völlig gleiche Gliederung des Haupt- und Nebensatzes, sowie den gereimten Schluß beider Sätze.

Wohl konnte dann die Trennung der christlichen Kirche in eine römische und griechische aufhören und dem Vordringen des Islam in alte europäische Kulturländer für immer Einhalt gethan werden! — Wahrscheinlich beabsichtigte Konrad die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der jüngsten Tochter Konstantins. Bischof Werner von Straßburg und der schwäbische Graf Manegold wurden jetzt als Gesandte nach Konstantinopel geschickt, um die Brautwerbung zu überbringen. Reiche Geschenke, besonders Herdenvieh und allerlei Kostbarkeiten führten sie mit sich, damit wollte man den griechischen Hof gewinnen. Doch König Stephan von Ungarn, dessen Beziehungen zum Reiche damals nicht die besten waren, verbot den deutschen Gesandten, ihren Weg durch Ungarn zu nehmen, trotzdem sie vorgaben, auf einer Pilgerreise nach Jerusalem begriffen zu sein. So mußten sie über Baiern zurückkehren, um dann durch das Gebiet der Mark Verona die See zu erreichen. Nach vielen Widerwärtigkeiten, die sie von den Venetianern zu erdulden hatten, gelangten sie endlich auf stürmischer Meerfahrt nach Konstantinopel. Als sie dort angekommen waren, wurden sie vom Kaiser Konstantin ehrenvoll aufgenommen, anders als seiner Zeit Liutprand von Cremona. Denn die Zeiten hatten sich geändert, der griechische Hof hatte erkannt, daß das mit der deutschen Königswürde verbundene neue Kaisertum keine machtlose und nur auf kurze Dauer bestehende Gewalt war. Aber die Verhandlungen selbst führten nicht zum Ziele.[1]) Als man zu keinem Abschlusse kam, faßte Werner den Plan, nach Jerusalem zu pilgern, doch vor der Ausführung desselben ereilte ihn der Tod am 28. Oktober 1028. Und wenige Tage später fiel Kaiser Konstantin IX. in eine schwere Krankheit, die ihn sofort nötigte, für die Nachfolge Sorge zu tragen. Er zwang einen Verwandten seines Hauses, namens Romanos Argyros, seine Tochter Zoe zu heiraten und starb schon am 12. November desselben Jahres. Er hatte mit den deutschen Gesandten stets freundschaftlich verkehrt und dem Bischofe Werner sogar eine äußerst kostbare Reliquie, einen Splitter vom Kreuze Christi, geschenkt. Der neue Kaiser Romanos trat zwar auch bald in nähere Beziehungen zu Manegold, indem er durch ihn die Verheiratung einer seiner Schwestern mit dem jungen Heinrich betreiben wollte. Aber Manegold hatte hierzu keine Vollmachten und so reiste er wieder nach Deutschland zurück, nachdem er von Romanos Geschenke und einen Brief an Kaiser Konrad erhalten. Konrad hatte es ja besonders auf eine Erbin des byzantinischen Reiches abgesehen, und aus diesem Grunde kam die von Romanos geplante Verlobung nicht zustande, eine Schwester des Kaisers hatte kein Reich zu vergeben. Es ist aber möglich, daß eine Art von Bündnis

[1]) Wahrscheinlich hat Konstantin selbst von einer Verheiratung seiner Töchter damals noch Abstand genommen, ohne doch den deutschen Gesandten eine unmittelbar abschlägige Antwort zu geben, denn sonst wäre die Rückreise Werners und seines Mitgesandten wohl zeitiger erfolgt. Wenn das Alter und der schlechte Ruf der griechischen Kaisertöchter allein den Ausschlag gab, so wäre Werner eher nach Deutschland zurückgekehrt. So aber scheint ihn die Hoffnung auf endlichen Abschluß länger, als er beabsichtigte, in Konstantinopel gehalten zu haben. — Uebrigens steckt in dem Berichte Bertholds von Donauwörth (Königsdorfer, Geschichte d. Klost. z. heil. Kreuz in Donauwörth, I, 384): quo tenderant loci . . qui essent et quae causa subegerit ignotas tentare vias, ein größeres Citat aus Vergil, nämlich Aeneis VIII, 112—114.

zwischen beiden Kaisern abgeschlossen wurde, wenigstens ist seitdem ein besseres Verhältnis des Ost- und Westreiches bezüglich Italiens eingetreten.

Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir mit der vom Kaiser beabsichtigten Verlobung seines Sohnes ein anderes wichtiges Ereignis in Verbindung setzen. Als sich nämlich Konrad im Frühjahr 1028 in Lothringen befand, trat zum Osterfeste in Aachen ein großer Reichstag zusammen. Und hier erlangte der Kaiser von den deutschen Fürsten, daß sie seinen Sohn Heinrich zum Könige wählten. Am Ostertage wurde dann Heinrich durch Pilgrim von Köln gesalbt und gekrönt. Das war ein bedeutender Erfolg der bisherigen Politik des Kaisers. Konrad hatte sich durch sein ganzes Auftreten der Krone durchaus würdig gezeigt und sein Geschlecht hatte damit einen gewissen moralischen Anspruch auf die Erbfolge im Reiche erworben. Und dieser Anspruch wurde jetzt, nachdem schon im Jahre 1026 die Designation vorhergegangen, von den deutschen Großen anerkannt. Und Konrad glaubte wohl, daß dieser Erfolg dazu beitragen werde, die gewünschte Verbindung seines Hauses mit Ostrom dem dortigen Kaiserhofe genehmer zu machen: einen erwählten deutschen König als Gemahl einer griechischen Prinzessin konnte auch dieser stolze Hof kaum verschmähen. — Daß die Krönung in Aachen stattfand, ist bezeichnend genug. Konrad griff damit auf die Ueberlieferungen Karls und Ottos des Großen zurück und brach das Vorrecht des Mainzers Aribo, dessen Ansehen damals immer mehr untergraben ward. Und das Recht der Königskrönung innerhalb ihres Sprengels wurde den Kölner Erzbischöfen später im Jahr 1052 durch päpstliche Bulle ausdrücklich verbrieft und bestätigt.

Auf solche Weise hatte Konrad seinem Geschlechte die Erbfolge gesichert und das mag auf die Konsolidierung der deutschen Verhältnisse überhaupt nicht geringen Einfluß ausgeübt haben. In dem fürstlichen Paare, welches nunmehr an der Spitze des Reiches stand, sah man gleichsam die Hoffnung auf Frieden verkörpert, man erblickte in Konrad und Heinrich die Gewähr für ruhige und friedliche Zeiten.

2. Die Beziehungen des deutschen Reiches zu Polen und Ungarn.

Wir haben von dem Polenreiche und seinen Beziehungen zu Deutschland nichts wieder gehört, seitdem Misico oder Mesco den polnischen Thron bestiegen. Unsere Geschichtsquellen sind in dieser Zeit überaus dürftig und sie berichten uns über die damaligen Verhältnisse des Ostens fast gar nichts. Doch es läßt sich vermuten, daß die Herrschaft Mescos im Inneren keine so gefestete war wie diejenige seines großen Vaters. Er scheint daher mehr in seinem eigenen Lande beschäftigt gewesen zu sein, als daß er neue Angriffskriege gegen das Reich gewagt hätte. Wahrscheinlich hat er sich sogar gegen die Angriffe fremder Fürsten verteidigen müssen; denn Rußland und Ungarn haben wohl die Gelegenheit des polnischen Thronwechsels nicht vorübergehen lassen, ohne dabei den Versuch zu machen, die verhaßte polnische Macht zu schwächen. Vielleicht hat auch der gewaltige Dänenkönig Kanut in jener Zeit die Polen beschäftigt, die spätere dänische Ueberlieferung berichtet wenigstens, daß Kanut dem Polenreiche Pommern, Sam-

land und Ermland entrissen habe. Indes ruhten doch die Beziehungen Deutschlands zu Polen damals nicht ganz, das ergibt sich aus einem Briefe, den Mathilde, die Mutter des jüngeren Konrad, die sich an Herzog Friedrich von Oberlothringen vermählt hatte, an Mesco von Polen im Jahre 1026 richtete. Der Brief ist das Begleitschreiben zu einem Gebetbuche, welches Mathilde dem Mesco übersandte und in ihm wird die königliche Würde Mescos ausdrücklich anerkannt: die göttliche Gnade habe dem Fürsten die Krone verliehen. Da sich nun Mesco gleich nach seiner Thronbesteigung als Feind des Reiches erwies, so deutet diese geflissentliche Anerkennung auf ein näheres Verhältnis der Mathilde zu Mesco; es ist diejenige Zeit, wo die oberlothringische Herzogsfamilie noch in vollem Gegensatze zu Konrad stand und wir werden dadurch notwendigerweise auf das Jahr 1026 geführt. Ob freilich eine nähere Anlehnung Dietrichs und seines Sohnes an Mesco erfolgt ist, wissen wir nicht; falls eine solche bestanden hat, wurde sie jetzt durch die großen Erfolge Konrads in Italien und Deutschland vernichtet. Doch der Pole hat auf eigene Faust im Jahre 1028 einen Angriff auf das Reich versucht. Mesco brach in die östlichen Gebiete Sachsens ein — hierunter wird besonders die Meißner und die Ostmark zu verstehen sein — und führte den Plünderungskrieg auf die gewohnte grausame Weise, so daß das Land unter den anstürmenden Feinden schrecklich zu leiden hatte. Von einer kräftigen Abwehr der Feinde hören wir nichts, doch daraus kann man noch nicht schließen, daß eine solche überhaupt nicht stattgefunden habe. Und Markgraf Hermann von Meißen hat sich wohl sofort, nachdem die furchtbaren Gäste abgezogen, zum Kaiser nach Westfalen begeben, um mit ihm die Maßregeln für die Vergeltung zu beraten. Der Kaiser wandte sich nun sogleich nach Osten, in Magdeburg treffen wir auch den Herzog Bernhard von Sachsen in seiner Nähe und lange Zeit hat der Kaiser in jenen Gegenden zugebracht. Mochte nun die Jahreszeit von einem sofortigen Vorstoße gegen Polen abraten — schon mehrmals waren Kriegszüge der Deutschen in den sumpfigen Slavenländern wegen der Sommer- und Herbstregen mißglückt — oder war es nicht möglich, in aller Schnelligkeit ein Heer zu rüsten, es kam in diesem Jahre zu keiner Offensive des Reiches. — Als dann der Kaiser nach Michaelis in Pöhlde weilte, war Aribo mit einer größeren Anzahl von Bischöfen zugegen, und der Mainzer bewog dieselben zu einer Synode zusammenzutreten, zu welcher auch Godehard von Hildesheim durch erzbischöfliches und kaiserliches Gebot vorgeladen wurde. Hier bildete nun wieder der Gandersheimer Streit den hauptsächlichsten Punkt der Verhandlungen. Aribo stellte an die Synode das Ansinnen, sie möge darüber entscheiden, auf welche Weise er das Eigentumsrecht seiner Kirche an der Jurisdiktion über Gandersheim erhärten solle, denn dasselbe sei nur durch die Nachlässigkeit seiner Vorgänger der Mainzer Kirche abhanden gekommen. Die Synode von Frankfurt hatte ja nur über das gegenwärtige Besitzrecht dieser Jurisdiktion entschieden, Aribo erbot sich jetzt, sein Eigentumsrecht zu erweisen, wie auch immer die Synode es fordern wolle. Godehard erklärte, die Sache sei zwar abgethan, aber er werde sich dem Willen des Kaisers fügen, nur bäte er um Aufschub, bis eine neue Synode zusammengetreten sei, auf welcher alle Teilnehmer der Frankfurter Versammlung erscheinen sollten. Doch er drang

damit nicht durch und nach längeren fruchtlosen Verhandlungen versprach der Hildesheimer, sich einem Schiedsspruche des Kaisers zu unterwerfen. Dieser Spruch beließ zwar die Hildesheimer Kirche in dem Aufsichtsrechte über das Kloster Gandersheim, doch das zu letzterem gehörige Gebiet wurde bezüglich der bischöflichen Jurisdiktion zwischen Hildesheim und Mainz geteilt. Dieser gütliche Ausweg scheiterte aber schließlich an dem Eigensinne der Hildesheimer Vasallen, die sich dem Spruche nicht fügten und so hatte Aribo auch hier nichts erreicht.

Im Zusammenhange mit den polnischen Verhältnissen steht es nun, daß damals Gesandte der Liutizen nach Pöhlde kamen, um dem Kaiser ihre Ergebenheit zu versichern und seine Hülfe gegen die Polen zu erbitten. So wurde das alte Verhältnis mit dem verbündeten Slavenvolke erneuert, und obwohl über die Teilnahme der Liutizen am Polenkriege des folgenden Jahres nichts bekannt ist, so werden wir doch nach den Vorgängen in Pöhlde anzunehmen haben, daß die Liutizen damals an der Seite der Deutschen gegen ihren alten Feind gekämpft haben.[1] Der Polenkrieg selbst wurde nun im Jahre 1029 ins Werk gesetzt. Das Reich erwarb außerdem noch einen Bundesgenossen. Nämlich Bretislav, der Sohn des Böhmenherzogs Udalrich, ein feuriger und kühner junger Mann, der es ganz mit den Deutschen hielt und in den Polen die größten Feinde seines Vaterlandes sah, wurde vom Kaiser gewonnen, um gleichzeitig mit den Deutschen einen Angriff auf Polen zu machen. Bretislav wollte vor allem Mähren erobern, welches einst von Boleslav unterworfen worden war. Vielleicht erklärt sich dadurch der Aufenthalt des Kaisers in Regensburg, wo das Osterfest 1029 gefeiert wurde, damit man in der Nähe Böhmens war. Damals starb in Regensburg am 24. April der Bischof Brun von Augsburg, einer der treuesten Helfer unseres Kaisers und ein Mann von der höchsten Geltung im Reiche. Denn er war der Bruder weiland Kaiser Heinrichs II. gewesen, mit ihm sank der letzte Sproß der männlichen Linie aus dem edlen Hause der alten Sachsenherzoge ins Grab. Heftig mag der Tod dieses Mannes den Kaiser ergriffen haben, da er ihm im Leben so nahe gestanden. Die höchsten Ehren ließ er dem Toten erweisen gemäß seinem edlen Geschlechte: Gisela und

---

[1]) Die Worte der Ann. Hildesheim. 1029 „et mentita est iniquitas sibi“ sind ein Citat aus der Vulgata Psal. 26, 12 und danach kann von einer Verkürzung der Vorlage, wie Breßlau, Jahrb. I, 258 n. 5, meint, nicht die Rede sein. Die Worte können auf doppelte Weise gedeutet werden. Ist nämlich der Hildesheimer Annalist dem Bündnisse der heidnischen Liutizen mit dem Reiche feindlich gesinnt gewesen, so ist nach jenen Worten ihr Hülfegesuch beim Kaiser gegen die Polen abschlägig beschieden worden. Nimmt aber der Hildesheimer Partei gegen die Polen, so bezieht sich jenes Schlußwort auf Mesco und die Liutizen haben die Erfüllung ihres Wunsches erlangt. Ich möchte mich für das letztere erklären, da der Hildesheimer vom bittersten Hasse gegen Polen beseelt ist, wie sich aus den Worten über Mescos Einfall im Jahre 1028 ergibt und so dürfte mit der „iniquitas“ Mesco gemeint sein. — Die Richtigkeit der Verlegung der Pöhlder Synode in das Jahr 1028 (Giesebrecht II, 636; Breßlau I, 355 ff.) ist von Breßlau überzeugend dargethan worden. Jeder Zweifel daran fällt mit den bei Breßlau S. 356 citierten Worten Aribos „per anni circulum et eo amplius“; die Phrase „et eo amplius“ bedeutet in jener Zeit stets nur einen kleinen Bruchteil der angegebenen Einheit, sie soll oft die Vergrößerung der letzteren recht ostentativ hervorheben.

der junge Heinrich gaben der Leiche das Trauergeleite nach Augsburg, wo in der St. Moritzkirche die Beisetzung erfolgte. Zum Bischofe in Augsburg wurde ein königlicher Kaplan Eberhard gewählt, und zur weiteren Erziehung und Bildung des jungen Königs wurde Bischof Egilbert von Freising an den Hof berufen. Dann wurde bei einem Aufenthalte Konrads in Straßburg — der Kaiser wird damals die Nachricht vom Tode des Bischofs Werner empfangen haben — das erledigte Bistum neu besetzt; die Wahl fiel auf einen Oheim des Kaisers namens Wilhelm.

Nach Ordnung dieser Angelegenheiten durcheilte der Kaiser das Reich in östlicher Richtung, denn bei Leitzkau in der Nähe der Elbe (nordwestlich von Zerbst) sollten sich die für den Polenkrieg bestimmten deutschen Aufgebote treffen. Die Deutschen rückten nun von Leitzkau in südöstlicher Richtung vor, um durch die Lausitz nach Schlesien zu gelangen und Bretislav brach von Böhmen aus in das polnische Reich ein. Das kaiserliche Heer war bedeutend und deshalb mußte die Gefahr um so größer werden, wenn Mesco den Krieg auf ähnliche Weise führte, wie es einst sein Vater mit so großem Glücke gegen Heinrich II. gethan. Das geschah auch wirklich, die Polen wichen jeder Entscheidung aus und verlockten das deutsche Ritterheer immer tiefer in die Wälder und Sümpfe ihres unwegsamen Landes. Man gelangte auch nicht in die Gegend, wo man sich mit den Böhmen verbinden wollte und schließlich gab Konrad dem Rate einiger Großen nach, von dem weiteren Vordringen abzustehen. Er zog nach Süden zur Belagerung von Bautzen. Der Sturm auf die Stadt scheint heftig gewesen zu sein, denn beide Teile hatten große Verluste zu beklagen. Es gelang aber nicht, die Stadt einzunehmen, Konrad sah sich zum Rückzuge genötigt, indem er einen weiteren Angriff dem künftigen Jahre vorbehielt. Bretislav dagegen war glücklicher, er brach mit seinen Böhmen in Mähren ein und eroberte binnen kurzem das ganze Land, alle Polen wurden vertrieben, die meisten als Gefangene in die Knechtschaft verkauft. Herzog Udalrich aber überließ das eroberte Land seinem Sohne, fortan blieb es mit dem Herzogtume Böhmen vereinigt. Auch in der Wahl seiner Gemahlin zeigte Bretislav ausgesprochene Hinneigung zum Deutschtume: Da er sie nicht auf anderem Wege erlangen zu können glaubte, entführte er eines Tages die schöne Judith, die Schwester des Markgrafen Otto von Schweinfurt. — Damals erlitt das Reich eine schwere Einbuße durch den Tod des Thietmar von der Ostmark, der am 11. Januar 1030 starb; denn durch diesen Todesfall konnten die Polen leicht zu einem neuen Einfall in den sächsischen Osten bewogen werden, was auch wirklich schnell genug eingetreten ist.

Für das Osterfest des Jahres 1030 hatte Konrad eine Reichsversammlung nach Ingelheim beschieden, wahrscheinlich, um hier über die Verhältnisse des Ostens zu beraten. Auch Herzog Ernst war in Ingelheim erschienen, er ahnte wohl nicht das herbe Mißgeschick, welches ihn hier treffen sollte. Nämlich ein Graf Werner, der Ernst ganz besonders zu seiner früheren Empörung gegen Konrad bewogen hatte und später der Reichsacht verfallen war, beharrte nach wie vor in seinem Widerstande gegen den Kaiser und setzte die Fehde in Schwaben fort. Nun ergibt sich aus einer vom Kaiser am 1. Juli 1028 zu Magdeburg ausgestellten Urkunde (Stumpf, Reichskanzler Nr. 1975), daß Ernst

nach seiner Haft in Gibichenstein von Konrad bald wieder zu Gnaden angenommen worden ist und sein Herzogtum Schwaben zurückerhielt; denn in jener Urkunde wird er „Herzog" genannt. Da aber Ernst auf seinem Rechte bestand — und unzweifelhaft besaß er gegründete Ansprüche auf Burgund — so wurde es jenem Werner nicht schwer, den Herzog bald wieder auf seine Seite zu ziehen. Davon hatte Konrad gehört und Ernst sollte sich nun in Ingelheim verantworten. Da Ernst als Herzog vor allem über den Landfrieden zu wachen hatte und danach gegen jeden Friedensbrecher, zumal wenn er wie Werner schon der Reichsacht verfallen war, mit der Strenge des Gesetzes auftreten mußte, so stellte der Kaiser jetzt das Ansinnen an ihn, einen Eid darauf zu leisten, daß er gegen den Grafen Werner als einen Geächteten mit allen seinen Vasallen vorgehen wolle. Doch Ernst blieb standhaft, ein Verrat gegen den Freund erschien ihm als das schimpflichste Verbrechen, er verweigerte den Eid. Solch offenen Ungehorsam glaubte der Kaiser mit der größten Strenge bestrafen zu müssen; und vom Standpunkte Konrads aus beurteilt, war das Verhalten des Ernst allerdings ein schwerer Frevel, während Ernst selbst durch die Bewahrung der dem Freunde versprochenen Treue sich bei Mit- und Nachwelt ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. So wurde Ernst durch ein Fürstengericht als Hochverräter seines Herzogtumes für verlustig erklärt. Daran hatte aber Konrad noch nicht genug: Dem Ernst und seinen Anhängern wurde ihr gesamtes Eigengut genommen und die versammelten Bischöfe mußten über die Rebellen noch den Kirchenbann verhängen. Ein furchtbares Schicksal, nicht nur für Ernst, sondern auch für seine Mutter! Gisela konnte das entsetzliche Geschick nicht abwenden, sie mußte zu ihrem Gemahle halten. Trotzdem sie stets großen Einfluß auf Konrad besessen hatte, fürchtete sie sich doch jetzt vor seinem emporlodernden Zorne und sie mußte sich sogar zu der öffentlichen Erklärung verstehen, sie wolle an niemand Rache nehmen, der bei der Verurteilung ihres Sohnes mitgewirkt.[1])

Vielleicht trugen zu dieser schrecklichen Härte, die der Kaiser hier gezeigt, die Nachrichten bei, welche damals aus dem östlichen Sachsen an ihn gelangt sein mußten. Denn wieder waren die Polen unter der Führung eines Angehörigen des sächsischen Markenadels im Reiche eingefallen. Schon längst hatte Siegfried, der Sohn Hodos von der Ostmark, eine günstige Gelegenheit erspäht, um im Bunde mit Polen die frühere Macht seines Hauses wieder zu gewinnen. Jetzt war die Zeit dazu gekommen, Thietmar war soeben gestorben und der letzte Feldzug des Kaisers gegen Polen hatte einen unglücklichen Ausgang gehabt. Siegfried veranlaßte daher die Polen, noch im Januar des Jahres 1030 einen Angriffskrieg gegen das Reich zu unternehmen. Ein polnisches Heer unter Mesco brach in die Marken ein, überschritt die Elbe und verwüstete das Land bis zur Saale auf die abscheulichste Weise. An hundert Dörfer wurden verbrannt, alle nicht waffenfähigen Einwohner getötet oder gefangen. Die Zahl

[1]) Es ist wohl eher glaublich, daß Gisela zu dieser Erklärung durch den heftig erregten Konrad gezwungen worden ist, als daß sie dieselbe aus freien Stücken gab. Aus der furchtbaren Strenge Konrads gegen Ernst ergibt sich, daß der Kaiser willens war, seinen Stiefsohn gänzlich zu vernichten und zwar wohl in dem schuldigen Bewußtsein, daß die Ansprüche Ernsts auf Burgund nicht unberechtigte waren.

der Gefangenen allein wird auf 9065 angegeben. Und die christlichen Polen verschonten weder Kirchen noch Priester, Bischof Luizo von Brandenburg wurde gleichfalls wie ein gemeiner Knecht zum Gefangenen gemacht. Das geschah, trotzdem sich Mesco, wie erzählt wird, die Ausbreitung des Christentums sehr angelegen sein ließ und für einen frommen Christen galt. In diesen schrecklichen Tagen hat nur der Wettiner Dietrich, der Sohn Dedis, das Banner des Reiches hochgehalten. Er sammelte in aller Eile ein kleines Heer und griff die Polen an; unter Verlusten schlug er sie zurück, ohne jedoch mit seiner kleinen Mannschaft einen durchschlagenden Erfolg erringen zu können. Die Erbitterung in Sachsen gegen die Räuber und Plünderer war damals furchtbar, am besten erkennt man sie aus den folgenden Worten eines Annalisten: „Das ist also," heißt es, „der König Mesco, das ist die verabscheuungswürdige Geradheit seiner Wege, das ist seine fluchwürdige Reinheit und Unschuld, das ist seine Gerechtigkeit, sein erlogener christlicher Glaube? Wenn er ein König ist, warum ist er ein Räuber, wenn er gerade und offen ist, warum zeigt er solche Hinterlist, wenn er gläubig ist, warum beweist er sich als abtrünnigen Tyrannen? Was soll dir, bluttriefendes Ungetüm, die königliche Zier, Krone und goldene Lanze? Hat Christus Gemeinschaft mit Belial? u. s. w."

Solche schreckliche Nachrichten nötigten den Kaiser sich eiligst nach Sachsen selbst zu begeben, um den Schutz des Landes in die Hand zu nehmen. Nach Merseburg wurde ein Hoftag ausgeschrieben, der sich zu Pfingsten versammelte. Hier gab Aribo seinem Hildesheimer Gegner in Sachen des Gandersheimer Kirchenstreites nach. Entweder sah Aribo ein, daß er doch nicht durchdringen werde, oder sein Eigensinn war durch die vielfachen Widerwärtigkeiten, die er seit Konrads Thronbesteigung hatte erdulden müssen, gebrochen worden; kurz er bekannte dem Hildesheimer unter vier Augen seinen Irrtum und Fehler und erbat dessen Verzeihung. Zugleich versicherte er, daß er die früher erhobenen Ansprüche auf Gandersheim für alle Zeiten fallen lasse. Damit fand der alte und heftige Streit sein Ende. — In Merseburg haben sich damals wahrscheinlich die sächsischen Mannen versammelt und unter ihren kaiserlichen Kriegsherrn gestellt. Denn das Reich zog jetzt aus zu einem großen Kriege gegen die Ungarn. Die Gründe für diesen Krieg sind für uns nicht mehr leicht zu erkennen. Wipo erzählt, daß in jener Zeit häufig Zwistigkeiten zwischen den Baiern und Ungarn stattgefunden hätten, an denen die Baiern schuld gewesen seien. König Stephan von Ungarn habe daher öfters Einfälle und Raubzüge nach Baiern gemacht.[1]) Hiermit läßt sich eine Nachricht ganz gut vereinigen, welche der bairische Geschichtschreiber Aventin[2]) aufbewahrt hat, nämlich es seien im Jahre 1029 beim Kaiser in Regensburg Gesandte von König Stephan und von seiner Gemahlin Gisela erschienen — Gisela war die Tochter Heinrichs des Zänkers,

---

[1]) Auf dieses Zeugnis Wipos in c. 26 ist entschieden nicht wenig Gewicht zu legen, da sich unser Hofhistoriker nur selten ein freies Urteil gestattet und dasselbe dann jedenfalls sehr berechtigt ist. Hierzu kommt, daß Stephan von Wipo in demselben Abschnitte noch ausdrücklich als „rex iniuste iniuriatus" bezeichnet wird, diese Wiederholung des der deutschen Politik gespendeten Tadels muß stark hervorgehoben werden.

[2]) Annal. Boior. V, 6, 2. 5 ed. Basil. p. 406.

also die Schwester Heinrichs II. — die für ihren Sohn Heinrich das Herzogtum Baiern forderten, da doch alle mütterlichen Verwandten Heinrichs bis ins vierte Glied das Herzogtum besessen hätten. Da Konrad hierauf nicht eingegangen sei, so habe Stephan ihm und seinem Sohne, dem jetzigen Herzoge von Baiern, den Krieg erklärt.[1]) Halten wir diese beiden Nachrichten zusammen, so ergibt sich ungefähr folgendes: Der junge Heinrich von Ungarn besaß etwa dasselbe Erbrecht auf Baiern, wie Ernst auf Burgund. Doch Kaiser Konrad verfuhr in beiden Fällen mit ziemlich gewaltthätiger Willkür, während ja sonst von ihm bekannt ist, daß er die kleineren Reichslehen in der Familie des Besitzers forterben ließ. Die Spannung zwischen Ungarn und dem Reiche muß daher seit dem Tode des alten Herzogs Heinrich von Baiern bestanden haben. Als nun Konrad von seinem Römerzuge zurückkehrte, belehnte er seinen Sohn Heinrich mit Baiern und davon hat natürlich Stephan sehr bald Kunde erhalten. So erklärt es sich, daß er den deutschen Gesandten, die nach Konstantinopel bestimmt waren, den Weg durch Ungarn verbot, da er sich jetzt in feindlichem Gegensatze zu Konrads Politik befand. Nun wird es zu Feindseligkeiten in der bairischen Ostmark gekommen sein, die natürlich nicht aufhörten, nachdem König Stephan im Jahre 1029 vom Kaiser den schon erwähnten abschlägigen Bescheid erhalten. Mag dann die offene Kriegserklärung von Stephan oder von Konrad ausgegangen sein, der Krieg gegen Ungarn war jetzt beschlossene Sache, und um die Mitte des Jahres 1030 rückte der Kaiser von Baiern aus gegen das ungarische Reich. Es war ein stattliches deutsches Ritterheer, welches jetzt gegen die Magyaren zog, aber die Natur des Landes, in welches man einfiel, und die Art der ungarischen Kriegsführung verhinderte die Deutschen, große Erfolge davonzutragen. Ueberall starrten den Deutschen große Wälder, Sümpfe und Flüsse entgegen und die Ungarn selbst hielten sich vorsichtig zurück, um die Feinde so weit als möglich in das Innere des Landes hineinzulocken. Konrad mußte sich damit begnügen, das Land zu verwüsten und auszuplündern, bis zur Raab soll er mit seinem Heere gelangt sein. Da aber das weitere Vordringen keinerlei Aussicht auf Erfolg bot — man war noch nicht weit gekommen und hatte schon Verluste genug erlitten — so beschloß der Kaiser, wieder umzukehren, indem er die Fortsetzung des Krieges auf günstigere Zeiten verschob. Nun gingen die Ungarn zum Angriffe vor, sie drangen in die bairische Ostmark ein und Wien wurde von ihnen genommen. Erst im Jahre 1031 kam dann ohne Wissen des Kaisers ein Friede mit Ungarn zustande; beide Teile waren dazu geneigt und so schickte Stephan Gesandte an König Heinrich, dem als dem Herzoge von Baiern die Wahrung des Friedens in jenen Gegenden oblag. Die bairischen Großen, auf deren Rat der junge Heinrich das Friedensgeschäft in die Hand nahm, verstanden sich damals wahrscheinlich zur Abtretung des Landes zwischen Fischa, Leitha und Donau an Ungarn und vielleicht wurde dafür Wien

[1]) Steindorff, Jahrbücher Heinrichs III. Bd. I, 20 n. 2 und Breßlau, Jahrb. Konrads II. Bd. I, 296 und n. 6, 297 und n. 1 verwerfen die Nachricht Aventins auch nicht unbedingt, trotzdem sie ja aus sehr später Zeit stammt. Breßlau meint sogar, die Nachricht könne aus den Ann. Altah. stammen, die hier reichhaltiger gewesen seien, als sie heute noch vorliegen, eine Annahme, die nicht so leicht abzuweisen sein dürfte.

von König Stephan herausgegeben. Diese Abtretung von seiten des Reiches war an sich nicht unbedeutend, sie stand aber doch in keinem Verhältnisse zu den früheren Ansprüchen Stephans. Unter solchen nicht eben ungünstigen Bedingungen wurde der Frieden abgeschlossen und von Heinrich und Stephan eidlich bekräftigt; auch der Kaiser wird später seine Zustimmung gegeben haben. Und es heißt, daß seither das Verhältnis Heinrichs zum Könige der Ungarn ein freundschaftliches gewesen sei.

Jetzt entschied sich auch das Schicksal des unglücklichen Ernst. Geächtet, gebannt und seines Herzogtumes und seiner Güter beraubt war Ernst nach dem Ingelheimer Tage zu seinem Freunde Werner nach Schwaben geeilt, um sich mit diesem und anderen Begleitern nach Frankreich zu Odo von der Champagne zu begeben. Es war seine Absicht, diesen mächtigen Herrn zu einem Bunde gegen den Kaiser zu gewinnen. Doch das gelang nicht, dem Odo konnte nichts daran liegen, mit Ernst gemeinsame Sache zu machen, nachdem derselbe ein armseliger Flüchtling geworden. So zogen sich die Geächteten in die Tiefen des Schwarzwaldes zurück und fristeten hier ihr Leben kümmerlich durch Raub. Doch bald wurden sie von kaiserlichen Mannen — es wird an schwäbische Vasallen zu denken sein — umstellt und ihnen ihre besten Rosse geraubt. Ernst hielt es unter diesen Umständen für besser, den Tod mit Ehren zu suchen, als ein so elendes Dasein weiterzufristen. Er verließ daher mit den Seinigen die Schluchten des Gebirges und stieg zur Ebene Baar hinab, wo Graf Manegold mit seinen Vasallen stand, um auf Befehl des Kaisers und des Verwesers von Schwaben, des Bischofes Warmann von Konstanz, das Land zu schützen. Ernst brannte vor Begier auf den Kampf, er lechzte nach Rache und suchte den Tod. Endlich wurde man des Feindes ansichtig und sofort wurde man handgemein. Ernst und seine Leute fochten wie die Löwen, da sie das Leben nicht mehr achteten; schließlich stürzte der Herzog aus vielen Wunden blutend zusammen, er hatte gefunden, was er gesucht. Auch Werner empfing den tödlichen Streich. Doch damit war der Kampf nicht beendet, er wurde fortgesetzt bis zur völligen Vernichtung der Aufständischen. Diese hatten freilich ihren Tod teuer verkauft, denn auch die Kaiserlichen hatten schwere Verluste zu beklagen; vor allem mußte Graf Manegold sein Leben im Dienste des Reiches lassen, mit ihm viele seiner Vasallen. Das geschah am 17. August des Jahres 1030, als Ernst seine Laufbahn in heldenmütiger Weise schloß. Er hatte seine Schuld mit dem Tode gesühnt und deshalb zeigte sich auch die Kirche bald gegen ihn versöhnlich: Warmann von Konstanz löste den Bann von dem Toten und der Herzog fand ein christliches Begräbnis in der Marienkirche zu Konstanz. Manegold wurde in Reichenau beigesetzt. Aber der unbeugsame Kaiser blieb bei der Todesnachricht ungerührt, er soll damals gesagt haben: „Das Geschlecht bissiger Hunde wird nicht alt.“ [1])

---

[1]) Dies und früher Erzähltes sind die historischen Grundlagen zu der später entstandenen Sage vom „Herzog Ernst“. Ernst ist eine Lieblingsfigur des deutschen Volkes geworden, da er die Treue gegen den Freund höher als alles andere geschätzt hat. Dazu kommt sein kühnes Auftreten gegen die kaiserliche Gewalt, die hier fast zur Gewaltthätigkeit ausartete, das hat ihn in den Augen des Volkes für alle Zeiten erhoben. Im Bewußtsein des Volkes aber verknüpfte sich mit ihm die Gestalt des jungen Liudolf, des Sohnes von Otto dem Großen, der ja auch

Sehr bemerkenswert für den ganzen Charakter und die Erfolge der Regierung Konrads ist noch ein Ereignis, welches sich ganz am Schlusse des Jahres 1030 in Paderborn zutrug. Konrad feierte in Begleitung Aribos hier das Weihnachtsfest. Als der Erzbischof am Weihnachtstage die Predigt selbst hielt, erbat er sich vom Kaiser und den anwesenden Bischöfen die Erlaubnis, nach Rom pilgern zu dürfen, während er Klerus und Volk darum ersuchte, für den Erlaß seiner Sünden zu beten. Mit welch großartigen Plänen hatte Aribo den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, mit welcher Thatkraft hatte er sich früher dem übermächtigen Einflusse Roms entgegengesetzt! Seine Absicht war gewesen, die deutsche Kirche von der Oberherrschaft der römischen frei zu machen, indem er Rom als höchsten Gerichtshof für kirchliche Dinge nicht mehr gelten lassen wollte. Man kann nicht absehen, was dem Aribo auf diesem Wege alles geglückt wäre, wenn Heinrich II. eine längere Regierung beschieden gewesen. Mit Konrad II. änderte sich die Sachlage sofort. Konrad besaß von der Vorliebe Heinrichs II. für die Kirche nichts und die höchsten Geistlichen des Reiches sah er lediglich als seine Beamten an. In seinem kaiserlichen Regimente wollte er weder die weltlichen noch die geistlichen Großen in ihrer früheren mächtigen Stellung belassen. Und es scheint ihm bequemer gewesen zu sein, den höchsten prinzipiellen Richter in geistlichen Dingen in weiter Ferne in Italien zu wissen, als den Primas der deutschen Kirche ein solches Amt im Reiche ausüben zu lassen. So mußten sich unter ihm die Ansprüche Aribos verringern und das Verhalten des Mainzers im Gandersheimer Streite wird auch nicht dazu beigetragen haben, daß der Kaiser ein unbegrenztes Vertrauen in seine Rechtlichkeit setzte. Unter der Macht der Verhältnisse, die er nicht ändern konnte, war Aribo allmählich zusammengebrochen und so sehen wir ihn jetzt zu Weihnachten 1030 auf eine Reise nach Rom bedacht sein, wovon er früher die deutschen Bischöfe mit allem Ernste und aller Strenge abgemahnt hatte. Den Erfolg seiner Reise kennen wir nicht, nach Rom ist er gelangt, als er jedoch schon auf dem Rückwege nach Deutschland begriffen war, starb er am 6. April 1031 in Como. Etwas Näheres ist über den Tod des gewaltigen Mannes nicht bekannt; da man ihm wegen seines ungemessenen Ehrgeizes und wegen seiner Herrschsucht eigentlich nirgends wohlwollte, so sind keine größeren Aufzeichnungen über seinen Tod gemacht worden. Vielleicht ist Aribo gerade noch zur rechten Zeit gestorben, um sich weitere Demütigungen zu ersparen. Ihm, den das kirchenfreundliche Regiment Heinrichs II. erst so groß gemacht, mußte die Herrschaft Konrads II. doppelt unlieb, ja verhaßt sein, da der Kaiser bestrebt war, allen aufkeimenden Eigenwillen neben sich zu unterdrücken. Denn Konrad ist eine echte, altgermanische Natur gewesen, die im letzten Grunde in der Kirche doch etwas Fremdes sah und ihr deswegen mit Mißtrauen und, wenn es nötig war, mit Anwendung von Gewalt begegnete. Daraus ergibt sich auch, daß er sich um das Papsttum fast gar nicht gekümmert hat, die römische Kirche blieb ohne alle Unterstützung von

---

die hartnäckigsten Kämpfe gegen seinen Vater geführt hat. So wurden schließlich im Volksmunde Ereignisse des 10. und 11. Jahrhunderts vermischt und Ernst und Liudolf flossen zu einer einzigen Persönlichkeit, eben zum „Herzog Ernst" der Sage zusammen.

seiten des Kaisers. — Wenig fehlte, so wäre jetzt ein Mann von der strengsten cluniacensischen Richtung, der Aribo ja stets feindlich gegenübergestanden und die unter ihm keine großen Fortschritte im Reiche machen konnte, auf den erzbischöflichen Stuhl in Mainz gelangt. Das war Wazo, Dekan von Lüttich, seit 1030 in der königlichen Kapelle angestellt und sich großer Gunst des Kaisers erfreuend. Denn es entspricht ganz dem Charakter Konrads, daß ihm die streng reformierende Thätigkeit Clunys, die damals durchaus noch nicht mit hierarchischen Bestrebungen verknüpft war und ganz im stillen wirkte, nicht unangenehm war, sie stellte sich eben der weltlichen Gewalt noch nicht feindlich gegenüber. Doch hierbei zeigte sich wieder der große Einfluß Giselas auf ihren Gemahl. Wazo wurde nämlich doch nicht zum Nachfolger Aribos berufen, sondern durch die ausdrücklich bezeugte Vermittelung der Kaiserin erhielt der Abt Bardo von Hersfeld, ein Verwandter der Gisela, die höchste geistliche Würde im Reiche. Am 30. Mai des Jahres 1031 wurde Bardo investiert und am 29. Juni geweiht. Grundverschieden von seinem Vorgänger war der neue Erzbischof von Mainz und das wird ihn dem Kaiser nicht wenig empfohlen haben: Eine überaus schlichte Natur, der man die Einfalt des Herzens wohl auch als Mangel an Verstand auslegte, ein Mann, der seinen mönchischen Gewohnheiten und Aeußerlichkeiten auch als Erzbischof treu blieb, keine blendende Erscheinung, ohne Ruhmsucht und Ehrgeiz, aber feinsinnig, fromm und demütig — so wird uns Bardo geschildert. Großen Einfluß und die mächtige Stellung seines Vorgängers konnte sich Bardo nie erringen, er besaß zu wenig Weltklugheit und Erfahrung in allgemeinen Angelegenheiten, und sich überhaupt in weltliche Dinge zu mischen hatte er nicht einmal den Willen. So gelang es seinem mächtigen Nebenbuhler Pilgrim von Köln gleich von Anfang an, das Erzkanzleramt für Italien an sich zu reißen, welches doch Aribo in Verbindung mit derselben Würde für Deutschland besessen. In der Umgebung des Kaisers finden wir Bardo nur wenig und nur ganz selten erscheint er in dessen Urkunden als Fürbitter. Bei den Beratungen des Kaisers, wird erzählt, saß er stumm und in sich gekehrt, ohne in die Verhandlungen einzugreifen. Es war daher ganz natürlich, daß die Suffraganbischöfe von Mainz, größtenteils in weltlichen Dingen sehr erfahrene und gewandte Leute, ihrem neuen Metropoliten nur mit schlecht verhehlter Verachtung und Spott begegneten und daß Bardo in Mainz selbst mit den Vasallen seines Stiftes in ein ganz schiefes Verhältnis kam: viele derselben vernachlässigten ihre Pflicht oder traten überhaupt widerrechtlicherweise aus dem Schutze des Erzstiftes heraus. Ein solcher Primas des Reiches war für Konrad der erwünschteste, ihm gegenüber konnte er seine kaiserliche Gewalt voll geltend machen. An eine selbständige Stellung der deutschen Kirche war nun nicht mehr zu denken, denn was der jetzige Erzbischof versäumt, konnten seine Nachfolger nicht wieder einholen. Und mit Heinrich III. kamen dann überhaupt andere Zeiten.

Während dieser Vorgänge hatte Konrad sein Augenmerk stets auf die polnischen Verhältnisse gerichtet, denn für den Herbst des Jahres 1031 war ein neuer Feldzug gegen Mesco angesagt. Diesmal sollte der Angriff von zwei Seiten erfolgen. Otto Bezprim war, wie wir wissen, durch seinen Bruder Mesco nach Rußland zum Großfürsten Jaroslav vertrieben worden und suchte nun von hier

aus gegen Mesco vorzugehen. Doch in dem Rurikschen Hause war in jener Zeit ein heftiger Streit zwischen Jaroslav und seinem Bruder Mistislav entbrannt, so daß Otto von seiten der Russen nicht so bald Unterstützung erhalten konnte, trotzdem ja die Russen Feinde der Polen waren, indem Boleslav früher russische Gebietsteile seinem Reiche einverleibt. Endlich wurde dieser Thronstreit beigelegt und nun bereitete sich ein Angriffskrieg Rußlands gegen Polen vor. Otto schickte darauf eine Gesandtschaft an Kaiser Konrad, und da dieser einen neuen Polenkrieg schon beschlossen hatte, so wurde nun ausgemacht, daß Konrad von Westen und Otto von Osten her in das Polenreich einfallen wollten. Im September begab sich der Kaiser nach Belgern an der Elbe. Hier sollte sich der sächsische Heerbann versammeln. Denn nur die Sachsen waren aufgeboten, Konrad glaubte mit einem kleineren Heere mehr ausrichten zu können als zwei Jahre zuvor mit seinen großen aber wenig beweglichen Truppenmassen. Als die Deutschen in das polnische Gebiet eingerückt waren, leistete Mesco lange Zeit Widerstand. Doch als der Pole erfuhr, daß auch die Russen im Anzuge begriffen waren, lenkte er schnell ein und verstand sich zu einem Frieden, der dem deutschen Reiche die im Posener Frieden von 1018 abgetretenen Gebiete, die Lausitzen mit ihren Städten zurückgab. Außerdem mußte Mesco die auf den früheren Plünderungszügen gemachte Beute wieder ausliefern und den Frieden beschwören; dagegen wurde er in seiner Herrschaft von Konrad belassen. Nicht so glimpflich aber verfuhr sein Bruder Otto Bezprim mit ihm, der wahrscheinlich bald nach Konrads Abzuge im Verein mit Jaroslav und Mistislav den Mesco mit Krieg überzog. Dem vereinten Angriffe dieser Fürsten erlag Mesco, er mußte sein Reich im Stiche lassen und floh zu Udalrich von Böhmen. Denn Udalrich befand sich damals in einer feindlichen Stellung zum Reiche, es wird erzählt, daß er in jener Zeit dem Kaiser nach dem Leben getrachtet, weshalb er zwei Jahre später von Konrad nach Werben vorgeladen, dort von einem Gerichte für schuldig befunden und mit Verbannung bestraft worden ist. Jedenfalls trug zu dieser gänzlich veränderten Stellung Udalrichs der Ausgang der ersten Ungarn- und Polenkriege Konrads bei, er hielt die Gelegenheit jetzt für günstig, vom Reiche abzufallen und sich selbständig zu machen. So fand der flüchtige Mesco bei ihm Aufnahme, nachdem wahrscheinlich schon vorher zwischen beiden Fürsten ein Vertrag abgeschlossen war, der seine Spitze gegen das deutsche Reich kehrte. Unterdessen vollendete Otto mit den Russen die Unterwerfung Polens, die russischen Fürsten behielten das Gebiet, welches einst Boleslav Rußland entrissen und Otto Bezprim war nun Herr in Polen. Aber Otto fühlte sogleich, daß er zur Befestigung seiner Herrschaft eine enge Anlehnung an das deutsche Reich nötig habe. Aus diesem Grunde schickte er Gesandte an Konrad und legte durch dieselben die Krone Polens und die sonstigen Abzeichen der königlichen Würde in des Kaisers Hände nieder. Und da er die Oberhoheit Konrads über Polen anerkannte, so wurde er von diesem als Herzog von Polen bestätigt. Das waren große und wichtige Erfolge, die Konrad davongetragen; die Gunst der Umstände vereinte sich hier mit dem kräftigen Auftreten des Kaisers und dadurch war Polen in die alte Abhängigkeit zurückgedrückt: die Zeiten des großen Boleslav schienen damit völlig aus der Geschichte gestrichen

zu sein. Dergleichen bedeutende Erfolge hatte auch Herzog Udalrich von Böhmen nicht erwartet, er fürchtete daher des Kaisers Zorn und Rache und stand im Begriffe, an Mesco einen abscheulichen Verrat zu begehen; er zeigte sich nämlich bereit, den Mesco an Konrad auszuliefern. Solch unwürdiges und treuloses Gebaren verletzte aber den Kaiser aufs tiefste, er wies daher alles von sich und ließ dem Udalrich melden, er sei nicht gewöhnt, einen Feind vom Feinde zu kaufen. Sein deutsches Gewissen sträubte sich heftig gegen einen solchen Frevel.

So groß auch der Umschwung im Polenreiche war, die Dinge im Osten erhielten dadurch keineswegs Festigkeit. Das Regiment Boleslavs und Mescos war gewaltthätig gewesen, aber die Polen wurden doch während der Regierung dieser beiden Herrscher durch Kriegsruhm entschädigt und ihr Nationalstolz erweckt. Otto aber hatte diesen Traditionen soeben Hohn gesprochen, als er die königliche Krone Polens an Konrad ausgeliefert. Und so bildete sich bald eine mißvergnügte Partei in Polen, die es mit Mesco hielt und auf den Sturz Ottos sann. In den Händen Mescos werden die Fäden dieser Verschwörung zusammengelaufen sein. Und da Otto, wie es scheint, seine Herrschaft nur durch die äußerste Strenge aufrecht erhalten zu können glaubte und dadurch die Polen immer mehr von sich abwendig machte, so gedieh Mescos Plan schon in wenig Monaten zur Reife: Otto wurde von den Verschworenen überfallen und getötet. Mesco kehrte darauf sofort nach Polen zurück, um die Herrschaft von neuem zu übernehmen. Durch diese Gewaltthat hatte aber Mesco den Frieden verletzt; und er war sich auch dessen bewußt, denn er schickte Gesandte an den Hof, um durch die Vermittelung Giselas die Gnade des Kaisers und die Anerkennung des Geschehenen zu erlangen. Doch Konrad wollte den gefährlichen Mann diesmal nicht so leichten Kaufes davonkommen lassen: Er nahm zunächst dessen Versicherung von Frieden und Freundschaft nicht an, sondern brach wieder mit einem Heere in Polen ein, um Mesco zu unterwerfen. Freilich zu großen Erfolgen kam es nicht und es fiel gerade in jener Zeit ein Ereignis vor, welches den Kaiser sofort nach dem Westen abrufen mußte. Das war der Tod König Rudolfs von Burgund; er veranlaßte Konrad dazu, friedlicheren Gesinnungen Raum zu geben und sich gegen Mesco versöhnlicher zu zeigen. So wurde die Forderung an Mesco gestellt, im nächsten Jahre am Hofe persönlich zu erscheinen. Am 29. Juni 1033 trat nun dieser Hoftag in Merseburg zusammen und am 7. Juli wurde mit Mesco ein Abkommen getroffen. Der Pole übergab sich dem Kaiser als dessen Vasall unter ausdrücklichem Verzichte auf seine königliche Stellung. Außerdem mußte sich Mesco zu einer bedeutenden Gebietsabtretung verstehen, der westliche Teil Polens nämlich fiel an das Reich und wurde vom Kaiser dem tapferen Wettiner Dietrich verliehen, der im Jahre 1030 allein den Polen Widerstand entgegengesetzt. Wahrscheinlich schon vorher hatte dieser Dietrich die Belehnung mit der Ostmark erhalten, da Thietmars Nachfolger Odo bald gestorben war, und so wurde jetzt das Haus Wettin zu einem der angesehensten im östlichen Sachsen erhoben.

Auch Herzog Udalrich von Böhmen sollte in Merseburg erscheinen, um sich hier vor dem Kaiser zu rechtfertigen. Doch er hatte sich nicht gestellt, vielleicht im Vertrauen darauf, daß Konrad jetzt mit den burgundischen Dingen

hinreichend beschäftigt sei. Doch dabei hatte er sich verrechnet; denn während der Kaiser selbst nach Westen ziehen wollte, übertrug er seinem Sohne Heinrich einen Feldzug gegen Böhmen. Erst erhielt noch der junge Heinrich, der sein 15. Lebensjahr vollendet hatte, zu Memleben die Waffen angelegt, zugleich trat er aus der bisherigen Leitung des Bischofes Egilbert von Freising heraus. Der Bischof wurde für seine Dienste, die er dem Kaiser geleistet, reich belohnt und erhielt darüber Urkunden ausgestellt, die auch der junge Heinrich mitunterzeichnete. Dann wandte sich Heinrich nach Baiern, um von dort aus den ihm aufgetragenen Feldzug gegen Böhmen zu unternehmen. Wahrscheinlich hat dieser Feldzug, von dem Wipo nur ganz dürftige Nachrichten bietet, einen für Heinrich glücklichen Ausgang gehabt, denn als gegen Ende des Jahres 1033 der Kaiser einen Tag zu Werben abhielt, erschien Udalrich, unterwarf sich dem Gerichtsspruche und wurde als überführter Verräter mit Verbannung bestraft. Böhmen aber erhielt jetzt von neuem Udalrichs Bruder Jaromir, der im Jahre 1012 seiner Würde verlustig gegangen war. Doch schon zu Ostern 1034 sah sich der Kaiser bei seinem Aufenthalte in Regensburg genötigt, andere Bestimmungen zu treffen. Die Verwaltung Böhmens scheint damals geteilt worden zu sein, indem Konrad dem Udalrich und Jaromir je eine Hälfte des böhmischen Landes überließ. Wahrscheinlich kam die Anregung hierzu aus der Mitte der böhmischen Großen selbst, denn Jaromir konnte bei seinem hohen Alter keine kräftige Regierung mehr führen. — Auch Mesco konnte sich seines polnischen Herzogtumes nicht lange mehr freuen. Es gelang ihm allerdings, die im Frieden von Merseburg abgetretenen Teile polnischen Gebietes wiederzugewinnen — an eine ernstliche Behauptung derselben durch das Reich konnte im eigensten Interesse des letzteren gar nicht gedacht werden — doch schon am 10. Mai 1034 ist er gestorben. Und nach seinem Tode brach auch bald im Polenreiche der nationale Widerstand gegen die Begünstigung des Christentumes aus, Mescos Sohn und Nachfolger Kasimir konnte sich mit seiner deutschen Mutter Richeza nicht lange halten, so daß beide schließlich den Schutz des Kaisers anflehen mußten. Doch Konrad war mit anderen Dingen beschäftigt und er hat vielleicht auch gar keine Vermittelung im Polenreiche angestrebt. Denn bei den nun folgenden inneren Greuelkriegen in Polen, wo sich jeder gegen seinen Herrn auflehnte, war der Bestand der östlichen Marken Sachsens mehr gesichert, als wenn eine starke fürstliche Gewalt über das große Reich herrschte. So war schon zehn Jahre nach dem Tode des großen Boleslav die polnische Macht in ihren Grundlagen erschüttert, im Inneren tobte der Bürgerkrieg und an den Grenzen suchten fortan Böhmen und Russen die Macht des alten Feindes zu schmälern. Schnell hatte das Polenreich seiner Zeit einen großen Aufschwung genommen, aber ebenso schnell war es dem vereinten Angriffe seiner Feinde und seinem inneren Zwiste erlegen. Deutschland aber hatte jedenfalls kaum noch Grund dazu, die polnische Macht als drohend zu fürchten.

3. Burgund und das deutsche Reich in den Jahren 1032—1034.

Am 6. September 1032 starb König Rudolf III. von Burgund, nachdem er noch vorher seine Krone und die Lanze des h. Moritz einem Großen seines

Reiches mit der Bestimmung übergeben, dieselben an Kaiser Konrad auszuliefern. In Lausanne wurde er beerdigt und mit ihm starb das königliche Geschlecht in Burgund aus. Das Land mußte nun gemäß den früheren Verträgen an das deutsche Reich übergehen. Das burgundische Königreich umfaßte ein weites und schönes Land, im großen und ganzen war es das Stromgebiet der Rhone und Aare, nur bei Basel stieß es an den Rhein, und die westlichen und nördlichen Zuflüsse des Po gehörten in ihrem Oberlaufe noch teilweise dazu. Große und mächtige Geschlechter waren hier angesessen, im Süden herrschten die Markgrafen von Provence, die hauptsächlich durch die Besiegung und Vernichtung der Sarazenen in Garde-Frainet von ihrer früheren einfachen Grafenwürde in Arles zu ihrer bedeutenden Stellung gelangt waren. Von einer thatsächlichen Ausübung der königlichen Macht der burgundischen Herrscher ist hier gar keine Rede, dieselbe war völlig auf jene Markgrafen übergegangen, die sich ja durch die Besiegung der furchtbaren Feinde ein bleibendes und großes Verdienst um das Land erworben hatten. Ein ähnlich mächtiges Geschlecht saß im Norden in den Gebieten der Graf- oder Freigrafschaft Burgund, von deren Beherrscher Otto Wilhelm wir schon früher unter Heinrich II. mehrfach berichtet haben; andere einflußreiche Häuser waren diejenigen der Grafen von Genf, von der Dauphiné und endlich die Grafen von Savoyen, die Ahnherren der Könige Italiens. Diese mächtigen Herren vereinigten zumeist in ihren Händen eine ganze Reihe Grafschaften und besetzten gewöhnlich mit Mitgliedern ihrer Familie die bischöflichen und erzbischöflichen Stühle des Landes; im großen und ganzen beherrschen sie das romanische Burgund. Dagegen gewährt das damalige germanische Burgund einen ganz anderen Anblick. In den deutschen Teilen jenes Reiches finden wir solch übermächtige Dynastengeschlechter gar nicht, die alten Grafschaften hatten sich hier erhalten und die königliche Gewalt, die im Süden und Westen Burgunds nichts mehr galt, hat hier noch ihren eigentlichen Rückhalt gehabt. In diesem soeben angedeuteten Verhältnisse erkennen wir aber den Unterschied des deutschen Staates von den romanischen Ländern überhaupt. In Deutschland vermochte eine Zentralgewalt noch etwas, in den romanischen Staaten war sie erloschen und das burgundische Reich bietet uns gerade einen deutlichen Ausdruck dieser Erscheinung, romanisches und germanisches Staatsleben schieden sich hier scharf voneinander. Der Verfall der Königsgewalt aber ist ein Hauptgrund dafür, daß die romanischen Staaten politisch immer mehr zurückgingen und das deutsche Reich sich machtvoll über sie erheben konnte;[1]) nur dadurch hat Deutschland im Mittelalter die wirkliche Herrschaft erlangt.

Es war freilich nicht vorauszusehen, ob sich der Uebergang Burgunds an das Reich leicht vollziehen werde; wir wissen, der mächtige Odo von der Champagne erhob gleichfalls und zwar nicht ungegründete Ansprüche auf das Land. Nach Empfang der offiziellen Nachricht vom Tode Rudolfs mußte daher Konrad in aller Eile das Aufgebot zu einem Zuge nach Burgund erlassen, denn ohne

---

[1]) Derselbe Vorgang tritt später in Deutschland ein, nachdem das deutsche Fürstentum allzumächtig erstarkt und die königliche Gewalt erschlafft war. Von da an wurden die romanischen Nationen groß und haben gegen das deutsche Reich ihre vernichtenden Schläge geführt.

Heer und stattliche Rüstung war der Einzug des Kaisers in Burgund gar nicht denkbar, und mit Odo war ein Kampf unvermeidlich. Odo war nicht gesonnen, dem deutschen Könige das burgundische Erbe gutwillig zu überlassen, er war der mächtigste Vasall der französischen Krone und konnte gar ansehnliche Macht in die Wagschale werfen. Schon bei Lebzeiten König Rudolfs hatte er daher mit den burgundischen Großen angeknüpft und dieselben durch reiche Geschenke für sich zu gewinnen gesucht. Es scheint allerdings, daß er zunächst einen offenen Kampf um Burgund mit dem mächtigen Kaiser gescheut hat; er hat es für möglich gehalten, mit Konrad ein gütliches Abkommen zu treffen. So soll er Konrad angeboten haben, er wolle in Burgund unter dem Kaiser regieren, also als Vasall Konrads. Doch das ging natürlich nicht an und Konrad war eine viel zu thatkräftige Natur, als daß er irgend etwas preisgegeben hätte, worauf er Anspruch erworben.[1]) Wenn nun überhaupt Unterhandlungen geführt wurden, so sind sie jedenfalls erfolglos verlaufen. Hatte Konrad seinen eigenen Stiefsohn der Vereinigung Burgunds mit dem Reiche geopfert, so konnte er das Land jetzt unmöglich an einen Fremden übergehen lassen. Die Feindseligkeiten wurden von Odo eröffnet, derselbe zögerte nicht, sich mit Gewalt in den Besitz Burgunds zu setzen, und die Großen des romanischen Teiles von Burgund sind ihm hierbei entgegengekommen, da sie in ihrem nationalen Gegensatze zum deutschen Reiche des letzteren Machtentwickelung auf romanischem Boden keineswegs begünstigten. Schnell unterwarf sich Odo das südliche Burgund und griff sogar schon in die germanischen Gebiete nach Neuenburg und Murten über. Die Erzbischöfe von Arles, Vienne und Lyon schlossen sich ihm an, Leodegar von Vienne verpflichtete sich, ihn in einer bestimmten Zeit zum Könige des Landes zu krönen. So hatte der mächtige französische Graf schon einen großen Vorsprung vor Kaiser Konrad gewonnen, er stand schon mitten im Lande, eine mächtige Partei hatte sich mit ihm verbunden. Konrad aber führte damals an den Ostgrenzen des Reiches einen Krieg gegen die Polen.

Mit der ganzen Thatkraft und Schnelligkeit seines Wesens ergriff nun Konrad die burgundischen Dinge. In Straßburg versammelten sich die deutschen Aufgebote und schon im Januar 1033 brach der Kaiser mit seinem Sohne von hier gegen Burgund auf. Ueber Solothurn ging der Marsch nach Kloster Peterlingen, einem Stifte, welches unter der Verwaltung von Cluny stand. Für den 2. Februar war eine Versammlung der zum Kaiser haltenden burgundischen Großen hierher berufen worden. Denn hier sollte die Wahl Konrads zum Könige vollzogen werden, da nach den Rechtsanschauungen Burgunds jeder König dieses

[1]) Die Worte Wipos c. 29 „quod nunquam rex fieri sed tamen semper magister esse regis vellet" lassen eine doppelte Deutung zu. Bezieht man sie, was ganz gut angeht, auf die Zeit vor Rudolfs Tode, so wird der Bericht des Rodulf. Glaber III, 9 (SS. VII, 64) bestätigt, daß nämlich Odo schon zu Lebzeiten Rudolfs teils mit Gewalt teils durch Bestechung die Herrschaft in Burgund an sich zu reißen suchte und dann ist „magister" allerdings mit „Meister" zu übersetzen, wie Breßlau Jahrb. II, 14 thut. Bezieht man die Worte dagegen auf die Zeit nach Rudolfs Tode, so drücken sie ungefähr aus, was Sigebert (SS. VI, 357) irrig zum Jahre 1036 erzählt, nämlich daß Odo dem Kaiser den im Texte angegebenen Antrag gemacht habe. Dann würde magister etwa soviel bedeuten wie magister militum oder m. militiae.

Landes durch die Großen gewählt werden mußte. Konrad empfing nun an jenem Tage die Wahl und wurde darauf zum Könige gekrönt. Der neue König ging dann sofort daran, die von Odo besetzten Burgen einzunehmen. Doch ein überaus strenger Nachwinter und andere uns nicht bekannte Ursachen verhinderten die Belagerung und ließen Konrad von seinem Plane abstehen. Als der Kaiser dann auf seinem Rückmarsche nach Zürich kam, trat hier eine zweite Versammlung von burgundischen Großen zusammen. Dieselben hatten sich in Peterlingen nicht einfinden können, da Odo die Pässe der Westalpen besetzt hielt. [1]) Unter anderen waren die Königin-Witwe von Burgund, Ermengard, und der Graf Humbert von Savoyen erschienen; die Anwesenden huldigten nun nicht nur Konrad als ihrem Könige, sondern dehnten die Huldigung auch auf den jungen Heinrich als den rechtmäßigen Nachfolger des Vaters aus. Mit diesem Erfolge konnte der Kaiser zunächst zufrieden sein, die Bekämpfung Odos verschob er auf die günstigere Jahreszeit und ging dann über Schwaben nach Lothringen. Denn hier war am 20. Mai 1033 der Herzog Friedrich von Oberlothringen oder Mosellanien verschieden. Da mit Friedrich der Mannsstamm des oberlothringischen Herzogsgeschlechtes ausgestorben, so mußte der Kaiser das Herzogtum jetzt anderweit vergeben. Es war entschieden wichtig, wenn in den Grenzlanden gegen Frankreich und Burgund hin eine starke herzogliche Gewalt gebot, die sich auf eine bedeutende Eigenmacht stützte. Wahrscheinlich hat Konrad aus diesem Grunde Oberlothringen damals an den niederlothringischen Herzog Gozelo verliehen, der nun das alte Herzogtum in seinem vollen Umfange vereinigte und zur Abwehr des Feindes gegen Westen und Süden besonders geeignet erschien. Aus dieser Belehnung geht jedenfalls hervor, daß es der Kaiser verstand, Beleidigungen zu vergessen, wenn es ihm rätlich dünkte; denn Gozelo wird ja im Anfange von Konrads Regierung als einer seiner schlimmsten Feinde genannt. Wir werden später sehen, daß der Kaiser keinem Unwürdigen so großes Vertrauen geschenkt hat.

Bevor nun aber Konrad einen neuen Zug gegen Odo unternahm, gelang es ihm, einen Bundesgenossen zu gewinnen, der keineswegs zu verachten war, nämlich König Heinrich von Frankreich. Im Jahre 1031 war Robert von Frankreich gestorben und sein zweiter Sohn Heinrich hatte den Thron bestiegen. Da jedoch Roberts Witwe das Königtum ihrem Sohne Robert sichern wollte und sie hierbei die Hülfe von vielen Großen des Landes erhielt und vor allem Odo von der Champagne zu ihr stand, so mußte Heinrich flüchten. Er begab sich zu dem Herzoge von der Normandie und wurde von diesem unterstützt. Aber Odo war ein zu machtvoller Gegner, als daß man gegen ihn etwas Entscheidendes hätte ausrichten können. So führte denn die Gleichheit der Interessen den Kaiser mit dem Könige von Frankreich zusammen. Konrad schickte eine Gesandtschaft an Heinrich und darauf trafen sich beide Fürsten zu Deville an der Maas. Hier wurde ein enges Freundschaftsbündnis geschlossen und gemeinsames Vorgehen gegen Odo verabredet, außerdem aber eine Familienverbindung

---

[1]) Es wird hier besonders an Konrads Anhänger aus Südburgund zu denken sein, während in Peterlingen hauptsächlich die Großen Deutschburgunds zusammengetroffen waren.

in Aussicht genommen, nämlich der Kaiser verlobte seine Tochter Mathilde mit dem Könige von Frankreich. Kaum hatten diese wichtigen Verhandlungen ihren Abschluß erreicht, so eilte Konrad nach Osten, um auf dem schon erwähnten Tage zu Merseburg mit Mesco von Polen abzurechnen. Dann zog der Kaiser nach Westen zurück, um sich gegen Odo zu wenden.

Odo war unterdessen in Lothringen eingefallen und hatte besonders das Gebiet des Bistumes Toul die Greuel eines Verwüstungskrieges fühlen lassen. Denn hauptsächlich durch die Vermittelung des Bischofes Bruno von Toul war das Bündnis zwischen Konrad und Heinrich zustande gekommen. Der Stadt Toul selbst aber konnte Odo nichts anhaben, und bald darauf rückte der Kaiser mit einem großen Heere in die eigenen Gebiete Odos, in die Champagne ein, jedenfalls mit der vorherigen Genehmigung Heinrichs von Frankreich, der jetzt gleichfalls gegen den gemeinsamen Feind auszog. Das kaiserliche Heer drang unter furchtbaren Verwüstungen vor, nichts wurde geschont, was dem Odo gehörte. Da nun der letztere nicht wagte, den Deutschen einen offenen Kampf anzubieten, so mußte er sich schließlich dazu bequemen, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Die Bedingungen, die der Kaiser stellte, waren hart genug: Odo mußte seinen Ansprüchen auf Burgund entsagen und volle Entschädigung für die Plünderung lothringischen Gebietes versprechen. Und für dies und die Aufrechterhaltung des Friedens[1]) hatte er Geiseln zu stellen. Die Entschädigungsfrage aber sollte auf einem Fürstentage in Deutschland unter Anwesenheit Odos erledigt werden. Konrad zog dann nach Lothringen zurück. Aber die Unterwerfung Odos war nur eine scheinbare gewesen, der mächtige Graf vertraute auf die Hülfe des romanischen Burgunds. Er kümmerte sich nicht um den Eid, den er dem Kaiser geschworen und gab die besetzten Gebiete nicht heraus, ja er scheint auch gegen die Landschaften Deutschburgunds unter Raub und Verwüstung vorgegangen zu sein. Nun glaubte sich Konrad an nichts mehr gebunden und erließ für den Sommer 1034 ein großes Aufgebot wider Odo. Der Angriff sollte diesmal nicht nur von Deutschland, sondern auch von Italien aus erfolgen. Denn so fest war Konrads Herrschaft über Italien begründet, daß er es jetzt wagen konnte, die Herren Italiens zum Zuge gegen Burgund zu entbieten. Der Plan zu dieser Unternehmung ward zu Ostern 1034 in Regensburg gefaßt, als eine stattliche Versammlung von lothringischen[2]) und italienischen Großen beim Kaiser anwesend war. Gelang das Unternehmen, d. h. waren die Italiener wirklich

---

[1]) Giesebrecht II, 276 und Breßlau II, 89 reden nur von einem damals geschlossenen Waffenstillstande und scheinen hierzu durch die Worte des chron. S. Michael. in pago Virdun. c. 30 (SS. IV, 84), interposita pace sequestra dazu verleitet zu sein; pace sequestra ist aber ein Citat aus Verg. Aen. XI, 133 und bedeutet „vermittelnden Frieden". Da die Unterwerfung Odos augenblicklich wenigstens eine vollständige war, so kann keineswegs an Waffenstillstand, sondern nur an Frieden gedacht werden.

[2]) Auch Gozelo von Lothringen war hier anwesend. Da Odo nach dem Vertragsbruche in lothringisches Gebiet eingefallen zu sein scheint, so muß Gozelo gegen Odo ganz besonders aufgebracht worden sein; und daher kam es jetzt dem Kaiser zu statten, daß er noch vor kurzem das große Herzogtum in der Hand dieses Mannes vereinigt hatte, denn Gozelo wird den Krieg gegen Odo eifrig betrieben haben.

bereit, den Kaiser zu unterstützen, dann war es mit der Macht Odos über Burgund für immer vorbei. Im Sommer rückte nun Konrad mit einem bedeutenden Heere in Burgund ein und das Rhonethal hinab, um sich mit den aus Italien anziehenden Rittern zu vereinigen. Die Italiener hatten Wort gehalten und erschienen unter der Führung Ariberts von Mailand und des Markgrafen Bonifacius von Tuscien, des Nachfolgers von Rainer; auch Erzbischof Gebhard von Ravenna hat den Zug sicher mitgemacht. Außerdem stieß der Graf Humbert von Savoyen zu den Kaiserlichen. Bei Genf erfolgte nun die Vereinigung der beiden Heere, denen Odo nicht entfernt gewachsen war. Die weltlichen und geistlichen Großen des Landes unterwarfen sich daher dem Kaiser, da sie von Odo keine Unterstützung mehr zu erwarten hatten; am 1. August empfing Konrad von ihnen unter feierlichem Gepränge die Huldigung. Odo war geflohen und der Süden des Landes Konrad unterthan. Dann wandte sich der Kaiser zur Belagerung von Murten, des Hauptstützpunktes von Odo in den nördlichen Teilen Burgunds. Der starke und gut befestigte Platz mußte sich ergeben und was jetzt noch von Anhängern Odos übrig war, wurde aus dem Lande gejagt, die eingezogenen Güter aber an die kaiserlich Gesinnten verliehen. Nachdem dann Konrad von den Großen des Landes genügende Geiseln für ihre Treue erhalten, verließ er Burgund und wandte sich nördlich nach Straßburg, wo sich seine Gemahlin unterdessen aufgehalten.

Von jetzt an konnte der Erwerb Burgunds für das Reich als gesichert gelten. Damit aber war ein Erfolg von der größten Wichtigkeit errungen. Erstens nämlich war von der Alpenstellung vollständig Besitz ergriffen und zweitens das natürliche Uebergewicht des romanischen Westens, das in einer Vereinigung von Frankreich und Burgund hätte zum Ausdruck kommen müssen, für lange Zeit unmöglich gemacht. Frankreich konnte jetzt nicht nach Italien übergreifen, da ihm die Alpenpässe fehlten und die deutsche Bevölkerung von Nordburgund blieb dem Reiche erhalten, während sie sonst, wenn Burgund an Frankreich gefallen wäre, in kurzer Zeit dem romanischen Einflusse erliegen mußte. In anderem Sinne freilich hatte die Erwerbung Burgunds für das Reich kaum viel zu bedeuten. Denn das Krongut in Burgund war längst verschleudert, also dasjenige fehlte, worauf die deutschen Könige noch immer vorzugsweise ihre Vorstandschaft über die deutschen Stämme gründeten. Und die Krone besaß in Burgund keine Macht mehr über die großen weltlichen und geistlichen Vasallen. Und Konrad und seine Nachfolger haben auch kaum Zeit gehabt und wenig Lust dazu verspürt, ihre Stellung als burgundische Könige machtvoller zu gestalten. Sie begnügten sich mit der Erhaltung der Verhältnisse, wie sie eben lagen. Also von besonders praktischem Nutzen war der Erwerb Burgunds für die deutsche Krone nicht, desto größer aber waren die ideellen Vorteile. Die Verbindung Burgunds mit dem deutschen Reiche hat nicht wenig dazu beigetragen, daß das letztere noch zwei volle Jahrhunderte die thatsächliche Herrschaft im Abendlande ausüben konnte.

Dritter Abschnitt.

Das Reich auf der Höhe seiner Macht.

---

1. Die Verhältnisse des Ostens und Nordens.

Während Konrad mit den burgundischen Dingen beschäftigt war, kam es im Osten des Reiches zu mehrfachen gefährlichen Erhebungen und Unruhen. Zunächst benutzte Udalrich von Böhmen die Abwesenheit des Kaisers dazu, seinem Bruder Jaromir das Herrschaftsgebiet zu entreißen, welches demselben im Anfange des Jahres 1034 durch den Kaiser zuerteilt worden; der unglückliche Jaromir selbst wurde geblendet. Bretislav aber wurde gleichfalls vertrieben, da er es mit Jaromir gehalten. Freilich schon am 9. November 1034 starb Udalrich, vielleicht an Gift. Jaromir, den der Bruder gefangen gehalten, wurde nun frei, aber er übertrug seine Ansprüche auf die Herrschaft an seinen Neffen Bretislav, der auch von den böhmischen Großen zum Herzoge erkoren wurde. Mit Bretislav, der sich frühzeitig an das deutsche Reich angeschlossen, schienen nun endlich bessere Zeiten für Böhmen zu kommen. Es war vorauszusehen, daß der neue Herzog fest zum Reiche stehen werde, nachdem er Konrads Macht und unnachsichtliche Strenge kennen gelernt.

Schlimmer aber sah es in den nördlichen slavischen Gegenden an den sächsischen Grenzen aus — weniger in Meißen und in der Ostmark, denn hier lag die Grenzwacht und der Schutz des Reiches in erprobten Händen. Seitdem Konrad regierte, war das Geschlecht hervorragender Kirchenfürsten, das unter den sächsischen Kaisern herangebildet worden, ausgestorben. Mit Konrad trat gleichsam eine ganz neue Zeit ein, der Kaiser, ein vorwiegend praktischer und nüchterner Kopf, war ohne tieferes Verständnis für die Wichtigkeit der Ausbreitung des Christentumes; es scheint ihm fast gleichgültig gewesen zu sein, ob die slavischen Stämme Heiden oder Christen waren. Und dieser Auffassung entsprachen auch Konrads Bischofswahlen. So erkaltete damals der Eifer der Mission; Erzbischof Hunfrid von Magdeburg ging hier selbst mit keinem guten Beispiele voran. Von den Bischöfen von Havelberg und Brandenburg erfahren

wir damals kaum die Namen und meist konnten sie es gar nicht wagen, an ihrem Bischofssitze oder auch nur innerhalb ihres Sprengels zu weilen. Das Gleiche gilt von der Hamburger Kirche, die Traditionen des großen Unwan wurden fast ganz verlassen und das Christentum scheint bei Slaven und Sachsen nur wenig Fortschritte gemacht zu haben. Denn auch die Sachsen waren schlechte Christen, sie hingen noch vielfach dem Glauben ihrer Vorväter an, Wodan und Thor galten ihnen mehr als Christus und die altgermanische Blutrache bestand in Sachsen fort trotz der schärfsten Verbote. So ist die Nachricht Einharts, daß schon zu Karls des Großen Zeiten ganz Sachsen christlich geworden sei und das Volk mit den Franken eine unzertrennliche Gemeinschaft gebildet habe, wenigstens für den ersten Punkt auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen. Mag nun unserem Kaiser Konrad der Bekehrungseifer der Geistlichkeit innerlich widerstrebt haben, oder mag ihm die wichtige politische Seite der Christianisierung der Slavenvölker unbekannt geblieben sein, von seiten des Reiches geschah nichts, auch die sächsischen Billunger haben sich der Mission damals nicht angenommen. Die Politik des sächsischen Kaiserhauses wurde in dieser Beziehung völlig verlassen, und so konnte es nicht anders kommen, als daß die Slaven nun ihrerseits zum Angriffe auf das Reich vorgingen. So soll, wie Adam von Bremen erzählt, der Sohn des Slavenfürsten Uto, der wegen seiner Grausamkeit von einem Sachsen getötet worden war, für den Tod des Vaters furchtbare Rache genommen haben. Er verband sich mit seinen heidnischen Stammesgenossen, brach in Sachsen ein und tötete Tausende von Menschen. Es glückte jedoch der Wachsamkeit Herzog Bernhards, den gefährlichen Mann gefangen zu nehmen. In Freiheit gesetzt, wandte er sich später zu Kanut von England.

Von anderer Seite regte es sich gegen Sachsen im Jahre 1033. Es wird nämlich erzählt, daß damals in der Nähe von Werben ein sächsischer Graf mit zweiundvierzig seiner Leute getötet worden sei. Da nun Wipo berichtet, daß in jener Zeit zwischen Sachsen und Liutizen häufige Grenzkämpfe stattgefunden hätten, so ist es wahrscheinlich, daß in dem Treffen von Werben die Liutizen den Sachsen gegenüberstanden. Die nächste Veranlassung zu diesen Kämpfen bleibt für uns unklar. Wir wissen, daß seit dem Jahre 1003 zwischen den Liutizen und dem Reiche ein Bündnis bestand, welches seine Spitze gegen Polen richtete. Dies Bündnis war allerdings für die Kirche ein großes Aergernis, da Heinrich II. den Liutizen ausdrücklich die Ausübung ihres heidnischen Gottesdienstes gewährleistet. Es scheint, daß Konrad hieran nichts geändert hat, wohl aber haben wir das bestimmte Zeugnis Wipos dafür, daß die Eröffnung der Feindseligkeiten von den Sachsen ausgegangen ist.

Als nun Konrad von dem Feldzuge in der Champagne im Jahre 1033 zurückkehrte, ging er nach Sachsen, um hier in aller Form Gericht über den Friedensbruch zu halten. Denn strenge Handhabung von Recht und Gericht hat unser Kaiser stets für eine seiner vornehmsten Pflichten angesehen. In Werben selbst kam es zu einem ordentlichen Gerichtsverfahren, die Liutizen antworteten auf die Frage, wer den Frieden gebrochen habe, die Sachsen seien der schuldige Teil; zum Beweise ihrer Unschuld erboten sie sich zum Gottesurteil. Doch auch die Sachsen behaupteten dasselbe von den Liutizen. So ordnete der

Kaiser mit Zustimmung der Fürsten das Gottesurteil an — Wipo, der hier die Kirche vertritt, meint, der Kaiser habe daran nicht klug gehandelt — und der Ausgang des Kampfes entschied gegen die Sachsen. Ob der Kaiser von der richtigen Entscheidung durch ein Gottesurteil überzeugt war, bleibe dahingestellt, jedenfalls aber hatte er der Rechtssitte nachgegeben und war vorurteilslos genug, die heidnischen Liutizen zum Gottesurteile zuzulassen. Er mußte sich jetzt dem Ausgange fügen und konnte nichts weiteres gegen die Liutizen unternehmen, die in ihrer Siegesfreude so übermütig waren, daß sie sofort über die Deutschen hergefallen wären, wenn sie nicht die Anwesenheit des Kaisers daran verhindert hätte. Doch ließ Konrad in die Burg Werben eine stärkere Besatzung zum Schutze der Grenzen legen und er nahm den sächsischen Großen einen Eid darüber ab, daß sie einmütig den Heiden Widerstand leisten wollten, wenn sie von ihnen angegriffen würden. Mehr konnte vorderhand nicht erlangt werden, da die Liutizen ihre Unschuld bewiesen hatten.

Doch als Konrad im folgenden Jahre Burgunds wegen wieder im Westen weilte, gingen die Liutizen ihrerseits zum Angriffe vor, indem sie die sächsische Grenze überschritten und mehrmals mit den Sachsen handgemein wurden. Wie unsicher überhaupt die Verhältnisse in Ostsachsen damals waren und welch wilde Gewaltthaten in den Kreisen des sächsischen Grenzadels vorkamen, zeigt ein Mord, der an einem der höchsten Machthaber in jenen Gegenden begangen wurde. Am 19. November 1034 wurde nämlich der Wettiner Dietrich von der Ostmark in seiner eigenen Behausung durch Leute Ekkehards II. von Meißen verräterisch überfallen und meuchlings ermordet. Ob diese That auf Anstiften Ekkehards geschah, ist nicht mehr zu erkennen, doch der Wortlaut unserer Ueberlieferung läßt eher dies als das Gegenteil zu. Indes wurde das Wettiner Haus durch diesen Mord nicht weiter geschädigt, denn der Kaiser übertrug sämtliche Würden und Lehen Dietrichs auf dessen Sohn Dedi, der sich später mit der Witwe des mächtigen Grafen Wilhelm von Weimar vermählte und dadurch seinem Hause für spätere Zeiten einen bedeutenden Zuwachs an Macht sicherte. — Im folgenden Jahre aber — vorher hatte Konrad keine Zeit, gegen die friedensbrüchigen Liutizen zu ziehen — trat ein Ereignis ein, welches ernstere Maßregeln von seiten des Kaisers notwendig machte. Denn in der Fastenzeit von 1035 wurde Werben wahrscheinlich in Abwesenheit des Befehlshabers Dedi von den Liutizen überfallen und erobert, die sächsische Besatzung ward kriegsgefangen. Zu Bamberg war es, wo der Kaiser am Pfingstfeste das Aufgebot zu einem großen Zuge gegen die Liutizen erließ. Hier stellte sich auch Bretislav von Böhmen ein, er wurde jetzt vom Kaiser als Herzog von Böhmen anerkannt und mußte sich zur Stellung von Mannen für den künftigen Slavenkrieg verpflichten. Noch andere für das Reich wichtige Maßregeln nahm Konrad in Bamberg vor — wir werden später von ihnen hören — dann stellte er sich an die Spitze des Heeres und zog gegen die Liutizen aus. Der Uebergang über die Elbe wurde auf einer Furt bewerkstelligt, trotzdem der Feind am andern Ufer aufgestellt war, um dies zu verhindern. Darauf drang das deutsche Heer in die Sümpfe und Moräste des Slavenlandes ein und führte den Krieg nach gewohnter Weise durch Raub und Plünderung. Bretislav von Böhmen und

der Kaiser selbst sollen sich in diesem Kriege persönlich sehr hervorgethan haben; denn Konrad war in hohem Grade erzürnt über den erneuten Friedensbruch der Liutizen. Daher wurde der Krieg zu einem äußerst grausamen und mit großer Erbitterung von beiden Teilen geführt. So ließ Konrad für die frühere Beschimpfung eines Kruzifixes seitens der Liutizen eine große Anzahl gefangener Feinde grausam hinrichten. Aber auch das deutsche Heer erlitt auf dem ungünstigen Terrain Verluste genug und schließlich sah sich Konrad zur Umkehr bewogen, indem er die völlige Unterwerfung des feindlichen Landes für das folgende Jahr aufschob. Im Sommer 1036 rückte daher wieder ein deutsches Heer ins Liutizenland ein. Auch jetzt kam es nicht zu entscheidenden Kämpfen, wohl aber unterwarfen sich die Liutizen: Sie stellten Geiseln und verpflichteten sich zur Zahlung eines erhöhten Tributes. Kaum wird Konrad noch die Bedingung gestellt haben, daß sie das Christentum annehmen sollten, der Kaiser hatte mit diesem Erfolge genug, besonders da ihn damals die Verhältnisse Italiens nach dem Süden riefen.

Wir müssen nun zurück zum Hoftage in Bamberg vom Jahre 1035. Es trug sich hier ein Ereignis zu, welches uns die eigentümliche Härte und Hartnäckigkeit Kaiser Konrads recht deutlich veranschaulicht und zugleich in scharfem Widerspruche zu der Annahme steht, daß Konrad das Herzogtum habe erblich machen wollen. Es ist dies der längst vorbereitete Sturz des Kärntner Herzoges Adalbero. Nie hat es Konrad dem Eppensteiner vergessen können, daß seine Familie durch diesen Grafen aus dem Kärntner Herzogtume verdrängt worden war. Mehrfach schon hatte Konrad die Macht Adalberos erheblich geschmälert, dann hatte er ihn, um ihn ganz an sich zu binden und sein persönliches Dienstverhältnis zum Ausdruck kommen zu lassen, für eine Zeit zu seinem Schwertträger ernannt. Es scheint, daß der junge König Heinrich das Verfahren seines Vaters in dieser Hinsicht gemißbilligt hat, denn Adalbero wußte den Heinrich durch die Vermittelung Egilberts von Freising zu dem eidlichen Versprechen zu bewegen, er werde nie zugeben, daß Adalbero seines Besitzes und seiner Aemter ohne Rechtsgrund verlustig gehe. Von diesem Versprechen hat Konrad nichts gewußt, das ergibt sich aus dem eingehenden Berichte über Adalberos Absetzung, der uns in einem Briefe eines Wormser Geistlichen an seinen Bischof Azecho erhalten ist.

Als nämlich Konrad zu Pfingsten 1035 den Hoftag in Bamberg hielt, trat er mit einer Anklage gegen Adalbero hervor und verlangte von den versammelten Fürsten, daß sie den Herzog seiner Reichslehen für verlustig erklären sollten.[1]) Doch die Fürsten erklärten, hierbei müsse vor allem der

---

[1]) Vielleicht steht hiermit, wie Breßlau gefolgert hat, eine Urkunde in Zusammenhang, in welcher Konrad den Einwohnern von Justinopolis (Kapo d'Istria) ihre früheren Rechte und ihren Besitz bestätigt, da sie sich an den Kaiser gewandt hatten, weil sie für ihre Treue gegen denselben Widriges zu erdulden gehabt hätten. Es ist sehr leicht möglich, daß Adalbero ihr Bedrücker war; denn er hat sich damals in einem feindseligen Verhältnisse mit dem Kaiser befunden und es wird erzählt, daß er sich mit den Kroaten verbündet habe, um Konrad Widerstand zu leisten. Es scheint nun die weitere Folgerung erlaubt zu sein, daß der Kaiser eben durch den Bericht dieser Gesandten von Justinopolis zu dem schroffen Auftreten gegen Adalbero bewogen wurde; er hatte jetzt Grund

junge König gegenwärtig sein und um sein Urteil befragt werden. Heinrich erschien, der Vater setzte ihm die Sache auseinander und forderte ihn auf, den Herzog zu verurteilen. Doch Heinrich gedachte des Gelöbnisses, welches ihn an Adalbero band und verweigerte seine Zustimmung zu dem harten Urteile.[1]) Umsonst versuchte Konrad seinen Sohn durch Bitten, Ermahnungen und Drohungen zu bewegen, Heinrich blieb standhaft. Die heftige Natur Konrads wurde aber durch diesen Widerspruch so getroffen, daß der Kaiser schließlich ohnmächtig zusammenbrach und eine Zeitlang ohne Besinnung blieb. Als er wieder zu sich kam, warf er sich unter Thränen angeblich seinem Sohne zu Füßen und beschwor ihn hoch und teuer, ihm nicht länger zu widerstreben.[2]) Jetzt erst fühlte sich Heinrich dazu bewogen, dem Vater das Gelöbnis anzuvertrauen, durch welches er sich einst dem Adalbero verbunden.[3]) Des Kaisers Zorn über diese heimliche Abmachung richtete sich nun gegen denjenigen, der Heinrich dazu verleitet, gegen Egilbert von Freising. Vergeblich entschuldigte sich der Bischof damit, daß er durch dieses Gelöbnis Adalbero zur Treue gegen den König verpflichtet habe und daß in dem Eide gar nichts Außerordentliches enthalten sei — unter den heftigsten Vorwürfen befahl Konrad dem Bischofe, das Gemach zu verlassen.

---

genug zu einer Anklage auf Hochverrat, während es früher wohl daran gefehlt hatte. Ich möchte daher auch annehmen, daß Adalbero gar nicht vorgeladen wurde, sondern daß der Kaiser sofort ein Fürstengericht gebildet hat, nachdem ihm die Anklage der Justinopolitaner wider Adalbero zu Ohren gekommen war. Da der Brief an Azecho sehr bald nach den Verhandlungen abgefaßt ist und der Schreiber schon das Bündnis Adalberos mit den Kroaten erwähnt, so muß auch dieses dem Gerichte bekannt und ein Hauptgrund für die Verurteilung des Herzoges gewesen sein. Es ist daher kaum nötig, an eine Vorladung Adalberos zu denken.

[1]) Wahrscheinlich hat sich Heinrich nur geweigert, augenblicklich dem Spruche des Vaters beizutreten, er beabsichtigte jedenfalls, daß ein förmliches Gerichtsverfahren gegen Adalbero angestrengt würde, wo der Herzog selbst zugegen sei. Denn ein weitergehendes Versprechen an Adalbero von seiten Heinrichs ist nicht anzunehmen.

[2]) Der Fußfall des Kaisers vor den versammelten Fürsten (epist. ad Azech. ed. Giesebrecht, Kaiserzeit II, 712 quibus convocatis (scil. principibus) . . sese ad pedes filii . . proiecit) ist bei unserem Kaiser in hohem Grade unwahrscheinlich, vor allem, weil Geistliche in der Versammlung zugegen waren, wie sich aus der Anwesenheit Egilberts von Freising ergibt; es ist kam glaublich, daß sich Konrad in Gegenwart von Geistlichen so erniedrigt haben sollte. Doch wenn man auch diesen Fußfall nicht gerade direkt widerlegen kann, so ist doch natürlich die Motivirung desselben in dem Briefe (sciens quia cor contritum et humiliatum deus non despicit) unhaltbar und nur auf Rechnung des Briefschreibers zu setzen, sie hat Konrad durchaus fern gelegen. Ebenso sind die Worte „ne discordando fieret Absalon dum pacifice viveret Salomon" selbstverständlich ein Zusatz des Schreibers, sie sind sicher nicht von Konrad gesprochen worden. Dazu kommt, daß der Schreiber seinen Bericht von Pilgrim von Köln und Bruno von Würzburg, also von Geistlichen erhalten hat und diese dem Kaiser wegen seiner Behandlung Egilberts von Freising gram sein mußten, ein Umstand, der sich auch in dem Tadel „inconvenientibus et multimodis conviciis ausspricht. Es ist danach möglich, daß der Schreiber einen überhaupt gefärbten und gegen den Kaiser eingenommenen Bericht von den beiden Bischöfen erhalten hat, die Geistlichkeit war ja nie auf Konrad gut zu sprechen. Die Worte „quia cor contritum — despicit" sind ein Citat aus der Vulgata Psal. 50, 19.

[3]) Denn nur hiervon ist in dem Briefe die Rede, der Wortschwall „motus tandem — ad voluntatem patris" besagt gar nichts und die in den letzten Worten enthaltene Angabe wird sofort wieder aufgehoben durch die Worte „sed ita rediit". Also hier hat Heinrich noch nicht in die Absetzung des Herzogs eingewilligt.

Dann wurde das Verfahren fortgesetzt, Heinrich mußte sich dem Willen des Vaters unterwerfen. Adalbero wurde als Hochverräter in die Acht erklärt und verlor das Herzogtum und die Mark Kärnten. Außerdem wurden er und seine Söhne in die Verbannung geschickt und die Familie ward auch ihrer übrigen Reichslehen und zum Teil sogar ihres Eigengutes beraubt. Die Mark Kärnten aber mit Ennsthal und Hengistgau wurde sofort weiter verlehnt, sie fiel an Arnold II., Grafen von Wels und Lambach. Mit der Uebertragung des Herzogtumes zögerte jedoch Konrad; den gegründetsten Anspruch auf Kärnten hatte des Kaisers gleichnamiger Vetter, dessen Vater ja früher das Herzogtum besessen. Und der jüngere Konrad bewarb sich auch sehr bald beim Kaiser um das große Reichslehen. Doch erst im Februar 1036 fühlte sich Konrad bewogen, seinen Vetter auf einem Hoftage in Augsburg mit Kärnten und Istrien zu belehnen. Dadurch wurde nun die endgültige Versöhnung zwischen beiden Vettern herbeigeführt und Konrad der Jüngere ist fortan dem Kaiser und dessen Sohne ein treu ergebener Vasall und Mann gewesen. — Zu derselben Zeit aber, wo Konrad die Belehnung mit Kärnten erhielt, veranstaltete Adalbero einen Rachezug gegen seine Feinde. Er richtete sich gegen den Grafen Wilhelm von Friesach, der im Anfange von Konrads Regierung einen beträchtlichen Zuwachs seiner Macht auf Kosten Adalberos erhalten. Bei dem Kampfe, der sich nun zwischen beiden entspann, kam Wilhelm ums Leben und Adalbero flüchtete dann nach Baiern, wo er sich längere Zeit in Ebersperg aufhielt. Als ihm dann beim Tode der beiden Konrade eine bessere Stunde schlagen zu wollen schien, begab er sich aus dem Orte seiner Verbannung hinweg. Doch schon Ende November 1039 traf auch ihn der Tod. So hat sich das Eppensteiner Haus nicht lange der herzoglichen Würde erfreuen können, da Konrad unablässig von Anfang an auf den Sturz Adalberos gesonnen hat.

Der Regelung der Dinge in den östlichen Marken auf dem Hoftage von Bamberg folgte ein Ereignis, welches für das kaiserliche Haus selbst sehr wichtig war. Nämlich Konrad ging mit dem Plane um, seinen Sohn Heinrich zu verheiraten, und zwar hatte er für ihn Gunhild, die Tochter König Kanuts, zur Gemahlin ausgesucht. Denn die Verbindung mit Konstantinopel hatte sich zerschlagen und außer dem griechischen Hofe gab es kein mächtigeres Herrscherhaus als dasjenige des großen Dänenkönigs. Dazu war Kanut germanischen Stammes und auch das mußte eine Verbindung mit seinem Hause wünschenswert machen. Konrad griff hier auf die Traditionen des sächsischen Hauses zurück, denn auch Heinrich I. hatte dereinst für seinen Sohn eine nordgermanische Prinzessin erkoren. Und Kanut war damals mächtiger denn je zuvor: Im Jahre 1029 hatte er Norwegen erobert und beherrschte nun die drei großen Nordseereiche. Auch die Könige von Schottland fühlten seinen starken Arm und die Slavenstämme an der Ostsee soll er sich gleichfalls unterthan gemacht haben. Die beiderseitige strenge Handhabung des Rechtes, sowie die beiden gemeinsame hohe Auffassung ihres königlichen Amtes mag Konrad und Kanut gegenseitig angezogen haben, wir trafen sie gleich anfangs in guten Beziehungen zu einander und eine Trübung derselben ist auch nie eingetreten. Zugleich stand Kanut in sehr gutem Verhältnisse mit der Hamburger Kirche. Jedenfalls mußte daher dem Kaiser

eine enge Verbindung mit dem großen Nordlandskönige in hohem Grade erwünscht sein, zumal gerade jetzt der Krieg mit den Liutizen geführt wurde. Kanut hinwiederum konnte für seine Tochter keine ehrenvollere Heirat finden, als mit dem schon zum deutschen Könige gewählten Heinrich, dem doch nach dem Tode des Vaters die römische Kaiserkrone bestimmt war. Kurz beide Teile hatten allen Grund, mit der geplanten Verbindung zufrieden zu sein. Doch Konrad legte das größte Gewicht darauf, daß die Ehe zustande kam, denn er trat jetzt dafür an Kanut die dänische Mark zwischen Eider und Schlei ab, zu welcher jedenfalls die Stadt Schleswig gehörte. Dieses Gebiet ist nun freilich für das Deutschtum schnell verloren gegangen und das ist natürlich zu beklagen. Aber Konrad, der noch vor kurzem ein ganzes großes Reich für Deutschland gewonnen, konnte mit Recht diesen Verlust gering anschlagen, weil dafür die enge Bundesgenossenschaft mit dem größten europäischen Reiche gesichert schien. Und diese war um so wertvoller, als die Städte des deutschen Nordens nun nicht mehr die Einfälle der räuberischen Dänen zu fürchten, sondern einen friedlichen und nutzbringenden Verkehr mit den Städten des großen Nordreiches zu erhoffen hatten. War ein solch enges Bündnis erzielt, so war dann keine Macht der Welt imstande, den verbündeten Reichen Trotz zu bieten; sie umspannten Europa in seiner ganzen Längenausdehnung und die halbe Breite unseres Erdteiles gehörte zu ihnen.

Reiche Mitgift hatte Kanut für die Abtretung der dänischen Mark versprochen und nun wurde jetzt in Bamberg die Verlobung Heinrichs mit Gunhild feierlich verkündet. Freilich die Freude Konrads über das Gelingen seines Planes sollte rasch genug gestört werden, denn schon im November des Jahres 1035 starb König Kanut und dadurch mußte die Verbindung beider Häuser viel von ihrer anfänglichen Bedeutung verlieren. Denn über die Nachfolge in seinem großen Reiche hatte Kanut bestimmte Verfügungen nicht erlassen, der Tod war ganz plötzlich eingetreten. Und es war daher vorauszusehen, daß die drei Söhne Kanuts, Harthaknut, Sven und Harald, von denen nur der erste rechtmäßiger Ehe entstammte, um das große Erbe in Hader und Streit gerieten. Indes die Heirat selbst kam zustande. Als Konrad zu Pfingsten 1036 in Nimwegen weilte, langte Gunhild hier am kaiserlichen Hofe an, um sich mit Heinrich zu vermählen. Nach dem prunkvollen Hochzeitsfeste wurde dann des jungen Königs Ehegemahl am 29. Juni wahrscheinlich durch Pilgrim von Köln zur Königin gekrönt und fortan wurde sie Kunigunde genannt, da der Name Gunhild für die Deutschen zu fremdartig klang. — Dann zog der Kaiser, wie oben erzählt ist, gegen die Liutizen zu Felde, es glückte ihm, ein leidliches Verhältnis mit diesem Slavenstamme herzustellen.

Inzwischen aber hatten sich die Verhältnisse Italiens seit Konrads erstem Römerzuge so gestaltet, daß die Anwesenheit des Kaisers im Süden dringend notwendig war. Schon hatte sich der große Markgraf Bonifaz von Tuscien am Hofe in Nimwegen eingestellt, um mit Konrad in eine Beratung über die italienischen Dinge zu treten. Hier mag man einen Zug gen Süden beschlossen haben.

2. Die Verhältnisse Italiens und Konrads Eingreifen.

Nach einer wirklichen Vereinigung Italiens mit Deutschland hatte auch Konrad gestrebt. Um dies zu erreichen, besetzte er die Bischofsstühle Italiens meist mit deutschen Geistlichen. Außerdem aber begünstigte er die Verschmelzung der deutschen und italienischen Fürstengeschlechter auf dem Wege der Verheiratung. Er griff diese Sache viel planmäßiger an, als weiland Kaiser Otto III.; vor allem hat er seine Idee nicht auf Kosten des Deutschtumes durchführen wollen, wie es jener Sachse gethan. Unstreitig war es für Konrad hierbei von großer Wichtigkeit, daß das Papsttum damals dem Kaisertum gegenüber völlig ohnmächtig war, es gab keinen Silvester II. Man hört überhaupt in deutschen Landen in jener Zeit vom Papste fast gar nichts. Wie stark aber damals Kaiser und Reichsgewalt im Verhältnis zum römischen Papste gewesen sind, das ergibt sich sehr deutlich aus dem Streite des Abtes Berno von Reichenau mit seinem Diözesanbischofe Warmann von Konstanz. Dem Berno war es nämlich geglückt, vom Papste eine Bulle zu erhalten, worin ihm dieser das Recht zuerkannte, bei der Feier der Messe bischöfliches Gewand anzulegen. Hierüber führte nun Warmann heftige Klage beim Kaiser, und zwar mit Recht, das Gebaren Bernos war offenbare Anmaßung. Konrad trat auch sofort auf die Seite des Bischofes, und es kam soweit, daß Warmann die päpstliche Bulle nebst den bischöflichen Abzeichen Bernos, die dieser teilweise vom Papste selbst erhalten, in öffentlicher Synode verbrennen ließ. Eine stärkere Niederlage des Papsttumes ließ sich nicht wohl denken und Rom hatte nicht die Macht, den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben. Johann XIX. starb dann im Jahre 1033 und durch Bestechung der Kirche und des Volkes setzte es sein Bruder Alberich durch — er hatte als „Konsul und Herzog der Römer“ die alleinige Gewalt in der Stadt — daß sein zehnjähriger Sohn Theophylakt zum Papste geweiht und als solcher unter dem Namen Benedikt IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. Es kam zu dieser völlig unkanonischen Wahl hinzu, daß sich der neue Papst einem höchst lasterhaften Lebenswandel ergab und deswegen keinerlei Achtung und Ansehen erringen konnte. Von einem solchen Papste hatte Konrad nichts zu fürchten und so hat der Kaiser seiner oben näher bezeichneten italienischen Politik ohne irgend welches Hindernis nachgehen können. So waren jetzt die Patriarchen von Aquileja und Ravenna, sowie die meisten ihrer Suffragane Deutsche und das verlieh dem italienischen Episkopate ein neues Lebenselement. Denn die hiesigen romanischen Bischöfe waren einem völlig weltlichen Wandel ergeben, die Lehren des Romuald und Nilus hatten bei ihnen keine Aenderung zum Besseren hervorgebracht. Die deutschen Bischöfe aber, die an ein strengeres Leben und an Gehorsam gegen den Kaiser gewöhnt waren, trugen viel dazu bei, daß die Geistlichkeit Oberitaliens allmählich bessere Sitten annahm und daß das Reich von den großen Lehen, deren Ertrag von den romanischen Bischöfen gewöhnlich ganz zu ihrem eigenen Vorteile verwendet wurde, bessere Nutznießung zog.

Anders aber lagen die Verhältnisse in Mailand, wo der stolze und herrschsüchtige Italiener Aribert Erzbischof war. Aribert wollte es zu einer wirklichen Herrschaft bringen und dadurch, daß ihm Konrad einst das Besetzungsrecht des

Stuhles von Lodi übertragen, befand sich der Mailänder thatsächlich im Besitze kaiserlicher Rechte. Natürlich mußte Aribert dem Bestreben des Kaisers, die bischöflichen Stühle Italiens an Deutsche zu vergeben, entgegen sein. Und auch die andere Seite von Konrads italienischer Politik, die dynastische Verbindung deutscher und italienischer Fürstenhäuser, war gerade für Ariberts Pläne nicht wenig hinderlich. Denn gerade im Sprengel seines Erzbistums begegnen wir solchen Verbindungen. So hatte sich unter Einwilligung des Kaisers der otbertinische Markgraf Albert Azzo II., der in Mailand die Grafenrechte ausübte, mit der Tochter des mächtigen Grafen Welf II. vermählt; Adelheid, die ältere Tochter des Markgrafen Manfred von Turin, verheiratete sich mit Herzog Hermann von Schwaben und die großen Reichslehen, die Manfred besessen, gingen nun auf seinen Schwiegersohn über. Adelheids jüngere Schwester Irmgard reichte ihre Hand dem uns schon bekannten Otto von Schweinfurt. Und um dieselbe Zeit ging auch der mächtigste Fürst Italiens Bonifazius von Tuscien aus dem Hause der Markgrafen von Canossa eine Ehe ein, die ihn mit dem kaiserlichen Hause selbst verband, nämlich er vermählte sich mit Beatrix, der Tochter Friedrichs von Oberlothringen, einer Nichte der Kaiserin Gisela. Durch diese Ehen wurde in Oberitalien der überwiegende Einfluß deutscher Fürstengeschlechter hergestellt. Und für Aribert besonders kam in Betracht, daß seine Stellung wegen der Verwandtschaft des Bonifazius mit dem Kaiserhause nicht mehr die erste war. Auch war Ariberts Herrschaft keineswegs beliebt, denn er mißbrauchte seine Stellung mehrfach zu Gewaltthätigkeiten und das brachte ihm von seiten der Italiener Uebelwollen und stillen Groll genug ein. Diese Unzufriedenheit aber machte sich im Jahre 1035 in ganz hervorragender Weise geltend.

In ganz Oberitalien waren die Städte während der ottonischen Zeit das bedeutendste Element geworden, sie überspannten mit ihrer Macht die ganze Breite der apenninischen Halbinsel. Für die hohe Entwickelung der Städte war aber ihr ausgebreiteter Handel die Hauptursache. Und da die Kaiser zugleich mit dem Handel den Wohlstand sich mehren sahen, so haben sie wiederholt dem Drängen der Kaufleute nachgegeben und denselben größere politische Rechte gewährt. So finden wir in unserer Zeit die Kaufleute und überhaupt die Bürger in einigen italienischen Städten in unmittelbarem Königsschutze, den sie sich meist ohne Vorwissen ihrer Stadtherren zu verschaffen gewußt haben. Die Stadtherren aber waren größtenteils die Bischöfe, denen die gräfliche Gewalt und die sonstigen Regalien verliehen waren. Außerdem aber besaßen die Bischöfe als Stadtherren nach italienischem Stadtrechte die Befugnis, über sämtliche Bauten in der Stadt zu wachen, d. h. es stand z. B. in ihrer Macht, Burgen in der Stadt anzulegen, wodurch sie dieselbe völlig beherrschen konnten. Dazu unterlag es ihrem Willen, die Stadt zu erweitern, aber auch einer Vergrößerung derselben Einhalt zu gebieten. Hierzu kommt, daß auch die großen Wasserläufe in der Ebene Oberitaliens den Bischöfen unterthan waren; in der Hand der letzteren lag es, die Flüsse zu regulieren, Häfen anzulegen und die vorüberfahrenden oder anlegenden Schiffe mit Abgaben zu belasten. Auf diese Weise war eigentlich die ganze Entwickelung des Handels und der Industrie von dem Belieben der Bischöfe abhängig, es fällt denselben keine geringe Verantwortlichkeit für die Steigerung

der Kultur in Italien zu. Natürlich hatte nun aber neben den Kaufleuten der Stadt auch der Miles oder Krieger etwas zu bedeuten. Der Stand der Milites ist derjenige, der nicht unmittelbar vom Reiche belehnt wird, er schied sich in zwei Klassen, in die größeren oder Kapitanei, die von den Vasallen der Krone ihre Lehen empfingen, und in die kleineren, auch Valvassoren überhaupt genannt, die von den Kapitanei belehnt wurden. Die letzteren bildeten die größte Anzahl der Lehnsleute in Italien, aus ihnen, den Kapitanei und den Kaufleuten setzte sich die Bevölkerung der Städte zusammen. Den Reichsunmittelbaren wie den Kapitanei war es nun längst geglückt, ihre Lehen erblich zu machen, aber die kleineren Lehensträger oder Valvassoren hatten sich vergeblich bemüht, gleichfalls die Erblichkeit zu erringen. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, daß diese kleinen Vasallen, die sich wegen ihrer großen Anzahl als Macht fühlten, eine Erhebung gegen ihre Herren, vornehmlich gegen die Bischöfe veranstalteten. In vielen Städten tritt dieser Versuch im zehnten und elften Jahrhundert deutlich hervor.

Ganz besonders stark aber war die Revolution in Mailand. Hier herrschte Aribert inmitten einer großstädtischen Bevölkerung, deren einer Teil, die Kaufleute, am Erzbischofe hingen, da dieser keine Grafengewalt in der Stadt besaß. Aber mit den Valvassoren stand Aribert wegen seines herrschsüchtigen Auftretens, das sich oft über alles Recht hinwegsetzte, in keinem guten Verhältnisse, der niedere Adel war auf den stolzen Erzbischof in hohem Grade erbittert. Jetzt aber kam diese Stimmung zum Ausbruche, als Aribert einem der bedeutendsten Valvassoren sein Lehen abgesprochen hatte. Die mißvergnügten Leute seines Standes scharten sich zusammen und erregten einen gefährlichen Aufruhr. Aribert sah sich schließlich genötigt, die Waffen wider die Empörer zu kehren, er besiegte sie auch und sie mußten die Stadt verlassen. Doch das war nur der Anfang zu einer viel weiter gehenden Bewegung. Die vertriebenen Mailänder erhielten sofort von den umwohnenden Valvassoren Hülfe und in kurzer Zeit brach überhaupt in Oberitalien ein allgemeiner Aufstand der Valvassoren gegen Kapitanei und Herren aus, sogar unfreie Leute schlossen sich an. Die Bewegung war so stark, daß sich die geistlichen und weltlichen Fürsten sofort verbanden, um den Aufruhr zu dämpfen. Bei Campo Malo zwischen Mailand und Lodi kam es zur Schlacht, in welcher die Aufständischen durch ihre große Uebermacht siegten; die fürstliche Partei wurde vollständig geschlagen. Dadurch wuchs den Empörern der Mut und der Aufstand nahm immer größere Ausdehnung an: alles empörte sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn und spottete der Gesetze. Schon galt die Losung, falls der Kaiser nicht komme und ihnen nicht zu ihrem Rechte verhelfe, würden sie sich selbst Gesetze geben. Eine solche soziale und politische Erhebung war für jene Zeiten etwas ganz Unerhörtes, überall in Deutschland sprach man davon und der Kaiser meinte: „Wenn Italien Gesetze haben will, so werde ich es schon damit zu sättigen wissen.“ Freilich war nicht damit zu spaßen, die Empörung konnte sich auch nach Deutschland ausbreiten. Wenn auch die kleinen deutschen Vasallen mit dem Willen des Kaisers schon Erblichkeit erlangt hatten, was diejenigen Italiens soeben erstrebten, so war es doch möglich, daß auch das Reich von dieser großen Bewegung ergriffen wurde

und dann sah es mit dem Fortbestande der Einheit Italiens, Deutschlands und Burgunds übel aus. Es war daher notwendig, daß der Kaiser selbst einschritt, um den Unfrieden zu bannen. Das sollte freilich in einer Weise geschehen, die von den Hoffnungen der italienischen Großen sehr weit entfernt war. Denn da die kleinen Vasallen Deutschlands die Erblichkeit besaßen, so lag es in dem Willen Konrads, mit seiner kaiserlichen Autorität auch die Erblichkeit der italienischen Valvassoren durchzusetzen, um die Einheit Italiens und Deutschlands immer mehr durchzuführen. Außerdem aber wollte Konrad die ausgebrochenen Unruhen dazu benutzen, die Stellung des mächtigen Aribert zu erschüttern.

Nachdem daher der Feldzug gegen die Liutizen beendet war, trat der Kaiser den Zug nach Italien an; zu Weihnachten 1036 war er schon in Verona und dann ging es nach Mailand. Hier wurde zwar Konrad von Aribert ehrenvoll aufgenommen, doch schon am nächsten Morgen wurde die Ruhe gestört. Es wird erzählt, daß die Mailänder einen Aufstand gegen Konrad erregt hätten, da Konrad angeblich den Aribert des Besetzungsrechtes von Lodi habe berauben wollen. Man hatte also in Mailand eine ganz richtige Vorstellung von dem Verhältnisse des Kaisers zum Erzbischofe und der Kaiser glaubte, daß der jetzige Aufstand von Aribert gegen ihn angestiftet sei. Um dies und die anderen Punkte zur Entscheidung zu bringen, berief der Kaiser die Mailänder auf einen allgemeinen Reichstag für Italien nach Pavia, auch Aribert mußte dem Kaiser dorthin folgen. Diese Versammlung trat im März 1037 zusammen und nun ward feierlich Gericht gehalten. Von allen Seiten wurden Klagen über Aribert laut, Graf Hugo und die mailändischen Valvassoren zeugten wider den Erzbischof. Als nun Aribert von Konrad aufgefordert wurde, sich von den erhobenen Anklagen zu reinigen, erklärte er, daß er auf keines Menschen Befehl oder Wunsch etwas von dem jetzigen Besitze der Mailänder Kirche herausgeben werde. Die Fürsten sahen hieraus Unheil erwachsen, und redeten ihm zu, er möge doch wenigstens die Person des Kaisers ausnehmen. Doch Aribert wiederholte kühn seine vorige Erklärung. Das aber war offener Ungehorsam und wurde von dem Gerichte als Hochverrat betrachtet. Demgemäß ward der Erzbischof als Hochverräter festgenommen und dazu verurteilt, alles das herauszugeben, was er sich gegen Recht und Gesetz angeeignet; er kam in den Gewahrsam Poppos von Aquileja und Konrads von Kärnten. Dieses rücksichtslose Vorgehen Konrads gegen einen der bedeutendsten Kirchenfürsten seines Reiches wurde in kirchlichen Kreisen als eine große Gewaltthat angesehen, aber nicht wenige unter den weltlichen Herren mögen dem stolzen Erzbischofe diese Demütigung gegönnt haben. Besonders aber werden die italienischen Valvassoren mit Ariberts Sturze wohl zufrieden gewesen sein. Die Sache dieser Leute trat jetzt vor dem größeren Ereignis ganz in den Hintergrund, die Entscheidung über ihre Klagen ward einem späteren Tage aufgehoben. Der Kaiser ging dann mit seinem Gefangenen nach Piacenza. Dort aber gelang es dem Aribert, aus seiner Haft zu entkommen, er kehrte nach Mailand zurück und wurde daselbst von der Bürgerschaft mit der größten Freude wieder empfangen. Denn die Bürger Mailands grollten dem Kaiser, daß er es gewagt, ihren Erzbischof auf solche Weise zu behandeln. Das war ein harter Schlag für Konrad, denn es mußte nun zu einem erbitterten Kampfe zwischen

ihm und Aribert kommen, auf dessen Seite jedenfalls die Mailänder treu aushielten. Konrad ließ daher eiligst ein allgemeines Aufgebot für Deutschland und Italien ergehen, alle Großen sollten mit ihren Mannen erscheinen, um dem Kaiser bei der Belagerung Mailands zu helfen. Poppo von Aquileja aber geriet in den Verdacht, Ariberts Flucht begünstigt zu haben, es blieb ihm nichts anderes übrig, als schleunigst vor dem Zorne des Kaisers zu fliehen. Eine Anzahl Königsboten — unter ihnen war Erzbischof Hermann von Köln, denn Pilgrim war im August des Jahres 1036 gestorben und Hermann, ein Enkel Ottos II. aus der weiblichen Linie, hatte den erzbischöflichen Stuhl in Köln erhalten — durchzogen Italien, um dem Aufgebote Konrads Nachdruck zu verleihen. Aus dem Reiche kam dann der junge Heinrich mit den deutschen Rittern, vor Mailand vereinigte man sich und die Belagerung der Stadt begann. Die Mailänder hatten alles gethan, um ihre Stadt und die davor liegenden Burgen zu befestigen, es schien einer langen Belagerung für die Einnahme zu bedürfen. Die Deutschen errangen nun zwar einige Vorteile über die Belagerten und verwüsteten das ganze Gebiet weit und breit, aber der großen Stadt konnten sie doch nichts anhaben.

Während nun der Kaiser noch vor Mailand lag, erließ er am 28. Mai die berühmte Lehenskonstitution, in welcher den Forderungen der Valvassoren vollständig Rechnung getragen wurde. Erstens nämlich erhielten dieselben Erblichkeit ihrer Lehen und zwar nicht nur für die unmittelar absteigende Linie, sondern auch für die Enkel, beziehungsweise Brüder. Und zweitens wurde bestimmt, daß allen Lehensträgern ohne Unterschied das Lehen nur dann aberkannt werden dürfe, wenn sie vor einem Gerichte ihrer Genossen als schuldig überführt würden. Für jeden Fall stehe aber von einem solchen Gerichte auch Berufung frei, den Kapitanei beim Kaiser selbst, den Valvassoren bei den Fürsten oder Königsboten. Das waren außerordentlich wichtige Errungenschaften für den niederen Adel Italiens, und es war damit jeder weiteren Empörung desselben die Spitze abgebrochen. Der Kaiser hatte sich damit in Italien einen ihm unbedingt ergebenen Stand geschaffen, der wegen seiner ansehnlichen Zahl etwas zu bedeuten hatte. Und von dieser Seite durfte nun Aribert keine Hülfe mehr erhoffen. Auch ganz im allgemeinen kehrte sich das Gesetz gegen die italienischen Bischöfe,[1]) die sich vordem ja ganz besonders den Forderungen der Valvassoren widersetzt hatten. Somit kann man das ganze Gesetz eine Reaktion der weltlichen Gewalt gegen die Macht der Kirche nennen; Konrad verließ hier durchaus die Traditionen seines Vorgängers, sein nüchterner Laienverstand wies ihm die richtigen Wege für die Weiterentwickelung der Einung Italiens mit Deutschland.

Am Tage nach dem Erlasse jenes Lehensgesetzes — es war der erste Pfingsttag — brach ein furchtbares und vernichtendes Unwetter über den Belagerern los und dies gab dem deutschen Heere zu vielerlei Aberglauben Veranlassung. Dem konnte sich der Kaiser nicht verschließen und da auch die heiße Jahreszeit

[1]) Es ist danach vielleicht nicht zufällig, daß gerade Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen als Lehensherren in Konrads Gesetze vorangestellt sind.

bald herankam, so hob Konrad jetzt die Belagerung auf. In seinem Unmute über diesen Mißerfolg wagte nun der Kaiser einen gewaltsamen Schritt zu thun. Nämlich ohne die hierzu notwendige Zustimmung einer Synode entsetzte er kraft eigener Machtvollkommenheit den Aribert seiner Würden und Lehen und ernannte zum Erzbischof von Mailand den Mailänder Domherren und kaiserlichen Kanzler Ambrosius. Die anwesenden Bischöfe wagten dem mächtigen Kaiser keinen Widerstand entgegenzusetzen. Freilich Anerkennung konnte der neue Erzbischof jetzt nicht finden, da Mailand selbst unverbrüchlich treu zu Aribert stand. Sogar alles was dem Ambrosius in der Stadt gehörte, fiel der Rache des Volkes zum Opfer. Jetzt aber scheint sich auch Papst Benedikt einmal gerührt zu haben. Er kam zu Konrad nach Cremona und wird hier im Verein mit anderen Bischöfen den Kaiser um Aufhebung des harten Urteiles gebeten haben. Doch in dieser Beziehung war Konrad unzugänglich, der Papst konnte nichts von ihm erlangen und mußte unverrichteter Dinge zurückkehren.

Aber es hatte den Anschein, als ob dem Aribert von anderer Seite kräftigere Hülfe zu teil werden sollte, als sie der Papst jemals zu leisten imstande war. Nämlich Odo von der Champagne hatte inzwischen die Abwesenheit des Kaisers benutzt und war in das Gebiet des Bischofes von Toul eingefallen. Ob Aribert hiervon gehört, wissen wir nicht, doch er schickte eine Gesandtschaft an Odo und ließ ihm melden, es bestehe schon eine weitverzweigte Verschwörung gegen den Kaiser und gegen die deutsche Herrschaft in Italien. Er solle von Burgund aus nach Italien ziehen, und wenn er den Kaiser vertrieben habe, so werde ihm die Herrschaft über Italien zufallen. Ja der schlaue Aribert soll den Odo sogar mit der Aussicht auf die Kaiserkrone gelockt haben. — Daß gerade die lombardischen Bischöfe, wie wir sofort sehen werden, von Aribert gewonnen wurden, erklärt sich leicht aus deren Mißstimmung über das vom Kaiser erlassene Lehensgesetz. Während beim Beginn von Konrads Regierung die weltlichen Fürsten Italiens eine Anlehnung an französische Große gesucht hatten, war dies jetzt bei der hohen Geistlichkeit der Fall; der hohe weltliche Adel hielt dagegen jetzt treu zum Kaiser. So tiefe Spuren hatte Konrads Regiment in Italien hinterlassen, d. h. so sehr hatte er sich von der Politik seines Vorgängers entfernt.

Indes die Verschwörung der italienischen Bischöfe schlug völlig fehl. Denn einer der Boten, welcher die geheimen Briefe Ariberts an Odo übermittelte, wurde von Leuten der Markgräfin Bertha von Turin aufgegriffen und gefangen gesetzt, man fand bei ihm die verräterischen Dokumente. Dadurch wurde die ganze Sache entdeckt und zugleich die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza neben Aribert aufs schwerste belastet; denn sie waren in Ariberts Briefen als Teilhaber der Verschwörung namhaft gemacht. Sofort wurden nun die drei Bischöfe durch Konrad vor ein Fürstengericht gestellt, des Hochverrates überführt und mit Verbannung in Deutschland bestraft. — Auch Odos Pläne scheiterten gänzlich. Er wollte zunächst den Krieg in Lothringen fortsetzen, während die lombardischen Verschworenen den Kaiser aus Italien treiben sollten. Schon machte er sich Hoffnung auf das deutsche Reich, denn bis nach Aachen wollte er vorrücken und in dieser durch die Ueberlieferung geradezu geheiligten Stadt Weihnachten feiern. Dagegen wird sicher bezeugt, daß der französische König

Heinrich hierbei nicht im Einverständnisse mit Odo gewesen ist, sondern daß Odo seinen Plan gegen den ausdrücklichen Willen Heinrichs verfolgt hat. Aber das Reich hatte gerade an jenen Grenzen einen sehr tüchtigen Vorkämpfer an Gozelo. Derselbe verfügte über die Streitkräfte des gesamten Herzogtumes, seitdem der Kaiser das Ober- und Niederland unter ihm vereinigt. Gozelo nahm sich nun des Reichsschutzes aufs kräftigste an und entbot seine Bischöfe und Grafen gegen den gemeinsamen Feind. Soeben hatte Odo das belagerte Bar eingenommen, da erschien Gozelo mit seinen Mannen vor der Stadt. Am 15. November 1037 kam es hier zur Schlacht.[1] Odos Heer erlitt eine vollständige Niederlage, Odo selbst ward auf der Flucht getötet, Gozelo sandte als Zeichen des Sieges das Banner des getöteten Grafen an den Kaiser nach Italien. Damit waren Kaiser und Reich eines der gefährlichsten Feinde entledigt.

Aber auch sonst brach der Aufstand der Italiener gegen die deutsche Oberherrschaft schnell zusammen. Konrad hatte sich nach der Aufhebung der Belagerung Mailands nach Parma begeben. Am Weihnachtstage 1037 empörten sich nun die Bewohner dieser Stadt gegen die Deutschen, wahrscheinlich weil der Kaiser früher die Grafengewalt über dieselbe dem Bischofe übertragen hatte und die Parmesen eine solche Erhöhung ihres Bischofes nur unwillig erduldeten. Während der größte Teil des deutschen Heeres vor den Mauern der Stadt lag, wurde der Kaiser mit seinen Leuten angegriffen; es war auf eine schnelle Ueberwältigung abgesehen. Schon schienen die Deutschen unterliegen zu sollen, da griff Konrad zu dem furchtbaren Mittel, durch welches im Jahre 1004 der Aufstand in Pavia ein rasches Ende gefunden: er befahl die Stadt anzuzünden. Sofort eilte nun das vor den Stadtmauern lagernde Heer heran und stürmte die brennende Stadt. Dieselbe wurde der Plünderung preisgegeben und vernichtet. Und zum abschreckenden Beispiele ließ Konrad noch obendrein die Befestigungen schleifen: die reiche und stolze Stadt Parma war in einen Trümmerhaufen verwandelt. — Dann schickte sich Konrad an, nach Süden zu ziehen, denn die Verhältnisse in den langobardischen Fürstentümern erheischten jetzt durchaus die Anwesenheit des Kaisers. Als er in der Nähe von Spoleto im Jahre 1038 das Osterfest feierte, kam der Papst wieder zu ihm; und jetzt mußte sich Benedikt dazu verstehen, die vom Kaiser wohl längst gewünschte Exkommunikation über Aribert auszusprechen. Dieser Schritt war wichtig genug, denn dadurch wurde das rücksichtslose Vorgehen Konrads gegen Aribert auch durch das Oberhaupt der Kirche anerkannt und sanktioniert. Fortan mußte Aribert in den Augen der Welt als ein überführter Hochverräter gelten, seine politische Existenz war dahin.

Hierauf ging Konrad durch das Gebiet von Camerino weiter nach Süden. Die Verhältnisse, die er hier antraf, waren bedingt durch die damalige Lage des griechischen Reiches und durch dessen Beziehungen zu den Arabern. Wir wissen, daß der neue oströmische Kaiser Romanos Argyros seine Würde lediglich

[1] Der ausführliche Bericht über diese Schlacht, den Rupert in dem chron. S. Laurentii Leodiensis c. 29 gibt, wird in allen seinen Teilen nicht aufrecht zu erhalten sein, da er vielfach auf Sallust. Cat. 60 zurückgeht, wie ich nächstens an einem anderen Orte nachweisen werde.

seiner Ehe mit der Kaisertochter Zoe verdankte, und danach haben sich auch seine Schicksale bestimmt. Zunächst nahm unter ihm das oströmische Reich einen kräftigen Aufschwung, die griechischen Heere und Flotten waren fast überall siegreich gegen die Sarazenen; fast schien es, als ob die griechische Herrschaft in Asien und Afrika wieder ihre alte Ausdehnung erhalten sollte. Doch Zoe ward ihres Gemahles bald überdrüssig, sie faßte Liebe zu einem jüngeren Manne namens Michael und auf ihr Anstiften wurde Romanos am 11. April 1034 ermordet. Sogleich vermählte sich Zoe mit Michael und dieser bestieg nun den griechischen Kaiserthron. Aber Kaiser Michael wurde bald von einer schweren Krankheit befallen und es gelang seinem Bruder, dem Eunuchen Johannes, die ganze Macht an sich zu reißen: mit seinen Kreaturen besetzte er die höchsten Stellen im Staate. Unter solchen Umständen mußte Ostrom sein Ansehen wieder verlieren, doch war gerade der Augenblick günstig, eine wichtige Erwerbung zu machen. Das war Sizilien, dessen Emir Achmed Akhal von Tunis aus bekriegt wurde. Achmed ward in Palermo belagert und fand dabei seinen Tod. Das griechische Reich machte nun auch Anstrengungen, um den verlorenen Posten wieder zu gewinnen. Dazu aber war es nötig, daß man griechischerseits mit den langobardischen Staaten Unteritaliens in Frieden lebte, d. h. dieselben ihre eigenen Wege gehen ließ. Und so kommt es, daß griechischer Einfluß in jenen Staaten damals kaum verspürt wurde. Die dortigen Fürsten schalteten und walteten nach Konrads Abzuge vom Jahre 1027 fast als völlig unabhängige Herren. So beraubte Pandulf IV. von Capua das Kloster Monte Cassino beinahe seiner sämtlichen Besitzungen und ein ähnliches Schicksal hatte die erzbischöfliche Kirche von Capua. Aus dem Erlöse des Raubes wurden normannische Ritter angeworben, die jetzt in immer größeren Scharen ihre Heimat verließen und sich in den einträglichen Dienst der süditalienischen Fürsten stellten. Nun war der Fürst von Salerno, Waimar IV., in heftigen Streit mit Pandulf gekommen, und es glückte ihm, die normannischen Söldner dem Pandulf abwendig zu machen und auf seine Seite hinüberzuziehen. In diesem Streite nahmen auch andere Fürsten Italiens Stellung, die meisten traten zu Waimar, da Pandulf wegen seiner Grausamkeit und Tyrannei überall verhaßt war. Und schon waren auch Klagen über ihn beim Kaiser laut geworden, Brüder aus Monte Cassino hatten sich bitter über die Gewaltthätigkeit Pandulfs beschwert. Da nun letzterer sich dem Befehle des Kaisers widersetzte, die von Monte Cassino geraubten Güter dem Kloster zurückzustellen, so mußte Konrad selbst im Süden erscheinen. In Troja, der südlichsten Stadt des deutschen Machtgebietes, beschied der Kaiser den Pandulf vor sich. Doch Pandulf kam nicht, wohl aber seine Gemahlin mit ihrem Sohne und sie brachte es durch Bitten dahin, daß Pandulf für eine Sühne von 300 Pfund Goldes und Stellung seiner Kinder als Geiseln Verzeihung erlangte. Doch der Vertrag wurde insofern gebrochen, als Pandulfs Sohn die Flucht ergriff. Da säumte Konrad nicht länger und zog gegen Capua. Zunächst stellte er die Unabhängigkeit des Klosters Monte Cassino wieder her und versprach den Brüdern seinen kaiserlichen Schutz. Dann rückte er am 13. Mai 1038 in Capua ein, Pandulf hatte die Stadt preisgegeben. Trotz kaiserlichen Befehles stellte sich nun Pandulf nicht und so wurde er als Hochverräter vom Kaiser

seiner Würden entsetzt und mit Verbannung bestraft. Auf den Vorschlag der Fürsten aber erhielt Waimar von Salerno die Belehnung mit Capua. Außerdem vermochte Waimar den Kaiser dazu, dem großen Normannenführer Rainulf die Burg und das Gebiet von Aversa nördlich von Neapel als Grafschaft zu übertragen. Dieser Platz war der festeste im Besitze der Normannen, im Jahre 1030 war er von Rainulf angelegt worden. Die Grafschaft aber erhielt Rainulf als ein Lehen von Salerno und damit war der mächtige Normannenhäuptling für immer an das Interesse Waimars und seiner Nachfolger gekettet und vor allem dem Pandulf auch von dieser Seite jede Aussicht auf Hülfe benommen. So war der Normanne Lehensträger des Reiches geworden und man konnte voraussehen, daß die Einwanderung dieser kühnen und ritterlichen Scharen von jetzt an immer stärker werden würde. Auch das Erzbistum Capua fiel jetzt wieder an den rechtmäßigen Besitzer zurück und zum Abte des Klosters Monte Cassino berief der Kaiser auf den Wunsch der Brüder einen früheren Altaicher Mönch, Richer, den Abt von Leno bei Brescia. So gebot jetzt ein Deutscher in der ältesten und berühmtesten Stiftung des Abendlandes. Und diese Neuordnung der Dinge ist auch in Kraft geblieben. Trotzdem Pandulf vielerlei Anstrengungen machte, das Verlorene wieder zu gewinnen, und sogar den griechischen Kaiserhof persönlich um Hülfe anging, es nützte ihm alles nichts. Denn in Konstantinopel betrachtete man ihn als gefallene Größe, mit der nicht mehr zu rechnen war, vielmehr schenkte man den Bitten Waimars Gehör, den Pandulf nicht zu unterstützen. Dafür leistete Waimar den Griechen bei ihrem Zuge gegen Sizilien namhafte Hülfe; dreihundert normannische Ritter haben hier auf der Seite der Griechen tapfer gegen die Sarazenen gefochten und nicht wenig zu den glücklichen Erfolgen beigetragen. — Waimar aber ward in kurzer Zeit Herr von fast ganz Süditalien, nachdem er mit Hülfe der Normannen im Jahre 1039 Amalfi, Sorrent und Gaeta erobert. Wieder erstand hier eine dem Kaiser völlig ergebene große Herrschaft.

Konrad selbst hatte eiligst den Süden verlassen, um noch dem glühenden italienischen Sommer zu entgehen, der von den deutschen Herren stets die größten Opfer forderte. Aber die Rückkehr erfolgte doch zu spät, bevor man den Norden Italiens erreichte, verursachte die schreckliche Hitze ansteckende Krankheiten, denen ein großer Teil des Heeres erlag. Auch des Kaisers Schwiegertochter Gunhild, das dänische Königskind, ward in der Blüte ihrer Jugend dahingerafft, desgleichen starb Konrads Stiefsohn, der junge Herzog Hermann von Schwaben. Unter solchen Umständen konnte die Belagerung von Mailand unmöglich wieder aufgenommen werden, sondern Konrad verpflichtete nur in aller Eile zu Ravenna die italienischen Fürsten durch einen Eid dahin, daß sie jährlich zur Belagerung Mailands und zur Verwüstung des Gebietes dieser Stadt ausziehen sollten. — Auf dem Rückwege über die Alpen wurde Herzog Hermanns Leiche in Trient beigesetzt, wegen der großen Hitze glaubte man sie nicht bis Konstanz bringen zu können. Die sterbliche Hülle der Gunhild aber, die man sorgfältig einbalsamiert hatte, rettete man glücklich über die Alpen, in Limburg a. d. Hardt fand die junge Königin ihre letzte Ruhestätte.

So hatte ein mißgünstiges Geschick die anfänglichen Erfolge Konrads in

Italien wieder vernichtet und mit der Bekämpfung Ariberts von seiten der italienischen Fürsten wollte es auch nicht von statten gehen. Sie schickten sich zwar im Frühjahr 1039 zur Belagerung Mailands an, aber auch Aribert war auf seiner Hut. Er berief nämlich sämtliche männliche Einwohner seiner Erzdiözese in die Stadt und alle, Bauern wie Ritter, reich und arm, mußten die Waffen zur Verteidigung der Heimat ergreifen. Dadurch schuf sich der Erzbischof eine kriegsgeübte Stadtmiliz, die es mit den schwerfälligen Ritterheeren wohl aufnehmen konnte. Aribert verwendete auch zuerst als Feldzeichen jenes nachmals so berühmt gewordene Carroccio: Auf einem großen Wagen erhob sich wie der Mast eines Schiffes ein großer und starker Balken, von dessen Spitze ein goldener Apfel herableuchtete, zwei schneeweiße Wimpel flatterten hoch oben in der Luft; in der Mitte befand sich das Kreuz, an dem der Heiland mit weit ausgebreiteten Armen hing und so von den Kriegsscharen gesehen wurde, damit er allen ein Trost sein sollte, wie auch immer das Schlachtenglück sich neigte. — Die Verhältnisse änderten sich dann freilich im Sommer 1039 rasch, immerhin schien es aber keine gute Vorbedeutung für das Reich zu sein, daß der Mailänder Aufstand durch einen Kaiser nicht bezwungen werden konnte, der zu den kühnsten und thatkräftigsten Männern gehört, von welchen die Geschichte zu erzählen weiß. Mailand hatte jedenfalls das Beispiel dafür gegeben, daß die gut organisierte Bürgerschaft einer reichen und großen Stadt dem deutschen Vasallenheere den hartnäckigsten Widerstand leisten konnte. Das war ein bedenklicher Riß in die Reichseinheit Italiens und Deutschlands, die bisher noch keiner unserer Kaiser so zustande gebracht, wie Konrad.

3. Das Ende Konrads II.

Der lange Aufenthalt im Süden hatte auch die Gesundheit Konrads erschüttert. Dazu kam der Kummer über den Tod der nächsten Familienmitglieder. Doch zeigen die ferneren Ereignisse des Jahres 1038, daß die geistige Kraft und der Herrscherwille unseres Kaisers noch nicht gebrochen waren. Zunächst wurde Heinrich bei der Rückkehr nach Deutschland mit dem erledigten Schwaben belehnt, so daß der junge König jetzt das Herzogtum in Schwaben und Baiern in seiner Hand vereinigte. Dann gingen beide nach Burgund. Denn in den südlichen Teilen dieses Landes, wo das deutsche Regiment doch nur als Fremdherrschaft aufgefaßt wurde, war die Erhebung Odos nicht ohne Folgen geblieben. Wahrscheinlich haben sich damals mehrere Große des Landes dem Odo angeschlossen und Erzbischof Leodegar von Vienne war zum Kaiser nach Italien gegangen, um ihn von der Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen. In Solothurn versammelte sich nun ein allgemeiner Landtag der burgundischen Großen, auf welchem Konrad besonders das alte Recht der Burgunder wieder zu Ansehen zu bringen bemüht war. Am vierten Tage der Versammlung aber wurde Heinrich auf Veranlassung des Vaters von sämtlichen Großen unter dem Huldigungseide zum Könige des Landes, also zum Rechtsnachfolger des Vaters gewählt. Schwerlich ist hierbei an eine Uebertragung der Regierung Burgunds auf Heinrich zu denken, sondern Konrad verpflichtete nur die Burgunder dazu, nach seinem Tode

Heinrich als ihren rechtmäßigen König anerkennen zu wollen. Es kommt dazu, daß nach dem Tode von Konrads beiden Stiefsöhnen und nach dem Ableben Odos Heinrich die alleinigen Erbansprüche auf die burgundische Krone besaß. — Hierauf begab sich Konrad mit seinem Sohne den Rhein hinab. Das Weihnachtsfest wurde in Goslar gefeiert, wo sich eine große Zahl von deutschen Fürsten und Gesandte der unterworfenen Völker einstellten. Von Sachsen aus ging Konrad nach Lothringen, Himmelfahrt 1039 feierte er zu Nimwegen; dann zog er zur Feier des Pfingstfestes nach Utrecht. Doch hier ergriff ihn das Podagra, das er sich in Italien zugezogen, auf das heftigste. Am ersten Pfingsttage verhehlte er noch seinen Schmerz, um die allgemeine Festesfreude nicht zu stören. Doch am folgenden Tage, am 4. Juni 1039, wiederholte sich der Anfall und zwar auf so heftige Weise, daß der Kaiser sein Ende nahe fühlte. Sofort wurden die anwesenden Bischöfe herbeigerufen, die dem Sterbenden noch die Beichte abnahmen und das Abendmahl reichten. Dann nahm Konrad von seiner Gemahlin und seinem Sohne Abschied und um Mittag schon war das Leben des gewaltigen Mannes entflohen. Die Eingeweide des toten Kaisers wurden in der Martinskirche zu Utrecht beigesetzt, der Leib selbst ward sorgsam einbalsamiert und in langem Trauerzuge den Rhein aufwärts über Köln, Mainz und Worms nach Speier gebracht. Dort auf fränkischer Erde in der Krypta der Domkirche fand der große Frankenkaiser seine letzte Ruhestätte. Seitdem ward dieser Ort zum Erbbegräbnis unserer Kaiser für lange Zeit. Das war das Ende des deutschesten unter allen unseren Königen seit Heinrich I.

Mit gemischten Gefühlen haben die Zeitgenossen Konrads Tod betrachtet. Jedem ehrlichen Deutschen blutete jedenfalls das Herz beim Hinscheiden des gewaltigen Mannes, den sein klarer und nüchterner Blick stets dazu befähigt, die wirklichen Interessen seines Volkes zu erkennen und zu wahren und ein trefflicher Schirmer für das Reich zu sein. Ungeteilter Schmerz hat sich daher in der Laienwelt damals kundgegeben. Anders bei der Kirche. Wir wissen, wie oft Konrad seine königliche und kaiserliche Gewalt die höchsten Vertreter der Kirche fühlen ließ, das Schicksal Aribos von Mainz und Ariberts von Mailand stand noch vor aller Augen, eine so völlige Beherrschung der Kirche hatte nicht einmal der große Karl durchführen können. Das hat die Geistlichkeit dem Konrad nie vergeben und deshalb mag man wohl in kirchlichen Kreisen den Tod des Kaisers als eine Erleichterung von dem drückenden Joche aufgefaßt haben. Man wußte, daß Konrads Nachfolger in ganz anderen Ideen groß geworden und mehrfach dem Vater bei dessen rücksichtsloser Strenge gegen die Kirche widerstrebt hat. Mit der Zeit Heinrichs III. mußten andere Tage kommen, das rechtliche und scharfe Laienregiment Konrads war jetzt für immer dahin. So zeigte man von seiten der Kirche bei dem Tode des großen und echt deutschen Mannes nur wenig Trauer, ja man gab unverhohlen der Freude Ausdruck, daß jetzt Heinrich die Zügel der Regierung ergreifen werde, sehnlichst erwartete man die Rückkehr der guten alten Zeiten unter Heinrich II., wo die Kirche fast alles bedeutet hatte.

Fassen wir noch kurz das Urteil über Konrad zusammen. Konrad war eine scharf logisch denkende Persönlichkeit, der nüchterne Rechtsverstand des deutschen Laien überwog daher bei ihm alles andere. Er stand der Kirche stets

mit jenem Mißtrauen gegenüber, welches wir damals bei den Laien zumeist finden. Die Gewalt, die er durch die Wahl überkam, hat er die Kirche voll und ganz fühlen lassen. Sinn für die Ausbreitung der Kirche besaß er nicht und teilnahmlos steht er der großen Reform gegenüber, die sich damals innerhalb der Kirche vollzog. So hat er auch nicht die Gefahr erkannt, welche in der Ausbreitung jener Reform Clunys für das deutsche Reich lag, er hat hierbei ruhig zugesehen, ohne einzuschreiten. Dagegen hat Konrad auf der anderen Seite ganz vortrefflich gewirkt, im Inneren stellte er die Rechtssicherheit des einzelnen her und in der äußeren Politik hat er die Sicherheit der Gesamtheit auf das kräftigste zu wahren gewußt. Sein ganzes Wirken ist dasjenige einer zielbewußten und in sich klaren Persönlichkeit.

Vierter Abschnitt.

Deutschland bis zum ersten Römerzuge Heinrichs III.[1])

1. Die Anfänge König Heinrichs III. und seine Böhmenkriege.

Mit dem Tode Konrads II. und der Thronbesteigung seines Sohnes Heinrich brach eine neue Zeit an. Denn der Unterschied zwischen diesen beiden Herrschern ist ein größerer als zwischen Konrad II. und seinem Vorgänger. Es ist ein eigentümlicher Umstand in der deutschen Geschichte, daß unsere Könige mit einer gewissen Regelmäßigkeit in ihrer Reichspolitik abwechseln. Das ist aber nicht zum wenigsten ein Ergebnis der wissenschaftlichen Bildungsstufe, auf welcher die einzelnen Herrscher standen. So finden wir auf der einen Seite Könige, die jeder gelehrten Erziehung und Bildung bar gewesen sind, andererseits solche, welche die ganze Bildung ihrer Zeit in sich aufgenommen haben. Man braucht hier bloß an Karl den Großen und Ludwig den Frommen, an Otto den Großen und seine zwei nächsten Nachfolger zu erinnern. Ein ganz ähnliches Verhältnis bemerken wir nun bei Konrad II. und seinem Sohne Heinrich III. Konrad ist der echteste Vertreter des alten Laienadels gewesen, durch und durch ein Deutscher mit allen seinen Vorzügen und Mängeln, wie sein Vorgänger Heinrich II. ernstlich bemüht, die alte Macht des deutschen Königtumes wiederherzustellen, die durch die beiden letzten Ottonen erheblich erschüttert worden war. Heinrich III. dagegen war in seiner Jugend wesentlich von der Kirche bestimmt worden, er hatte seine Bildung Geistlichen zu verdanken und fühlte sich in hohem Grade zur Kirche und ihren damaligen Richtungen hingezogen. Wenn Konrad II. die Kirche beherrscht hatte, wie kein deutscher König zuvor, so mußte

---

1) Quellen: außer den zu Buch V, Abschnitt 1 genannten: Annal. Altahenses, Hannover 1868. Steindorff, Jahrb. d. deutschen Reichs unter Heinrich III., 1874—1881. Perlbach, Die Kriege H. III. gegen Böhmen in: Forschungen z. deutsch. Gesch. X, 427. Joh. Kröger, Geschichte Böhmens von 1041—1086. Leipz. Diss. 1880. Fr. Steinhoff, Das Königtum und Kaisertum Heinrichs III.

das jetzt anders werden. Wir haben auch schon früher gesehen, daß der junge Heinrich keineswegs mit der harten Behandlung einverstanden war, die sich die Kirche von seiten Konrads gefallen lassen mußte, mehrfach hat er hier dem Vater widersprochen und sich zum Anwalt der Kirche und ihrer Vertreter aufgeschwungen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Kirche Heinrichs Regierungsantritt mit großer Freude begrüßte, sie versprach sich ohne Zweifel wieder die goldenen Tage der ottonischen Zeit und hoffte in ihren früheren Machtbereich wieder eingesetzt zu werden. Kaum ist daher ein König von der Kirche mit so ungeteilter Freude empfangen worden, wie Heinrich III.

Noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt übernahm der junge Heinrich die Regierung, wie es scheint, ohne daß er zuvor von den Großen des Reiches noch einmal gewählt worden wäre. Somit wurde seine frühere Wahl und Krönung vom Jahre 1028 als rechtskräftig angesehen. Und es wird auch nur von Gozelo von Lothringen berichtet, daß er sich der Anerkennung des neuen Königs eine Zeit lang widersetzt habe; sein Widerstand war nur von kurzer Dauer und er leistete dann die Huldigung. Nachdem Heinrich darauf die Leiche des Vaters nach Speier geleitet und daselbst bestattet, schickte er sich zu dem üblichen Königsritte durch das Reich an, um die Huldigung der einzelnen Reichsteile entgegenzunehmen. Von Speier begab er sich nach Aachen, der vornehmsten Stadt Deutschlands; von da führte ihn der Weg nach Sachsen. Hier hat ihn jedenfalls die Nachricht getroffen, daß der Böhmenherzog Bretislav den Tod Kaiser Konrads dazu benutzt habe, in Polen einzufallen. Wir wissen, daß nach dem Tode Mescos II. das polnische Reich in vollständigen Verfall geraten war und daß dort die wildeste Unordnung herrschte. Mescos Sohn Kasimir hatte mit seiner deutschen Mutter Richeza ins deutsche Reich fliehen müssen, beide haben sich längere Zeit in Sachsen aufgehalten. Zweifelsohne war nun in Böhmen ein Krieg gegen Polen eine überaus volkstümliche Sache. Denn es galt Rache zu nehmen für die Schmach, die der alte Boleslav und sein Sohn Mesco dem Böhmerlande zugefügt. So brach denn Bretislav gleich nach Konrads Tode in Polen ein. Die einmal entfesselte Wut der Böhmen kannte keine Grenzen, das Land wurde schrecklich verwüstet, eine Menge Burgen und Städte wurden gebrochen und verbrannt. Auch Krakau fiel der Zerstörung anheim und dasselbe Schicksal soll Posen gehabt haben. Doch das Endziel des Kriegszuges war das von Otto III. gestiftete Erzbistum Gnesen, wo der Leib des böhmischen Adalbert ruhte. Diesen Leib als Nationalheiligtum zu erhalten war nach Cosmas der Böhmen sehnlichster Wunsch. Doch erst nach Erfüllung einiger Bedingungen — das ganze Heer mußte sich einem dreitägigen Fasten unterwerfen und Bretislav die Einführung einer schärferen Kirchenzucht versprechen — zeigte sich der Prager Bischof Severus bereit, der Bitte zu willfahren. Der Leib wurde nun erhoben und im Triumphzuge nach Böhmen entführt — eigentlich eine Art Kirchenschändung, die aber damals nicht selten vorkam und in der Frömmigkeit der Entführer seine Entschuldigung fand.[1]) Jedenfalls war mit diesem Kriege für

---

[1]) Die Einzelheiten, die Cosmas II, 2—5 (SS. IX, 67—71) über diesen Krieg zu berichten weiß, sind höchst zweifelhafter Natur. Der ganze Zug läuft eigentlich auf eine Ver-

Bretislav viel gewonnen. Denn da der Polenzug durchaus dem Sinne des böhmischen Volkes entsprach und einen so glücklichen Ausgang gehabt, daß große Schätze und der Leib des h. Adalbert erbeutet worden, so mußte Bretislavs Herrschaft in Böhmen selbst seitdem eine viel gesichertere sein. Dazu hatte er einen großen Teil des polnischen Landes erobert. Freilich war es sehr zweifelhaft, ob seine Herrschaft über Polen von langer Dauer sein werde. Denn auf der einen Seite gingen die Ansprüche der Böhmen jetzt so weit — Bischof Severus von Prag wandte sich an den Papst, um das Pallium zu erhalten und aus dem Metropolitanverbande von Mainz herauszutreten — daß die böhmische Kirche in einen heftigen Streit mit der deutschen Mutterkirche kommen mußte, da sie deren alte, verbriefte Gerechtsame nicht mehr anerkennen wollte. Andererseits aber konnte König Heinrich diesem eigenmächtigen Unternehmen eines seiner Vasallen nicht ruhig zusehen. Denn er mußte annehmen, daß sich Bretislav jetzt mit demselben Gedanken trug, wie einst der Pole Boleslav, nämlich ein allgemeines großes Slavenreich zu errichten. Für das deutsche Reich war es natürlich gleichgültig, ob ein solcher großer Slavenstaat von Polen oder Böhmen ausging, in beiden Fällen mußte eine große Gefahr aus Osten drohen. Und dieser zu begegnen, war unter allen Umständen die Pflicht des Königs und des Reiches. Heinrich stellte sich daher sofort an die Spitze eines Heeres und brach in Böhmen ein. Doch es kam bald eine Einigung zustande, Bretislav schickte seinen Sohn zum Könige als Geisel dafür, daß er selbst an den Hof kommen und dem deutschen Könige gehorsam sein wolle. Wahrscheinlich wurde nun von Heinrich ein Tag bestimmt, an welchem Bretislav vor ihm erscheinen sollte. Dann ging der König sofort nach Baiern.

In Regensburg traf Heinrich mit Poppo von Aquileja zusammen; vielleicht wurden schon hier Verabredungen über die Angelegenheiten Ariberts von Mailand getroffen. Denn König Heinrich empfand es schwer genug, daß jener mächtige Kirchenfürst durch den Vater so harte Behandlung erfahren. Die weltlichen Fürsten Oberitaliens hatten inzwischen den Befehl Konrads ausgeführt und Mailand mit einem Heere belagert. Doch kaum hatte sich die Nachricht vom Tode des Kaisers im Lager vor Mailand verbreitet, da stand man sofort von allen weiteren Feindseligkeiten ab. Denn man war augenscheinlich froh darüber, seine Kräfte nicht länger bei der Bestürmung der mächtigen Stadt aufreiben zu müssen, und es war ohne Zweifel bekannt, daß sich König Heinrich in der Sache Ariberts auf einen ganz anderen Standpunkt stellen würde als der Vater.[1]) Der Tod Konrads war für Aribert jedenfalls ein großer Vorteil, das sollte sich bald

herrlichung der Religiosität der Böhmen hinaus, denn über die Hauptsache, den sonstigen Ausgang des Feldzuges, erfährt man fast gar nichts, erst II, 13 ist davon in ganz übertriebener Weise die Rede. Daß aber der Krieg nicht ohne Bedeutung gewesen ist, ergibt sich aus dem sofortigen Einschreiten Heinrichs. Die Uebertreibung des Cosmas ergibt sich besonders aus seinen Worten über die Rüstung zum Kriege in c. 2; übrigens wächst die Korkeiche (suber) in Böhmen nicht wild, und man kann daher auch kaum an solche ‚torques‘ denken.

[1]) Die oben gegebene Erklärung entspricht meiner Ansicht nach besser den Verhältnissen, als wenn Steindorff (Jahrbücher I, 74) das Aufgeben der Belagerung auf die durch den Tod Konrads entstandene Erschütterung der Gemüter zurückführt; cf. Arnulfi g. ep. Mediol. II, 16.

im Reiche zeigen. — Der König setzte nun von Regensburg aus seinen Umritt nach Augsburg fort, wo die vornehmsten Fürsten Italiens eintrafen, um dem neuen Könige zu huldigen und mit ihm über die italienischen Verhältnisse zu beraten. Dort ist eine Einigung über die Sache des Mailänders erzielt worden, und nun erging an Aribert die Ladung, zu Ostern vor dem Könige in Ingelheim zu erscheinen. Auch über einen neuen Zug gegen Böhmen wird man hier beraten haben. Denn Herzog Bretislav war seinem Versprechen, sich dem Könige zu stellen, nicht nachgekommen, vielmehr hatte er sich mit Peter von Ungarn [1]) verbunden, der in den ersten Monaten des Jahres 1040 die deutschen Grenzen überschritt und die Grenzstriche mit Mord, Raub und Brand heimsuchte. Wahrscheinlich glaubte Peter, daß der kürzlich erfolgte Thronwechsel die günstigste Gelegenheit sei, um dem Reiche Schaden zuzufügen. Hier bedurfte es eines baldigen Einschreitens von seiten des Königs.

Von Augsburg aus nahm dann Heinrich seinen Weg über die schwäbischen Bistümer und Klöster, besonders damit beschäftigt, der Kirche alte Gerechtsame zu bestätigen und dergleichen neue auszustellen. Als der König zur Feier des Osterfestes in Ingelheim anlangte, war der Umritt durch das Reich beendet. Hier kam es nun zu wichtigen Regierungsmaßnahmen. Denn zunächst trat hier Burgund zu Heinrich in gute Beziehungen: es erschien eine Gesandtschaft von burgundischen Großen und brachte dem Könige die Huldigung des Landes dar. Dann aber wurde der Streit mit Aribert zum Austrage gebracht. Der stolze Mailänder demütigte sich vor Heinrich und erbat und erhielt dessen Verzeihung. Außerdem wurde er in seine sämtlichen früheren Würden wiedereingesetzt. Dagegen wurde der von Konrad gewählte Erzbischof Ambrosius einfach fallen gelassen. So trat Heinrich gleich zum Anfange seiner Regierung in bewußten Gegensatz zur Politik seines Vaters und die Mitwelt mochte aus diesem Schritte ermessen, in wie anderen Bahnen sich das kirchliche Regiment des neuen Königs bewegen werde. In wie große Gunst Aribert aber beim Könige stieg, erkennt man daraus, daß der Erzbischof fast einen ganzen Monat in der unmittelbaren Umgebung Heinrichs blieb.

Nach der Feier des Pfingstfestes zu Lüttich wohnte dann der König unter dem Beisein einer großen Anzahl von Bischöfen und Aebten sowie der lothringischen Herzoge der Einweihung der neuen Klosterkirche in Stablo bei. Vielleicht erging von hier aus das Aufgebot zum böhmischen Feldzuge, [2]) der im August

---

[1]) König Stephan von Ungarn war am 15. August 1038 gestorben. Zu seinem Nachfolger hatte er einen seiner Neffen namens Peter bestimmt. Da jedoch Peter nur wenig Gunst bei den Ungarn fand und sich bei den letzteren überhaupt eine starke Strömung gegen den deutschen Einfluß geltend machte, so glaubte Peter zur Sicherung seiner Herrschaft sich an den aufstrebenden Böhmenherzog anlehnen zu müssen. In dem folgenden Kriege Heinrichs gegen Böhmen haben daher an der Seite der letzteren an 3000 Ungarn gefochten, die Peter seinem Verbündeten als Hülfstruppen zuschickte.

[2]) Mit vollem Rechte haben Perlbach (Forschungen X, 444 n. 7) und Steindorff (Jahrb. I, 69 n. 2) den ganzen Bericht des Cosmas II, 8 verworfen, während Giesebrecht (II, 349 f.) die Stelle erst fast wörtlich aushebt und dann doch an der Richtigkeit zweifelt. Die Gehässigkeit gegen die Deutschen in Cosmas' Darstellung erscheint hier in recht klarem Lichte: König Heinrich

1040 auch wirklich angetreten wurde. Der Plan auf deutscher Seite war der, daß der König von Cham (nordöstlich von Regensburg am Regen) aus an einer günstigen Stelle den Böhmerwald überschreiten wollte. Dagegen sollten Ekkehard von Meißen und Bardo von Mainz an der Spitze eines zweiten Heeres über das Erzgebirge (Nollendorfer Paß) in Böhmen einrücken. Doch der König fand den Paß über den Böhmerwald (zwischen dem Osser und dem Czerchow bei Neumarkt) wohl verwahrt und stark befestigt. Er schickte daher den Grafen Otto von Schweinfurt mit einem Teile des Heeres ab, um an einer anderen Stelle den Uebergang zu gewinnen und den Böhmen in den Rücken zu fallen. Und um die Stellung des auf der Stirnseite befindlichen Feindes auszukundschaften, wurde ein Graf Werner, des Königs Bannerträger, abgesandt. Doch dieser wagte sich mit seiner kleinen Mannschaft zu weit vor und überschritt den Auftrag, der ihm zu teil geworden, indem er meinte, durch einen tapferen Angriff die Befestigungen nehmen zu können. Am 22. August wurde er in einer Gebirgsschlucht von den Böhmen angegriffen und mit seinen sämtlichen Mannen erschlagen. Dadurch aber wurde der Plan des Königs völlig gekreuzt, denn es scheint, daß Heinrich für den folgenden Tag mit Otto von Schweinfurt einen beiderseitigen Angriff auf die Böhmen verabredet. Der König ging daher am 23. August nicht vor, da Werner ausgeblieben war.[1]) Otto aber blieb natürlich in der kurzen Zeit auch ohne Nachricht von der Niederlage und griff an dem bestimmten Tage in dem Glauben an, daß die Böhmen auf der anderen Seite durch den König bedrängt würden. Es traf ihn daher ein ähnliches Mißgeschick wie den Werner; er wurde vollständig geschlagen und verlor einen großen Teil seiner Leute. — Etwas günstiger für die Deutschen war inzwischen der Krieg auf dem nördlichen Schauplatze verlaufen. Denn Ekkehard hatte es mit Erfolg versucht, den Grafen Prikos, den Anführer der Mähren und der Ungarn, der ihm hier gegenüberstand, zu bestechen. So war er über das Erzgebirge in den Biliner Kreis gerückt und hatte hier den Krieg durch Verwüstung des Landes geführt. Doch sehr bald kam ein Gesandter des Königs in der Person des Eremiten Günther zu ihm, der ihm meldete, der König wolle den Krieg jetzt aufgeben und er solle sich mit seinem Heere zurückziehen. Ekkehard gehorchte, es wurde ein Waffenstillstand[2]) abgeschlossen und die Deutschen kehrten zurück. Den Prikos aber ereilte bald die Strafe für seinen Verrat, Bretislav ließ ihn schrecklich ver-

---

sei durch kolossal übertriebene Nachrichten von der Beute an Gold, die die Böhmen aus Polen weggeschleppt, angestachelt worden, die großen Reichtümer in seinem eigenen Besitz zu erhalten. So wird der ganze Krieg — denn denjenigen des Jahres 1039 verschweigt Cosmas klüglich — auf die grenzenlose Habsucht des deutschen Königs zurückgeführt.

[1]) Hieraus ergibt sich, daß die Mannschaft Werners nicht zu unbedeutend gewesen ist; und das geht auch daraus hervor, daß das Fuldaer Totenbuch die Namen einer ganzen Reihe von Gefallenen aufbewahrt hat.

[2]) Die Worte des Annal. Saxo 1040 ‚pace data et accepta' können nur so gedeutet werden, an einen wirklichen Frieden ist nicht zu denken. Denn da der König keinen solchen abschloß, so kann dies auch der Markgraf nicht gethan haben. Freilich unklar bleiben diese Verhältnisse doch, zumal auch Cosmas nichts darüber bringt; vgl. übrigens des letzteren stark ironische Worte II, 12 (1042) Heinricus imperator, semper magnificus triumphator.

stümmeln und in einen Fluß werfen. Das war ein trauriger Ausgang des ersten Feldzuges, den der König unternommen, und wohl mag Heinrich über seinen Mißerfolg betrübt gewesen sein.[1]) Schwere Verluste hatte das deutsche Heer erlitten, aber mehr als das wog die Erfolglosigkeit des ganzen Krieges. Die Kriegsrüstung war umsonst aufgewendet worden und es schien stärkerer Mittel zu bedürfen, um den trotzigen Böhmenherzog zu unterwerfen. So sah sich Heinrich auch genötigt, im Winter 1040 von Münster aus Bretislavs Sohn, den er im Jahre 1039 als Geisel erhalten, in die Heimat zu entlassen, um dadurch die zahlreichen Deutschen einzulösen, die im Kriege in die Gefangenschaft der Böhmen geraten waren.

Am Ende des April 1041 trat nun in Seligenstadt ein Fürstentag zusammen, auf welchem über die Fortsetzung des Krieges beraten werden sollte. Davon mußte Herzog Bretislav gehört haben, denn er schickte eine Gesandtschaft dorthin mit der Bitte um Frieden: er selbst werde sich nächstens dem Könige persönlich stellen. Doch man wußte deutscherseits, was man von einem solchen Versprechen des Böhmen zu halten habe. Auf den Beschluß der Fürsten wurde daher den böhmischen Gesandten der Bescheid gegeben, falls Bretislav sich nicht mit seinem ganzen Lande unterwerfe, werde König Heinrich ihn wieder mit Krieg überziehen. Jedenfalls ist der Plan zu diesem neuen Kriege hier schon von den Großen des Reiches gefaßt worden, denn daß Bretislav auf den ihm soeben gegebenen Bescheid nicht eingehen werde, war vorauszusehen. Dann wurde das Aufgebot erlassen und König Heinrich begab sich in die sächsischen Gegenden, um mit dem tapferen Ekkehard das weitere selbst zu besprechen. Der Feldzugsplan, der nun aufgestellt wurde, war demjenigen des vorigen Jahres ganz ähnlich: Der König wollte von Baiern, Ekkehard von Meißen her in Böhmen einrücken. Nur scheint das Aufgebot diesmal ein bedeutend stärkeres gewesen zu sein. Und außerdem erhielt Liutpold, der Sohn Adalberts von der bairischen Ostmark, den Befehl, von Süden aus in Böhmen einzufallen. Prag wurde als Vereinigungspunkt der Heere bestimmt. Wie im vorigen Jahre, so wurden auch diesmal die Feindseligkeiten durch das königliche Heer am 15. August eröffnet, indem sich der König der böhmischen Aufstellung an einem Punkte näherte, der bedeutend mehr nördlich lag als Cham. Jetzt umging er die Verschanzungen der Böhmen selbst, einen Teil seines Heeres ließ er davor zurück. Bald war nun Heinrich im Rücken der Böhmen angelangt, die jetzt keinen Widerstand gewagt zu haben scheinen, sondern vom Schrecken ergriffen ins Innere ihres Landes flüchteten, um die Hauptstadt zu retten. Die Deutschen verwüsteten darauf ungehindert das platte Land und schon am 8. September langte der König vor Prag an. Auch die Sachsen unter Ekkehard rückten jetzt heran, sie hatten keinen Widerstand gefunden, vielleicht weil das nordböhmische Heer von dem glücklichen Einfalle Heinrichs Kunde erhalten und sofort seine Stellungen am nördlichen Grenzgebirge aufgegeben hatte. Vor Prag vereinigten sich dann beide Heere.

---

[1]) Auf die von Perlbach (l. l. S. 452 n. 4) citierten Worte der Ann. Sangall. 1040 (SS. I, 84) ‚altum servans sub corde dolorem' ist kein großes Gewicht zu legen, sie sind ein Citat aus Aen. I, 209.

Nun schickte Herzog Bretislav Gesandte — ob er sich in Prag befand, ist ungewiß — um sich die Verwendung der deutschen Fürsten beim Könige zu erbitten. Doch die Gesandten mußten unverrichteter Dinge zurückkehren, da der Herzog jedenfalls zu viel forderte.

Eine etwas andere Wendung erhielt dann die Lage durch den Abfall des Prager Bischofes Severus. Dieser hatte sich, wie wir wissen, an den Papst gewandt, um das Pallium von ihm zu erbitten und in Prag ein eigenes Erzbistum begründen zu dürfen. Doch es war inzwischen von seiten des Erzbischofes Bardo von Mainz und vielleicht auch des Königs heftige Klage über Severus an den Papst gelangt: Da Severus Kirchenraub begangen und sich seinem rechtmäßigen Metropoliten habe entziehen wollen, so solle ihn der Papst zur Strafe ziehen. Das war nun freilich nicht geschehen, da der Papst böhmischerseits bestochen worden. Wohl aber hatte Severus seitdem an Bardo einen grimmigen Feind, von dem er alles befürchten mußte. Und da die Dinge bislang für die Deutschen so günstig gegangen, so hielt es Severus für das beste, den König und Bardo um Verzeihung zu bitten und auch eine Anzahl von böhmischen Edlen zu bewegen, von Bretislav abzufallen. Er sowohl wie diese Edlen kamen zum Könige und erzählten, daß das Volk wünsche, der Herzog müsse entweder freiwillig ins königliche Lager zur Unterwerfung kommen, oder wenn er das nicht thue, so müsse man ihn gefesselt dahin führen. Möglich nun, daß Bretislav von diesen Dingen Kenntnis erhielt und aus diesem Grunde seine Unterwerfung anbot. Vielleicht aber ist er erst dazu bewogen worden, nachdem der König und Ekkehard mit ihren Heeren einen weiteren Vorstoß ins Böhmerland gemacht und dabei weit und breit Verwüstungen angerichtet.[1]) Auch Liutpold war inzwischen

[1]) Die beiden Angaben der Annal. Altah. 1041 und des Annal. Saxo 1042 lassen sich ganz gut vereinigen: Beide Gründe zusammen können den Herzog zu seiner Unterwerfung bewogen haben. Ich setze danach das Weiterrücken der deutschen Heere in die Zeit nach dem Abfalle des Severus. Ueberhaupt hat man keinen Grund, der ganz positiven Angabe der Ann. Altah. zu mißtrauen, daß eine Anzahl von böhmischen Großen ihrem Herzoge untreu geworden seien. Nicht aber darf man mit Perlbach (Forschungen X, 459) übersetzen „man habe in Prag beschlossen . . . auszuliefern"; denn die incolae des Altaicher Annalisten sind schlechthin Böhmen, wie vorher „incolae non antea cognovere". Daß diese incolae die Bewohner von Prag seien, kann Perlbach nur aus der unbegründeten Annahme folgern, Bretislav sei in Prag gewesen (cf. die Unterscheidung von incolae und urbani, Ann. Altah. 1042 p. 35, l. 27. 31). Von dem Abfalle eines Teiles der böhmischen Bevölkerung sprechen die Ann. Altah. schon vorher: „exceptis duabus provinciis quas illis humiliatis dimiserant", mit Ausnahme von zwei Kreisen, die sich demütigten und deshalb von den Deutschen verschont wurden. Das Wort humiliatis ist nur von dem Standpunkte des Annalisten aus zu verstehen: Die Böhmen sind dem Könige gegenüber Rebellen und dazu von übergroßer superbia (et tanta eos tenuit superbia) erfaßt; doch die Herren dieser beiden Kreise unterwerfen sich dem Könige freiwillig, d. h. sie demütigen sich. Perlbach (l. l. S. 457 n. 6) hat diese Worte nicht verstanden. Steindorff (l. l. S. 108) übergeht sie im Texte vollständig. Ferner mußte Perlbach S. 457 die Worte „neque segetes messuissent" anders übersetzen, als er es gethan. Freilich ist immerhin möglich, daß der Altaicher Annalist hier übertreibt, um die superbia der Böhmen recht hervorzukehren. Denn es ist klar, daß bei dem plötzlichen Einfalle Heinrichs in Böhmen die Landleute ihre Habe nicht schnell in Sicherheit bringen konnten. Was die dortige Ernte betrifft, so können sich die Worte des Altaichers nur auf die höher gelegenen Gegenden beziehen, während ja im Unterlande die Ernte zu Ende Juli vorüber ist.

zum Angriffe übergegangen, er war in Böhmen eingefallen und hatte eine an der Grenze der Ostmark liegende Burg, die ehedem seinem Vater von den Böhmen entrissen worden, eingenommen. Und nach diesem glücklichen Ereignisse wurde der Krieg im Süden des Landes fortgesetzt. Dergleichen Nachrichten verfehlten nun ihre Wirkung auf Bretislav nicht, er gewann es endlich über sich, den König um die Entgegennahme seiner Unterwerfung zu bitten. Er bediente sich dazu der Vermittelung Ekkehards von Meißen und wahrscheinlich auch seines Schwagers Otto von Schweinfurt. Durch diese ließ er dem Könige eidlich versprechen, er werde nach Regensburg kommen und ihm dort huldigen. Ferner werde er 8000 Mark in königlicher Münze zahlen, alle deutschen Gefangenen aus der Haft entlassen, und alles wieder herausgeben, was er jemals dem Reiche oder einem von dessen Fürsten entrissen. Und hierfür stellte er dem Könige fünf Geiseln zur Sicherheit, einen seiner Söhne und vier Knaben aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes, mit der Bedingung, daß es dem Könige freistehen solle, diese zu töten, wenn er sein eidliches Versprechen nicht einhalte. Außerdem ließ Bretislav die von ihm in den Waldschluchten angelegten Befestigungen schleifen und eine breite Rückzugsstraße durch das Gebirge für das deutsche Heer anlegen. Auf dieser zogen dann die Deutschen ohne irgendwelche Behelligung mit großer Beute beladen nach Baiern zurück.

In Regensburg war es, wo zwei Wochen später Bretislav mit den Vornehmen des Landes und mit reichen Geschenken am bestimmten Tage erschien. In der Königspfalz saß Heinrich inmitten seiner Großen und hier demütigte sich der Böhme vor ihm. Die Großen fühlten Mitleid mit dem Manne, der einst ein mächtiger Herrscher gewesen und sich jetzt, wie es die Sitte erheischte, mit bloßen Füßen vor dem Könige niedergeworfen hatte. Auf ihre Bitten ließ Heinrich Gnade ergehen und gab dem Böhmen sein Land. Darauf leistete Bretislav den Vasalleneid, indem er seinem Herrn unverbrüchliche Treue gelobte. Dafür beließ ihm Heinrich zwei Stücke polnischen Landes und schenkte ihm die Hälfte der zu zahlenden 8000 Mark, nachdem der rückständige Tribut Böhmens schon vorher an den königlichen Fiskus abgeführt war.

Dieser vollständige Sieg des Reiches wirkte sehr schnell auf Polen zurück, denn in der Hauptsache war der Krieg ja wegen der unrechtmäßigen Besitzergreifung des polnischen Landes von seiten Bretislavs entstanden. Schon im Jahre 1040 war der junge Kasimir trotz der Abmahnungen seiner Mutter Richeza und König Heinrichs mit nur 500 Rittern in seine Heimat gegangen, um das Erbe seiner Väter anzutreten. Langsam aber stetig ist ihm auch wirklich die Eroberung des polnischen Landes geglückt, doch stets blieb er dessen eingedenk, daß ihm Deutschland einst die Heimat ersetzt und daß ihm die deutschen Erfolge erst die Wiedergewinnung des väterlichen Reiches ermöglicht. Er wie Bretislav haben Zeit ihres Lebens treu zum deutschen Reiche gestanden und sind Vasallen desselben geblieben. — Jedenfalls sind die Erfolge, die Heinrich III. aus dem letzten Böhmenkriege davongetragen, gewaltige zu nennen, denn die beiden großen Slavenländer Böhmen und Polen sind dadurch für immer getrennt worden und in beiden wurde der christlichen Kirche und dem Fortschritte der Kultur ein

mächtiger Vorschub geleistet. Jetzt war Heinrichs Stellung durchaus eine königliche zu nennen.[1])

2. Die Zeit der Ungarnkriege bis 1045.

Um die Mitte des Jahres 1041, bevor noch der Böhmenkrieg seinen Anfang nahm, hatte sich in Ungarn ein großer Umschwung vollzogen. König Peter war den Magyaren als halber Fremdling verhaßt und durch ein überaus treuloses Benehmen gegen Gisela, die Witwe König Stephans, hatte er die Gemüter der Ungarn aufs heftigste gegen sich erbittert. Die Magnaten traten auf die Seite der Gisela und forderten den König auf, dieselbe gemäß dem seinem Oheim früher geleisteten Schwure hoch und in Ehren zu halten. Als Peter dies verweigerte und bei seinem Benehmen gegen Gisela verharrte, verlangten die Magnaten die sofortige Auslieferung Budos, eines der königlichen Räte, auf dessen Anstiften die Königin all ihrer Güter beraubt und in strenge Haft gebracht worden war. Peter erkannte, daß es hier keinen Ausweg gab, er überlieferte daher den erzürnten Magnaten seinen Vertrauten Budo. Derselbe ward als ein Opfer ihrer Wut in Stücke gehauen[2]) und seinen zwei Kindern die Augen ausgerissen. Einen solchen Ausgang hatte aber Peter kaum erwartet, im ersten Schrecken soll er noch in derselben Nacht geflohen sein und zwar zu seinem Schwager Adalbert von der Ostmark. Schließlich aber ging Peter zu König Heinrich und fand bei diesem trotz seiner früheren feindlichen Stellung nicht nur die beste Aufnahme, sondern wurde auch von ihm noch obendrein mit Wohlthaten überhäuft, wie wenigstens der Altaicher Annalist zu berichten weiß. Als nun die ungarischen Magnaten die Flucht Peters erfuhren, schritten sie zu einer Neuwahl. Dieselbe fiel auf einen aus ihrer Mitte namens Samuhel, ge-

---

[1]) Es ist entschieden keine unrichtige Politik der salischen Könige zu nennen, wenn sie bezüglich der slavischen Länder ihr Hauptaugenwerk auf Böhmen und Polen gerichtet haben, während ja andererseits fast alle von Otto I. angelegten Marken verfielen und das Christentum in ihnen beinahe unterging. Denn für den Bestand des Reiches war die Vereinigung von Polen und Böhmen viel gefährlicher, als die immerhin sehr zweifelhafte Verbindung der nördlichen Westslaven, die in eine Unzahl kleiner Stämme zerfielen. Seitdem Otto III. die Oberherrschaft des Reiches über Polen aufgegeben, hatte das Reich keine vornehmere Aufgabe als jene Herrschaft wiederherzustellen und eine enge Verbindung der Polen und Böhmen zu verhindern. Denn war eine solche geschlossen und erstarkt, dann mußten sich sämtliche Westslaven freiwillig oder gezwungen jenem gewaltigen Reiche anschließen und dann sah es mit der deutschen Herrschaft östlich der Elbe schlecht bestellt aus. Das deutsche Reich hat daher nur dadurch das Gebiet zwischen Elbe und Oder, wenn auch nur mühsam, beherrschen können, daß es keine slavische Großmacht entstehen ließ. Und wichtig für diese Verhältnisse war außerdem, daß die Mark Meißen und die Ostmark in die Hände von besonders tüchtigen Geschlechtern gelegt war. Denn auf jene Gebiete hatten es sowohl die Böhmen wie die Polen immer abgesehen. Hier aber saß ein tapferer Markenadel, der an den Grenzkrieg gewöhnt war. Diese Vasallen sowie der große Eigenbesitz der Herren von Meißen und der Ostmark genügten wohl dazu, um einem Slavenangriffe auch auf eigene Faust die Spitze zu bieten.

[2]) Wenn Giesebrecht (II, 355) sagt, dies sei vor Peters eigenen Augen geschehen, so liegt das gar nicht im Berichte der Ann. Altah. ausgesprochen (mox eum comprehendentes interfecerunt ipsum).

nannt Ovo. Er empfing bald nach der Wahl die Königsweihe und hielt dann mit den Bischöfen und den weltlichen Großen seines Landes eine Reichsversammlung, auf welcher alle Bestimmungen, die Peter nach Willkür gegen Recht und Gesetz getroffen, vernichtet wurden. Inzwischen aber erfuhr Ovo, daß Peter sich der Gunst des deutschen Königs erfreue. Aus diesem Grunde ordnete er eine Gesandtschaft an Heinrich ab. Um reinen Wein eingeschenkt zu erhalten, soll er durch seine Gesandten, die den deutschen König zu Weihnachten 1041 in Straßburg antrafen, an Heinrich die Frage [1]) haben stellen lassen, ob er von seiten Heinrichs Krieg oder Freundschaft zu erwarten habe. Darauf soll der König geantwortet haben: „Wenn Ovo mich und das Reich in Frieden läßt, so werde auch ich nichts Feindseliges gegen ihn unternehmen; wenn aber nicht, so werde ich ihm mit aller Macht begegnen." König Heinrich schickte dann mit den zurückkehrenden Ungarn gleichfalls eine Gesandtschaft, um die begonnenen diplomatischen Beziehungen fortzusetzen und jedenfalls in der Absicht, ein gutes Verhältnis mit Ungarn anzubahnen.

Während nun Heinrich nach dem Weihnachtsfeste zu Anfang des Jahres 1042 auf die besondere Bitte Wipos und wohl noch anderer Burgunder nach Burgund ging und hier mit wichtigen Maßregeln beschäftigt war, that Ovo einen Schritt, der sein Verhältnis zum Reiche ein für allemal bestimmte. Die Ursache zu diesem Schritte ist allerdings nicht klar, wir können nur an der Thatsache festhalten. Ovo unternahm einen Gewaltstreich gegen die bairische Ostmark. Heimlich ließ er, erzählt der Altaicher Annalist, ein Aufgebot an sein ganzes Heer ergehen, und damit niemand die Kunde von dem beabsichtigten Zuge nach Deutschland brächte, ließ er alle fremden Kaufleute und Boten, die sich im Lande befanden, und sogar mit Verletzung des Völkerrechtes die deutschen Gesandten, die König Heinrich geschickt, festnehmen. Dann teilte er sein Heer, südlich von der Donau rückte er selbst vor, am nördlichen Ufer übernahm sein Herzog die Rolle des Anführers. In aller Stille zog der König über die Grenze und überschritt den Traisenfluß, der unterhalb Krems in die Donau mündet. Hier begann der

[1]) Natürlich ist die Frage von den ungarischen Gesandten in dieser Form nicht gestellt worden, sie entspricht nur ungefähr den thatsächlichen Verhältnissen. Denn Ovo wollte erkunden, wie sich Heinrich zu der Neuordnung der Dinge in Ungarn stellen werde. Uebrigens hatte auch Heinrich gar kein faktisches Recht, in Ungarn einzuschreiten, Peter hatte durch die Flucht seine Herrschaft aufgegeben und gegen den von den Großen rechtmäßig gewählten König konnte Heinrich ohne weiteres gar nichts unternehmen. Wir haben überhaupt allen Grund, dergleichen eingelegten Reden zu mißtrauen, zumal hier der Altaicher Annalist offenbar darauf ausgeht, die Ungarn als stolz und sich selbst überhebend hinzustellen, obwohl er dazu eigentlich gar keinen Grund hatte. Denn erst ergreift der Altaicher entschieden Partei gegen Peter, seitdem aber letzterer an Heinrichs Hof geflohen ist, ist er ihm deswegen zu einer ehrwürdigen Person geworden, während ihm der neugewählte König nun notwendigerweise als Rebell erscheint. So mischt der Altaicher seine Farben nach den Umständen. Uebrigens mußte in den Ausgaben der Ann. Altah. bei den Worten Heinrichs das Komma hinter auxiliante und nicht hinter possim gesetzt werden und danach mußte Steindorff (I, 122) übersetzen „was ich mit Gottes Hülfe vermag". Was die Gegengesandtschaft betrifft, so mußte Heinrich mit Ovo gute Beziehungen anstreben und durfte sich nur im Notfalle der Person König Peters gegen Ovo bedienen. Aus diesem Grunde kann ich mich der von Steindorff (I, 122, Z. 11—15) vorgetragenen Auffassung nicht anschließen.

eigentliche Krieg am Morgen des 15. Februar. Das Land wurde verwüstet und ausgeplündert. Da man auf den Einfall nicht vorbereitet war, so war Widerstand unmöglich und eine Menge von Deutschen wurde in die Gefangenschaft geschleppt. Am Abende desselben Tages zog dann Ovo noch nach Tuln, übernachtete in der Nähe dieses Ortes und trat dann den Rückweg an. Reiche Beute trugen die Ungarn davon. — War der König selbst auf solche Weise bei seinem Einfalle glücklich gewesen, so verhielt sich das mit der nördlichen Schar anders. Der ungarische Herzog war an demselben Tage zum Angriffe vorgegangen und schon befanden sich eine Menge Gefangener in den Händen der Ungarn. Zum Glück aber eilten Markgraf Adalbert und sein Sohn Liutpold herbei, allerdings mit noch nicht dreißig Bewaffneten. Doch gesellten sich bald die Besitzer der umliegenden Höfe hinzu und vereint zog man gegen den Feind, kaum dreihundert Deutsche gegen, wie es heißt, zehn Legionen Ungarn, jedenfalls gegen eine ganz bedeutende Uebermacht. Der kräftige Vorstoß der Deutschen setzte die Ungarn bald in Verwirrung, dann wurden die Gefangenen schnell befreit. Noch aber war das dritte ungarische Treffen zu überwinden, welchem die Aufgabe zugefallen war, die Deutschen zu umgehen. Das war auch geschehen und die Deutschen waren so in einen Hinterhalt geraten. Schon verzagte man, zumal das kleine Häuflein durch den vorhergehenden Kampf sehr ermattet war. Doch in der Hoffnung auf den Beistand Gottes, wie es heißt, griff man an und errang auch über diese letzte Abteilung einen glänzenden Sieg. Nur wenige von den Ungarn entkamen und auch von diesen fanden die meisten ihren Tod in den Fluten der March.[1]) — Aber auch eine andere Unternehmung der Ungarn hatte keinen

[1]) Ich folge oben der Darstellung der Ann. Altah., da wir sonst nur noch einen ganz kurzen Bericht über diesen Krieg bei Hermann von Reichenau besitzen. Beide Quellen stimmen darin überein, daß das nördliche Heer der Ungarn eine Niederlage erlitten habe. Doch kann der ganze Kriegszug der Ungarn kein bedeutender gewesen sein. Erstens nämlich, wenn das Heer Ovos aus „innumeri milites“ bestanden hätte, wäre der König wohl nicht noch an demselben Tage zurückgekehrt, sondern hätte sich weiter gewagt. Und damit ist auch Giesebrechts (II, 356) Ansicht zu modifizieren, Ovo hätte die alten Raubzüge der Magyaren erneuern wollen. Nun ist jedenfalls das königliche Heer größer gewesen als dasjenige des Herzoges, das letztere aber wird auf zehn Legionen angegeben. Die legio bedeutet bei den Annalisten jener Zeit ein ganz bestimmtes Kontingent, cf. z. B. chron. Polon. I, 21 und 19 (500 milites = halbe Legion). Nun ist es doch unmöglich, daß an 10000 Mann von noch nicht 300 Bewaffneten völlig geschlagen und fast aufgerieben wurden. Entweder ist daher die Zahl der Ungarn weit übertrieben oder diejenige der Deutschen viel zu gering angesetzt, vielleicht auch beides zugleich. Aus dem Berichte der Ann. Altah. geht nun jedenfalls hervor, daß der Verfasser seine Nachrichten von einem Augenzeugen erhalten hat (cf. hostium autem ut comperimus decem legiones fuerunt). Dieser Augenzeuge ist wohl zugleich der Uebertreiber gewesen, und auch der Altaicher ist als Baier gegen die Ungarn stets sehr eingenommen. Ich sehe daher keinen Grund zu der Bemerkung Steindorffs I, 150 n. 7, im Gegenteil, je kleiner die Zahl der Deutschen und je erschöpfter ihre Kräfte waren, desto mehr konnte der Sieg, wie das ja auch geschehen, auf die besondere Hülfe Gottes zurückgeführt werden. Und daraus ergab sich für den Annalisten und für seine Leser mit Notwendigkeit die Gerechtigkeit der deutschen Sache. Darauf läuft schließlich alles hinaus. Cf. hierzu Ann. Altah. Oktavausgabe S. 34 Z. 5. 12—14. 22—24. S. 35 Z. 7—10; cf. außerdem die Mischung geistlicher mit antiker Phrase S. 33 Z. 24—26 (Sall. Cat. 20, 9). Der ungarische Geschichtschreiber Keza c. 26 (ed. Florianus Lips. 1883 p. 80) ist hier nicht zu brauchen, da er lediglich die Ann. Altah. ausschreibt und in ungarischem Sinne verändert.

glücklichen Ausgang. Denn zu derselben Zeit, wo die Magyaren gegen die bairische Ostmark auszogen, fiel auch ein Haufe Ungarn in die Mark Kärnten ein und machte dort große Beute. Aber der Graf Gottfried, der spätere Markgraf von Kärnten, stellte sich dem Feinde entgegen und brachte ihm eine Niederlage bei, von der nur wenige Ungarn entronnen sein sollen. — Ovo hatte jetzt gezeigt, wessen sich das Reich von ihm zu versehen hatte. Vielleicht war der Angriffskrieg der Ungarn gegen Deutschland gerade auf jene Zeit verlegt, wo der König im fernsten Westen weilte und an eine schnelle Ahndung der Einfälle nicht gedacht werden konnte. Jedoch an einen großen Angriffskrieg der Ungarn haben wir nicht zu denken, es ist vielmehr eine Reihe von kleinen Unternehmungen, deren jede wahrscheinlich kein großes Heer beansprucht hat. Den furchtbaren Ungarneinfällen von früher gleichen sie jedenfalls nicht.

So sehr auch diese östlichen Verhältnisse in den ersten Regierungsjahren König Heinrichs III. in den Vordergrund treten, so hat es doch der König keineswegs verabsäumt, sich mit den westlichen Angelegenheiten zu befassen, die in vielen Beziehungen ungleich wichtiger waren als diejenigen des Ostens. Vor allem handelte es sich hierbei um Burgund. Am Ende des Jahres 1041 ward Heinrich in Straßburg von Wipo und dem Erzbischofe Hugo von Besançon aufgefordert, nach Burgund zu kommen. Diesem Rufe folgte der König. Zu Anfang 1042 begab er sich mit einem Heere gen Süden und empfing in Burgund die Huldigung einer Anzahl von Großen. Zugleich aber übte er seine königlichen Rechte und Pflichten aus, indem er Recht und Gesetz kräftig handhabte und den Frieden schirmte. — Kurze Zeit, bevor Heinrich nach Burgund kam, war im Süden Frankreichs eine Reaktion der Kirche gegen das wilde Fehdewesen des Adels erfolgt. Dieselbe offenbarte sich in einem eigentümlichen Friedensgebote. Das Königtum war in den romanischen Landen zu ohnmächtig, als daß der einzelne einen gesicherten Rechtsschutz gehabt und bei den unaufhörlichen Fehden des hohen und niederen Adels hatte die Kirche gewöhnlich das meiste zu leiden. Schon mehrfach waren daher in Frankreich Friedenseinigungen von der Kirche ausgegangen, doch, wie schon einsichtige Leute vorausgesagt hatten, waren dieselben nicht gehalten worden. Jetzt aber war man endlich zu einem gewissen Ziele gelangt und das sollte für die ganze spätere Zeit von großer Wichtigkeit werden. Es ist dies die Treuga Dei oder der Gottesfrieden. Wer diesem Frieden beitrat, mußte beschwören, daß er von Mittwoch abend bis Montag früh Frieden halten wollte mit Freund und Feind, mit Nachbarn und Fremden. Wer den geschworenen Eid brach, sollte dem Kirchenbanne verfallen. Durch den Einfluß der großen Kirchenfürsten und ganz besonders durch die Machtstellung Odilos von Cluny — die Cluniacenser wurden die wärmsten Anhänger des Friedens — verbreitete sich der Gottesfrieden schnell über Burgund, nachdem im Jahre 1041 auf einer Synode zu Montriond bei Lausanne die Annahme desselben durch die Erzbischöfe von Vienne und Besançon beschlossen war. Man meinte, daß jener Frieden unmittelbar vom Himmel stamme und aus der Barmherzigkeit Gottes geflossen sei. Er wurde errichtet, wenn auch nicht im Gegensatze zu den weltlichen Gewalten, so doch sicherlich ohne jedes Zuthun von seiten derselben. Es war ein Akt der Selbsthülfe, der neben der Kirche auch dem

eigentlichen Volke zu gute kommen sollte. In kurzer Zeit war ganz Frankreich von der neuen Friedenseinigung durchdrungen. Als aber Bischof Gerhard von Cambrai aufgefordert wurde, das Friedensgebot auch in seinem Sprengel verkünden zu lassen, so lehnte es dieser Prälat ab; denn er meinte, dies habe im deutschen Reiche keinen Sinn, wo ja die königliche Gewalt über dem Frieden wache. Zweifelsohne ist nun König Heinrich nirgends gegen den Gottesfrieden aufgetreten. Denn weil die Treuga Dei von den hervorragendsten Geistlichen der Zeit wie von Odilo von Cluny und Richard von St. Vannes warm vertreten wurde und Heinrich sich ja überhaupt der kirchlichen Richtung mehr ergeben zeigte, so konnte es seinerseits weder zu einer Geringschätzung noch etwa zu einer Anfeindung des Friedens kommen.

Heinrich mußte im Gegenteil, da er König über ein großes romanisches Gebiet war, der Richtung desselben Zugeständnisse machen, um sich Burgund nicht zu entfremden, wo ja doch sein Regiment vielfach als Fremdherrschaft aufgefaßt wurde. Und es scheint hiermit in engem Zusammenhange zu stehen, daß er sich im Jahre 1042 auch nach einer Gemahlin romanischer Abkunft umgesehen hat. Königin Gunhild oder Kunigunde war schon im Jahre 1038 auf welscher Erde gestorben; die Anknüpfung mit dem alten dänischen Königsgeschlechte hatte somit keine weiteren Folgen und auch die durch Kanut begründete nordische Großmacht sollte bald für immer gestürzt werden. Ob sich nun Heinrich auch hier mit der echt deutschen Politik seines Vaters geflissentlich in Widerspruch setzte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls entsprach es seiner ganzen Neigung und der Auffassung seines Königtumes mehr, wenn er jetzt an eine Gemahlin von hoher romanischer Abkunft dachte. Seine Wahl fiel auf Agnes, die Tochter Wilhelms V. von Aquitanien, also desjenigen mächtigen Fürsten, an den sich einst die italienischen Großen mit der Bitte gewandt, die Krone ihres Reiches zu übernehmen. Auch mütterlicherseits entstammte Agnes hohem Geschlechte, ihre Mutter war die Tochter des gewaltigen Grafen Otto Wilhelm, der dem Kaiser Heinrich II. Burgund streitig gemacht. Und dieser wiederum war ein Enkel Berengars II. von Italien. Kam die Heirat zustande, so mußte Heinrich in Burgund an Einfluß und Macht bedeutend gewinnen, ja er griff dann sogar nach Frankreich hinüber. Von seiten der Kirche konnte allerdings gegen diese Ehe Einspruch erhoben werden, denn auch in den Adern der Agnes rollte kaiserliches Blut, da sie eine entfernte Nachkommin von Ottos des Großen Schwester Gerberga war und die Kaiserin Gisela in demselben Verwandtschaftsgrade zu dem ottonischen Stamme stand, wie die Mutter der Agnes. Doch Heinrich, gleichfalls aus einer kirchlich anstößigen Ehe entsprossen, kümmerte sich um solche Sachen nicht und betraute zu Pfingsten 1042 seinen Vetter, den Bischof Bruno von Würzburg, mit der Brautwerbung. Und diese Sendung sollte von gutem Erfolge gekrönt werden, war es ja für das erste Vasallengeschlecht Frankreichs immerhin eine hohe Ehre, wenn sich der deutsche König eine Gemahlin aus ihm erbat.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zu den Verhältnissen des Ostens zurück. König Heinrich hatte es vorausgesehen, daß Ovo von Ungarn feindlich gegen das Reich auftreten werde. Denn sechs Tage, nachdem Ovo seinen Raubzug unternommen, hat der König in Regensburg, wohin er von Burgund aus

gegangen war, das Herzogtum Baiern wieder zu Lehen ausgegeben. Als Herzog des Landes wurde bestellt Heinrich, der Neffe des im Jahre 1026 verstorbenen Herzoges Heinrich und der Kaiserin Kunigunde, also ein Lützelburger. Der König entschloß sich dazu, seine persönliche Herrschaft über Baiern aufzugeben und das Stammesherzogtum dort wiederherzustellen, damit das Land eines kräftigen Schutzes gegen die Ungarn nicht entbehre. Kärnten dagegen behielt er unter seiner unmittelbaren Verwaltung, nachdem im Jahre 1039 kurz nach dem Kaiser auch dessen ehemaliger Nebenbuhler Konrad von Kärnten gestorben war. — Da nun die Nachrichten von dem offenen Friedensbruche des Ovo kamen, galt es mit den Fürsten des Reiches schnell in Beratung zu treten, um den östlichen Feind zu unterwerfen. In Köln kam es zu Ostern 1042 zu einer allgemeinen Fürstenversammlung. Als der König anfragte, welche Maßregeln die Fürsten gegen die Ungarn zu ergreifen gedächten, stimmten alle für einen Kriegszug gegen die Friedensbrecher. So wurde der Krieg beschlossen und der Beginn desselben auf den Spätsommer des Jahres festgesetzt.

Mit einem großen Heere, zu dem sich auch Bretislav von Böhmen mit stattlicher Mannschaft persönlich eingefunden, rückte Heinrich im September 1042 am nördlichen Ufer der Donau in Ungarn ein. Heimburg und Preßburg erlagen sofort dem Angriffe der Deutschen. Auf Anraten Bretislavs, der von den Bodenverhältnissen Westungarns gute Kunde haben mochte, blieb Heinrich auf dem linken Donauufer, da die Sümpfe südlich des Flusses alle militärischen Erfolge gehemmt hätten. In Begleitung des deutschen Heeres befanden sich der frühere König Peter und einer seiner Vettern, der sich in Böhmen aufgehalten hatte und nun im Gefolge von Bretislav in das Land seiner Väter zurückkehrte. Doch Peter stand bei den Ungarn in zu schlechtem Andenken, als daß es Heinrich geglückt wäre, ihn wieder als König einzusetzen. Vielmehr erschien eine Gesandtschaft der Ungarn bei Heinrich, die ihn bat, er möchte nur nicht den Peter wieder zurückführen, sonst würden sie ihm in allen Stücken gehorsam sein. Heinrich mußte daher auf den anderen Arpaden Rücksicht nehmen. Bis zum Flusse Gran drang das deutsche Heer in Ungarn vor, das platte Land wurde verwüstet, neun Städte wurden eingenommen. Auch wurde ein starkes ungarisches Heer geschlagen und größtenteils vernichtet. Von einer Teilnahme Ovos am Kriege wissen wir nichts, es scheint, daß er sich in das Innere seines Reiches zurückgezogen hatte. Denn die Großen des westlichen Ungarns trennten ihre Sache von derjenigen ihres Königs und empfingen von Heinrich als Herzog den Neffen Stephans, der mit Bretislav gekommen war und für den sich der Böhme ausdrücklich beim Könige verwendete. Dieser Herzog erhielt die von den Deutschen eroberten Städte sofort ausgeliefert, aber seine Herrschaft war nicht von langer Dauer. Kaum hatten die Deutschen Ungarn verlassen, so wurde der Herzog von Ovo mit solcher Macht angegriffen, daß er sich nicht halten konnte, sondern nach Böhmen flüchten mußte. Peter aber war mit Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt. Bretislav erhielt für seine erfolgreiche Mitwirkung im Ungarnkriege hohe Auszeichnung und reiche Geschenke, als er zu Weihnachten 1042 mit Heinrich in Goslar zusammentraf. Hierher hatte der König auch den Kasimir von Polen beschieden, wahrscheinlich um streitige Punkte zum Ausgleich zu bringen, welche

den Bretislav mit Kasimir entzweit hatten. Doch Kasimir erschien nicht und die Gesandten, welche ihn vertreten sollten, wurden nicht einmal vorgelassen, so erzürnt war der König auf den Polenherzog. Erst durch eine neue Gesandtschaft Kasimirs wurde Heinrichs Zorn besänftigt. Denn es ergab sich, daß der Pole durch wichtige Dinge verhindert worden war, selbst nach Deutschland zu kommen. Ferner erschienen in Goslar Gesandte des russischen Großfürsten Jaroslav, die, wie Lambert von Hersfeld erzählt, den Auftrag hatten, eine Heirat der Tochter des Großfürsten mit König Heinrich zu vermitteln. Doch natürlich hatten die Gesandten damit keinen Erfolg, da ja der König in dieser Beziehung seine Augen auf eine ganz andere Gegend gerichtet.

Als dann Heinrich das Pfingstfest [1]) zu Paderborn feierte, kamen Gesandte des Ungarnkönigs an den Hof. Ovo mußte die Rache Heinrichs für die Verjagung des jüngst von ihm eingesetzten Herzoges fürchten und deshalb ließ er jetzt seine Gesandten große Versprechungen machen. Er sei nämlich, falls Heinrich das Geschehene anerkenne, bereit, sämtliche deutschen Gefangenen zurückzuschicken und bei denen er dies nicht könne, Geld dafür zu bieten. Außerdem aber wolle er noch eine große Summe in Gold zahlen. [2]) Heinrich erkannte natürlich, daß diese Versprechungen nur deshalb gemacht wurden, um ihn von einem neuen Kriegszuge abzuhalten. Er antwortete daher den Gesandten, er wolle nicht eher einen Vertrag abschließen, als bis er nach Regensburg gekommen sei; dort würden sie sich außerdem den von den bairischen Großen vorgeschlagenen Bedingungen fügen müssen. — Es kam dann in Regensburg wirklich zu neuen Besprechungen. Die ungarischen Gesandten gingen auf alle Forderungen ein, die gestellt wurden, und der Frieden wäre auch zustande gekommen, wenn nicht die Ungarn verlangt hätten, der König selbst solle den Friedensvertrag beschwören. Doch das verstieß gegen alle Sitte und deshalb wurden die Verhandlungen abgebrochen. Nun wurde das Aufgebot erlassen und ein Grenzstrich an der bairischen Ostmark zum Sammelpunkt für das Heer bestimmt. Nachdem die Heerschau abgehalten, rückte man sofort in das Gebiet des Feindes ein und zwar stieß man südlich der Donau auf Befestigungen an dem Flüßchen Repcze, einem Nebenflusse der Raab. Man schritt zur Erstürmung der Festungswerke, um den Uebergang zu gewinnen. Doch am Tage, bevor der eigentliche Sturm beginnen sollte, nahte sich wieder eine ungarische Gesandtschaft mit der Absicht, den Frieden um jeden Preis zu erlangen. Man bot von seiten der Ungarn Zurücksendung der Gefangenen und Wergeld für alle Vermißten, Rückgabe des Gebietes, welches einst an König Stephan

---

[1]) Vorher hatte Heinrich den Tod seiner Mutter Gisela zu beklagen, sie starb am 15. Februar 1043. Heinrich geleitete die Leiche nach Speier, wo Gisela an der Seite ihres Gemahles beigesetzt wurde.

[2]) Die Worte der Ann. Altah. 1043 „regis gratia“ sind zu übersetzen „aus königlicher Gnade" nicht aber mit Giesebrecht II, 359 „für den König" oder mit Steindorff I, 177, der sie willkürlich erweitert „so viele Pfunde Goldes zahlen, als es dem Könige belieben werde". Beide verstehen unter dem „rex“ Heinrich, während nur an Ovo zu denken ist. Die Stellung des Wortes gratia erklärt sich erstens aus dem Sachverhalte: zu der ersten Bedingung seien alle Ungarn bereit, das letzte aber sei ausdrücklich des Königs Geschenk, und zweitens aus der durch die Reimprosa bedingten Umstellung.

freundschaftshalber gegeben worden (d. h. Ungarn bis zur Leitha), außerdem vierhundert Pfunde Gold und ebensoviele Gewänder, schließlich Rückerstattung von alledem, was einst die Königin Gisela von ihrem Gemahle Stephan erhalten und was ihr Ovo abgenommen. Ovo verstand sich außerdem zu einem Eide auf diese Bedingungen und er stellte Heinrich noch die Wahl von sieben Geiseln frei; dieselben sollten nach Erfüllung der sämtlichen Abmachungen am 30. November zurückgegeben werden, andernfalls sollte es Heinrich freistehen, sie zu töten. Daraufhin wurde der Friede abgeschlossen. Denn die Bedingungen konnten für die Deutschen kaum günstiger sein; vor allem war jetzt ein beträchtliches Gebiet zu beiden Seiten der Donau dem Reiche zurückgewonnen worden, südlich des Stromes wurde es im Osten von der Leitha, nördlich von der March begrenzt. Dies Gebiet, die sogen. Neumark von Oesterreich, wurde wahrscheinlich sofort an Liutpold, den Sohn des österreichischen Markgrafen Adalbert, als eigene Mark gegeben, so daß dieses um das Reich hochverdiente Haus einen neuen Machtzuwachs erhielt. Heinrich konnte daher froh ins Reich zurückkehren, seines königlichen Amtes hatte er trefflich und mit Glück gewartet und durch die feste Verbindung, die zwischen ihm und den Großen bestand, waren schöne Erfolge erzielt worden.

So läßt es sich auch aus der Siegesfreude des Königs erklären, daß er bei seiner Rückkehr ins Reich zu Konstanz eine Synode versammelte, bei welcher er selbst öffentlich auftrat, allen seinen Feinden und Widersachern verzieh und es erreichte, daß alle Anwesenden dasselbe thaten. Und er war ernstlich bemüht, diese Friedenseinigung auf das ganze Reich auszudehnen, wie wir bald sehen werden. Während also damals in Frankreich nur von seiten der Kirche Frieden gestiftet werden konnte, hat in Deutschland allein die tiefe Religiosität des Königs den gleichen Einfluß auf das Volk auszuüben vermocht; Frieden ward hier durch denjenigen gestiftet, der als der Ausgangspunkt alles Rechtes und alles Friedens galt.

Die Zeit solch großer Erfolge, die gegen äußere und innere Feinde davongetragen wurden, hatte sich nun König Heinrich für ein hohes Fest ausersehen. Nämlich jetzt wollte er seine Verlobung mit der romanischen Fürstentochter begehen, nachdem Bruno günstigen Bescheid über die Brautwerbung gebracht. In Besançon traf Heinrich mit Agnes zusammen und feierte unter dem Beisein einer Menge von weltlichen und geistlichen Großen die Verlobung. Freilich von mancher Seite ward dies als ein entschiedener Mißgriff angesehen, einige hervorragende Geistliche haben die Verbindung wegen der Verwandtschaft beider Verlobten sofort gemißbilligt und angegriffen. Das waren besonders die Aebte Siegfried von Gorze und Poppo von Stablo. Siegfried verfaßte ein langes Schreiben, in welchem er den Poppo ersuchte, den König von dieser unheilvollen Verbindung abzubringen. Denn das königliche Haus sei schon durch seine früheren verbotenen Heiraten hart genug gestraft worden, indem es fast ausgestorben sei. Außerdem argwöhnte Siegfried, daß mit der romanischen Gemahlin auch die Sitten am Hofe französische würden, daß die alte deutsche Ehrbarkeit und Zucht französischer Unsitte und fremdem Flitter und Tand weichen würde.[1]) Ob nun

[1]) Aehnliche Klagen wurden schon bei der Heimführung der Theophano durch Otto II. laut, aber hier wie dort ohne Grund. Es war eine natürliche Anlage in unserem Volke, sich

Poppo wirklich beim Könige vorstellig wurde, wissen wir nicht, jedenfalls aber hat der geistliche Rat in dieser Beziehung auf den König nichts vermocht, sondern Heinrich folgte seinen politischen Berechnungen. Der festliche Zug bewegte sich nun von Besançon nach Mainz und hier erfolgte unter der Anwesenheit fast aller Großen des Reiches die Krönung, kurz darauf in Ingelheim die Vermählung. Und am 30. November wurde die junge Königin von ihrem Gemahle reichlich mit Gütern bedacht, Schenkungen, die am 18. Januar 1044 noch beträchtlich vermehrt wurden. — Leider starb kurz nach diesen festlichen Tagen der junge Liutpold zu Ingelheim, seine ritterlichen Tugenden können von den zeitgenössischen Chronisten nicht genug gerühmt werden. Unbestimmt ist es, ob der König schon damals einen Siegfried mit der sogen. Neumark von Oesterreich belehnt hat, der neue Markgraf begegnet uns erst im Anfange des Jahres 1045.

Von Ingelheim ging dann Heinrich nach Trier, um seine Friedensbestrebungen auch in Lothringen fortzusetzen. Wie früher in Konstanz, so trat auch hier der König damit hervor, daß er zunächst allen seinen Widersachern und denen, die sich gegen ihn vergangen hatten, verzieh und dann die ganze Versammlung zu einem gleichen Friedensgelöbnis bewog. Es scheint sogar, daß dies Friedensgebot damals zu einem allgemeinen Reichsgesetze erhoben wurde. Das entsprach aber durchaus der augenblicklichen wirtschaftlichen Lage des Reiches. Denn der Winter von 1043—1044 war überaus hart und streng, fast in ganz Europa machten sich seine Schrecknisse fühlbar. Wein und Obst ging zu Grunde, vielfach wurde der Feldbau vernichtet, das Vieh starb und unter den Menschen brach Hungersnot und Pest aus, so daß nach Cosmas' Erzählung in Böhmen der dritte Teil der Landesbewohner starb. Unter solchen Verhältnissen war es von großem Nutzen, daß das Friedensgebot erlassen wurde, denn wenn das Reich noch mit inneren Unruhen zu kämpfen hatte, dann mußte der Wohlstand immer mehr dahinschwinden. Und dazu stand schon wieder ein Krieg mit Ungarn in Sicht. Ovo hatte seit dem Frieden von 1043 bei seinen Magnaten einen schweren Stand. Denn diese mögen über die Gebietsabtretung an das Reich und auch sonst über die für Ungarn nicht gerade ehrenvoll lautenden Bedingungen nicht wenig erzürnt gewesen sein. So bildete sich schnell eine Verschwörung gegen den König, über deren Ziele wir allerdings nur wenig erfahren.[1]) Indes der

---

ablehnend gegen alles Fremde und dessen schlechte Einflüsse zu verhalten. So würde die Schilderung von Tac. Germ. 17—21 in ihren allgemeinen Zügen auf die Deutschen des elften Jahrhunderts, wenigstens aber auf die Sachsen noch ganz gut passen. Uebrigens hatte auch Siegfried von Gorze zu schwarz gesehen. Denn nach Herim. Aug. 1043 hat Heinrich bei seiner Hochzeit die Spielleute und allerlei loses Volk ungeehrt und unbeschenkt von dannen geschickt (Hermanns Worte „utile cunctis exemplum proposuit" sind ein Citat aus Hor. ep. I, 2, 18).

[1]) Auch hier wieder ist der Bericht der Ann. Altah. stark gefärbt. Ovo ist als gewählter König der Ungarn kein „iniustus rex" und danach ist auch die coniuratio keine „iusta". Die Angabe, man habe den Ovo tot oder lebendig dem Könige Heinrich überliefern wollen, ist eine entschiedene Uebertreibung. Denn wenn sich der nationale Stolz in den Ungarn regte, so hätte ja eine Auslieferung an den deutschen König gar keinen Sinn gehabt, zumal die Auslieferung des toten Ovo. Jedenfalls richtete sich die Verschwörung gegen die Regierung und vielleicht auch gegen das Leben des Königs, aber die Worte „caesari tradere quaerebant" sind Zusatz des deutschfreundlichen Annalisten. Die Einmischung Heinrichs in die ungarischen Dinge hatte erst

Plan wurde verraten und einige Teilnehmer mit dem Tode bestraft. Die anderen entkamen und suchten Hülfe bei König Heinrich. Dieser war auf Ovo erbittert, da der letztere die Friedensbedingungen nicht richtig erfüllt hatte. Heinrich faßte daher den Entschluß, den Ovo von neuem mit Krieg zu überziehen. Im Frühling des Jahres 1044 begann der Feldzug, zu dessen Begründung der König den Umstand benutzte, daß sich Ovo in der Erfüllung der Friedenstraktate lässig gezeigt. Von Oesterreich aus rückte das deutsche Heer in Ungarn ein. Es bestand nur aus dem bairischen Aufgebote und einem böhmischen Hülfscorps und des Königs eigenen Dienstmannen. Ein größeres Heer wollte Heinrich nicht versammeln, da der Dienst wegen des allgemeinen Mißwachses zu schwer auf den Vasallen lastete. [1])

Während nun Heinrich vorrückte, erschienen bei ihm mehrere Gesandtschaften von seiten Ovos, welche die Auslieferung der zu den Deutschen geflohenen Ungarn verlangten, da diese die Anstifter des ganzen Krieges seien. Eigentlich aber wollten sie den König vom weiteren Vormarsche abhalten, damit Ovo zu seinen Rüstungen Zeit gewinne, zugleich sollten sie die Stärke des deutschen Heeres auskundschaften. Das erstere gelang ihnen freilich nicht, da sie von Heinrich unter allerlei Vorwänden zurückgehalten wurden, bis die Deutschen nur noch einen Tagemarsch vom ungarischen Heere entfernt waren. Ueber die geringe Größe des deutschen Heeres aber waren schon Nachrichten zu den Ungarn gelangt, die von einigen Baiern verräterischerweise überbracht worden waren. Es kam jetzt zu neuen Verhandlungen, doch ein Vergleich ward nicht geschlossen, vielmehr der Kampf für den dritten Tag vereinbart. Als aber die Deutschen an jenem Tage zum Kampfe ausrückten, waren die Ungarn abgezogen. Daher beschloß Heinrich ihnen über den Repczefluß zu folgen; der Uebergang über denselben ward mit Hülfe der im deutschen Heere befindlichen Ungarn bewerkstelligt. Dann kam man zur Raab und als die ersten Deutschen über diesen Fluß setzten, fanden sie am anderen Ufer das große Ungarnheer in Schlachtbereitschaft. Indes die Deutschen ließen sich nicht irre machen, man beschloß den an Macht bedeutend überlegenen Feind anzugreifen. Die Ungarn waren insofern im Nachteile, als sich ein heftiger Sturmwind erhob, der ihnen mächtige Staubwolken ins Gesicht trieb. Sobald sich der Sturm gelegt hatte, gingen die Deutschen vor. Zuerst hielten die Ungarn stand, da sie auf ihre Uebermacht vertrauten. Doch als in kurzer Zeit eine große Anzahl von den Ihrigen gefallen war, riß in dem Heere

---

dann einen Sinn und ist auch dann erst wirklich erstrebt worden, nachdem die Verschwörung verraten war und die flüchtigen Magnaten sich nach fremder Hülfe umsehen mußten.

[1]) Jedenfalls ist die Angabe Bernos von Reichenau in seinem Briefe an Heinrich (Archiv f. Kunde östrch. Geschichtsquellen XX, 200) „recte in decem et septem legionibus diaboli exercitum superasti" zu hoch gegriffen, man wird auf diese mystischen Spielereien keinen besonderen Wert legen dürfen. Rodulfus Glaber (SS. VII, 70) hist. V, 4 wird mit seinen 6000 Mann entschieden eher das Richtige treffen, da ja auch Hermann von Reichenau den König nur „cum perpaucis copiis" ausziehen läßt. Uebrigens scheint auch die königliche Kasse selbst durch die damalige Notlage des Reiches nicht eben sehr gefüllt gewesen zu sein, denn laut einer erhaltenen Urkunde (Stumpf, Reichskanzler 2262, II, S. 187) hat der König damals vom Bischofe Adalger von Worms ein Darlehen von 20 Pfund und 200 Mark Silber aufgenommen, was jedenfalls mit dem Kriege in Zusammenhange steht.

bald eine wilde Flucht ein. An sechs Meilen sollen die Deutschen den fliehenden Ungarn nachgesetzt haben, der Weg war mit Leichen wie besäet. Viele vornehme Ungarn wurden gefangen und die goldene Königslanze erbeutet. Darauf standen die Deutschen von der Verfolgung ab und kehrten ins Lager zurück. Eine große und allgemeine gottesdienstliche Feier beschloß den Sieg und auch hier wieder kam es zu einer allgemeinen Versöhnung und Befriedung, indem der König allen seinen Feinden vergab und das ganze Heer das Gleiche that. Der Sieg an der Raab, der am 5. Juli 1044 erfochten wurde, ist auch besonders deswegen für die Deutschen ruhmvoll, weil man nur geringe Verluste zu beklagen hatte.[1]) Die Folgen des Sieges aber waren große und wichtige. Denn es kamen nun die ungarischen Magnaten zu König Heinrich, um ihm zu huldigen. Dieser aber verwies sie an seinen Schützling Peter, den er nun wieder zum Könige einzusetzen gewillt war. So zog man denn vereint zur ungarischen Königsstadt Stuhlweißenburg und hier in der Marienkirche war es, wo Heinrich unter dem Beisein und unter der Zustimmung der Magnaten den Peter zum Throne führte und ihm seine königliche Würde zurückgab. Wahrscheinlich leistete Peter an Heinrich den Lehenseid, das ungarische Volk aber wurde auf dessen besondere Bitte vom deutschen Könige mit bairischem Rechte begabt. So waren zwischen dem Reiche und Ungarn enge Beziehungen hergestellt wie nie zuvor. Mit hohem Ruhme bedeckt kehrte Heinrich nach Baiern zurück, während ein Teil des deutschen Heeres in Ungarn blieb, um nötigenfalls dem Peter beizustehen, der außerdem noch die Verpflichtung erhielt, einen jährlichen Tribut an das Reich zu zahlen. — Schnell sollten sich nun die Geschicke Ovos erfüllen. Nachdem er noch eine Zeit lang als Flüchtling verbracht, wurde er von Peters Leuten ergriffen und durch ein aus Ungarn und Deutschen zusammengesetztes Gericht zum Tode verurteilt. So endete der gewählte König der Ungarn.

Große Freude war im Reiche, als sich die Nachricht von dem glänzenden Siege Heinrichs verbreitete. Hermann von Reichenau empfing den König mit einem rhythmischen Lobgedichte und der Reichenauer Abt Berno richtete in seiner Freude einen langen Brief an den König, in welchem er die Ruhmesthaten Heinrichs in einer allerdings sehr schwülstigen und mystischen Weise verherrlichte. Aber auch in anderer Beziehung äußerte sich der Einfluß des großen Ungarnsieges. Am 19. April 1044 war nämlich Gozelo von Lothringen mit Hinterlassung zweier Söhne gestorben. Gottfried, der ältere derselben, besaß schon die herzogliche Würde, er verwaltete Oberlothringen. Schon unter Konrad II. hatte sich Gottfried hervorgethan und war neben seinem Vater ein vortrefflicher Schirm der Westgrenzen gegen Frankreich gewesen. Gozelo dagegen, der jüngere, scheint keine Proben besonderer Tüchtigkeit abgelegt zu haben, er wird von Hermann von Reichenau als „träge“ bezeichnet. Der alte Gozelo hatte nun bestimmt, daß nach seinem Tode Niederlothringen an seinen jüngeren Sohn fallen solle, und wahrscheinlich hat er hier im Einverständnisse mit Heinrich gehandelt. Doch

[1]) Das geht wohl besonders daraus hervor, daß in dem einzigen Nekrologium, welches eine Totenliste der Schlacht gibt, auffallend wenig hervorragende Männer, nämlich nur drei genannt werden, cf. Necrol. Salisburgense, Monum Boica XIV, 386.

Gottfried wollte von dieser Teilung nichts wissen, vielmehr das ganze Herzogtum überkommen. Indes die Teilung des großen Landes hatte schon zu lange Bestand gehabt und außerdem schien es jetzt nicht nötig zu sein, das ganze Gebiet in der Hand eines einzigen Mannes zu vereinigen, wie es ja vordem unter Konrad II. die Notlage des Reiches erheischt hatte. Der König hatte nun den Gozelo gegen den Willen seines Bruders mit Niederlothringen belehnt. Verhandlungen, die Gottfried darauf mit Heinrich einging, führten zu keinem Ziele und man schied mit gegenseitiger Verstimmung von einander. Allerdings der König ahnte kaum, daß aus diesem Zwiste eine lange und unselige Fehde hervorgehen sollte. Als nun Heinrich von seinem Ungarnkriege als ruhmgekrönter Sieger heimkehrte, versuchte Gottfried einzulenken und ließ ihm melden, er wolle ihm jede Bedingung und jedes Zugeständnis bewilligen, wenn er die Belehnung Gozelos rückgängig mache. Doch Heinrich blieb fest und gab zur Antwort, falls Gottfried von seinem ungerechten Vorsatze abstehe und seinem Bruder gutwillig das zuerkannte Gebiet einräume, so sollte ihm seine Widersetzlichkeit gegen den König verziehen sein, wenn aber nicht, so werde man ihn mit Gewalt zum Gehorsam zwingen. Aber Gottfried wollte hiervon nichts hören. Er verband sich vielmehr mit Heinrich I. von Frankreich und fesselte seine Vasallen durch den Eid an sich, ihm für die Dauer von drei Jahren beizustehen, gegen wen es auch sei. Da ließ Heinrich einen königlichen Spruch ergehen: der Herzog solle sich ihm ungesäumt stellen. Das geschah auch, ein Fürstengericht trat zusammen und da sich Gottfried vor diesem nicht reinigen konnte, so sprach es ihm in der Form Rechtens alle seine Reichslehen ab, wozu in der ersten Linie natürlich das Herzogtum in Lothringen gehörte. Hierdurch wurde Gottfried noch mehr gegen den König erbittert. Er ging nach Lothringen zurück, behauptete dem Könige zum Trotze das ihm abgesprochene Machtgebiet, befestigte seine Burgen und Städte und suchte die Anhänger des Königs in Lothringen mit Mord, Raub und Brand heim. So kam es hier wie einst unter Heinrich II. zu einem wüsten Fehdezustande, den der König wegen der bedeutenden Macht Gottfrieds nicht so leicht zu unterdrücken vermochte.

Aber auch sonst noch wurde der Westen des Reiches damals beunruhigt. Denn zu gleicher Zeit machte sich in Burgund eine Bewegung gegen die Herrschaft Heinrichs geltend. Graf Reginold, der Oheim von Heinrichs Gemahlin Agnes, ergriff die Waffen gegen den König und fiel in deutsches Gebiet ein. Mit zahlreicher Mannschaft — denn auch andere burgundische Große hatten sich angeschlossen — belagerte er das feste Mömpelgard. Doch es gelang dem Grafen Ludwig von Mömpelgard, Reginolds Mannen in einer Schlacht völlig zu besiegen, so daß der Eindringling das Land räumen mußte. Während so auf der einen Seite die Großen den Schutz des Landes selbst in die Hand nahmen, mußte der König gegen einen so mächtigen Feind wie Gottfried selbst vorgehen. Auf einer Fürstenversammlung, die zu Weihnachten 1044 in Speier gehalten wurde, beschloß man den Kampf gegen Gottfried. Gleich nach Weihnachten zog der König mit einem fränkischen Heere gegen die feste Burg Böckelheim an der Nahe. Die Burg wurde eingenommen und ihre Befestigungen geschleift. Doch zu größeren Erfolgen fehlte es dem Könige schließlich an der

nötigen Mannschaft, denn die Hungersnot jener Zeit soll so arg gewesen sein, daß selbst größere Orte leer standen, da die Menschen weggestorben waren. Heinrich mußte sich daher begnügen, die anderen Burgen Gottfrieds durch kleine Truppenabteilungen einschließen zu lassen, um die Verwüstung des Landes durch Gottfrieds Leute zu verhindern. Jedenfalls war es nötig, dem Aufstande mit Nachdruck zu begegnen, denn sonst war eine enge Verbindung Gottfrieds mit dem Könige von Frankreich außer Frage und damit war der Zusammenhang Lothringens mit dem Reiche und wohl auch derjenige Burgunds in hohem Grade gefährdet. — Trotzdem nun die aufständischen burgundischen Großen bei Mömpelgard völlig besiegt worden, hielt es Heinrich dennoch für nötig, selbst nach Burgund zu gehen. Wahrscheinlich befahl er dem Reginold und dessen Genossen Gerold in Solothurn vor ihm zu erscheinen. Beide kamen und unterwarfen sich dem Könige. Dann ging Heinrich nach Augsburg, wo Gesandte aus Italien seiner warteten, um mit ihm über die Angelegenheiten ihres Landes zu beraten. Kurz darauf traf er mit einer Gesandtschaft aus Ungarn in Freising zusammen, die ihn im Auftrage des Königs Peter bat, er möge zu Pfingsten nach Ungarn kommen, um das Fest mit ihrem Könige gemeinsam zu feiern. Die Gesandten erhielten günstigen Bescheid, Heinrich stellte seine Anwesenheit in Aussicht.

Doch bedeutsamer für das Reich war es, daß Heinrich zu Ostern 1045 in Goslar das Herzogtum Schwaben, welches er seit 1038 selbst verwaltet hatte, wieder zu Lehen ausgab. Der neue Herzog in Schwaben war Otto, ein Neffe Ottos III., der Sohn des lothringischen Pfalzgrafen Ezzo. Otto soll dem Könige bei der Bekämpfung Gottfrieds namhafte Hülfe geleistet haben, er gehörte also zu den Vasallen Lothringens, die treu zu Heinrich hielten. Vielleicht hatte er, wie viele andere seiner Partei, durch die lothringische Fehde großen Schaden erlitten, da sich ja Gottfried besonders gegen die Anhänger Heinrichs richtete.[1]) Dies wie die hohe Geburt Ottos mag den König bewogen haben, ihm das schwäbische Herzogtum zu verleihen. Durch diesen Akt verstärkte natürlich Heinrich die Treue dieses Vasallen und legte vollgültiges Zeugnis dafür ab, daß er seine Getreuen wahrhaft königlich zu belohnen verstand. Zudem mußte jetzt in Schwaben ein mächtiger Herr gebieten, denn da die Fehde in Lothringen keineswegs erloschen war, so konnte man wohl ahnen, daß der kriegslustige burgundische Adel sich über kurz oder lang wieder dem Gottfried anschließen werde. Und dann war das benachbarte Schwaben zunächst gefährdet. — Auch noch eine andere wichtige Maßregel nahm der König in Goslar vor. Er belehnte nämlich den Sohn Balduins V. von Flandern — wahrscheinlich Balduin VI. — mit einer Markgrafschaft, unter der jedenfalls Antwerpen zu verstehen ist, welches früher im Besitze der lothringischen Herzogsfamilie gewesen. Da Balduin dem Gottfried verwandt war und dem Reiche von seiten der flandrischen Markgrafen schon öfters Einbußen gedroht hatten, so hielt es Heinrich für besser, diesen Herrn durch das bedeutende Lehen so fest als möglich an sich zu ketten, um ihm den Uebertritt zu Gottfried und zu dem Könige von Frankreich zu verwehren. So

[1]) Ann. Altah. 1044 (scil. Gotefridus) et praesides regi fidos invasit, bona eorum caede, incendio et fuga vastavit.

waren mit mächtigen Geschlechtern durch Heinrich neue Bande geknüpft zur Wahrung des Friedens und der Reichseinheit.

Nach diesen wichtigen Regierungsgeschäften begab sich der König nach Baiern und von Regensburg fuhr er die Donau hinab, um seinem Schützlinge und Freunde Peter den versprochenen Besuch abzustatten. In Persenburg, gegenüber Ybbs an der Donau, wurde die Fahrt unterbrochen, da die kürzlich verwitwete Gräfin Richlinde von Ebersberg den König besonders darum ersucht hatte, über das ihrem verstorbenen Gemahle gehörige Lehen an Ort und Stelle weiter zu verfügen. Bei dieser Gelegenheit wäre der König beinahe ums Leben gekommen. Denn als sich Heinrich mit jener Gräfin, dem Bischofe Bruno von Würzburg und dem Abte Altmann von Ebersberg im Speisesaale der Persenbeuger Burg aufhielt, löste sich in dem unteren Raum eine Säule aus dem Gefüge, so daß die Wände des Saales einstürzten und die anwesenden Personen in die Tiefe gerissen wurden. König Heinrich kam mit leichten Quetschungen davon, während die drei anderen schwer verwundet wurden und in wenig Wochen infolge der erhaltenen Wunden starben. Heinrich setzte dann seine Fahrt nach Ungarn fort. Mit großen Ehren wurde er von Peter empfangen, der ihm am 26. Mai in Anwesenheit der Ungarn und der Deutschen und unter Ueberreichung der goldenen Königslanze Ungarn übergab und es sofort aus den Händen Heinrichs als deutsches Reichslehen für die Zeit seines Lebens zurückerhielt. Die ungarischen Magnaten und wohl auch Peter leisteten den Lehenseid an Heinrich und seine Nachfolger, so daß die dauernde Oberlehensherrlichkeit des Reiches über Ungarn anerkannt wurde. Die goldene Lanze aber schickte Heinrich als besonderes Geschenk an den Papst, dessen Nachfolger freilich hierdurch zu dem Anspruche bewogen wurden, sie selbst besäßen die Oberlehensherrlichkeit über die Stephanskrone. Das hat natürlich nicht in der Absicht Heinrichs gelegen, im Gegenteil, indem im Jahre 1044 und jetzt die Ungarn und ihr König dem deutschen Könige feierlich gehuldigt und die Ungarn mit bairischem Rechte begabt wurden, ergab sich doch ganz deutlich, daß Heinrich die engste Verbindung Ungarns mit dem Reiche anstrebte und für kurze Zeit auch wirklich das Abhängigkeitsverhältnis hergestellt hat.

Diese ganz entschiedene Kräftigung der Stellung des Königs aber wirkte wieder auf den lothringischen Gottfried. Er erkannte, daß längerer Widerstand vergeblich sei, stellte sich dem Könige und ward von diesem auf dem Giebichenstein bei Halle in Haft gebracht. So schien das Reich seiner Hauptfeinde mit einemmal entledigt zu sein, es war jetzt, als ob Zeiten der Ruhe und des Friedens kommen würden, in welchen sich unser Volk friedlicher Kulturarbeit hingeben konnte. Aber die universale Stellung des Reiches ließ solches nicht zu. Schon durch seine mitteleuropäische Lage ward es in alle wichtigen Fragen des Kontinentes hineingezogen und die enge Verbindung deutschen Königtumes mit römischem Kaisertume, die Zugehörigkeit Italiens zum Reiche und das feste Band unseres Königtumes mit der römischen Kirche haben das Reich notwendigerweise in alle italienischen Angelegenheiten eingreifen lassen. In jenen Zeiten haben es daher die Deutschen zu ruhiger Kulturarbeit nicht eben viel gebracht; dieselbe beginnt erst mit dem Zusammensturze unseres Kaisertumes und mit dem

Aufkommen der landesherrlichen Gewalten. — Bevor wir jedoch den Blick auf die Lage des italienischen Reiches und der römischen Kirche werfen, ist es nötig, daß wir uns die Verhältnisse des deutschen Nordens vergegenwärtigen, der unter den Ottonen zu einer Pflanzstätte vielfacher neuer Bildungen geworden, aber seit der Regierung der salischen Könige aus seiner tonangebenden Stellung fast verdrängt war.

3. Die Verhältnisse des deutschen Nordens.

Die geistigen und materiellen Potenzen des deutschen Nordens finden sich damals verkörpert in den beiden bedeutendsten Gewalthabern jener Gegenden, in dem Erzbischofe von Bremen-Hamburg und in dem Herzoge Bernhard von Sachsen, dessen Hause es unter allen deutschen Fürstengeschlechtern allein gelungen war, das Herzogtum erblich zu machen. Beide Gewalten sind nach dem Tode des großen Kanut von Dänemark-England die eigentlichen Beherrscher des europäischen Nordens, jede auf ihre eigene Weise. Während Erzbischof Alebrand nach dem Zeugnisse Adams von Bremen,[1]) der für alle diese Verhältnisse unsere Hauptquelle bildet, das Christentum unter den Slaven auszubreiten bemüht war und zu diesem Zwecke eine Reihe tüchtiger Leute als Missionare ins Heidenland sandte, suchte Herzog Bernhard die germanische Staatsidee und das Gefühl der Zugehörigkeit zum Reiche unter den Slaven zu erwecken. Freilich war mit dem letzteren ein für die Slaven sehr fühlbarer Umstand verbunden, nämlich die Zahlung des Tributes. Da Bernhard den Tribut mit großer Strenge eintrieb, so hätte das Christentum, versichert Adam, längst schon große Fortschritte im Heidenlande gemacht, wenn das nicht immer wieder durch die Geldgier der Fürsten verhindert worden wäre.

In jener Zeit wurde das alte norwegische Königsgeschlecht, welches 1028 in der Person Olafs verdrängt worden war, wieder mächtig. Denn im Jahre 1036 erwählten die Norweger den Magnus, einen Sohn Olafs, zu ihrem Könige und dieser gewann im Jahre 1042 zu seinem väterlichen Reiche noch Dänemark hinzu, nachdem er die Flotte des Dänenkönigs Hartechnut besiegt und der letztere kurz darauf gestorben war. Und kaum war Magnus zu einer so bedeutenden Herrschaft gelangt, da wurden auch schon Familienbande zwischen ihm und Herzog Bernhard angeknüpft: Bernhards ältester Sohn Ordulf (oder Otto) heiratete Magnus' Schwester Wulfhildis. Dieses Fest fand statt bei Gelegenheit einer Zusammenkunft des Erzbischofes Alebrand und einiger seiner Suffragane mit Magnus, und zwar in Schleswig. Daraus geht hervor, daß auch der Erzbischof in gute Beziehungen mit Magnus getreten ist. Auf solche Weise verbanden sich die beiden höchsten nördlichen Reichsgewalten mit der neuen Großmacht des Nordens. Und diese Verbindung sollte auch weitere Folgen haben. Denn im nächsten Jahre unternahm Magnus einen großen Kriegszug gegen die Slaven in der Jomsburg; wie es scheint, ist diese erobert und verbrannt worden.[2])

---

[1]) Gesta Hammab. eccles. pontif. II, 69. 70.

[2]) L. Giesebrecht, Wendische Geschichten II, 81.

Bei der weiteren Ausbreitung des Krieges nun wurde der Abodritenfürst Ratibor erschlagen. Darauf unternahmen dessen acht Söhne einen Rachezug gegen Dänemark. Doch in der Nähe von Schleswig (dem alten Heidaby) vereinigten sich die Dänen unter Magnus mit einem sächsischen Heere unter Ordulf und brachten den Slaven eine furchtbare Niederlage bei; an 15000 Feinde sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. So wurde durch die kürzlich angeknüpfte Verbindung ein großer Sieg gegen den Reichsfeind erfochten und Friede und Freude, heißt es, kam dadurch für die Christen während der Tage des Magnus. — Bald darauf erschien im Abodritenlande Godschalk, der Sohn des Uto. Er gründete sich schnell eine Herrschaft, denn er war ein bedeutender Kriegsheld. Dazu trug er sich mit der Absicht, das Heidentum in jenen Gegenden völlig auszurotten. Deshalb entstand großer Schrecken unter den Slaven; wie einen König, heißt es, fürchteten sie ihn und brachten ihm Tribut und erbaten den Frieden durch ihre Unterwerfung.[1]) Schnell erstanden nun wieder die Kirchen im nördlichen Slavenlande und das Erzbistum hatte jetzt von dieser Seite nicht nur Frieden und Ruhe, sondern erfuhr auch die größte Förderung seiner Bestrebungen. Im Erzbistume selbst aber war ein wichtiger Wechsel vorgegangen.

Nämlich nach dem im Jahre 1045 erfolgten Tode Alebrands war ein Mann auf den erzbischöflichen Stuhl gelangt, der unstreitig zu den größten Persönlichkeiten dieser an bedeutenden Erscheinungen so reichen Zeit gehört. Das war Adalbert aus dem Hause der thüringischen Grafen von Goseck, früher Dompropst in Halberstadt. Im Juli 1045 ward er zu Aachen vom Könige mit dem Erzbistume Bremen belehnt. Adalbert war ein stolzer und herrischer Mann, der sich viel auf seine hohe Abkunft zu gute that — einst rühmte er sich gegen den griechischen Kaiser Konstantin X., daß er von Theophano und Otto II. abstamme — und der die alten Gerechtsame seiner Metropole ohne Ausnahme wieder erneuern wollte. Dabei aber kam er bald in heftigen Widerspruch mit dem sächsischen Herzogsgeschlechte, welchem der friedfertige und milde Vorgänger Adalberts ein viel bequemerer Kirchenfürst gewesen. Dürfen wir den Worten Adams von Bremen[2]) trauen, so war die von den salischen Königen so rückhaltslos verfolgte Idee des deutschen Einheitsstaates, der über die ihn umgebenden Völker die Oberherrschaft erringen sollte, dem sächsischen Adel keineswegs in Fleisch und Blut übergegangen. Der sächsische Adel jener Zeit scheint froh gewesen zu sein, wenn er von den großen Fragen der Welt unberührt blieb, von den Slaven den schuldigen Tribut erhielt und vom königlichen Hofe und von der Person des Königs selbst so wenig als möglich sah. Bei seinem konservativen Standpunkte wollte er sogar nichts von einer besseren Bodenbewirtschaftung hören, welche Hand in Hand mit der Kirche ging, er wollte gänzlich beim alten bleiben.

Indes ein solches Beharrungssystem war nichts für die heftige und dem

---

[1]) Adam. gesta Ham. eccl. pont. III, 18.

[2]) Adam. III, 5 Aiuntque Bernardum . . . saepe dixisse, illum quasi exploratorem positum in has regiones qui infirma terrae alienigenis et caesari esset proditurus; ideoque dum ipse aut aliquis filiorum eius advixerit, episcopum nunquam bonum diem habiturum in episcopatu.

Fortschritte geneigte, thüringische Natur Adalberts. Der Gegensatz zwischen dem Erzbischofe und den Billungern steigerte sich bald so sehr, daß Herzog Bernhard, dem schon die hohe Geburt und die überlegene Einsicht des Geistlichen verhaßt war, gesagt haben soll, Adalbert komme nur als Spion des Königs in die sächsischen Lande, um ihm und anderen Fremden die Schwächen des Landes zu verraten; solange er und seine Söhne lebten, solle Erzbischof Adalbert keinen guten Tag haben. Wenn auch diese Worte wahrscheinlich etwas übertrieben sind, jedenfalls geht aus ihnen die gegenseitige Stellung beider Männer scharf hervor. Und dem langsamen und beim alten beharrenden Sachsen war es ein Greuel, daß sich Adalbert ohne Ruhe und Rast den Geschäften seines Amtes hingab und stets darauf hinarbeitete, seine Kirche so frei und unabhängig als möglich zu machen, und sich deshalb mit dem Könige und den Hofleuten auf einen guten Fuß zu stellen bemüht war. Adalbert erreichte es auch, daß der König bei allen wichtigen Unternehmungen zuerst auf seinen Rat hörte. — Ob nun die Slaven von der beginnenden Uneinigkeit der sächsischen Herren gehört oder ob sie im Vertrauen auf die Erledigung des Erzbistumes einen Angriff auf die sächsischen Grenzen machten, bleibe dahingestellt. Jedenfalls fielen die Liutizen im Jahre 1045 in Sachsen ein. Diesmal zog der König vielleicht mit Unterstützung Adalberts selbst gegen den Feind. Da wagten die Liutizen keinen weiteren Widerstand und baten um Frieden. Der Frieden wurde auch abgeschlossen, nachdem die Liutizen versprochen, den gewohnten Tribut weiter entrichten zu wollen. So waren die Reichsfeinde auch auf dieser Seite unterlegen und es war nun wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß die Mission wieder eifriger betrieben werden konnte. Freilich dasjenige Erzbistum, welches recht eigentlich zum Mittelpunkte der Bekehrung ausersehen war, hatte schon seit langer Zeit in dieser Beziehung nichts mehr gewirkt; wir erfahren von dem damaligen kirchlichen Leben Magdeburgs fast nur noch die Namen der Erzbischöfe. Und so war es auch mit den Bistümern Havelberg und Brandenburg bestellt, das Christentum war in diesen Sprengeln völlig vernichtet, die Bischöfe lebten außer Landes. Es fehlte hier an jeder Initiative von seiten der Kirche, aber auch an starkem weltlichen Schutze. Nach alledem ist es nun nicht zu verwundern, wenn ein Mann von der starken Willenskraft, dem Eifer und der rastlosen Thätigkeit Adalberts im deutschen Norden schnell zu bedeutenden Erfolgen gekommen ist und sich und seinem Erzbistume nach dem Zusammenbruche der englisch-dänischen Großmacht im Norden Europas eine ganz unvergleichliche Stellung errungen hat, eine Stellung, die selbst den Papat der römischen Bischöfe zu bedrohen schien. Adalbert verlieh einerseits der nordischen Kirche ein ganz neues Leben und andererseits ist er wie keiner seiner Vorgänger darauf bedacht gewesen, sein eigenes Erzbistum nach dem Muster der schon bedeutend weiter in der Kultur vorgeschrittenen Metropolitansitze umzugestalten. Das entsprach nun dem konservativen Sinne der Sachsen nicht, zumal verfeindete sich Adalbert dadurch dem weltlichen Adel, der mit neidischen Augen auf die bessere und einträglichere Bewirtschaftung der Kirchengüter sah, die soeben durch Adalbert angebahnt wurde. Der sächsische Adel fühlte instinktiv heraus, daß er durch die Neuerungen des Erzbischofes in seiner eigenen Stellung geschädigt werde, die Kirche und deren

Hintersassen mußten jetzt zu größerer Macht gelangen, als es ihm lieb war. Dadurch aber, daß Adalbert beim Hofe großes Ansehen genoß,[1]) wurde auch das Verhältnis des sächsischen Adels zum Könige ein immer gespannteres und es begann sich damit schon jetzt die Laienreaktion gegen das kirchlich gesinnte Königtum zu bilden, die dereinst unter Heinrich IV. zum Ausbruche kommen sollte. Hierzu tritt aber noch etwas anderes. König Heinrich ist wahrscheinlich damit umgegangen, sich auf sächsischem Boden eine feste Residenz zu gründen und also die frühere Gewohnheit der Könige, von Pfalz zu Pfalz umherzuziehen, gänzlich aufzugeben. Zur Residenz wurde Goslar auserseben, früher ein fast unbekannter Ort, der erst unter Konrad II. zu einiger Bedeutung gelangt ist. Da nun dem königlichen Hofe alle Naturalleistungen umsonst geliefert werden mußten, so wurde natürlich bei einer festen Residenz des Königs derjenige Reichsteil zu ganz besonders häufigen und danach drückenden Leistungen herangezogen, in welchem die Residenz lag. Der sächsische Adel brachte daher diesem Plane des Kaisers nur Mißtrauen entgegen. Und so ist denn auch dieser Plan unter Heinrich III. nicht völlig durchgeführt worden; dennoch aber hatte schon vielfältige Mißstimmung gegen den König Platz gegriffen und auch das hat allmählich den späteren Aufstand der Sachsen gegen das königliche Haus vorbereitet.

Uebrigens finden sich damals Ausbrüche von Unzufriedenheit über die Bevorzugung der Kirche von seiten des Königs nicht bloß bei dem herzoglichen Hause der Billunger, sondern auch anderwärts hat es der deutsche Laienadel in jener Zeit versucht, gegen den König aufzustehen. So besetzte der Graf Dietrich IV. von Holland zu Anfang des Jahres 1046 durchaus widerrechtlich eine niederlothringische Grafschaft. Da sich nun der König zu Ostern 1046 in Utrecht aufhielt, so wurde kurz darauf ein Feldzug gegen den Friedensbrecher unternommen. Die Stadt Vlaardingen, welche Dietrich an sich gerissen, wurde ihm samt dem Grafschaftsgebiete abgenommen. Schon das machte den Dietrich zu einem unversöhnlichen Feinde des Königs. Doch dieser Haß wurde noch gesteigert, als Heinrich wenig später den Bischof Bernold von Utrecht mit der Grafschaft Drenthe belehnte, jedenfalls um durch diese Vergrößerung der Stiftslande die Grafen von Holland besser im Schach halten zu können; dies entspricht vollständig der Politik unseres Königs,[2]) die sich auch darin fortsetzte, daß dem Bistume Utrecht in demselben Jahre noch die Grafschaft Hamaland verliehen ward.

Endlich wurde jetzt auch der Zwiespalt Gottfrieds mit dem Könige ausgeglichen. Denn zu Pfingsten 1046 kam es in Aachen zu einer großen Reichsversammlung. Gottfried war schon vorher aus seiner Haft entlassen worden, in Aachen demütigte er sich vor dem Könige und erhielt darauf sein Herzogtum

---

[1]) Die Worte der vorigen Anmerkung und der Schluß von Adam. III, 5 widersprechen doch der Ansicht von Nitzsch II, 43, daß Heinrich den Adalbert den Billungern gegenüber ungedeckt ließ. Auch daß Heinrich den Erzbischof 1046 zur päpstlichen Würde befördern wollte, ist bezeichnend genug, wenn man nicht annehmen will, der König habe dies gethan, um den sächsischen Adel von Adalberts Nähe zu befreien.

[2]) Giesebrecht (II, 662) macht hier mit vollem Rechte darauf aufmerksam, daß die dem Dietrich entrissene Grafschaft unmöglich Drenthe gewesen sein kann, da sich ja der Zug Heinrichs gegen Vlaardingen richtete.

Oberlothringen zurück. Niederlothringen dagegen wurde dem trägen Gozelo abgesprochen und Friedrich, ein Bruder des Herzogs Heinrich von Baiern, also ein Lützelburger, damit belehnt.[1]) Der König konnte jetzt um so freigebiger gegen seine Getreuen sein, als ihm noch vor wenigen Monaten der große Allodialnachlaß des mächtigen Ekkehard von Meißen erbweise zugefallen war. Denn am 24. Januar 1046 war Ekkehard gestorben. Mit hohem Ruhme hatte er seines Amtes gewaltet, fast stets hatte er das deutsche Heer siegreich gegen den Feind geführt, die Grenzen des Reiches hatte er kräftig zu schützen gewußt gegen die Einfälle der östlichen Nachbarn. Er starb ohne Hinterlassung von Nachkommen und hatte deswegen den König zu seinem Erben eingesetzt. Zu derselben Zeit war dem Könige auch eine andere bedeutende Hinterlassenschaft im Hessen- und Schwabengau zugefallen und da es außerdem nach dem Tode Ekkehards in der ostthüringischen Mark mancherlei zu ordnen gab, so berief der König einen großen Hoftag nach Meißen. Hier sollte auch über Streitigkeiten entschieden werden, die zwischen den drei Slavenfürsten Zemuzil von Pommern, Kasimir von Polen und Bretislav von Böhmen ausgebrochen waren. In Meißen machte nun Heinrich aus den kürzlich ererbten Gütern reiche Schenkungen an seine Gemahlin und besonders an das Bistum Meißen. Von dem Markgebiete, welches Ekkehard besessen, nahm der König Meißen einstweilen in seine eigene Verwaltung, während mit zwei anderen Marken, wahrscheinlich der Oberlausitz und den ehemaligen Gebieten von Merseburg und Zeitz[2]), ein Dedi belehnt wurde, unter dem jedenfalls nur der Wettiner Dedi verstanden werden kann, welcher über die Ostmark gebot.[3]) Es kam auf jenem Hoftage auch zur Beilegung des Streites zwischen den Slavenfürsten, denn es gelang dem Könige, den Frieden zwischen den drei Herren zu vermitteln.

Jetzt endlich schien die Zeit zu dem längst beabsichtigten Römerzuge reif zu sein. Doch vor diesem großen Unternehmen besuchte Heinrich noch einmal die Stätten, wo Konrad und Gisela ruhten. Von Sachsen aus ging der König

---

[1]) Giesebrecht II, 662 hat durchaus recht, wenn er den Tod Gozelos zwischen dem 18. und 22. Mai eintreten läßt. Die Worte der Ann. Altah. 1046 Alter vero nec illi nec fratri habendus permittebatur sed Gozziloni sublatus und des Herim. Aug. 1046 Fridericus... pro Gotefridi fratre ignavo Gozzilone constituitur, die dazu noch unsere einzigen Quellen für jenes Ereignis sind, lassen keinen Zweifel, daß es sich um eine wirkliche Absetzung handelt, obwohl ja beide Quellen jenes Ereignis nicht ganz offen, sondern gewissermaßen verhüllt besprechen. Jedenfalls war Gozelo in Aachen anwesend und starb während des Fürstentages, so daß der König sofort an eine Wiederverlehnung der Grafschaft Drenthe gehen konnte (Stumpf 2291, Mai 22).

[2]) Das Zeitzer Bistum befand sich nicht mehr an seiner Gründungsstätte, sondern war im Jahre 1028 durch Konrad II. nach Naumburg an der Saale verlegt worden, wo es dann das Mittelalter hindurch geblieben ist.

[3]) Bezüglich der Marken Ekkehards stimme ich mit Giesebrecht überein; unter den vom Altaicher Annalisten zu 1046 genannten duae... marchae können kaum die alten Merseburger und Zeitzer Marken einzeln verstanden werden, da wir über deren Selbständigkeit schon lange nichts mehr erfahren haben. Wahrscheinlich sind beide zu einer uns unbekannten Zeit vereinigt worden und an das meißnische Haus der Ekkeharde gefallen. Desgleichen schließe ich mich Giesebrecht bezüglich der Identität Dedis mit dem gleichnamigen Wettiner an, da letzterer als Neffe Ekkehards immerhin Ansprüche auf dessen Reichslehen hatte.

daher zuerst nach Utrecht, wo er dem Bischofe Bernold die Grafschaft Hamaland übertrug. Als der König dann in Speier war und den Abt Halinard vom Benignuskloster zu Dijon mit dem Erzbistume Lyon belehnen wollte, ereignete sich ein merkwürdiger Zwischenfall. Nämlich Halinard weigerte sich beharrlich, dem Könige den Treueid zu leisten, da dies gegen Christi Wort und besonders gegen das Gebot des heiligen Benedikt sei. Von den meisten anwesenden deutschen Bischöfen wurde die Ansicht Halinards nicht geteilt, während diejenigen von Metz, Toul und Verdun, im cluniacensischen Ideenkreise lebend, sich mit Halinard einverstanden erklärten. Schließlich sah sich der König durch den Widerstand genötigt nachzugeben. Wenn nun aber auch in diesem Falle die Gewissenhaftigkeit Halinards von den Anhängern seiner Richtung stark betont wurde und aus diesem Grunde die Eidesleistung hier überflüssig erscheinen mochte, so war doch jetzt ein Präzedenzfall gegeben, welcher unter anderen Umständen die königliche Macht gegenüber der Kirche heftig erschüttern konnte. Denn auf dem Vasallitätsverhältnisse beruhte unser Reich und in erster Linie stützte sich dasselbe auf die Kirche und deren Hintersassen; zum Reichsdienste wurde die Kirche ganz besonders herangezogen, wie wir bei Heinrichs Römerzuge demnächst sehen werden. Der Vorfall zu Speier ist nach alledem ganz entschieden ein Verfassungsbruch, der von der Kirche ausging und den der König nicht zu hindern vermochte. Aber hiervon abgesehen, war König Heinrichs Macht bedeutend: alle seine auswärtigen Unternehmungen waren ihm geglückt, die Völker des Ostens und Nordens waren an das Reich gefesselt, und tief nach dem europäischen Süden reichte der deutsche Einfluß. Denn Burgund und Italien gehörten zum Reiche und Heinrichs Gemahlin stammte aus einem der ersten französischen Geschlechter. Noch war die Kirche dem Könige im allgemeinen ergeben, da sie in ihm ihren mächtigen Förderer verehren mußte; und wer von den weltlichen Großen im Reiche sich gegen den König erhoben, hatte dessen starken und strafenden Arm gefühlt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo es die ganze Stellung unseres Königtumes erheischte, daß Heinrich über die Alpen zog, in Italien Recht sprach und die kaiserliche Krone von dem römischen Bischofe fordern konnte.

Fünfter Abschnitt.

Heinrich III. und Italien.

---

1. Die Verhältnisse Italiens bis zum Jahre 1046.

Es entzieht sich fast unserer Kenntnis, ob Heinrich III. in seinen ersten Regierungsjahren nachhaltigen Einfluß auf Italien ausgeübt hat, die Quellen fehlen uns hierfür. Nötig aber wurde das Einschreiten des Königs im Jahre 1043. Damals wogte es nämlich schon wieder in Mailand. Wie wir wissen, saß hier ein gewerbe- und handeltreibendes Bürgertum neben einem zahlreichen Stadtadel. Letzterem gegenüber war die arbeitende Bevölkerung unfrei und mußte dies natürlich oft in harter Weise empfinden. Man trug sich schließlich im Volke mit der Absicht, Anteil an der Herrschaft zu gewinnen. Die Stimmung zwischen beiden Ständen ward infolgedessen bald eine äußerst gereizte. Und so kam es im Jahre 1042 aus geringfügiger Veranlassung zu einem erbitterten Kampfe, in welchem die Ritter der Masse des Volkes weichen mußten. Der Adel verließ die Stadt und besetzte eine Anzahl umliegende Burgen, um von dort aus den Kampf gegen die Bürgerschaft zu erneuern. Auch Erzbischof Aribert schloß sich den Gegnern des Volkes an. So begann eine Belagerung der Stadt. In dieser Not entschloß sich Lanzo, der Anführer der Bürgerschaft, zu König Heinrich nach Deutschland zu gehen, um ihn zum Eingreifen in die italienischen Verhältnisse zu bewegen. Das gelang auch, denn wahrscheinlich ist der große Streit durch den deutschen Königsboten und Kanzler Adalger, den Bischof von Worms, ausgeglichen worden, so daß eine allgemeine Vergebung erlassen wurde und der Adel in die Stadt zurückkehrte. Das geschah im Jahre 1043. Wie sich jedoch nun das Verhältnis des Volkes zum Adel geändert hat, wissen wir nicht.[1]) Jedenfalls aber hatte das Volk

---

[1]) Die Worte von Arnulf. gesta archiepp. Mediol. II, 18 immutatus sit status urbis et ecclesiae können kaum, wie Giesebrecht II, 381 und Steindorff I, 244 annehmen, auf eine Aenderung bezogen werden, die auf dem Wege der Gesetzgebung erreicht wurde; sie deuten bloß

seine Absichten keineswegs erreicht, da schon in den Anfängen der Regierung Heinrichs IV. in der Stadt von neuem ein gefährlicher Aufruhr losbrach.

Bald nach der Beilegung der Unruhen ist dann der alte Erzbischof Aribert gestorben, und zwar am 16. Januar 1045. König Heinrich hatte nun bei der Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles keine leichte Aufgabe. Denn auch in Mailand selbst gingen die Meinungen auseinander, wer der Nachfolger Ariberts werden sollte. Im Februar 1045 erhielt Heinrich in Augsburg die offizielle Nachricht vom Tode Ariberts; er wählte gegen den Willen der Mailänder einen Mann aus der niederen Geistlichkeit, einen Landpriester Wido, vielleicht um sich dadurch das mailändische Volk günstig zu stimmen. Daß damals in Augsburg noch über andere Angelegenheiten des italienischen Reiches beraten worden ist, dürfte nach den Worten des Altaicher Annalisten wahrscheinlich sein, doch diese Dinge sind für uns völlig verborgen. — Wido wird uns von den mailändischen Geschichtschreibern als ein Mann von geringem Wissen und der Simonie ergeben geschildert, und das traf wenig zusammen mit den reformatorischen Ideen, welche damals schon einen großen Teil Italiens ergriffen hatten. Besonders verhaßt war der strengen Richtung die Simonie, der Verkauf der geistlichen Stellen. Dieser Verkauf hatte sich allmählich in allen Staaten des Abendlandes eingebürgert und war zu einer bedeutenden Einnahmequelle des Herrschers geworden.[1]) Simonie gab es am deutschen Hofe so gut wie in Rom oder in Frankreich, unter Konrad II. stand der Stellenverkauf in hoher Blüte. Das war aber den Anhängern des Romuald in Italien und den Cluniacensern in Burgund, Frankreich und Lothringen ein Greuel, trotzdem man kein Verbot aus der Bibel dagegen anführen konnte. Auch die Verheiratung von Priestern war jenen Männern der Askese und weltlichen Abtötung ein Dorn im Auge. So nachdrücklich auch Benedikt VIII. gegen die im Ehestande lebenden Priester vorgegangen, unter seinen Nachfolgern ist das Gebot wieder vergessen worden; die Ehe bei höheren wie niederen Geistlichen war in Italien und Deutschland eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Das Schlimmste jedoch war der päpstliche Hof selbst. Als Knabe hatte Benedikt IX. den Stuhl Petri bestiegen, seine Macht und die Einkünfte seiner Stellung mißbrauchte er auf die schnödeste Weise. Alle Berichte jener Zeit können den abscheulichen Lebenswandel dieses Mannes in nicht genug grellen Farben schildern. In Kaiser Konrads Hand war Benedikt nur ein Spielball gewesen, und indem Konrad den Papst be-

---

im allgemeinen an, daß die Stellung der Stadt und des Erzbistumes durch den Krieg eine wesentlich andere geworden sei.

[1]) Sehr eingehende Schilderungen über die Simonie gibt der noch unveröffentlichte Dichter Amarcius in seinem satirischen Epos, cod. Dresd. A. 167 a. Er erzählt aber nicht nur, daß die Reichen zum Könige gehen, um ein Bistum oder eine Abtei zu erlangen, sondern daß auch der niedere Geistliche dasselbe bei seinem Oberen versuche und für Geld und Geschenke eine Stelle erhalte. Sei er dann im Besitze einer solchen, so spende er das Abendmahl und andere Sakramente nur gegen Geld. Und der Bischof weihe Leute zu Priestern, ohne danach zu fragen, ob sie frei oder unfrei seien und ohne über ihr früheres Leben Erkundigungen einzuziehen, wenn er nur Geld erhalte. Die hierauf bezüglichen Abschnitte, die sich in sehr scharfer Weise gegen die Weltgeistlichkeit richten, sind besonders Lib. I, 129—183 und Lib. III, 882 bis 911, vergl. überhaupt Lib. III bis zum Ende.

herrschte, war er auch Herr über die Kirche. König Heinrich ist auch zu Benedikt zeitig in Beziehungen getreten, doch darüber haben sich nur ganz dürftige Nachrichten erhalten. Bevor sich aber beide noch persönlich berührten, kam es in Rom zu Auftritten, welche beredtes Zeugnis für das Ansehen ablegen, das der Papst damals in Rom genoß.

Den Römern wurde nämlich das lasterhafte Leben des Papstes endlich so widerwärtig, daß sie am Ende des Jahres 1044 einen Aufstand erregten und den Papst verjagten. Doch Benedikt besaß auch zahlreiche Anhänger, besonders in Trastevere und in der Campagna. Am 7. Januar 1045 kam es zwischen beiden Parteien zum offenen Kampfe, die Römer mußten in die Stadt zurückkehren. Aber auch die Päpstlichen hatten keinen Vorteil errungen. Denn gegen Ende des Februar 1045 wagten die Römer einen neuen Schritt, sie wählten den Bischof Johann von Sabina unter dem Namen Silvester III. zum Papste. Dieser war zwar ein reicher Herr — und das hat die Römer wahrscheinlich besonders zu seiner Wahl veranlaßt — aber seiner Stellung zeigte er sich keineswegs gewachsen. So hatte man jetzt zwei Päpste. Doch schon nach sieben Wochen wurde das Schisma beseitigt, indem die Römer den Silvester in sein Bistum zurückschickten und den Benedikt wieder aufnahmen. Sofort hielt Benedikt eine Synode ab, auf welcher sich auch der Gegenpapst einstellte und wahrscheinlich gegen Verzicht auf die päpstliche Würde Verzeihung erhielt. Doch dem Benedikt war seine Würde bald selbst verleidet, kurz nach jener Synode verkaufte er die päpstliche Tiara um 1000 Pfund Silbers an einen römischen Erzpriester namens Johannes. Und dieser bestieg am 1. Mai 1045 mit Einwilligung der Römer unter dem Namen Gregor VI. den Stuhl Petri. Dieser Verkauf der päpstlichen Würde ist jedenfalls eine der hervorstechendsten simonistischen Handlungen, welche die Geschichte aufzuweisen hat. — Doch nach allen Zeugnissen der Zeitgenossen war der neue Papst seinem Vorgänger an Würde und Selbstgefühl bei weitem überlegen, er wird der frömmste unter den Weltgeistlichen Roms in jener Zeit genannt, und er erhob sich entschieden hoch über den Schmutz und die Gemeinheit der Gesinnung Benedikts. Das geht schon daraus hervor, daß er zur cluniacensischen Richtung gehört hat und daß ein junger Mönch aus dem strengen Aventinkloster als Kapellan in seine Dienste trat. Dieser Mönch hieß Hildebrand, er sollte dereinst unter dem Namen Gregor VII. eine päpstliche Alleinherrschaft ohnegleichen errichten.[1]) Aber auch andere Geistliche von Bedeutung schlossen sich dem neuen Papste schnell an. Denn da der simonistische Anfang seines Papates wahrscheinlich zunächst verborgen blieb und man den Papst als einen Anhänger der Reform kannte, so mußte die streng denkende Richtung eine wahre Freude darüber haben, daß jetzt endlich wieder eine achtungswerte und der Reform zugethane Persönlichkeit den Stuhl Petri einnehme. Gregor trat zweifelsohne sehr bald in nähere Beziehungen zu Cluny, und den Prior von Fonte-Avellana namens Petrus Damiani, einen der strengsten und für die Reform ungemein begeisterten Geistlichen Ita-

[1]) Schon das ist für die enge Verbindung Hildebrands mit Gregor VI. bezeichnend genug, daß ersterer den Namen des letzteren annahm, als er zur Tiara gelangte.

liens, finden wir gleich nach der Erhebung Gregors in Briefwechsel mit dem neuen Papste. — Jedenfalls meinte es Gregor ernst und ehrlich mit seinem Amte, seine ganze Richtung ergibt sich schon daraus, daß er den Namen desjenigen Mannes angenommen, der unter seinen Vorgängern im Bunde mit Kaiser Heinrich II. schon eine allgemeine Kirchenreform beabsichtigt hatte. Doch wenn man auch davon absehen will, daß die Familie der Tuskulaner dem Gregor und dessen Neuerungen feindlich gegenüberstand, so fehlte dem neuen Papste doch vor allem der Schutz des deutschen Königs. Ohne denselben galt nun einmal der Papst nichts, obwohl ja jetzt gerade Strömungen in der Kirche vorhanden waren, welche in letzter Linie darauf ausgingen, den Papst aus der Obergewalt des Königs allmählich zu lösen. Der Papst bedurfte jetzt unbedingt des deutschen Königs, denn wenn er sich auch gleich anfangs an Heinrich von Frankreich angelehnt hatte, so konnte er doch von diesem eine thatsächliche Stärkung seiner Gewalt nicht erhoffen. Die Anwesenheit Heinrichs III. in Italien ward daher immer notwendiger, der Papst konnte sich kaum ohne ihn erhalten. Vorher hatte es zwei Päpste gegeben, jetzt aber hatte man deren drei. Denn sowohl Silvester als auch Benedikt scheinen keine Lust gehabt zu haben, auf ihre frühere Stellung ganz zu verzichten; König Heinrich mußte das Schisma beseitigen, und um als Herr der römischen Kirche im Verein mit dem Papste die angebahnte Reform zu vollführen, mußte er die Kaiserkrone gewinnen.

Außerdem aber hatte König Heinrich sein besonderes Augenmerk auf die Verhältnisse in Süditalien zu richten. Denn hier war es in der Zwischenzeit zu großen Veränderungen gekommen. Noch standen sich hier die Griechen, die Araber und das deutsche Reich als Oberlehensherr der longobardischen Staaten gegenüber, und zu diesen drei Mächten war eine neue vierte getreten, die durch kluge Benutzung der Umstände bald zur ausschlaggebenden Macht des Südens geworden ist. Das waren die Normannen, die unter Konrad II. in den Vasallenverband des deutschen Reiches eingetreten waren. Die großen Umwälzungen, die sich hier vollzogen, nehmen ihren Ausgang von einem niederen lombardischen Vasallen Namens Arduin. Dieser war durch den griechischen Patricius Maniaces beleidigt worden und sann nun auf Rache. Zu diesem Zwecke verband er sich mit dem normannischen Grafen Rainulf von Aversa, der ihm eine stattliche Anzahl seiner Ritter zur Verfügung stellte. Außerdem suchte Arduin noch alle diejenigen an sich zu ziehen, welche mit der griechischen Herrschaft in Unteritalien unzufrieden waren. Beim Beginn des Jahres 1041 ging man zum Angriffe gegen die Griechen vor. Melfi in Apulien wurde eingenommen und darauf eine ganze Reihe von Griechenstädten gewonnen. Nach zwei für die Normannen glücklichen Treffen wurden dann die Griechen am 3. September 1041 bei Monte Peloso aufs Haupt geschlagen; Wilhelm der Eisenarm, der Sohn Tancreds von Hauteville, soll hierbei Wunder von Tapferkeit verrichtet und dadurch den Erfolg herbeigeführt haben. Dieser Sieg hat der griechischen Machtstellung in Unteritalien den Todesstoß gegeben, das griechische Heer und die ganze Kriegsrüstung, die mit großer Anstrengung aufgebracht worden, waren vernichtet. Und da sich in der nächsten Zeit in Konstantinopel mehrfach Thronwechsel ereigneten, so hatten die Normannen gewonnenes Spiel, fast ganz Apulien fiel in ihre

Hände. Und nun begründeten die nordischen Ritter dort einen ganz neuen Staat, nachdem das eroberte Gebiet unter sie verteilt worden. Nachdem erst Argyros, der Sohn des Melus, an die Spitze dieses Normannenstaates, dann aber wieder auf die Seite der Griechen getreten, wurde Wilhelm der Eisenarm zum Grafen von Apulien erhoben. Er empfing von Waimar IV. von Salerno die Belehnung; Waimar selbst nannte sich fortan „Herzog von Apulien und Calabrien". Im Verein mit Rainulf von Aversa nahm er die Teilung der eroberten Gebiete vor, deren eine Hälfte vertragsmäßig Arduin erhielt, die andere wurde in zwölf gleiche Stücke zerlegt, deren je eines die zwölf normannischen Anführer empfingen, von denen die Ritter im Kriege gegen die Griechen befehligt worden waren. So war mit Hülfe der normannischen Ritter den Griechen die Herrschaft in Italien entrissen, und die ehemals griechischen Gebiete waren unter die Oberlehnsherrlichkeit des Reiches gestellt, ohne daß das Reich selbst den Arm gerührt hätte. Kein Menschenalter freilich sollte vergehen, da wurde der Normannenstaat in der Hand des großen Papstes Gregor VII. zu dem wichtigsten Werkzeuge gegen das Reich. — Indes Waimar kam mit den Normannen bald in heftigen Zwiespalt. Die letzteren waren nämlich darüber erbittert, daß Waimar nach dem Tode Rainulfs und dessen Neffen Asclittin einen Mann mit der Grafschaft belehnte, der nicht zu Rainulfs Geschlecht gehörte. Dazu war der früher abgesetzte Pandulf von Capua aus Griechenland zurückgekehrt, um sein ehemaliges Fürstentum dem Waimar streitig zu machen. Pandulf verband sich mit den Normannen von Aversa. Doch zu der Zeit, wo die Gefahr für Waimar am größten war, kam ihm Drogo, der nach dem zu Anfang des Jahres 1046 erfolgten Tode seines Bruders Wilhelm Graf von Apulien geworden, zu Hülfe. Unter der Vermittelung Drogos wurde nun ein Vergleich geschlossen und Waimar setzte zum Grafen von Aversa Rodulf, einen Neffen Rainulfs, ein. Damit war die Ruhe wiederhergestellt und Pandulf konnte allein gegen Waimar nichts ausrichten. Denn Waimar befand sich im Besitze großer Macht und dabei hielt er treu zu Kaiser und Reich: Zweimal jährlich schickte er an König Heinrich kostbare Geschenke und wurde von diesem wiederum in gleicher Weise geehrt. Es fragte sich aber doch, ob diese bedeutende Stellung Waimars sich mit der Auffassung vertrug, welche Heinrich über sein Königtum hegte. Dergestalt lagen die Verhältnisse in Italien, als Heinrich seinen Römerzug antrat.

2. Heinrichs III. Römerzug und Kaiserkrönung.

Im Oktober des Jahres 1045 hatte es geschienen, als ob dem deutschen Könige die Ausführung einer Romfahrt gänzlich versagt sein sollte. Denn als Heinrich damals von Sachsen aus nach Tribur ging, um dort eine Reichsversammlung zu halten, mußte er sich in Frankfurt niederlegen, da ihn eine heftige Krankheit an der Weiterreise verhinderte. Die Krankheit wurde schließlich so gefährlich, daß die Fürsten, welche sich damals in der Umgebung des Königs befanden, vor allen die Herzoge Heinrich von Baiern und Otto von Schwaben, ernstlich die Wahl eines Nachfolgers in Betracht zogen. Man kam überein, daß

bei Heinrichs Todesfall der lothringische Pfalzgraf Heinrich, Ottos Vetter, die Krone erhalten sollte. Doch der König genas wieder und seitdem mag ihn die Romfahrt vielfach beschäftigt haben. Schon mußte zu Pfingsten des folgenden Jahres eine rein italienische Angelegenheit in Deutschland entschieden werden, da der Römerzug noch nicht zustande gekommen. Nämlich im Jahre 1045 war der Kölner Kanonikus Widger von Heinrich mit dem erledigten Erzbistume Ravenna belehnt worden. Widger hatte nun die Bischofsweihe noch nicht erhalten und auch sonst waren Männer der strengeren Richtung, besonders Petrus Damiani, mit der Führung seines Amtes in hohem Grade unzufrieden. Widger wurde deshalb an den Hof gerufen, um sich hier zu verantworten. Das geschah auf einer Pfingstsynode zu Aachen. Ein Teil der Bischöfe war für Widger, andere wieder gegen ihn. Als Wazo von Lüttich aber um seine Meinung befragt wurde, bestritt er der deutschen Synode grundsätzlich das Recht, über einen italienischen Bischof zu richten und fügte dann, zum König gewendet, hinzu, daß der König gar kein Recht habe, einen Bischof in geistlichen Angelegenheiten zu verhören, sondern daß dies Recht allein dem Papste zustehe. Das war eine gewaltige und kühne Sprache, wie sie nie zuvor erhört worden, am meisten noch läßt sich der Vorgang mit der Eidesweigerung Halinards vergleichen. Die versammelten Bischöfe traten nun der Ansicht von Wazo bei. Doch der König, von der Schuld des Angeklagten überzeugt, ließ sich mit nichten das Recht aus den Händen reißen, welches er und seine Vorgänger allezeit ausgeübt. Demgemäß verurteilte er Widger zum Verluste seiner Würde.[1]) Petrus Damiani frohlockte, als er von diesem Urteile hörte, er richtete sofort ein Dankschreiben an den König, worin er denselben noch aufforderte, es doch ja zu verhüten, daß sich Widger widerrechtlich in den Besitz der ihm abgesprochenen Würde setze.

Wahrscheinlich ist damals in Aachen das Aufgebot zur Romfahrt ergangen, denn es war eine große Zahl von geistlichen und weltlichen Großen dort anwesend. Der uns schon bekannten Gewohnheit gemäß wurden jetzt wieder ganz besonders die Bischöfe und Reichsäbte aufgeboten. Denn auf der Kirche lastete ihres großen Besitzes wegen in hervorragender Weise der Reichsdienst; außerdem aber lag es in der Absicht Heinrichs, in Italien nicht nur als weltlicher Herr, sondern auch vor allem als Schutzherr der Kirche aufzutreten, um die ärgerlichen Verhältnisse in Rom zu beseitigen. Das sollte auf einer großen Synode geschehen und dazu war die Anwesenheit der hohen deutschen Geistlichkeit notwendig. Beim Beginn des September 1046 traf das Aufgebot mit dem Könige in Augsburg zusammen. Dann setzte sich der Heereszug in Bewegung, über den Brenner gelangte man nach Verona. Jedenfalls fanden sich hier die italienischen Großen mit ihren Vasallen ein, es ward eine allgemeine Heerschau abgehalten. Beinahe jedoch wäre das ganze Unternehmen wieder aufgeschoben worden, denn der König erhielt die Nachricht von einem großen Umschwunge der Verhältnisse in Ungarn. Indes Heinrich entschied sich endlich dafür, den Zug fortzusetzen. In Pavia kam es gegen Ende Oktober zu einer ersten Synode von

---

[1]) Dies entspricht wohl der Sachlage mehr, als Anselms Angabe (SS. VII, 224 c. 58), Widger sei freiwillig zurückgetreten.

deutschen, italienischen und burgundischen Bischöfen. Wahrscheinlich hat man hier über die Abstellung der Simonie, des Hauptübels in der Kirche, beraten. Das Ergebnis der Beratungen war der Erlaß eines Gesetzes, in welchem alle und jede Simonie bei Amtsentsetzung und Bann verboten wurde. Möglich, daß man auch hier schon in Vorberatungen über die Zulässigkeit des Pontifikates von Gregor VI. eintrat. Denn natürlich unterlag das Papsttum als die erste geistliche Stellung den vom Könige im Verein mit den Reichsbischöfen erlassenen Gesetzen. Gregor VI. kam dann nach Piacenza zum Könige, ehrenvoll wurde er aufgenommen. Wenn er es aber versucht hat, auf den König einzuwirken, so ist ihm das nicht gelungen, nachdem Heinrich erst in Pavia so nachdrücklich gegen die Simonie vorgegangen war. Und jetzt konnte Gregors Simonie kein Geheimnis mehr sein. Außerdem aber hielt der König jetzt mehrfach Gerichtstage für Italien ab; unter großem Zulaufe der umwohnenden Bevölkerung sprach er Recht, selbst aus Rom sollen die Leute dazu herbeigeeilt sein.

Dann versammelte sich eine neue Synode, die der König für den 20. Dezember nach Sutri, nördlich von Rom, ausgeschrieben. Hier sollte über das Papsttum Beschluß gefaßt werden. Alle drei Päpste waren vorgeladen, doch Benedikt erschien nicht. Gregor und Silvester wurden der Simonie für schuldig befunden und ihrer päpstlichen Würde entsetzt. Da Benedikt nicht zugegen war, so wurde das Urteil über ihn auf eine neue Synode verschoben, die am 23. Dezember in Rom selbst zusammentreten sollte. Gregor aber wurde auf den Befehl des Königs später nach Deutschland geführt und hat im Sprengel von Köln den Rest seiner Tage zugebracht. — Bei der neuen Synode in Rom wurde nun Benedikt gleichfalls abgesetzt. Dann schritt man zu einer Neuwahl. König Heinrich wünschte, daß Adalbert von Bremen der päpstlichen Tiara teilhaftig werde, doch wir wissen, daß Adalbert sich ein anderes Feld für seine Thätigkeit erkoren. Wie Adam von Bremen berichtet, lenkte Adalbert die Wahl des Königs[1]) — denn die Römer sollen dem Heinrich das Wahlrecht schließlich anheimgestellt haben — auf den Bischof Suidger von Bamberg, der auch nach dem üblichen Sträuben die am 24. Dezember erfolgte Wahl annahm. Am folgenden Tage wurde Suidger konsekriert und bestieg als Clemens II. den Stuhl Petri. An demselben Tage aber erhielt Heinrich mit seiner Gemahlin durch den neuen Papst die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt, ein Akt, der nach den vorausgegangenen Umständen natürlich gar keine Schwierigkeiten machte. Nach der Messe, die sich an die feierliche Handlung anschloß, gingen die Gekrönten in ihrem kaiserlichen Schmucke mit dem Papste zum Lateran und

---

[1]) Daß keine freie Wahl stattgefunden, ergibt sich schon daraus, daß der König den Adalbert vorschlug. Erstens nämlich haben die Römer schwerlich an diesen stolzen Herrn aus Thüringen gedacht, und zweitens scheint es mir, daß Heinrich den Adalbert deswegen besonders in Vorschlag brachte, um ihn aus der Nähe des Billungischen Hauses zu entfernen und damit den Streit zwischen dem Erzbischofe und jenem Hause endigen zu lassen. Bei einer freien Wahl hätten die Römer gewiß einen Bischof aus der Nähe Roms erkoren. Doch ist an einem eigentlichen Wahlakte nicht zu zweifeln, der König schlug vor und die Römer führten die Wahl aus. Uebrigens ist hier das ausdrückliche Zeugnis Adams von Bremen (III, 7) nicht zu übersehen, daß die Wahl Suidgers auf dem Vorschlage Adalberts beruht hat.

empfingen unterwegs von dem jubelnden Volke allerlei Huldigungen. Die Römer waren aber auch sonst mit der neuen Wendung der Dinge zufrieden, sie übertrugen nämlich dem neuen Kaiser nach seiner Krönung die Würde des römischen Patrizius und zugleich das Vorschlagsrecht bei allen künftigen Papstwahlen. Durch sein kräftiges und gegen die Simonie gerichtetes Auftreten hatte Heinrich die Römer völlig für sich gewonnen, und letztere hatten durch die damalige große Entfaltung der deutschen Macht in Rom keine kleine Vorstellung von der Gewalt des deutschen Reiches erhalten. Daher erklärt sich jene bedeutsame Uebertragung. Es zeigte sich jetzt auch sofort, daß Kaiser und Papst in ihren Reformbestrebungen von gleicher Gesinnung getragen wurden. Denn auf einer römischen Synode, die sich am 5. Januar 1047 unter dem Vorsitze des Papstes versammelte, wurden scharfe Bestimmungen bezüglich der Simonie erlassen. Und der Kaiser gab durch sein Fernbleiben von dieser Synode deutlich zu verstehen, daß er dem neuen Papste in dieser Beziehung völliges Vertrauen schenkte. Der Kaiser selbst zog in jenen Tagen, nachdem er über einige Bistümer neu verfügt und einen großen Teil seines Heeres in die Heimat entlassen, gegen einige aufständische Burgen in der Umgebung Roms. Nach der Einnahme derselben ging Heinrich in Begleitung des Papstes nach dem Süden. Der mächtige Waimar erschien vor ihm mit den beiden Normannengrafen Rodulf von Aversa und Drogo von Apulien; auch Pandulf IV., der frühere Fürst von Capua, stellte sich ein, und zwar nicht ohne Erfolg. Denn Heinrich nahm dem Waimar Capua und gab es als erbliches Fürstentum für eine große Geldsumme an Pandulf zurück. Aber auch in anderer Weise wurde damals Waimars Macht geschmälert. Nämlich der Kaiser belehnte jetzt die beiden Normannengrafen selbst mit ihren Gebieten, so daß Rodulf wie Drogo aus der Oberlehnsherrlichkeit Waimars heraustraten und nun zu unmittelbaren Lehnsträgern der deutschen Krone wurden. Wahrscheinlich hängt es hiermit zusammen, daß Waimar auf Befehl des Kaisers den Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien niederlegte, denn jetzt übte der Kaiser als Lehnsherr die herzogliche Gewalt über die Normannengebiete aus. Deswegen mußte Waimar auf jene Stellung verzichten.[1])

Doch man fügte sich nicht überall in Unteritalien dem neuen Kaiser. Besonders wird von Benevent erzählt, daß sich hier feindliche Strömungen gegen die deutsche Herrschaft kundgegeben hätten. Heinrich zog daher mit dem Papste im Februar vor die Stadt und schickte sich zur Belagerung derselben an. Da der Kaiser jedoch bald die Rückreise ins Reich antreten wollte und die Belagerung der Stadt voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nahm, so übertrug er

---

[1]) Was Heinrich zu dieser Schmälerung der Macht Waimars bewogen hat, ist für uns nicht mehr zu erkennen. Wir hören nichts von irgend einem feindschaftlichen Auftreten Waimars gegen das Reich und sein Haupt, im Gegenteil, der mächtige Fürst befand sich kurz zuvor noch im besten Einvernehmen mit Heinrich. Möglich ist immerhin, daß, wie Giesebrecht II, 428. 666 f. urteilt, der Kaiser es für besser hielt, wenn hier im äußersten Süden die Macht sich in den Händen mehrerer Fürsten zugleich befand, als daß ein einziger über jene Lande gebot. Freilich hätten wir dann nicht an einen Angriffskrieg gegen die Griechen zu denken, denn dann würde das Verfahren des Kaisers äußerst unzweckmäßig gewesen sein, wie Hirsch, Forschungen z. deutsch. Gesch. X, 278 richtig hervorhebt.

den normännischen Vasallen die Fortsetzung des Kampfes, nachdem er dieselben mit der Herrschaft über diese Gebiete belehnt und durch den Papst den Bann über die Stadt verhängt. Dann erfolgte der Rückmarsch. Heinrich zog mit dem Heere dem Norden zu, um Ostern war man schon wieder in Mantua, wo der Kaiser eine schwere Krankheit glücklich überstand. Im Mai näherte man sich der deutschen Grenze, und nun mußte der Kaiser sein Augenmerk sofort wieder den deutschen Verhältnissen zuwenden. — Heinrich hatte in Italien durch sein Auftreten zu erkennen gegeben, daß er entschlossen war, den Verband fortbestehen zu lassen, in welchen Deutschland mit Italien getreten. Außerdem hatte er der Welt gezeigt, daß er die eine Seite seines kaiserlichen Amtes, die Beschützung der Kirche, in der ernstesten Weise auffaßte. Die Reformideen, die sich unter Heinrich II. schon so vielfach geäußert, waren jetzt wieder an den Tag getreten, und der Kaiser hatte sich ihrer angenommen. Und kraft seiner königlichen und kaiserlichen Gewalt hatte Heinrich den Stuhl Petri von unwürdigen Inhabern befreit und einen Deutschen zum höchsten Bischofe erkoren. Das war ein beredtes Zeugnis für die damalige Macht des Reiches. Und es war nur eine Folge derselben, daß die Römer dem neuen Kaiser den Patriziat in Verbindung mit der entscheidenden Stimme bei der Papstwahl angeboten; hierbei zeigte sich, daß die Römer den Kaiser als ihren höchsten Herrn anerkannten, der noch über dem Papste stand. Dazu hatte Heinrich eben noch mit dem Papste über die Pläne Adalberts von Bremen verhandelt. Natürlich war der Papst bereitwillig auf alles eingegangen, was zur Erweiterung der christlichen Kirche im Norden Europas beitragen konnte, zumal da er recht eigentlich durch Adalbert zu seiner Stellung gelangt war. Neben dem Pallium erhielt Adalbert durch Bulle vom 24. April 1047 die erzbischöfliche Gewalt über sämtliche Länder des Nordens. Jetzt konnten Adalberts Gedanken, der nordischen Mission einen ganz neuen Aufschwung zu verleihen, zur That werden. Und so hatte auch in dieser Beziehung der Römerzug Heinrichs für das Reich günstige Erfolge.

3. Die Zeiten des lothringischen Aufstandes.

Durch unsere ganze deutsche Geschichte während des Mittelalters ziehen sich wie ein roter Faden die unseligen Aufstände der weltlichen Großen gegen den König. In ihnen gibt sich die Mißstimmung kund, welche stets von einem Teile des Reichsadels dem Wachsen der königlichen Macht und der dadurch erfolgten Vergrößerung der Gewalt der Kirche entgegengebracht wurde. Wenn nun auch der König nach glücklich vollbrachtem Römerzuge ohne Zweifel mächtiger dastand als vorher, und aus diesem Grunde eigentlich jeder Aufruhr dann in sich selbst zusammenbrechen mußte, so haben doch die gewaltigsten unter den weltlichen Fürsten in solchen Zeiten öfters gegen die Krone einen Aufstand erregt, da sie bei der verstärkten Macht des Königs immer mehr von ihrer eigenen Macht und Freiheit zu verlieren glaubten. Nie hat das Partikularinteresse geruht, bis ihm die Reichsgewalt endlich unterlegen war. So war es auch jetzt. Während Heinrich in Italien weilte, hatte sich Gottfried von Oberlothringen mit dem Markgrafen Balduin von Flandern und noch anderen Großen

verbündet, wahrscheinlich um den König zur Herausgabe von Niederlothringen mit Gewalt zu zwingen, auf welches Gottfried gegründete Ansprüche zu haben glaubte. Dazu kam, daß König Heinrich I. von Frankreich damals gleichfalls im Begriffe stand, gegen das Reich zu ziehen, denn Heinrich ging darauf aus, Lothringen für Frankreich zu gewinnen. Ohne Zweifel ist zwischen Gottfried und dem Franzosen eine Gemeinschaft ihrer Unternehmungen beredet worden, denn schon bei dem ersten Aufstande Gottfrieds hatte sich der französische König mit dem Herzoge verbunden. Der Plan Heinrichs, Aachen zu überfallen und von dort aus das Land zu unterwerfen, kam nun freilich nicht zur Ausführung. Heinrich wurde nämlich im Innern seines Reiches vollauf beschäftigt, er geriet mit dem mächtigen Grafen Gaufred von Anjou, dem Schwiegervater Kaiser Heinrichs, in eine heftige Fehde.[1])

Doch der gefährlichere Feind war entschieden Gottfried, und dieser wußte auch, daß er sich vom Kaiser nichts Guten zu versehen habe. Denn Heinrich hatte bei seiner Anwesenheit in Rom in der Peterskirche allen seinen Widersachern von neuem verziehen, dabei aber ausdrücklich den Gottfried ausgenommen. So bereitete sich im Westen des Reiches wieder einer jener großen Aufstände gegen die Krone vor, wie gewöhnlich richtete er sich gleichzeitig gegen die vom Kaiser so begünstigte Kirche. Der Graf Dietrich von Holland gehörte auch zu den Verschworenen. Er grollte dem Kaiser wegen der im Jahre 1046 erlittenen Demütigung und hatte es auf eine Beraubung des Bistums Utrecht abgesehen. Gottfried dagegen wollte zunächst die im Jahre 1044 an das Bistum verlorene Grafschaft in Verdun wieder an sich bringen. So lagen die Verhältnisse, als der Kaiser wieder nach Deutschland kam. Doch die ersten Beratungen, in die Heinrich mit den Fürsten eintrat, scheinen nicht den lothringischen,[2]) sondern den ungarischen Verhältnissen gegolten zu haben.

Die Kunde von dem Wechsel in der ungarischen Herrschaft war dem Könige schon im Herbste des vorigen Jahres zugekommen, eben als er den Römerzug beginnen wollte. Nämlich König Peter hatte sich nicht halten können, aus der Mitte seiner eigenen Hofleute war ein hochverräterischer Plan entsprungen,

---

[1]) Natürlich ist der Bericht Anselms gesta epp. Leod. c. 61 (SS. VII, 225 f.) übertrieben, daß Heinrich lediglich den Aufforderungen Wazos von Lüttich gefolgt sei und so vom Kriege abgesehen habe. Schon Giesebrecht II, 432 und Steindorff II, 4 und n. 3 haben auf diesen Punkt aufmerksam gemacht. Daß Wazo an Heinrich geschrieben, ist nicht zu bezweifeln, ob aber Anselm das Konzept wenigstens des zweiten Briefes unverändert wiedergibt, dürfte sehr zweifelhaft sein, denn die Worte klingen fast etwas zu heftig. Auch die angeblichen Worte des Königs in der Versammlung von Bischöfen machen durchaus den Eindruck der Uebertreibung. Es möchte fraglich erscheinen, ob diese Versammlung wirklich stattfand und ob jener Brief vom Könige vorgelesen worden ist. Das paränetische Moment bei dieser ganzen Sache tritt besonders in den Schlußworten stark hervor, wo Heinrich mit Theodosius, Wazo mit dem strafenden Ambrosius verglichen wird.

[2]) Wenigstens nicht dem Aufstande. Wohl noch auf dem Speierer Fürstentage erfolgte die Neubesetzung zweier Hochkirchen Lothringens. Theoderich II. von Metz erhielt zum Nachfolger seinen Neffen Adalbero III., gleichfalls einen Lützelburger. Auch Poppo von Trier, der unter drei Kaisern gedient, war gestorben. Heinrich wählte an seine Stelle den Wormser Dompropst Eberhard.

der darauf ausging, Peter vom Throne zu stürzen und einem näheren Verwandten des heiligen Stephan, nämlich dessen Großneffen Andreas, zur Herrschaft zu verhelfen. Der Anschlag glückte vollständig, der vereinten Macht der ungarischen Magnaten und des Andreas mußte Peter weichen; doch es gelang ihm nicht, zu entfliehen, sondern er wurde gefangen genommen und auf grausame Weise des Augenlichtes beraubt, damit er nicht, wie es heißt, nach Deutschland entkommen könne und daraus den Ungarn ein Krieg mit dem Reiche erwachse.

In seinen Sturz aber wurde das Deutschtum in Ungarn verwickelt, denn Peter war ja mit Hülfe der Deutschen auf den Thron gekommen. So fielen auch eine Menge christlicher Priester und die meisten Bischöfe des Ungarlandes der Rache des Volkes zum Opfer, denn dieser Aufstand gegen die Herrschaft Peters scheint in Ungarn volkstümlich gewesen zu sein; die Magyaren hatten wieder die Gelegenheit wahrgenommen, um sich von dem verhaßten deutschen Einflusse zu befreien. Andreas aber ließ sich von den drei noch am Leben gebliebenen ungarischen Bischöfen krönen und hatte nun schon mehrfach Gesandte zu Heinrich geschickt, um den deutschen König von seiner Unschuld an dem Geschehenen zu überzeugen, denn er ließ ihm melden, daß er nur durch das Volk gezwungen worden sei, die Herrschaft zu übernehmen; an der dem Peter widerfahrenen Unbill sei er unschuldig, und zum Zeichen für seine loyale Gesinnung habe er schon einige Führer des Aufstandes töten lassen, die andern wolle er an Heinrich ausliefern; außerdem wolle er dem deutschen Könige in allen Stücken gehorsam sein, ihm einen jährlichen Tribut zahlen und seine Lehnspflichten anerkennen. Jedenfalls waren diese Anerbietungen nicht so leichthin gemeint, denn Andreas zeigte auch in Ungarn selbst, daß seine Herrschaft nur eine Fortsetzung von derjenigen Peters sein sollte: Er befahl die Wiederherstellung der Kirchen und verbot bei Todesstrafe den Rückfall ins Heidentum. Wahrscheinlich hielt aber Heinrich die Versprechungen des Andreas für unwahr, denn noch auf dem Tage von Speier scheint ein Zug gegen Ungarn beschlossen worden zu sein. Und zugleich traf der Kaiser eine Maßregel zum Schutze der Ostgrenzen gegen Ungarn. Nämlich seit dem Jahre 1039, wo Konrad von Kärnten gestorben, war das Herzogtum Kärnten nicht wieder besetzt worden. Da nun inzwischen mehrere Kriege mit Ungarn vom Reiche geführt worden waren, so möchte es scheinen, als ob Heinrich die damaligen Gefahren nicht so hoch angeschlagen habe, als die soeben in Ungarn eingetretene Umwälzung. Denn jetzt belehnte der Kaiser den schwäbischen Grafen Welf III. mit dem Herzogtume Kärnten.[1])

Doch in jenen Tagen mehrten sich die Gerüchte von der drohenden Haltung, welche die Herren in Lothringen angenommen. Der Herzog Gottfried hatte ein stattliches Heer gesammelt und stand im Begriffe, loszuschlagen. Es war ihm

---

[1]) Dieser Welf, mit dem die männliche Linie eines alten gräflichen Hauses aussterben sollte, war der Neffe der Herzoge von Baiern und Niederlothringen und Adalberos von Metz. Mit seiner Erhebung hatte also das lützelburgische Haus keine geringe Stärkung seiner Macht erfahren. Welfs Schwester Kunigunde war mit dem Markgrafen von Este Azzo II. vermählt, auf den Sohn dieser beiden sollte mit dem Tode Welfs das ganze Erbe dieser bis in die graue Vorzeit hinaufreichenden Familie übergehen.

aber durch trügerische Vorspiegelungen gelungen, den Kaiser zu täuschen, daß er nichts gegen ihn im Schilde führe. Dagegen war Dietrich von Holland schon in die Stiftslande eingefallen und verwüstete nun das bischöfliche Gebiet. Daher beschloß Heinrich, den Feldzug gegen Ungarn zu verschieben und zunächst gegen Dietrich zu ziehen. Daß aber auch auf einem anderen Schauplatze der Adel damals mit der Kirche in Fehde lag, davon sollte sich Heinrich bald überzeugen; freilich war hier die Fehde nicht so offen wie in Lothringen. Kaum war nämlich Adalbert von Bremen von Italien aus in die Heimat zurückgekehrt, da brach der alte Zwiespalt zwischen ihm und dem billungischen Hause von neuem aus. Denn das letztere hatte wohl zu seinem großen Verdrusse erfahren müssen, daß die Macht des Erzbischofes durch den Papst soeben beträchtlich verstärkt war. Im Anschlusse hieran erzählt Adam von Bremen, es werde überliefert, Adalbert habe den von Italien heimkehrenden Kaiser nach Bremen eingeladen, angeblich damit Heinrich das königliche Gut Lesum besuchen oder eine Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark abhalten könne, in Wahrheit aber, um die Treue der Billunger kennen zu lernen. So ging jetzt Heinrich nach Sachsen, er wurde von Adalbert in Bremen prächtig aufgenommen und erwies sich dafür der Bremer Kirche insofern dankbar, daß er dem Domkapitel einen Hof, dem Erzstifte selbst aber die Anwartschaft auf eine Grafschaft in Friesland gab, welche Herzog Gottfried inne hatte. Als der Kaiser dann nach Lesum ging, bereitete ihm, wie man erzählt, Graf Thietmar Nachstellungen, doch Heinrich kam durch den Schutz des Erzbischofes glücklich davon. Thietmar, der Bruder Herzog Bernhards, wurde natürlich in Anklagezustand versetzt, und als er es schließlich vorzog, seine Unschuld durch ein Gottesurteil zu erweisen, wurde er am 30. September 1048 von einem seiner früheren Vasallen, namens Arnold, im Gottesurteil besiegt und starb schon nach drei Tagen an den erhaltenen Wunden. Dafür nahm der Sohn des Erschlagenen an Arnold grausame Rache, was ihm freilich von seiten des Kaisers lebenslängliche Verbannung eintrug. [1])

Nach dem Aufenthalte Heinrichs in Bremen wurde der Feldzug gegen Dietrich eröffnet. Die kaiserlichen Mannen fuhren auf Schiffen den Rhein hinab bis nach Vlaardingen. Diese Stadt sowie Rhynsburg ward eingenommen.

---

[1]) Giesebrecht II, 440. 468 und andere setzen jene Reise des Kaisers zu Adalbert nach Sachsen in das Jahr 1048, weil damals der Rechtsgang in Pöhlde zum Austrage kam. Daß die Einladung Adalberts in der ersten Hälfte des Jahres 1047 erfolgte, geht aus Adams Worten „imperatorem ab Italia revertentem“ hervor, sonst müßte es heißen „reversum“. Leider besitzen wir vom Mai bis September 1047 gar keine Urkunden Heinrichs III., die ja sofort Aufschluß über die Sache geben könnten. Es entspricht aber der Lage der Dinge und Adams Worten noch weit mehr, wenn der Kaiser den Besuch in Bremen nicht erst über ein ganzes Jahr verschob, sondern um sich persönlich zu überzeugen, noch vor dem friesischen Feldzuge den Adalbert besucht hat. Steindorf II, 15 f. setzt den Besuch gleichfalls in das Jahr 1047, doch verstehe ich dessen Worte nicht, „der Erzbischof erfüllte den Kaiser mit Mißtrauen“. Denn dem entspricht die ganze folgende Erzählung Adalberts gar nicht. Daß freilich Adam selbst nicht völlig sicher über die Wahrheit seines Berichtes gewesen ist, ergibt sich aus den Worten: „fertur ... vocasse“ und später „Lismonam veniens mox ut aiunt.“ Darin liegt doch ein gewisser Zweifel ausgesprochen.

Aber damit war nicht viel gewonnen, da der sumpfige und teilweise überschwemmte Boden jenes Gebietes das weitere Vordringen unmöglich machte. Und als man daher fast unverrichteter Dinge zurückkehrte, wurden die kaiserlichen Schiffe durch die kleinen friesischen Schnellsegler umschwärmt und angegriffen, so daß die Besatzung der ersteren große Verluste erlitt. Der Ausgang dieses Feldzuges war für den Kaiser wenig ehrenvoll und das bewog auch den Herzog Gottfried, jetzt offen loszubrechen. Wahrscheinlich in Verbindung mit Balduin und Dietrich zog er vor Nimwegen, besetzte die dortige kaiserliche Pfalz und zerstörte dieselbe von Grund aus durch Feuer. Dann wandte er sich gegen seinen Hauptfeind, den Bischof Theoderich von Verdun. Mit Balduin von Flandern fiel er in das bischöfliche Gebiet ein und eroberte Verdun. Auch diese Stadt wurde verbrannt, und trotzdem Gottfried die heiligen Gebäude zu schonen befohlen hatte, so wurde doch die Domkirche und mit ihr das Hochstift ein Raub der Flammen. Ein schreckliches Schicksal für die ehedem so blühende Stadt! Ein großer Teil der Bewohner, Weltliche wie Geistliche, verließ die Stadt für immer, da völlige Verarmung eingebrochen war. Gottfried ließ sich nun zwar die Grafschaft von Verdun abtreten, aber sonst gab er alles zurück, was er dem Bistume genommen, sogar eine Landschenkung fügte er aus freien Stücken hinzu. Denn schließlich überkam ihn eine heftige Reue wegen des greulichen Kirchenfrevels. So unterwarf er sich später,[1]) etwa im Jahre 1050, einer harten Kirchenbuße: Von dem höchsten Punkte der Stadt Verdun soll er bis zum Hauptaltare der verbrannten Hochkirche auf den Knieen gerutscht sein und dort unter andauernden Geißelhieben Buße gethan haben. Lambert erzählt außerdem, seine Reue sei so groß gewesen, daß er beinahe ins Kloster gegangen wäre, und nur nachdem er eine große Geldsumme erlegt, habe er von der Tonsur abgestanden. Und beim Neubau der Kirche, zu welchem er viel beigesteuert, habe er oft den Dienst eines gewöhnlichen Maurers verrichtet.

Doch einstweilen blieb Gottfried auf der einmal betretenen Bahn. Er stürzte sich nämlich mit aller Macht auf das Bistum Lüttich. Das Land wurde verwüstet und mehrere Burgen eingenommen; dazu wurde eine große Zahl der Stiftsvasallen auf die Seite der Empörer gezogen. Doch die Stadt Lüttich selbst hielt sich unter der tapferen Leitung ihres beherzten Bischofes Wazo, der im Widerstande unermüdlich war und dessen Mut und Ausdauer für die Bürgerschaft in dieser Zeit großer Gefahr zur Rettung wurde. So kam es, daß die in die Hände der Aufständischen gefallenen Burgen teilweise wieder erobert wurden. Und es gelang dem Wazo sogar, mit Gottfried einen Vertrag abzuschließen, der wahrscheinlich das Bistum vor weiteren Anfeindungen sicher stellte. Freilich wurde Wazo wegen dieses Vertrages beim Kaiser verdächtigt; doch das hatte keine besonders schlimmen Folgen, da der Bischof trotz seines Freimutes unverbrüchlich treu zu seinem Herrn stand. Und der Kaiser mußte froh sein, daß sich in jenen Gebieten ein Mann fand, der den Empörern mit so seltener Ausdauer kraftvollen Widerstand entgegensetzte. Vielleicht hielt es daher Heinrich

---

[1]) Steindorff II, 21 zieht Lamberts Worte „post modicum facti“ zusammen, während doch „facti“ zu „poenituit“ gehört.

in diesem Augenblicke nicht für nötig, selbst gegen Gottfried auszuziehen. Er entsetzte aber den Gottfried seiner herzoglichen Würde und gab Oberlothringen an einen Grafen Adalbert.

Inzwischen war am 7. September Herzog Otto von Schwaben gestorben und ihm folgte schon am 14. Oktober Herzog Heinrich von Baiern im Tode nach. Doch der Kaiser ging noch nicht sogleich an die Wiederbesetzung der beiden großen Reichslehen. Denn diese Dinge traten in den Hintergrund vor einem Ereignisse, welches sich um dieselbe Zeit in Italien zutrug. Nämlich am 9. Oktober starb Papst Clemens II. nach einem sehr kurzen Pontifikate. Natürlich mußte nun dem Kaiser sehr viel daran liegen, einen ihm ergebenen, womöglich wieder deutschen Bischof auf dem heiligen Stuhle zu sehen. In Rom aber gewann damals der abgesetzte Benedikt IX. noch einmal die Oberhand und zwar mit Hülfe des Markgrafen Bonifaz von Tuscien. Das war ein bedenkliches Zeichen für den Fortbestand der deutschen Herrschaft in Italien. Indes die Römer blieben ihrem dem Kaiser geschworenen Eide treu und schickten eine Gesandtschaft an Heinrich nach Deutschland, um sich einen neuen Papst von ihm zu erbitten. Zu Weihnachten erfolgte in der Pfalz zu Pöhlde die Entschließung des Kaisers, seine Wahl fiel auf den Bischof Poppo von Brixen. Doch ein neuer deutscher Papst schien dem Bonifaz von Tuscien nicht genehm zu sein. Als Poppo durch Italien nach Rom ziehen wollte, hinderte ihn Bonifaz an der Weiterreise, so daß Poppo umkehren mußte. Erst nach dem ausdrücklichen Befehle des Kaisers an Bonifaz gestattete dieser dem Bischofe freien Durchzug. Am 17. Juli 1048 wurde Poppo in Rom zum Papste geweiht und bestieg als Damasus II. den Stuhl Petri. Freilich auch er sollte sich seiner Würde nicht lange erfreuen.

Der Kaiser begab sich im Januar 1048 über Würzburg nach Schwaben, um in Ulm zur Wahl eines neuen Herzoges zu schreiten. Otto von Schweinfurt aus dem Hause der Babenberger wurde mit Schwaben belehnt, so daß dieses Haus nun wieder unter die machtvollsten Familien im Reiche zählte. Heinrich blieb dann längere Zeit in Süddeutschland, später ging er nach Sachsen, um in Pöhlde das schon erwähnte Gericht über den Billunger Thietmar zu halten. Der Ausgang desselben wird die Billunger dem Kaiser nicht eben günstiger gestimmt haben; sie strebten ja stets nach einer Art Alleinherrschaft im deutschen Norden und gerieten dabei öfters mit dem Könige und der Hamburger Kirche in Streit. Es gelang zwar damals dem Adalbert, sich mit dem Herzogshause auszusöhnen, aber das konnte nur kurzen Bestand haben, denn beide Gewalten waren natürliche Gegner. Es war daher für den Kaiser und das Reich von großer Wichtigkeit, daß Adalbert mit Hülfe von List und der Aufwendung großer Geldmittel in jener Zeit ein Bündnis zwischen dem Reiche und dem neuen Dänenkönige Svend Estrithson zustande brachte. Zunächst hatte Adalbert an seine eigene Aussöhnung mit Svend gedacht, doch es glückte ihm, die gute Stimmung des Dänenkönigs auch für jenen weiteren Zweck zu benutzen.[1]) — Noch viel bedeutender aber konnte für den Kaiser eine andere Verbindung werden, die sich

[1]) cf. Adam. Brem. III, 17.

im Oktober 1048 vollzog. Nämlich unter der Vermittelung des Bischofes Bruno von Toul, der in äußerst rühriger Weise dafür thätig war, kam es damals zu einer Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und Heinrich von Frankreich in Ivois am Chiers. Besonders dem Bruno mußte am Abschlusse dieses Bundes viel gelegen sein, denn der Aufstand in Lothringen war unbezwungen und dieser richtete sich ja hauptsächlich gegen die Bischöfe. Und Heinrich von Frankreich hatte wohl erkannt, daß es mehr zu seinem Vorteile und auch mehr im allgemein königlichen Interesse sei, wenn er mit dem Kaiser einen Bund abschließe und nicht mit dem aufrührerischen Gottfried, der sich in der Acht befand und doch schließlich durch das Reich zu Falle gebracht werden mußte. So kam es in Chiers zu einem Bunde zwischen Frankreich und Deutschland, der jedenfalls seine Spitze gegen Gottfried kehrte.

Gottfried war inzwischen nicht unthätig gewesen. Nämlich bei einem Kriegszuge, den Adalbert, der neue Herzog von Oberlothringen, gegen den Empörer unternahm, glückte es dem Gottfried, seinen Nebenbuhler bei Thuin an der Sambre zu töten. Natürlich mußte nun das seines Herzogs beraubte Land unter den Verwüstungen Gottfrieds aufs neue schwer leiden. Doch noch in demselben Jahre erhielt Adalbert einen Nachfolger in der Person seines nahen Verwandten Gerhard, eines reichen und mächtigen Grafen in Lothringen. Dieser Gerhard ist der Stammvater der lothringischen Herzogsfamilie, die das Land bis ins achtzehnte Jahrhundert beherrschen sollte.

Unterdessen war auch Papst Damasus II. nach einem Pontifikate von kaum drei Wochen gestorben. Die Römer ordneten nun wieder sofort eine Gesandtschaft an den Kaiser ab und ließen ihn bitten, den Erzbischof Halinard von Lyon zum Papste zu wählen. Heinrich zeigte sich auch dazu geneigt, aber Halinard kam der Aufforderung nicht nach, sich am deutschen Hofe einzustellen, er verzichtete auf die Tiara. [1]) Im Dezember 1048 tagte zu Worms eine bedeutende Versammlung von weltlichen und geistlichen Großen des Reiches. Da Halinard nicht erschienen war, so lenkte nun der Kaiser die Wahl auf den Bischof Bruno von Toul, seinen Verwandten, der sich durch Strenge des Lebenswandels, Frömmigkeit und besonderes Geschick in der Verwaltung seines Bistumes ausgezeichnet. Nach einigem Sträuben nahm Bruno die Wahl unter der Bedingung an, daß die Römer sich damit einverstanden erklärten. Daß dies aber geschehen würde, war vorauszusehen. — Den folgenden Winter verbrachte der Kaiser in Baiern, da er einen neuen Herzog über das Land setzen wollte. In der Hauptstadt Regensburg wurde am 2. Februar Konrad, ein Neffe des Erzbischofes Hermann von Köln, gewählt. So waren jetzt die deutschen Herzogsstühle wieder besetzt,

---

[1]) Ich folge hier der von Steindorff (II, 54 n. 1) aufgestellten Chronologie der Nachrichten des Chron. S. Benigni Divion. (SS. VII, 237, 26 f.), da sie jedenfalls den Vorzug vor der älteren Annahme verdient, die Wahl Halinards zum Papste sei zwischen Clemens und Damasus beabsichtigt worden. Uebrigens ist die dort gegebene Begründung von der Zuneigung der Römer zu Halinard von Interesse: Diligebant enim eum valde Romani propter facundiam oris sui et affabilitatem sermonis, ita enim proferebat vernaculum sonum loquelae uniuscuiusque gentis, quousque latina penetrat lingua, hacsi eadem patria esset progenitus; also ein romanisches Sprachgenie.

und als dann Heinrich im Frühjahr 1049 nach Sachsen zog, war er mit umfassenden Rüstungen zum Kriegszuge gegen die lothringischen Empörer beschäftigt. Denn jetzt nach der Neuordnung so mancher Verhältnisse wollte er zu einem Hauptschlage gegen diese gefährlichen Leute ausholen. Mit Dänemark, dessen Schiffe in dem kommenden Kriege die friesischen Küsten blockieren konnten, und mit Frankreich war der Kaiser jetzt im Bunde. Und dazu erwarb sich das Reich einen neuen Bundesgenossen, nämlich England. Seit der Vermählung der englischen Gunhild mit Heinrich war der deutsche Einfluß in England stetig gewachsen. Der Kaiser schickte jetzt Gesandte an den englischen König Eadward, seinen Schwager, und es war nicht zu verwundern, daß Eadward versprach, er werde durch Aufstellung einer englischen Flotte bei Sandwich das Entweichen Balduins von Flandern zur See unmöglich machen. Denn auch auf Balduin hatte es Heinrich besonders abgesehen, da vor allem ihm die Zerstörung der Pfalz in Nimwegen zur Last gelegt wurde.

Schließlich war es für den Kaiser von nicht geringer Bedeutung, daß jetzt auf dem Stuhle Petri ein Mann saß, der von dem redlichsten Willen beseelt und gesonnen war, dem Kaiser in allen Stücken dienlich zu sein. Denn Bruno von Toul war nach Rom gelangt und hatte den Römern in offener Versammlung erklärt, daß er seinen Pontifikat von ihrer Zustimmung abhängig mache. Die kaiserliche Wahl wurde nun sofort von Klerus und Volk gebilligt, und am 12. Februar bestieg Bruno unter dem Namen Leo IX. den päpstlichen Stuhl. Dem neuen Papste war es Ernst mit seinem Amte und die wohltätigen Folgen davon traten bald hervor. Die kurzen Pontifikate von Clemens und Damasus II. werden kaum zur Kräftigung des Papsttumes beigetragen haben, und noch vor wenigen Monaten hatte es das Haus der tuskulanischen Grafen versucht, von neuem die Herrschaft in Rom zu gewinnen. Leo IX. war ein Deutscher und deshalb sah er zunächst auf strenge Handhabung von Recht und Gesetz. Dazu war Leo von der Notwendigkeit der Reform durchdrungen, und deshalb wurden die simonistischen Bischöfe aus der römischen Kirche allmählich entfernt. An deren Stelle wurden meist lothringische Geistliche nach Rom berufen und auf solche Weise das Kardinalkollegium erneuert und zu höherem Ansehen gebracht. Ferner hat es sich Leo sehr angelegen sein lassen, Synoden zu versammeln und den Vorsitz derselben zu führen, um mit den Bischöfen des Abendlandes über die mannigfachsten kirchlichen Fragen zu beraten und zu beschließen. Damals kam auch Hildebrand nach Rom zurück, jener Mönch vom Aventin, der Gregor VI. in dessen Verbannung nach Deutschland begleitet hatte; von neuem wurde er in die nächste Umgebung des Papstes gezogen und zum Subdiakon der römischen Kirche ernannt. Kurz, das römische Kirchenregiment wurde jetzt wieder ein strafferes und mehr zielbewußtes, und dadurch stieg es in kurzer Zeit nicht wenig im Ansehen der Völker.

Wenn nun auch Leo durch den Vorbehalt bei seiner durch den Kaiser erfolgten Wahl gezeigt, daß er keineswegs gesonnen war, sich lediglich als Papst von Kaisers Gnaden zu betrachten, so hat er sich doch nach einem Aufenthalte von kaum drei Monaten in Rom nordwärts begeben, um dem Kaiser an Ort und Stelle in dem kommenden Kampfe gegen Gottfried behülflich zu sein. Er

ging nach Deutschland, und im Juni 1049 traf er mit dem Kaiser in Sachsen zusammen. Auch hierdurch gab er sich als deutschen Papst zu erkennen, dem das Wohl und Wehe seines Heimatlandes durchaus nicht gleichgültig war. Uebrigens hatte der Krieg schon in den ersten Tagen dieses Jahres begonnen. Nämlich die Bischöfe Dietwin von Lüttich — der Nachfolger Wazos — Bernold von Utrecht und Adalbero von Metz hatten sich mit einigen Grafen und Rittern des Küstengebietes verbunden und waren gegen Dietrich von Holland ausgezogen. Wahrscheinlich am 14. Januar 1049 kam es in der Nähe von Vlaardingen zu einem Kampfe, in dem Dietrich besiegt und erschlagen wurde. Die Bischöfe besetzten nun das Gebiet Dietrichs für den Kaiser. Bald darauf erschien Gottfried und machte den Kaiserlichen das Land streitig; er wurde jedoch gleichfalls in einem Treffen besiegt, aus dem er nur mit genauer Not entkam. So hatte hier die Kirche fast als Trägerin der Reichsgewalt die Rolle des Kaisers übernommen und die weltlichen Herren waren ihr erlegen; sie hatte allerdings durch den Aufstand das meiste zu leiden.

Als nun der Papst nach Deutschland kam, verhängte er über Gottfried und Balduin den Kirchenbann, dann zog er mit dem Kaiser nach Lothringen. Doch verstand sich der Kaiser auf das Drängen des Papstes dazu, die Empörer sollten an Leib und Leben ungeschädigt bleiben, falls sie sich freiwillig stellten.[1]) Ob nun Gottfried hiervon gehört hat, wie der Altaicher Annalist berichtet, oder ob er, wie Hermann von Reichenau erzählt, der vereinten Macht des Kaisers und Papstes weichen zu müssen glaubte,[2]) ist nicht klar zu erkennen. Er stellte sich jedenfalls dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu Aachen. Heinrich schenkte ihm das Leben, verurteilte ihn aber zu Gefängnis in der Haft des Erzbischofes Eberhard von Trier. Aber auch Balduin, der die Fahne der Empörung noch hoch hielt, wurde bald eines Besseren belehrt: Nachdem der Kaiser einen großen Teil seines Gebietes verheert, schickte er Geiseln für seine Unterwerfung, die der Kaiser auch annahm. In Aachen erfolgte dieselbe jedenfalls durch die Ableistung des Lehnseides von seiten Balduins. Indes sein völliges Ende hatte der lothringische Aufstand hiermit doch noch nicht erreicht, denn im Jahre 1050 wird uns noch ein Nachspiel desselben berichtet. Wahrscheinlich wurde der Friede von Balduin gebrochen. Darauf zog der Kaiser selbst gegen den Markgrafen aus, indem er über Cambrai in Flandern einbrach. Auf eine so schnelle Ahndung des Friedensbruches hatte aber Balduin nicht gerechnet. Er schickte daher Boten zum Kaiser und gegen Ende des April 1050 kam es zum Frieden, Balduin mußte den Treueid schwören. Und damit fand die große Fehde ihren Abschluß.

Freilich nur durch ganz besondere Machtentfaltung war es jetzt dem Kaiser geglückt, den Frieden herzustellen, Frankreich, Dänemark und England hatten dazu mitgewirkt, daß Gottfrieds Empörung zusammenbrach. Und die lothringi-

---

[1]) So fasse ich die Worte der Ann. Altah. 1049 „Vitam et sanitatem praedictis ducibus impetravit (scil. papa) eo tamen pacto ut caesareo subderentur dominio“, wie schon Giesebrecht II, 443 gethan. Steindorff scheint die Stelle übersehen zu haben.

[2]) Ann. Altah. 1049 Qua spe adtractus dux Godefridus illo devenit. Herim. Aug. chron. 1049 Gotefridus tam vim imperatoris quam papae excommunicationem pertimescens.

schen Bischöfe hatten manchen harten Strauß zu bestehen gehabt. Dafür hatten sie aber auch nun die Genugthuung, zu sehen, wie harten Kirchenbußen sich Gottfried freiwillig unterwarf und wie eifrig er sich den Wiederaufbau der zerstörten Gotteshäuser angelegen sein ließ. — Der Papst hatte sich nach der erstmaligen Beendung des Kampfes im Jahre 1049 nach Frankreich begeben, um im Anfange des Oktober zu Reims eine allgemeine Synode für „Gallien" abzuhalten. Der König von Frankreich, den Leo hierzu einlud, erschien nicht, da er eine Schmälerung seiner Macht durch die geistliche Versammlung unter dem Vorsitz des Papstes befürchtete und es natürlich vorzog, dem nicht beizuwohnen. Auch die französischen Bischöfe waren zu Reims eben nicht zahlreich vertreten, besonders weil der französische König absichtlich zu derselben Zeit ein allgemeines Aufgebot zu einem Kriegszuge erließ, dem sich die Bischöfe nicht entziehen konnten. Die Beschlüsse der Reimser Synode richteten sich besonders gegen die Simonie, die Verheiratung von Priestern und die verbotenen Ehen überhaupt. In der Mitte des Oktober versammelte dann der Papst eine deutsche Synode in Mainz, der Kaiser und gegen vierzig deutsche Bischöfe nahmen daran teil. Auch hier richtete man sich besonders gegen die Simonie und die Priesterehen. Während also der König von Frankreich ein gewisses Mißtrauen vor einer durch den Papst geleiteten Kirchenversammlung hegte, sehen wir den Kaiser und auch die deutschen Bischöfe in vollem Einverständnisse mit dem Papste handeln. Aber auch sonst noch zeigte sich Papst Leo bei seinem Aufenthalte in Deutschland überaus thätig für die Kirchen des Landes, nur wenige seiner Vorgänger haben sich der kirchlichen Fragen mit solchem Ernste angenommen. Das bedeutendste Ergebnis aber von der Reise des Papstes nach Deutschland war, daß sich Kaiser und Papst in der Behandlung der kirchlichen Dinge völlig einverstanden fühlten, kein Mißton hatte zwischen ihnen entstehen können. Die beiden höchsten Gewalten standen jetzt zu einander in einem Verhältnisse, von welchem man viel Gutes erwarten konnte. Denn das Reich war damals groß und hochgeehrt unter den Staaten Europas, die slavischen Völker waren ihm teilweise unterthan, Dänemark, England und Frankreich waren ihm verbündet, Italien gehorchte dem kaiserlichen Zepter und an der Spitze des Reiches stand ein König, nicht so unbeugsam und hart wie Konrad II., sondern von den Seinigen als ein gerechter und mildthätiger Fürst gepriesen. War nun mit diesem Reiche und Könige das Papsttum im engsten Bunde, wie es soeben eingetreten, so hatte zweifellos der deutsche Staat vor allen anderen den Vorrang. Freilich konnte auch in dieser engen Verbindung von Kaiser und Papst der Keim zu einer schweren Niederlage für den ersteren liegen. [1]) Denn die hierarchischen Prin-

[1]) So sehr auch die Verbindung von Kaiser und Papst und diejenige des Reiches mit anderen Staaten dazu verlocken könnte, in diesen Zeitpunkt die größte Machtentfaltung des Kaisertumes zu verlegen, wie Giesebrecht II, 445 ff. gethan hat, so möchte ich mich damit doch nicht einverstanden erklären. Denn das völlige Aufgeben der früher so regelmäßigen Einkünfte aus den Erträgnissen der kirchlichen Wahlgeschäfte (Simonie) bedeutet eine Schwächung der königlichen und eine Stärkung der kirchlichen Gewalt. Daß dies Aufgeben ein prinzipielles war, bezeichnet einen großen Sieg, den die römische Kirche über den deutschen Staat davontrug, oder vielmehr, Rom hat daraus den meisten Nutzen gezogen. Denn erst seit diesem Zeitpunkte fängt

zipien, welche in den soeben durchgesetzten Kirchenreformen noch versteckt schlummerten, mußten mit der Zeit, je mächtiger das Papsttum wurde, allmählich erwachen und in der Hand desselben zu einer gefährlichen Waffe gegen den Kaiser und den deutschen Staat werden. Indem der Kaiser sich mit den Reformen völlig einverstanden erklärte, gab er, ohne es zu wissen, die thatsächliche Herrschaft über die Kirche auf und legte sie in die Hände des Papstes. Rom schuf sich nach und nach ein großes Heer von Streitern, die ihm wegen der neuen strafferen Kirchenzucht unbedingt ergeben sein mußten. Und diese Macht, die zum großen Teile früher im Dienste des Reiches und Königs gestanden, sollte nicht umsonst geworben werden; es dauerte nicht mehr lange, da zeigte es sich, gegen wen diese Armee von Streitern Gottes mit Glück zu brauchen war.

Rom an, eine wirkliche Macht zu werden. Ich halte entschieden daran fest, daß die Reichsgewalt am mächtigsten war, als Konrad II. seine Siege über Aribo von Mainz, Adalbero von Kärnten und Aribert von Mailand davontrug. Damals war die Kirche dem Reiche untergeben, aber jetzt beginnt ein entschiedenes Sinken der königlichen Macht.

Sechster Abschnitt.

Kaiser Heinrich III. und Papst Leo IX.

1. Ungarn und Normannen.

König Peter von Ungarn war, wie oben erzählt ist, im Jahre 1046 gestürzt worden und Andreas hatte sich des ungarischen Thrones bemächtigt. Als nun der Kaiser aus Italien heimgekehrt, hatte er zu einem Zuge gegen Ungarn gerüstet. Aber die lothringische Fehde war dazwischen gekommen, und so hatte der Zug unterbleiben müssen. Wie sich die Beziehungen des Reiches zu Ungarn seitdem gestaltet hatten, bleibt uns völlig verschlossen, da der Altaicher Annalist darüber schweigt. Wahrscheinlich ist ein Friedenszustand eingetreten, der von beiden Seiten als das beste Auskunftsmittel angesehen wurde. Denn auch dem Kaiser konnte in jener Zeit wenig daran liegen, neben dem Kriege in Lothringen noch einen zweiten gegen Ungarn führen zu müssen. Dieser Zustand erfuhr nun im Jahre 1050 eine Aenderung. Damals nämlich wurde Ungarn deutscherseits angegriffen und zwar von dem Bischofe Gebhard von Regensburg. Dieser, ein unruhiger und ehrgeiziger Herr und Oheim des Kaisers, unternahm auf eigene Faust einen Angriff auf Ungarn; noch im Winter fiel er in die ungarischen Grenzgebiete ein und führte große Beute von da ins Reich. Doch schnell sammelte sich ein ungarisches Heer, rückte den abziehenden Baiern nach und verwüstete und plünderte einen Teil der Neumark von Oesterreich. Vielleicht steht hiermit in Zusammenhang, daß um diese Zeit Markgraf Gottfried von Kärnten ohne irgend welche Schuld meuchlings ermordet wurde, wie der Altaicher Annalist berichtet.

Als der Kaiser von diesen Dingen erfuhr, berief er einen bairischen Fürstentag nach Nürnberg, denn er war jetzt willens, die frühere Abhängigkeit Ungarns vom Reiche wiederherzustellen. Dieser Fürstentag trat im Juli zusammen, und hier wurde vor allem der Wiederaufbau von Hainburg an der Donau beschlossen, welches wahrscheinlich soeben durch die Ungarn zerstört worden war. Herzog Konrad, Adalbert von der Ostmark, Bischof Gebhard von Regensburg und noch

andere weltliche und geistliche Große zogen daher mit ihren Vasallen aus, um die Grenzfeste wiederherzustellen. Da sich das deutsche Heer nur aus Baiern zusammensetzte, so konnte seine Stärke nicht eben bedeutend sein; und doch war der Erfolg auf der deutschen Seite. Denn obwohl eine starke ungarische Abteilung vor Hainburg erschien, um den Bau zu hindern, und im September einen Angriff auf die Deutschen machte, so behaupteten sich die letzteren doch vor der Uebermacht des Feindes. Die Ungarn wurden stets zurückgeschlagen, und als die Baiern endlich selbst angriffen, wurde nicht nur jene feindliche Abteilung, sondern sogar das ganze Heer der Ungarn in die Flucht geworfen. Dann wurde der Aufbau von Hainburg beschleunigt. Als die Baiern wieder abzogen, ließ man nur eine kleine Besatzung in der Stadt zurück. Auch diese wenigen Krieger sollen von einer ungeheuren Uebermacht angegriffen worden sein,[1]) derselben jedoch gleichfalls eine schmähliche Niederlage beigebracht haben; aber das scheint übertrieben zu sein.

Um diese Zeit, wo sich Baiern der Ungarn erwehrte, war der Kaiser mit Kasimir von Polen beschäftigt. Nämlich der Polenherzog lag mit Bretislav von Böhmen im Streit wegen des Besitzes von Schlesien. Dieses Gebiet gehörte damals rechtlich zu Böhmen, es scheint aber von Kasimir beansprucht worden zu sein. Auch sonst traute der Kaiser dem Polen nicht, denn es hieß damals von ihm, er beabsichtige eine Empörung. Heinrich erließ daher ein Aufgebot zum Polenkriege. Aber zum Feldzuge selbst kam es nicht, da der Kaiser heftig erkrankte und sich nun auch mit der freiwilligen Unterwerfung Kasimirs zufrieden erklärte. Kasimir kam an den Hof nach Goslar und gab hier die gewünschte Genugthuung; so wurde der Friede nicht gestört. — Heinrich war inzwischen von seiner Krankheit genesen und außerdem sollte ihm jetzt noch ein anderer sehnlicher Wunsch erfüllt werden. Nämlich am 11. November 1050 gebar Agnes ihrem Gemahle den ersten Sohn und damit schien die Erbfolge für das salische Geschlecht gesichert zu sein. Und bevor noch der Knabe getauft wurde, veranlaßte der Kaiser eine Anzahl von Großen, demselben als ihrem einstigen Herrn zu huldigen. Die Taufe sollte zu Ostern des nächsten Jahres erfolgen, und Hugo von Cluny, der nach Odilos Tode Abt der großen Stiftung geworden und mit dem Kaiser im besten Einvernehmen stand, sollte die Patenstelle übernehmen. Wie eng der Kaiser überhaupt mit der Kirche verbunden war, geht auch daraus hervor, daß für den Anfang des nächsten Jahres schon wieder eine Zusammenkunft Heinrichs mit dem Papste auf deutschem Boden verabredet worden. Der Papst hatte unterdessen am Ende des April eine neue Synode in Rom versammelt und auch hier seinem Primate zu immer größerer Anerkennung verholfen. Die Verbindung mit dem mächtigen deutschen Kaiser trug für den Papst die besten Früchte, die römische Kirche stieg täglich im Ansehen der abendländischen Völker, und Leo konnte es wagen, immer tiefer in die Verhältnisse der einzelnen Landeskirchen einzugreifen. Doch besonders wichtig für das Reich wurde

---

[1]) Ann. Altah. 1050 Ungri destruere conati sunt rursum tanto congregato exercitu qui nullius posset comprehendi obtutu. Loquor ingentia sed tamen comprobabantur fuisse maiora.

die Stellung, die der Papst zu dem jungen Normannenstaate in Unteritalien einnahm.

Bald nachdem Kaiser Heinrich aus Italien zurückgekehrt war, finden wir in Aversa zwei Inhaber der dortigen Grafenwürde nebeneinander. Ferner scheint seit dem Jahre 1049 die Oberlehensherrlichkeit des Reiches über Aversa aufgehört und jene Grafschaft sich wieder in ihr altes Verhältnis zu Waimar von Salerno zurückbegeben zu haben. Auch zwischen dem pandulfischen Hause in Capua und Waimar waren Zwistigkeiten ausgebrochen, da sich ja Waimar durch die Ergebnisse des Jahres 1047 in seinem Machtbereiche sehr geschmälert sah. Eine große Rolle bei diesem Streite spielte der Normanne Robert, der Bruder Drogos von Apulien. Er hatte sich in den Sold Pandulfs V. begeben, weil er sich aber von diesem schlecht belohnt sah, so ging er schließlich auf eigene Eroberungen aus. Da in Apulien schon ein Normannenstaat bestand, der dem Reiche unterthan war, so machte sich Robert, mit dem Beinamen Guiscard, an die Unterwerfung von Calabrien. Er fand bald Unterstützung bei seinem Vorhaben, und je mehr die Sache glückte, desto mehr Normannen erschienen, um ihm Zuzug zu leisten. Der Krieg wurde auf äußerst grausame Weise geführt, da die Eroberer nur von der Plünderung und Beraubung des Landes leben konnten. So erzählt Hermann von Reichenau, daß die Normannen, durch das schöne und reiche Land angelockt, in immer größeren Scharen gekommen seien, die Bewohner mit Krieg überzogen, sich eine ungerechte Herrschaft über sie angemaßt und ihnen alles entrissen hätten, was sie nur konnten; auch vor Kirchenraub seien sie nicht zurückgeschreckt und schließlich hätten sie sich über alles menschliche und göttliche Recht hinweggesetzt. Jedenfalls war die Lage der Landesbewohner unter der Herrschaft der stolzen Griechen eine viel bessere gewesen als jetzt unter den Normannen, welche man noch vor einem Menschenalter als „Engel vom Himmel“ begrüßt hatte. Klagen über diese schreckliche Landplage kamen auch an den päpstlichen Hof, und der Papst vor allen anderen fühlte den sittlichen Zwang in sich, diese Verhältnisse zu bessern. Erstens war er an sich friedliebend und gerecht, und zweitens vertrat er ja in gewisser Weise bei Abwesenheit des Kaisers die Reichsgewalt in Italien; wenigstens fühlte sich der Kaiser stets im Einverständnisse mit ihm. Und bei seinem ausgesprochenen Willen, überall helfend und fördernd einzugreifen und Frieden und Ordnung in der Welt herzustellen, mußte es dem Leo besonders am Herzen liegen, hier eine Aenderung zum Besseren anzubahnen. So trat denn Leo im Frühjahr 1050 eine Reise nach Unteritalien an, auf der er durch Abhaltung einer Synode und persönlichen Verkehr mit den Fürsten Abstellung der kirchlichen Mißstände und Erleichterung des Loses der Einwohner anstrebte. Dann hielt er die Ostersynode in Rom, nach deren Verlauf er sofort in die südlichen Gebiete zurückkehrte. Und damals gelang es ihm, mehrere Fürsten und Städte eidlich an sich und den Kaiser zu ketten. Benevent aber, welches immer noch in seinem Trotze beharrte, wurde auch von ihm mit der Exkommunikation belegt. Anderweitige Erfolge errang Leo noch in demselben Jahre besonders auf der Synode von Vercelli, wo der Erzbischof Hunfrid von Ravenna wegen seines ungerechten Streites mit der römischen Kirche suspendiert oder abgesetzt wurde. Hier ward

auch die neue Abendmahlslehre des Berengar von Tours, eines französischen Geistlichen und Vorstehers der Stiftsschule zu Tours, als Ketzerei verdammt. Dann trat Leo eine neue Reise an, und zwar ging er über Burgund nach Westfrankreich und von da in sein früheres Bistum Toul. Ueberall war er unermüdlich thätig, sich von den Zuständen in der Kirche selbst zu überzeugen, Streitigkeiten zu schlichten und mit den burgundischen und französischen Bischöfen in ein gutes persönliches Verhältnis zu treten. Im Januar und Februar 1051 kam Leo wiederholt mit dem Kaiser zusammen, dann kehrte der Papst nach Italien zurück.

Zu Ostern 1051 wurde nun in Köln die Taufe des königlichen Knaben gefeiert. Erzbischof Hermann von Köln übernahm die Taufhandlung, während Hugo von Cluny Pate stand. Das Kind erhielt den Namen Heinrich. Aber auch in des Papstes Gunst stieg Erzbischof Hermann in jener Zeit. Er wurde nämlich von Leo zum Erzkanzler des päpstlichen Stuhles ernannt und ihm außerdem das Recht verliehen, innerhalb seines Sprengels den deutschen König zu weihen. Das war eine bedeutende Schmälerung der Macht der Mainzer Kirche; doch wir wissen, daß Erzbischof Bardo nicht die Persönlichkeit dazu war, um die alten Gerechtsame seiner Kirche kräftig zu wahren. Die Sorglosigkeit Bardos hatte schließlich einen so hohen Grad erreicht, daß Papst Leo gesagt haben soll: „Wer möchte die Geduld dieses heiligen Mannes seiner Barmherzigkeit und nicht viel mehr der Nachlässigkeit zuschreiben?“ Im Juni 1051 ist Bardo hochbetagt gestorben, ihm folgte auf dem erzbischöflichen Stuhle der Bamberger Domprobst Liutpold. Was jedoch Bardo während seines Pontifikates versäumt oder verloren hatte, konnte natürlich von seinem Nachfolger nicht wieder eingeholt werden.

In den Beziehungen des Reiches zu Ungarn war noch keine Besserung eingetreten. Daher sehen wir das Reich im Jahre 1051 gegen den östlichen Feind eine starke Macht entfalten. König Andreas schickte zwar wieder eine Friedensgesandtschaft, aber der Kaiser wies jede Verständigung ab. Im ganzen Reiche war das Aufgebot gegen Ungarn ergangen, Italiener, Burgunder, Baiern, Sachsen, Franken, Schwaben und Slaven [1]) nahmen an dem Zuge teil. Die Herzöge Bretislav und Welf und Bischof Gebhard von Regensburg drangen am nördlichen Donauufer vor. Südlich des Flusses wollte der Kaiser mit dem Hauptheere in das Land einfallen. Doch das war an dieser Stelle unmöglich. Da die weiten Donauebenen durch unaufhörliche Sommer- und Herbstregen völlig überschwemmt waren, so mußte der Kaiser einen Umweg nach Süden machen und über Kärnten in das ungarische Gebiet eindringen. Zu großen Erfolgen kam es jedoch nicht, da die Ungarn einer Schlacht auswichen und sich nur in kleinen Abteilungen blicken ließen, um sofort vor den Deutschen wieder zu verschwinden. Und dazu machte sich im deutschen Heere bald Mangel fühlbar, erstens wegen der großen Anzahl der Krieger und zweitens, weil die Ungarn ihre Vorräte entweder vernichtet oder in einen sicheren Schlupfwinkel versteckt hatten. So mußte sich der Kaiser bald zum Rückzuge entschließen, und auch

---

[1]) Unter den Sclavi der Ann. Altah. 1051 sind jedenfalls neben den Polen auch die Böhmen zu verstehen, da nach Herim. Aug. 1051 Herzog Bretislav zugegen gewesen ist.

dieser war mit vielfachen Beschwerden für die Deutschen verbunden. Denn bei der Ueberschreitung eines Flusses oder Sumpfes war gewöhnlich der Feind sichtbar, so daß der Uebergang nur mühsam erzwungen werden konnte. Die nördliche Abteilung hatte auf ihrem Zuge mehr Glück gehabt; da dieselbe jedoch nur klein gewesen sein kann, so ist der Feldzug im allgemeinen ohne nennenswerten Erfolg verlaufen; die Größe des Heeres und die Bodenbeschaffenheit des feindlichen Landes hatten eher eine Niederlage herbeigeführt. Der Kaiser war daher entschlossen, den Krieg im nächsten Jahre zu erneuern. König Andreas aber schickte zu Markgraf Adalbert von Oesterreich und ließ ihm einen Waffenstillstand [1]) anbieten, um seine Grenzgebiete vor einem wiederholten Einfalle der Deutschen sicherzustellen.

Wie aber hier im Osten, so kam es auch an den Westgrenzen des Reiches in diesem Jahre zu wiederholten Unruhen. Zunächst hatte sich der Kaiser im Frühjahr 1051 gegen den Grafen Lantbert von Löwen zu wenden, der einen Aufstand gegen das Reich plante, aber durch das rechtzeitige Eingreifen des Kaisers davon abgehalten wurde. Als dann Heinrich mit den Rüstungen zum Ungarnkriege beschäftigt war, ergriff der Markgraf Balduin von Flandern — sein gleichnamiger Sohn hatte sich mit der Witwe des kürzlich verstorbenen Grafen vom Hennegau vermählt — die Gelegenheit, sein Geschlecht ohne vorhergegangene kaiserliche Belehnung in den Besitz des Hennegaues zu setzen. Die Festung Mons wurde eingenommen und damit hatte man einen Hauptstützpunkt für die weitere Unterwerfung des Landes gewonnen. Der Kaiser betrachtete dies eigenmächtige Vorgehen als Hochverrat; da er aber augenblicklich selbst mit einem Kriegszuge beschäftigt war, so ließ er von Passau aus den Befehl ergehen, Gottfried solle aus seiner Haft entlassen werden und den Kampf mit Balduin aufnehmen. Zu diesem Zwecke sollte Gottfried seine früheren Lehen von der kölnischen Kirche zurückerhalten. Ob freilich Gottfried das Vertrauen Heinrichs gerechtfertigt hat, wissen wir nicht, da uns über den flandrischen Krieg nichts gemeldet wird.

Dem Kaiser lag auch im folgenden Jahre nichts mehr am Herzen, als die Fortsetzung des Ungarnkrieges. Denn er war entschlossen, das ungarische Reich wieder in seine frühere Abhängigkeit herabzudrücken. Nachdem Heinrich in der ersten Hälfte des Jahres 1052 im Elsaß und in Burgund geweilt, ging er nach Regensburg, wo sich wahrscheinlich die Aufgebote treffen sollten. Gegen den Anfang des August erfolgte dann der Einmarsch des deutschen Heeres in Ungarn an der Donaulinie. Weit gelangte man diesmal freilich nicht, denn die Grenzfestung Preßburg leistete Widerstand. So mußte sich der Kaiser zur Belagerung der Stadt anschicken. Dieselbe war jedoch wegen ihrer Lage an der Donau nur schwer zu erobern und die Besatzung war von überaus kühnem Mute beseelt. Daher kam es, daß die Deutschen keinen Erfolg errangen, trotzdem sie zwei Monate vor der Stadt lagen. Und die Ungarn sollten auch von anderer Seite

[1]) Denn nur ein solcher kann mit den Worten der Ann. Altah. „pacem postulatam mittit“ gemeint sein, da der Markgraf kaum einen einseitigen Frieden ohne den Kaiser abschließen konnte.

Hülfe erhalten. König Andreas hatte nämlich sofort nach Italien zum Papste geschickt und ihn gebeten, er möge die Alpen überschreiten und zwischen Ungarn und Deutschen vermitteln. Leo hatte sich auch bereit erklärt und kam jetzt. Und sein Einfluß auf den Kaiser brachte es wirklich dahin, daß die Belagerung aufgegeben wurde. Dafür aber mußte Andreas bestimmte Zusagen an den Papst machen, die jedoch von seiten der Ungarn nicht gehalten wurden, so daß Leo dem Andreas schließlich mit dem Banne drohte. Der Kaiser konnte jetzt freilich nicht wieder umkehren, denn erstens hatte er sich von der Schwierigkeit der Belagerung Preßburgs überzeugt, und zweitens war im deutschen Heere Mangel eingetreten: der Altaicher Annalist berichtet, die deutschen Fürsten seien mit ihren Vasallen nach Ueberschreitung der Donau eiligst in ihre Gebiete heimgekehrt, allerdings mit dem Willen, den Krieg im nächsten Jahre wieder aufzunehmen.

2. Die italienische Politik des Papstes Leo IX.

Es war dem Papste im Jahre 1050 nicht geglückt, an Stelle des Kaisers die Unterwerfung von Benevent entgegenzunehmen; daher hatte Leo die Stadt exkommuniziert. Jedoch die Einwohner von Benevent, die wahrscheinlich unter diesem Drucke zu leiden hatten, wollten einen solchen Zustand nicht länger ertragen. Sie stifteten eine Verschwörung an, vertrieben ihre Fürsten und schickten zum Papste, er möge zu ihnen kommen, um ihnen den Treueid abzunehmen. Nachdem Leo zwei Gesandte des päpstlichen Stuhles in die Stadt geschickt und diese von den Beneventanern den Eid und Geiseln erhalten, kam Leo im Juli 1051 selbst in die Stadt und nahm von ihr Besitz. Um aber seine neue Herrschaft wirklich behaupten zu können, wandte er sich sofort an die höchsten Vertreter der weltlichen Gewalt, an Waimar von Salerno und Drogo von Apulien und übertrug ihnen den Schutz der Stadt. Doch kaum hatte Leo Benevent wieder verlassen, indem er mit Waimar nach Salerno gegangen war, so erhielt er die unliebsame Nachricht, daß die Normannen wieder in ihre alte Gewaltthätigkeit zurückgefallen seien. Und kurz darauf offenbarte es sich auch noch durch ein anderes Ereignis, daß der nationale Gegensatz zwischen Langobarden und Normannen es schwerlich zu einer Befriedung dieser Gebiete und zu einer sicheren Beherrschung derselben durch den Papst kommen lassen werde. Denn am 9. August 1051 wurde der Graf Drogo wahrscheinlich von einem Langobarden ermordet. Diese That warf ein grelles Streiflicht auf die überaus unsicheren Verhältnisse in Unteritalien, und der Papst sah bald ein, daß er sehr thatkräftiger Unterstützung bedürfe, um in seinem neu erworbenen weltlichen Gebiete herrschen zu können. Mit Beistimmung Waimars wurde nun Humfred, der Bruder Drogos, zum Grafen von Apulien erhoben. Und obwohl die Beziehungen Leos zu den Normannen äußerlich noch eine kurze Zeit gute blieben, so hatte der Papst doch schon den Entschluß gefaßt, gegen die Bedrücker des Landes feindlich vorzugehen. Es fragte sich jedoch, ob Leo mit diesem seinem Willen durchdringen konnte, und ob nicht die Aufgabe, die er sich gesetzt, für seine Kräfte zu groß sein würde. Zunächst mußte er sich nach Hülfe umsehen. Es scheint, daß päpstliche Abgesandte damals nach Burgund, zu Heinrich von

Frankreich und auch zum Kaiser geschickt worden sind, um das Gesuch des Papstes zu überbringen.[1]) Doch die Bitten Leos verhallten ungehört, denn der Kaiser hatte in jener Zeit vollauf mit den Ungarn zu thun, und dem Könige von Frankreich konnte auch nicht viel an einer Stärkung der Macht des Papstes liegen, der noch vor wenig Jahren so tief in die Verhältnisse der französischen Kirche eingegriffen. So sah sich Leo den Normannen gegenüber allein, besonders da auch Waimar nicht nur alle und jede Unterstützung ablehnte, sondern auch die geringe Streitmacht Leos von ihrem Vorhaben abmahnte,[2]) als die Päpstlichen im Mai 1052 zum Kampfe gegen die Normannen auszogen. Diese Mahnung wirkte auch, die Päpstlichen gingen auseinander, und so kam es zu gar keinem Zusammenstoße: die Politik des Papstes hatte eine Niederlage erlitten.

Bald darauf brachten es die Normannen sogar zu einer bedeutenden Stärkung ihrer Macht. Am 3. Juli nämlich fiel Waimar einer Verschwörung seiner Verwandten zum Opfer, gerade als er gegen die Amalfitaner zum Kriege ausrücken wollte, die sich im Einverständnis mit den Brüdern von Waimars Gemahlin empört hatten. Es gelang jedoch dem Bruder Waimars, dem Herzoge Guido von Sorrent, den Verschworenen die Herrschaft binnen kurzem wieder zu entreißen, freilich nur mit Hülfe der Normannen. Diese erschienen vor Salerno und die Stadt wurde ihnen geöffnet. Darauf ward auf Betreiben Guidos Gisulf, der Sohn Waimars, in die Herrschaft eingesetzt. Die Normannen huldigten ihm als ihrem neuen Herrn. Den Verschworenen hatte man freien Abzug aus der Burg von Salerno bewilligt, in die sie sich zurückgezogen. Doch als die Uebergabe erfolgt war und die Empörer abziehen wollten, wurden sie von den Normannen überfallen und die Vornehmsten getötet. Bald darauf gelangte auch Humfreds Schwager, der früher Herzog in Sorrent gewesen, aber seit 1039 in Salerno gefangen gehalten wurde, zu seiner früheren Stellung zurück und Guido ging seiner Herrschaft verlustig. So befestigte sich die normannische Herrschaft immer mehr, und es war sehr zweifelhaft, ob der Papst in seinem Kampfe Erfolge davontragen werde.

---

[1]) Ob sich der Papst an den mächtigsten Reichsfürsten Italiens, an Markgraf Bonifaz von Tuscien, gewendet hat, wissen wir nicht. Und das ist auch kaum glaublich, da Bonifaz in den letzten Jahren eine sehr zweideutige Rolle gespielt und mehr auf die Vergrößerung seiner Hausmacht, als auf den Nutzen des Reiches bedacht gewesen ist. Uebrigens hätte es dem Papste gar nichts genützt, denn schon am 6. Mai 1052 starb Bonifaz. Zwei seiner Vasallen hatten sich in einen Hinterhalt gelegt und vergiftete Pfeile auf ihn abgeschossen. So kam der mächtige Mann elend ums Leben.

[2]) Diese Warnung hat wohl keinen anderen Zweck gehabt, als daß der Papst auf das Gefährliche des Schrittes aufmerksam gemacht wurde, den er eben thun wollte. Denn die Gründung einer päpstlichen Hausmacht auf kaiserlichem Gebiete war nichts anderes als eine Nichtachtung, oder vielmehr eine Verletzung der Reichsverfassung. Und zu einer solchen hat Waimar die Hand nicht bieten wollen. Daher erklärt es sich auch, daß der Kaiser sich dem Hülfsgesuche Leos gegenüber ablehnend verhielt. Dieser Anspruch des Papstes auf Benevent war aber der erste Grund zum Zerwürfnisse mit dem Kaiser. Denn in dem letzteren mußte jetzt berechtigtes Mißtrauen emporkeimen, da die Endziele der päpstlichen Anmaßung außer aller Berechnung lagen. In diesem Augenblicke also setzt schon der große spätere Kampf ein.

Leo glaubte jetzt nur durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser eine Besserung seiner Lage zu ermöglichen. Er überschritt daher von neuem die Alpen und traf den Kaiser bei der Belagerung von Preßburg. Da nun Leo den Kaiser um jeden Preis zu einem Zuge nach Italien gewinnen wollte, so nahm er sich damals der Vermittelung eines Friedens zwischen dem Reiche und den Ungarn sehr an. Freilich einen wirklichen Frieden brachte er nicht zustande, da es Heinrich auf die völlige Unterwerfung der Ungarn abgesehen. Dann ging Leo mit dem Kaiser über Regensburg nach Bamberg, wo dem dortigen Bischofe die alten Gerechtsame und seine hervorragende Stellung innerhalb des deutschen Episkopates von neuem bestätigt und verbrieft wurden. Die Bamberger Kirche erhielt einige Ehrenvorrechte, so daß Bamberg von der Metropolitangewalt beinahe eximiert und fast unmittelbar unter Rom gestellt wurde. — Am 6. Januar 1053 erließ dann der Papst eine Bulle, welche das Verhältnis Adalberts von Bremen und seiner Nachfolger zu den nordischen Bistümern und Reichen ordnete. Der Erzbischof erhielt hierdurch eine wesentliche Steigerung seiner Macht. Er wurde zum ständigen Legaten und Vikar des Papstes ernannt und ausdrücklich in dieselbe Stellung emporgehoben, welche einst Bonifatius in Ostfranken innegehabt. Dazu wurde ihm besonders das Recht übertragen, Bischöfe zu ordinieren. Der Papst erwartete hiervon natürlich die immer größere Ausbreitung des Christentumes und des Herrschaftsgebietes der römischen Kirche. Er erhob daher den Adalbert zu einer Stellung, die sich fast mit dem päpstlichen Stuhle selbst verglich. Adalbert erhielt im Norden unbedingte kirchliche Gewalt und nannte sich daher „des h. römischen und apostolischen Stuhles Legat und sämtlicher nordischer Völker Erzbischof“. Noch vorher war es in Worms [1]) zu Auseinandersetzungen über die unteritalienischen Dinge gekommen. Der Kaiser wollte jedenfalls die Ansprüche, die Leo auf Benevent erworben, demselben nicht entreißen, obwohl es ja in seiner Macht gelegen hätte. [2]) Es kam daher zu einem Tausche, Leo erhielt Benevent und noch anderes Reichsgut in Unteritalien und gab dafür seine besonderen Rechte und Besitztitel im Bistume Bamberg und im Kloster Fulda auf und an den Kaiser zurück. Dann brachte der Papst sein Gesuch um Unterstützung gegen die Normannen vor. Der Kaiser sagte ihm Hülfe zu, und als Leo dann das Reich verließ, um nach Italien zurückzukehren, folgte ihm ein stattliches Heer von Deutschen. Doch der größte Teil desselben soll durch Bischof Gebhard von Eichstedt zur Rückkehr bewogen worden sein. [3])

[1]) Der Vorgang zu Worms, den Ekkehard zu 1053 (SS. VI, 196) erzählt, dürfte doch nicht so anekdotenhaft sein, wie dies Steindorff II, 188 annimmt. Erstens werden ja solche einzelne Züge nicht leicht erfunden, und zweitens dürfte das eigenmächtige Vorgehen Liutpolds von Mainz gegen den Papst sich doch ganz gut aus der Stellung der Metropoliten im Reiche, zu denen ja Leo eigentlich auch gehörte, sowie aus dem Bestreben Liutpolds erklären, seiner Kirche wieder zu der alten Vormacht zu verhelfen.

[2]) Denn daß das Recht nicht auf seiten des Papstes war, ergibt sich schon daraus, daß Leo Abtretungen für Benevent machen mußte.

[3]) Daß sich auf des Kaisers Befehl ein Heer für Leo versammelte, steht nach den Worten Hermanns von Reichenau „ei auxilia delegavit“ außer allem Zweifel. Das Heer, welches dem Leo nach Italien wirklich folgte, war immer noch teilweise Reichsheer, da Hermann weiter erzählt: „Secuti sunt autem eum plurimi Teutonicorum partim iussu dominorum.“

Von Deutschland begab sich der Papst im Februar 1053 nach Süden. Als er in Mantua eintraf, versammelte er hier eine Synode von lombardischen Bischöfen. Jedoch die Strenge Leos erfreute sich hier keineswegs allgemeiner Zustimmung, und so kam es schließlich zu einem offenen Aufstande gegen den Papst und dessen Leute. Leo mußte der Gewalt weichen, wenn er sich nicht in Lebensgefahr begeben wollte.

In Rom wurde dann eine Ostersynode gehalten, wobei die Kirche von Grado als selbständige Metropole gegenüber Aquileja von neuem anerkannt wurde. Darauf wurde die Eröffnung des Kampfes wider die Normannen beschlossen. Einen weiteren Bundesgenossen hierfür hatte sich der Papst an den Griechen erworben. Nämlich Argyros, der Sohn des Melos, war ganz zu den Griechen übergetreten und hatte sich durch seine Umsicht und Tapferkeit um den griechischen Hof sehr verdient gemacht. Im Jahr 1051 war er als griechischer „Herzog von Apulien und Calabrien" ausgeschickt worden, um die immer weiter vordringenden Normannen aus dem ehemals oströmischen Italien zu vertreiben. Doch gegen diese tapferen Scharen fehlte es ihm an Glück. Da es nun im beiderseitigen Interesse liegen mußte, vereint gegen die Normannen vorzugehen, so kam eine Verabredung zwischen Argyros und dem Papste zustande. Anfang Juni 1053 rückte der Papst mit seinen deutschen und italienischen Truppen — die letzteren sollen größtenteils loses Gesindel gewesen sein, welches nur auf Raub ausging, und auch von einem Teile der deutschen Truppen, meistens Schwaben, wird dies berichtet — in Apulien ein, um sich mit der Streitmacht des Argyros zu verbinden. In dieser großen Gefahr standen nun alle Normannen einmütig zu einander. Es kam zu einer Vereinigung der Grafen Humfred von Apulien und Richard von Aversa, denen sich auch Robert Guiscard anschloß. Zuerst freilich versuchten es die Normannen mit Unterhandlungen. Sie schickten zum Papste und boten ihm Frieden und Gehorsam unter der Bedingung an, daß sie zwar das der römischen Kirche entrissene Gut derselben zurückstellen, aber vom Papste damit belehnt sein wollten. Der Papst aber lehnte diese Bedingung ab, und da auch die Normannen die wirkliche Herausgabe verweigerten, so begann der eigentliche Kampf, bevor noch die Vereinigung mit Argyros bewerkstelligt worden war. Bei der apulischen Stadt Civitate südlich vom Fortore kam es am 18. Juni zur Schlacht. Die Normannen vertrauten auf ihre Uebermacht, sie verfügten allein über dreitausend Ritter. Den Deutschen standen Humfred und Robert gegenüber, während die päpstlichen Italiener Richard von Aversa als Gegner hatten. Diese Italiener flohen beim ersten Angriffe der Normannen, die Schwaben aber waren anfänglich Humfred gegenüber im Vorteile. Als jedoch Robert den Seinigen zu Hülfe kam und auch Richard, von den Italienern befreit, die Deutschen angriff, da neigte sich der Sieg schnell auf

---

Und daher ergeben sich die Worte bei Leo Casin. II, 81 (chron. mon. Casin. SS. VII, 684 f.) „Gebeardus . . . ut totus exercitus eius reverteretur dolosus effecit; de propinquis tantum et amicis apostolici quingentis circiter illum in partes has comitantibus" als entschieden übertrieben. Wie ungenau die italienischen Quellen über diese Dinge überhaupt sind, geht daraus hervor, daß die Stärke der Schwaben, die mit Leo zogen, von allen Quellen verschieden angegeben wird.

die Seite der Normannen. Der größte Teil der Deutschen wurde getötet, aber auch die Normannen hatten furchtbare Verluste, da die Schwaben ihr Leben nur teuer verkauften.

Mit dieser Niederlage bei Civitate war das fernere Schicksal des Papstes entschieden. Leo war in der Stadt zurückgeblieben; als aber die Einwohner von dem Ausfalle der Schlacht Kunde erhielten, ließen sie den Papst sofort sein Unglück entgelten, um sich den Siegern gefällig zu zeigen. Die Sieger selbst freilich waren edelmütiger: Als die Normannen erschienen, erbaten sie von Leo, er möge sie vom Banne lösen, dann würden sie ihn schützen, mit allem Notwendigen versehen und nach Benevent geleiten. So geschah es auch, denn der Papst mußte froh sein, unter so leidlichen Bedingungen seine persönliche Sicherheit verbürgt zu sehen. Allerdings war nun Leo bei seinem längeren Aufenthalte in Benevent in der Haft der Normannen, welche aus der gefährlichen Lage des Papstes soviel als möglich gewinnen wollten. Jedenfalls hat sich der Papst bald nach dieser unglücklichen Schlacht an Kaiser Heinrich gewandt. Außerdem aber schickte er eine Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof in Konstantinopel, um dort eindringlich für seine Befreiung und für ein Bündnis zu wirken, welches sich gegen die Normannen richten sollte. Unter anderem ließ Leo dem Konstantin IX. melden, daß ihm der Kaiser des Westens versprochen, in kurzer Zeit an der Spitze eines großen Heeres in Italien zu erscheinen. Der Kaiser des Ostens solle daher nicht zurückstehen und gleichfalls Hülfe senden. Das war vom Papste jedenfalls übertrieben, denn so willenlos hatte sich ja Heinrich dem Papste nie hingegeben, und ob Heinrich überhaupt den Krieg gegen die Normannen gebilligt hat, ist zweifelhaft. Dazu war im Reiche selbst und an den unmittelbaren Grenzen desselben damals genug zu ordnen, als daß Heinrich dem Papste ein solches Versprechen hätte geben können; von neuem hatte sich eine Empörung gegen den Kaiser erhoben.

Nämlich schon im Jahre 1052 waren in Baiern Unruhen ausgebrochen. Herzog Konrad von Baiern hatte sich mit Bischof Gebhard von Regensburg völlig entzweit. Auch der Kaiser selbst war auf den Baiernherzog nicht gut zu sprechen, da im Volke Klagen über schlechte Handhabung von Recht und Gericht laut geworden. Die streitenden Parteien wurden daher vom Kaiser auf Ostern 1053 zu öffentlichem Gerichte nach Merseburg vorgeladen. Hier wurde Konrad von einigen Fürsten, wahrscheinlich Gebhard und anderen bairischen Großen, angeklagt und durch das Fürstengericht zum Verluste seines Herzogtumes verurteilt. Wahrscheinlich war es auch in Merseburg, wo König Svend Estrithson von Dänemark auf Betreiben Adalberts von Bremen ein enges Freundschaftsbündnis mit dem Kaiser einging. Konrad jedoch fügte sich dem Urteile nicht, er zog in sein früheres Herzogtum zurück und verband sich mit einem Teile des bairischen Adels. Denn es gab damals, wie Hermann von Reichenau erzählt, viele, die mit der Herrschaft des Kaisers unzufrieden waren; man klagte über Heinrich, daß er auf dem Wege der Gerechtigkeit, des Friedens und der Frömmigkeit, den er einst betreten, nicht weiter vorschreite, sondern von Gewinnsucht geleitet werde und in der Erfüllung seiner königlichen Pflichten nachlässig geworden sei. Der Kaiser vermied es, sich in einen Krieg mit den Aufrührern einzulassen, er

behielt die Ordnung der bairischen Verhältnisse einer Reichsversammlung vor, die im Herbste zu Tribur tagen sollte. Hier in Tribur vermochte nun Heinrich die deutschen Großen zunächst dazu, seinen dreijährigen Sohn Heinrich zum künftigen Herrscher und Könige zu wählen und ihm Gehorsam zu versprechen für den Fall, daß er einst ein gerechter König sein werde. Dann wurde über Konrad zu Gericht gesessen. Derselbe hatte sich inzwischen nach Kärnten begeben, um den Aufstand auch hierhin zu verpflanzen und um sich mit den Ungarn zu verbinden, mit denen es ja noch zu keinem Reichsfrieden gekommen war. Die Ungarn aber hatten jetzt klug gehandelt, indem in Tribur eine Gesandtschaft von König Andreas erschien und um Frieden nachsuchte. Der letztere wurde ihnen auch gewährt, nachdem die Ungarn versprochen, eine große Geldsumme zu erlegen, ein Stück ihres Landes abzutreten und zu allen Reichsaufgeboten außer nach Italien zu erscheinen. Sie versicherten eidlich, daß ihr König die Bedingungen eingehen werde. Dieser Vertrag kam besonders durch die Bemühungen Gebhards von Regensburg zustande, der um jeden Preis eine Verbindung Konrads mit den Ungarn verhüten wollte. Doch die Ratifikation von seiten des Andreas erfolgte nicht, da Konrad inzwischen bei ihm erschienen war und ihm die Erfüllung der Bedingungen widerriet. Andreas ließ sich durch Konrad gewinnen und Konrad rückte dann, durch ungarische Truppen verstärkt, in die Kärntner Mark ein, unterwarf das Land und eroberte die Feste Hengistburg. Dann ging er nach Ungarn zurück, in der Hoffnung, daß nun auch die bairischen Unzufriedenen losbrechen würden. Das geschah aber nicht, vielmehr zog der Kaiser nach Baiern und belehnte jetzt seinen Sohn Heinrich mit dem Herzogtume. Der junge König aber wurde dem Bischofe Gebhard von Eichstedt anvertraut, welcher auch die Verwesung von Baiern überkam. Außerdem verlieh der Kaiser damals das erledigte Bistum Bamberg an Adalbero von Eppenstein, den Sohn des gleichnamigen Herzogs von Kärnten, der einst von Konrad II. so harte Behandlung erfahren. Dadurch gewann sich der Kaiser jenes mächtige Haus.

Das wurde sofort entscheidend für die Verhältnisse in der Kärntner Mark. Während der Kaiser nämlich ganz am Ende des Jahres in Regensburg einen bairischen Landtag abhielt, um seinen jungen Sohn und die Regierung des Herzogtumes in die Hände des Bischofes Gebhard von Eichstedt zu legen, mußte die Hengistburg wieder an die Kaiserlichen ausgeliefert werden, da sich die Aufständischen nicht mehr darin halten konnten. Die konradinische Besatzung plünderte die Stadt erst aus und zog sich dann heimlich nach Ungarn zurück. Und mit der Einsetzung Gebhards zum Vormunde des jungen Königs sollten für jene Grenzlande bald bessere Zeiten kommen. Denn Gebhard wandte sich sofort gegen die Grafen von Scheiern, welche die allgemeine Unsicherheit sogar zu gemeinem Raube benutzt haben sollen. Sie wurden vom Bischof völlig besiegt und ihre Gewaltthätigkeiten schnell unterdrückt.

Auch der Kaiser selbst mußte auf seiner Reise, die er von Regensburg aus durch Schwaben machte, mehrfach gegen Friedensstörer und Räuber einschreiten. Dann hielt er in Zürich mit den Großen Italiens einen Tag ab, wobei eine Anzahl Gesetze und strafrechtliche Verordnungen erlassen wurden. Hier hat man besonders Verbote gegen die Ehen unter Verwandten von

neuem eingeschärft und auf Meuchelmord die Todesstrafe sowie Einziehung des Vermögens gelegt. Vielleicht gab Heinrich auch hier ein genaues Strafrecht für Vasallen, die ihre Lehenspflichten irgendwie verletzt hatten. — Die Versammlung von Zürich ist eine sehr stattliche gewesen; sogar aus dem fernen Süden waren Gesandte von Argyrus erschienen, um den Kaiser von den Verhältnissen zu unterrichten, in denen sich damals der Papst befand. Wahrscheinlich hatte es auch Leo selbst inzwischen an Hülfegesuchen nicht fehlen lassen, um ein Bündnis beider Kaiserreiche gegen die Normannen zustande zu bringen. Ob diese Verhandlungen aber wirklich von Erfolg begleitet gewesen sind, ist nicht recht wahrscheinlich. Und für den Augenblick war das überhaupt gleichgültig, denn schon nach wenigen Wochen weilte Papst Leo IX. nicht mehr unter den Lebenden. In Benevent war er krank geworden: seinen Wunsch, nach Rom zurückkehren zu dürfen, erfüllten ihm die Normannen. Ende März 1054 langte er als ein Schwerkranker in Rom an und schon am 19. April verschied er, nachdem er das letzte Gebet in seiner deutschen Muttersprache zum Himmel gesendet. Sein Grab fand er in der Basilika von St. Peter neben dem Grabmale Gregors des Großen. Erst zwei Monate nach dem Tode Leos traf die päpstliche Gesandtschaft in Konstantinopel ein. Sehr schnell jedoch brach zwischen ihr und dem Patriarchen der griechischen Kirche der alte Streit um das Dogma und um die Gleichstellung des Patriarchen mit dem Papste aus. Und daher wurde aus der angestrebten Kircheneinigung und aus dem Bündnisse mit dem griechischen Kaiserreiche gegen die Normannen nichts, man schied in völliger Verstimmung von einander.

Während der letzten Lebenstage Leos war Kaiser Heinrich am Rheine und nahm in Mainz die Huldigung des französischen Grafen Thietbald entgegen, des Sohnes von Odo von der Champagne. Diese eigentümliche Thatsache erhält ihre Erklärung dadurch, daß der abgesetzte Herzog Gottfried von Oberlothringen damals einen neuen Aufruhr gegen den Kaiser plante. Heimlich war er nach Italien gegangen und dort vermählte er sich mit der Witwe des Markgrafen Bonifazius, der reichen und mächtigen Beatrix. Einmal in den Besitz des tuscischen Markgrafengeschlechtes gelangt, mußte es ihm ein Leichtes sein, von neuem gegen den Kaiser aufzutreten. Kam aber Gottfried wieder zu großer Macht, so hatten die Grafen von der Champagne als seine alten Feinde am meisten von ihm zu fürchten. Und aus diesem Grunde wandte sich damals Thietbald an den Kaiser, um sowohl von diesem als vom Könige von Frankreich Hülfe in dem unausbleiblichen Kampfe zu erhalten. [1]) — Der Kaiser sah, daß er in kurzer Zeit einen neuen Zug nach Italien antreten mußte, um in die dortigen Verhältnisse Ordnung zu bringen. Doch augenblicklich gab es noch genug in Deutschland zu erledigen. So stellten sich zum Pfingstfeste in Quedlinburg die Herzoge von Böhmen und Polen ein, um vom Kaiser darüber Bescheid zu erhalten, wie es

---

[1]) Wenn auch Steindorff a. a. O. II, 274 und Anm. 7 richtig erkannt hat, wie die Worte Hermanns von Reichenau zu 1054 aufzufassen sind, so entspricht doch die frühere Uebersetzung von Giesebrecht II, 513 ganz gut den thatsächlichen Verhältnissen, obwohl ja bei dem Vasalleneide Thietbald dem Kaiser zuerst Hülfe versprechen mußte.

künftig mit dem zwischen beiden Ländern streitigen Schlesien stehen sollte. Dem Kaiser gelang es, beide Fürsten zur Annahme eines Vergleiches zu bewegen. Danach erhielt Kasimir von Polen Breslau und andere schlesische Städte zurück. Dafür mußten aber diese Städte jährlich dreißig Mark Gold und fünfhundert Mark Silber als Zins an Böhmen zahlen. Wichtige Dinge riefen dann den Kaiser wieder nach Westen.

In den lothringischen Grenzländern gärte es schon wieder. Denn die Grafen von Flandern hatten das bischöfliche Gebiet von Lüttich und besonders das Kloster St. Ghislain von neuem arg mitgenommen. Bevor aber der Feldzug gegen Flandern eröffnet wurde, ließ der Kaiser seinen jungen Sohn Heinrich in Aachen durch Erzbischof Hermann von Köln zum Könige krönen. Luitpold von Mainz erhob zwar gerechten Einspruch dagegen, daß diese wichtige Handlung im Sprengel von Köln und durch den Kölner Erzbischof vorgenommen wurde, doch Hermann erfreute sich der besonderen Gunst Heinrichs und war obendrein im Besitze eines päpstlichen Privilegs, welches ihm die Königskrönung in seinem Sprengel ausdrücklich gestattete. — Von Aachen aus drang dann Heinrich nach dem Hennegau vor. Die Grafen von Flandern hatten sich hinter die Schelde zurückgezogen und erwarteten dort den Angriff. Vermutlich war nun das Reichsheer nicht stark genug, um den Flandrern die Spitze bieten zu können. Heinrich versuchte es daher mit einer Umgehung des Feindes. Ein Teil seiner Krieger sollte durch Cambrai ziehen, dort über den Fluß setzen und den Feind im Rücken angreifen. Der Anschlag gelang indes nicht; da Balduin rechtzeitig Kenntnis davon erhalten, so zog er sich mit seinen Mannen ins Innere seines Gebietes zurück, stets verfolgt von den Kaiserlichen, die nun Flandern mit Feuer und Schwert furchtbar heimsuchten. Balduin schloß sich dann in Lille ein. In der Nähe der Stadt kam es zur Schlacht, die Kaiserlichen errangen den Sieg. Aber doch wagte Heinrich nicht, die feste Stadt anzugreifen. Nach der Erstürmung von Tournay trat der Kaiser den Rückzug ins Reich an.

Erfolgreich kann dieser Feldzug nicht genannt werden. Denn obwohl das flandrische Heer im Felde besiegt worden, so waren die Grafen selbst doch unbezwungen. Und dieser Zustand bot keine Aussicht auf Frieden in jenen Gegenden, wo die große Territorialmacht der Bischöfe den weltlichen Adel stets zum feindseligen Auftreten gereizt hatte.

Glücklicher als Heinrich gegen Flandern scheinen in diesem Jahre die Baiern in ihrem Kampfe gegen Ungarn gewesen zu sein. Letztere hatten wieder Einfälle nach Kärnten gemacht und das Land ausgeplündert. Dann suchten sie von neuem unter der Führung des Rebellen Konrad die bairische Ostmark heim und machten hier gleichfalls große Beute. Doch endlich ermannten sich die Vasallen der Ostmark. Sie scharten sich zusammen, überfielen die Plünderer und lieferten ihnen ein Treffen. Und hierbei scheinen die Ungarn solche Verluste erlitten zu haben, daß ihnen die Lust verging, die Beutezüge nach dem Reiche zu wiederholen. [1])

---

[1]) Giesebrecht a. a. O. II, 487 faßt die Stelle der Ann. Altah. 1054 S. 57 richtiger auf als Steindorff a. a. O. II, 284, der von einem Siege der Oesterreicher spricht. Die

Unterdes waren römische Gesandte nach Deutschland gekommen, um vom Kaiser die Wahl eines neuen Papstes zu erlangen. Denn man könne, hieß es, in Italien keine geeignete Persönlichkeit zum Nachfolger Leos IX. finden. Diesen Gesandten hatte sich der Kardinalsubdiakon Hildebrand angeschlossen, dessen Ansehen unter dem eben verstorbenen Papste sehr gewachsen war. Daß sich aber Hildebrand selbst Aussichten auf die eigene Wahl gemacht habe, ist kaum anzunehmen. Es scheint sogar, daß die Gesandten angewiesen waren, wieder einen deutschen Papst über die Alpen zu führen. In Mainz kam es nun zwischen dem Kaiser und den Gesandten zu Unterhandlungen. Als man sich nicht einigen konnte, schlugen die Römer den Bischof Gebhard von Eichstedt vor, einen Mann, der sich in der Verwaltung seines Bistumes und des Herzogtumes in Baiern gleich ausgezeichnet und ohne Zweifel zu den bedeutendsten Bischöfen des Reiches gehörte. Doch Gebhard wollte seine Stellung in Deutschland nicht aufgeben und widersetzte sich der Wahl hartnäckig. Der Eichstedter Lokalsage nach soll er sogar heimlich Boten nach Rom gesendet haben mit dem Auftrage, ihn soviel als möglich bei den Römern zu verleumden. Glaublicher klingt die Erzählung, daß er im kanonischen Rechte Stellen sammeln ließ, aus denen er irgend eine Unrechtmäßigkeit seiner Wahl erweisen konnte. Dem Kaiser mochte wohl auch daran liegen, daß auf dem päpstlichen Stuhle ein Mann saß, dessen Verwaltungstalent allgemein anerkannt war. Wie vorauszusehen, erhielt Heinrich seinen Willen aufrecht und Gebhard mußte sich endlich fügen: Auf einer Reichsversammlung, die im März 1055 zu Regensburg abgehalten wurde, erklärte sich der Bischof bereit, die Wahl anzunehmen. „Wohlan," sagte er zum Kaiser, „ich will mich dem heiligen Petrus ganz mit Leib und Seele ergeben und Euch gehorchen, obwohl ich mich dieser Stellung völlig unwürdig weiß — wenn Ihr dem heiligen Petrus alles das zurückgebt, was ihm Rechtens gehört." Der Kaiser sagte dies zu und damit war die Sache beendet. Der neue Papst machte sich sofort auf den Weg über die Alpen: am 13. April schon ward er nach erhaltener Zustimmung von seiten der Römer in St. Peter geweiht. Er nahm den Namen Viktor II. an. Wieder herrschte ein deutscher Papst über die allgemeine Kirche. Es schien, daß dadurch dem Bestreben des Kaisers, Italien mit Deutschland völlig zu vereinen, großer Vorschub geleistet wurde, zumal da ein ganz enges Zusammengehen von Kaiser und Papst in Italien selbst in naher Aussicht stand. Denn Heinrich mußte jetzt einen Zug nach Italien unternehmen, erstens wegen der Verhältnisse der Normannen und dann um mit Gottfried und dem markgräflichen Hause von Tuscien abzurechnen.

3. Der zweite Zug Heinrichs nach Italien und das Ende des Kaisers.

Zum Sammelpunkt für die Heerfahrt nach Italien war jedenfalls Regensburg bestimmt worden, hier tagte zu Anfang des März 1055 die große Reichsversammlung, wo über die Papstwahl endgültig entschieden wurde. Hier kam

---

Schlacht ist unentschieden gewesen, sonst hätte der Altaicher jedenfalls ausdrücklich den Sieg der Deutschen gemeldet, da er stets stark Partei gegen die Ungarn ergreift.

es auch zu der Uebertragung Böhmens an Herzog Spitihnev, den Sohn Bretislavs, der vor wenig Wochen sein Leben geendet. Böhmen war und blieb deutsches Fahnenlehen, sein Herzog war des Kaisers Vasall. — Dann zog Heinrich mit seinem Heere südwärts, Ostern wurde in Mantua gefeiert und für den Anfang des Mai kaiserliches Gericht in Roncalia bei Piacenza angesagt.[1]) Alles ging im tiefsten Frieden ab, man hört nichts mehr von dem Widerstande, den die Ottonen stets in Italien fanden; die starke Hand Konrads II. hielt immer noch die Italiener im Banne. Schon die bloße Anwesenheit Heinrichs in Italien genügte jetzt, um dessen Hauptfeind hier unschädlich zu machen. Nämlich noch vor seinem Zuge hatte der Kaiser den Befehl an die Fürsten Italiens ergehen lassen, Gottfried aus den italienischen Reichslanden zu vertreiben. Als aber nun Heinrich selbst ankam, gab Gottfried seine Sache sogleich verloren,[2]) ließ seine Gemahlin im Stiche und begab sich zu Balduin von Flandern, von dem er die kräftigste Hülfe gegen den Kaiser erhoffen durfte. Beatrix und ihre Tochter Mathilde stellten sich dagegen letzterem und wurden in Haft gebracht. Und Gottfrieds Anhänger, die sich nicht gutwillig unterwarfen, wurden durch die Kaiserlichen mit leichter Mühe bezwungen. So schien die Ruhe in Oberitalien hergestellt. Heinrich war aber nicht bloß als weltlicher Herrscher, sondern auch als Schirmherr der Kirche nach Italien gekommen. Daher hatte er mit dem Papste eine allgemeine Synode für Deutschland und Italien verabredet. In Florenz trat diese zu Pfingsten zusammen, an 120 Bischöfe sollen zugegen gewesen sein. Besonders wurde hier gegen Simonie und Priesterehe vorgegangen; einige Bischöfe, die dieser Vergehen für schuldig befunden wurden, bestrafte die Synode auf den Antrag des Kaisers mit Amtsentsetzung. Dies und anderes kräftigten den Bund zwischen Kaiser und Papst ganz bedeutend. So zeigte sich auch Heinrich fast stets willfährig, der römischen Kirche abhanden gekommene Güter wieder zuzuwenden. Ja die Gunst Heinrichs für Viktor war so groß, daß der Papst das Herzogtum in Spoleto und die Markgrafschaft in Fermo übertragen erhielt, allerdings nur für seine Person und ohne irgendwelche Folgen für die römische Kirche als solche. Das war ein Zeichen des größten Vertrauens gegen Viktor; aber diese Uebertragung konnte in späterer Zeit ganz anders aufgefaßt und in römischem Sinne zum Schaden des Reiches benutzt werden.[3])

---

[1]) Es ist dies das erste Mal, daß ein Kaiser auf dem Felde von Roncalia Gericht hält. Später wurde dieser Platz stets der Sammelpunkt für die italienischen Großen, wenn der Kaiser nach Italien kam; dann wurde hier Heerschau und Reichsversammlung abgehalten.

[2]) Denn was Lambert a. 1055 S. 35 über Gottfrieds Verhalten erzählt, ist, wie schon Steindorff a. a. O. II, 303 annimmt, völlig unglaubhaft. Oder hätte der Kaiser, wenn sich ihm Gottfried gestellt hätte, diesen wirklich ruhig nach Lothringen und zu Balduin entkommen und nicht vielmehr ebenso wie die Beatrix festnehmen lassen?

[3]) So sind zur Zeit Gregors VII. fast alle wichtigen zwischen Heinrich III. und dem Papsttume gemeinsamen oder streitigen Punkte anders beurteilt und meist ins Gegenteil verkehrt worden. Der Haß der Kurie gegen Heinrich IV. wurde auch auf dessen Vorgänger übertragen, denn er war ein Salier. Zu Lebzeiten Heinrichs III. hätte man das nirgends wagen dürfen und auch nicht von selbst gethan.

Heinrich schaltete nun auf italienischem Boden und ganz besonders auf markgräflich tuscischem Gebiete völlig als Kaiser und oberster Gerichtsherr; er hatte seine Feinde unterworfen und die engsten Beziehungen verbanden ihn mit dem Papste. Jetzt gelang es ihm auch, den Kardinaldiakon Friedrich, den Bruder des flüchtigen Gottfried, aus seiner mächtigen Stellung an der Kurie zu entfernen. Denn Friedrich war Kanzler der Kurie und hatte in Verbindung mit Kardinal Humbert jene Gesandtschaft nach Ostrom übernommen, welche eine Einigung der griechischen und abendländischen Kirche herbeiführen sollte. Dieser Versuch war, wie schon erzählt ist, völlig mißlungen. Bald nach der Rückkehr Friedrichs verlangte nun Heinrich vom Papste, er solle den Kanzler gefangen zu ihm schicken. Aber Friedrich war rechtzeitig gewarnt worden, er floh und kam einer Gewaltthat durch seinen Eintritt ins Kloster Monte Cassino zuvor. — Soweit waren die Verhältnisse Italiens durch den Kaiser geordnet; seine mächtigsten Feinde waren unschädlich gemacht und sein treuester Verbündeter, der Papst, hatte eine ganz ausnahmsweise bedeutende Gewaltstellung erlangt. Freilich die Verhandlungen mit den Griechen behufs gemeinsamer Vertreibung der Normannen wollten zu keinem Ziele gelangen. Die Normannen hatten nach der Besiegung Leos in Süditalien große Fortschritte gemacht, aber auf der anderen Seite eine wichtige Stellung, nämlich Benevent, verloren. Denn die Beneventaner hatten nach ihrer erfolglosen Belagerung durch die Normannen den früher vertriebenen Fürsten Pandulf wieder aufgenommen. Damit schienen sie wieder in einen geregelten Verkehr mit dem Reiche treten zu wollen. Heinrich durfte jedenfalls nicht den Zusammenhang mit den unteritalienischen Fürstentümern verlieren. Er schickte daher Gesandte in den Süden der Halbinsel. Eine andere Gesandtschaft ging nach Konstantinopel, wohl um mit dem oströmischen Kaiser Maßregeln zur gemeinsamen Bekämpfung der Normannen zu beraten. Konstantin IX. war zwar schon tot, als der Gesandte Heinrichs, Bischof Otto von Novara, in der griechischen Hauptstadt eintraf: Doch auch seine Nachfolgerin Theodora war einem Bündnisse günstig gesinnt. Im folgenden Jahre kehrte Otto mit griechischen Gesandten zurück, die einen Freundschafts- und Bündnisvertrag von seiten des Ostreiches mitbrachten; damals war es freilich schon zu spät. Jedenfalls hatten nun die Normannen in Frankreich mit großer Besorgnis von dem Zuge Heinrichs nach Italien gehört. Denn sie mußten sich sagen, daß der Kaiser mit ihren italienischen Brüdern Abrechnung halten werde. Aus diesem Grunde machten sich an fünfzig Ritter aus dem Heimatslande auf, um ihren Stammesgenossen Hülfe zu bringen. Doch dieser Zug mißlang gänzlich. Wahrscheinlich standen die Bürger von Pisa mit den die See stets beunruhigenden Normannen auf sehr schlechtem Fuße und hielten es mehr mit dem Kaisertum, welches durch Privilegien den städtischen Handel schützte und hob. Als daher die Pisaner auf die Normannenexpedition trafen, wurden die normannischen Ritter von ihnen gefangen genommen und dem Kaiser überliefert.

So war jetzt eigentlich die Lage in Italien für ein thatkräftiges Auftreten gegen die Normannen günstig genug. Aber es kamen damals Botschaften aus dem Reiche, welche die sofortige Rückkehr des Kaisers nach Deutschland notwendig

machten. Heinrich hatte den Papst zum Statthalter für Italien ernannt [1]) und in dieser Beziehung konnte er den Alpen ruhig zueilen.

Es handelte sich in Deutschland wieder um eine Fürstenverschwörung. An der Spitze derselben stand der mit seinem kaiserlichen Neffen stets in Zwietracht lebende Bischof Gebhard von Regensburg und Herzog Welf von Kärnten. Beide hatten vom Kaiser die Erlaubnis erhalten, noch vor dem allgemeinen Aufbruche über die Alpen zurückzukehren. Und kaum waren sie in Deutschland angelangt, da begannen sie ein verbrecherisches Treiben. Nichts Geringeres sollen sie im Schilde geführt haben, als den Kaiser der Herrschaft und des Lebens zu berauben und die Krone dem ehemaligen Baiernherzoge Konrad zu übertragen, der immer noch bei den Ungarn in der Verbannung lebte. Und der Zeitpunkt war günstig gewählt. Gebhard von Eichstedt saß auf dem Stuhle Petri und der kleine Herzog von Baiern, Heinrichs zweiter Sohn Konrad, war im Frühjahr 1055 gestorben. Kurz darauf war auch Markgraf Adalbert von Oesterreich verschieden. Daher war der Südosten des Reiches jetzt weniger geschützt als zuvor und die Möglichkeit lag nahe, daß sich die Ungarn zu einem Einfalle ins Reich durch Konrad bewegen ließen. Und im Nordwesten war der Krieg schon ausgebrochen. Nachdem nämlich Gottfried zurückgekehrt, hatten sich die Grafen von Flandern mit ihm verbunden. Vereint rückte man gegen Antwerpen. Diese Stadt hielt damals Herzog Friedrich von Niederlothringen besetzt. Aber die Belagerung von Antwerpen gelang nicht, da die Flanderer von einem lothringischen Ersatzheere geschlagen wurden.

Und auch im Süden des Reiches hatten die Empörer schließlich keine Erfolge zu verzeichnen. Denn hier wurde der Kaiser von seinen vornehmsten Feinden durch den Tod befreit. Herzog Welf wurde alsbald von schwerer Krankheit befallen und lag zum Tode siech auf seiner Burg Bodman am Bodensee. Zugleich aber ward er von heftiger Reue über den beabsichtigten Frevel ergriffen. Um noch mit dem Kaiser versöhnt zu sterben, bekannte er all seine Schuld und bezeichnete die Mitverschworenen. Ja, er vermachte dem Kaiser sogar den Ort Utting am Ammersee; [2]) dann starb er am 13. November. Und nur wenig später starb gleichfalls an schwerer Krankheit der Empörer Konrad, der frühere Baiernherzog. In Brauweiler, dem Familienkloster Konrads, entstand bald darauf eine höchst abgeschmackte Fabel, nämlich, daß Konrad an Gift gestorben sei, welches ihm sein Koch auf Befehl des Kaisers beigebracht habe. — So war

---

[1]) Es war freilich ein Verhängnis für Kaiser und Reich, daß alle von Heinrich III. eingesetzten deutschen Päpste verhältnismäßig nur ganz kurze Zeit den Stuhl Petri inne hatten. Sie starben alle schnell auf einander. Wie anders hätten die Ereignisse kommen können, wenn Viktor nur zwanzig Jahre die Tiara getragen hätte! So sind die deutschen Päpste jedenfalls den widrigen Einflüssen des südlichen Himmels schnell erlegen.

[2]) Der größte Teil seines Besitzes sollte, da er keine Kinder hinterließ, laut Testament bei seinem Tode an das Kloster Weingarten übergehen. Doch die Mutter Welfs, die noch am Leben war, brachte es im Verein mit dem italienischen Welf IV., dem Sohne des Markgrafen Azzo von Este, dahin, daß dieser Teil des Testamentes umgestoßen wurde. So gingen die Hauptgüter auf den italienischen Zweig der Familie über. Welf IV. ist dann der Stammvater der neuen deutschen Welfen geworden.

jetzt Gebhard von Regensburg völlig vereinzelt. Als Heinrich nach Baiern kam, ward er mit seinen Anhängern vor kaiserliches Gericht gestellt und für schuldig befunden. Denn sein anfängliches Leugnen nützte ihm nichts. Die Gefängnisstrafe, die ihn traf, büßte er in Schwaben ab.

Mit der Feier des Weihnachtsfestes von 1055 in Zürich verband der Kaiser noch ein anderes Fest. Er verlobte hier seinen Sohn Heinrich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Savoyen und der Markgräfin Adelheid von Turin. Damit sicherte er seinem Sohne die bedeutendste Stellung in Oberitalien neben dem markgräflichen Geschlechte von Tuscien, und damit war auch die ganze Richtung der italienischen Politik des künftigen deutschen Königs vorgezeichnet, nämlich die Fortsetzung des begonnenen schweren Kampfes gegen das tuscische Markgrafenhaus. Als dann Heinrich zu Anfang des Jahres 1056 den Rhein hinabfuhr und sich in Koblenz aufhielt, kamen Gesandte des Erzstiftes Köln, um ihm die erzbischöflichen Abzeichen zu überbringen. Denn Erzbischof Hermann war soeben am 11. Februar gestorben. Die Wahl Heinrichs fiel auf Anno, den Goslarer Stiftspropst zu St. Simon und Judas. Genehm war allerdings den Kölnern dieser Nachfolger nicht, denn Anno war eine heftige und eigenwillige Natur. Auch stammte er bloß aus ritterlichem Geschlechte, während doch die Erzstühle des Reiches meist an Söhne der fürstlichen Häuser gegeben wurden. Aber der Kaiser wußte, daß dieser kenntnisreiche Mann, der einst die Bamberger Stiftsschule geleitet, wegen der Festigkeit seines Charakters sich sehr wohl zum Kirchenfürsten eignen würde. Und da er keinen Einspruch duldete, so mußten sich die Kölner schließlich zufrieden geben und den Anno annehmen; am 3. März schon erfolgte die Bischofsweihe in Köln; sie betraf einen Mann, der sich bald zur höchsten Stellung im Reiche emporschwingen sollte.

Die Verhältnisse in Lothringen hatten sich in dieser Zeit jedenfalls schon wesentlich beruhigt. Trotzdem aber galt es wahrscheinlich den hiesigen Unruhen, wenn der Kaiser bald nach Pfingsten mit dem Könige Heinrich von Frankreich in Ivois am Chiers eine Zusammenkunft abhielt. Vielleicht sollte dort der Vertrag des Jahres 1048 für die Zukunft erneuert werden, doch der französische König scheint sich geweigert zu haben, diesen Vertrag überhaupt anzuerkennen. Es kam schließlich soweit, daß der Kaiser dem Könige den Zweikampf anbot, um sein Recht zu erhärten. Ob der König nun fürchtete, in diesem Zweikampfe zu unterliegen, oder hatte er andere Gründe, einer solchen Entscheidung auszuweichen, er gab seine Sache verloren und entfernte sich heimlich bei Nacht mit seinem Gefolge.[1]) — Bald darauf stellte sich auch Gottfried dem Kaiser und unterwarf sich ihm. Und in Worms erhielt Bischof Gebhard volle Ver-

[1]) Lambert a. 1056 S. 36 mischt Wahres mit Falschem, wenn er sagt, der König habe den Kaiser hart angelassen, da er ihn oft belogen und so lange gezögert habe, ihm den großen Teil des alten Frankenreichs (Lothringen) zurückzugeben, den des Kaisers Vorfahren mit List in ihre Gewalt gebracht hätten. Darin liegt deutlich ausgesprochen, daß Heinrich dem französischen Könige früher eine Zusage gegeben, ihm Lothringen zu überantworten. Daran ist natürlich bei einem Kaiser wie Heinrich III. gar nicht zu denken. Wahrscheinlich ist diese Geschichte nur Volkstradition und Giesebrecht a. a. O. II, 526 hätte sich ihrer nicht bedienen sollen. Richtig ist vielleicht nur, daß es sich um lothringische Verhältnisse handelte.

zeihung, nachdem er schon vorher aus seiner Haft entlassen worden. So war der große Aufstand zusammengebrochen, die Führer desselben waren entweder gestorben oder hatten sich Heinrich ergeben.

Ruhe jedoch war dem Kaiser nicht beschieden. Denn jetzt gärte es im Osten, die Slaven erhoben sich von neuem, um die deutsche Herrschaft abzuschütteln. Weniger kommt hierfür der kürzlich erfolgte Regierungswechsel in Böhmen in Betracht, da die von Cosmas erzählte Austreibung aller Deutschen durch Spitihnev eine leere Fabel ist.[1]) Es wird freilich zuzugeben sein, daß Spitihnev den Deutschen nicht eben günstig gesinnt gewesen ist, aber doch finden wir auch unter seiner Regierung Deutsche in Böhmen.[2]) Wirkliche Gefahr drohte diesmal von den nördlichen slavischen Stämmen. Unter dem Liutizenvolke waren heftige Unruhen ausgebrochen und die einzelnen Stämme desselben bekriegten sich in wilder Fehde, bis sich die Redarier an den Obodritenfürsten Godschalk, den Herzog Bernhard von Sachsen und an den Dänenkönig um Hülfe gegen die Circipaner wandten. Von diesen Fürsten wurde nun eine so stattliche Macht entfaltet, daß die Circipaner um Frieden baten, den sie auch für eine große Geldsumme erhielten. Aber die Ruhe dauerte nicht lange. Denn während der Kaiser noch in Italien weilte, kam es an der deutschen Grenze zwischen sächsischen Lehensleuten und den Liutizen sowie anderen Slaven zum Kampfe, wobei die Deutschen entschieden eine Niederlage erlitten. Darauf sammelte sich im Sommer 1056 ein sächsisches Heer, an dessen Spitze Markgraf Wilhelm von der Nordmark trat. Doch der Kriegszug verlief für die Deutschen sehr ungünstig. Man kam überhaupt gar nicht ins Feindesland, sondern gleich am rechten Elbufer, wo die Havel einmündet, traf man auf die Liutizen. Diese wußten das sächsische Heer so in die Enge zwischen Havel und Elbe zu treiben, daß es keinen Ausweg fand, die Deutschen wurden fast sämtlich getötet. Auch der Markgraf fand seinen Tod dabei. Das war eine gefährliche Niederlage. Der siegreiche Feind stand an der Elbe und man hätte im östlichen Sachsen kaum einen neuen Heerbann in Eile auftreiben können, wenn die Liutizen einen Einfall in deutsches Gebiet gewagt hätten. Doch von einem solchen hören wir nichts. Den traurigen Ausgang dieser Slavenschlacht vom 10. September 1056 erfuhr der Kaiser zu Bodfeld im Harze, wo auch Papst Viktor anwesend war.

Schon seit längerer Zeit hatte Heinrich den Papst eingeladen, mit ihm in Deutschland zusammenzutreffen. Auch Viktor glaubte eine Zusammenkunft mit dem Kaiser wegen der Normannen nötig zu haben. Im September wurde Viktor von Heinrich und vielen Fürsten in Goslar glänzend empfangen. Zur Abhaltung der Herbstjagden begab sich dann der Kaiser in Begleitung des Papstes nach Bodfeld, und hier traf ihn die erschütternde Kunde von der Niederlage der Sachsen. Dieser Verlust beugte ihn tief danieder. Dazu kam, daß damals vielerorts im Reiche wieder eine Hungersnot ausgebrochen war; der allgemeine

[1]) J. Kröger, Geschichte Böhmens von 1041—1086, Leipzig 1880, S. 20 ff. u. Anm., vgl. auch Steindorff a. a. O. II, 347 ff. Natürlich erfolgte auch die Ausweisung der Herzogin Judith und der deutschen Aebtissin von St. Georg in Prag lediglich aus politischen Gründen und nicht etwa wegen ihrer deutschen Abkunft.

[2]) Kröger a. a. O. S. 21 Anm. 1.

Mangel erzeugte Mißstimmung und allerlei Unthat. Und durch diese trüben Eindrücke wurde die ohnehin schwache Gesundheit des Kaisers völlig untergraben. Ein schweres Leiden befiel ihn, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Noch in seinen letzten Tagen offenbarte er seinen Hang zur Versöhnung: Er ließ Gottfried zu sich kommen und überantwortete ihm die Beatrix mit ihrer Tochter Mathilde, sowie deren ganzen Besitz. Und er beschwor ihn, die seinem kleinen Sohne gelobte Treue redlich zu halten. Außerdem aber erbat er von allen Verzeihung, die er unwissentlich gekränkt; und in gleicher Weise verzieh er allen, die sich gegen ihn vergangen und erließ ihnen die Strafe. Dazu gab er unrechtmäßig erworbene Güter wieder zurück. Dann wurde die Nachfolge im Reiche geordnet. Der sechsjährige Heinrich wurde von neuem durch alle anwesenden Fürsten und den Papst zum Könige gewählt und wahrscheinlich die Kaiserin Agnes zur Regentin für den unmündigen Knaben bestellt. Der junge König aber wurde dem Schutze des Papstes eindringlich empfohlen. Noch bestimmte der Kaiser, daß nach seinem Tode sein Herz im Goslarer Stifte zu S. Simon und Judas, sein Leichnam aber in der Gruft seiner Väter, im Dome zu Speier beigesetzt werden sollte. Am 5. Oktober 1056 ist dann der große Kaiser nach kaum einwöchigem Krankenlager zu Bodfeld verschieden. Er starb als noch junger Mann im 39. Lebensjahre. Die Beisetzung erfolgte Heinrichs Willen gemäß, Papst und Kaiserin geleiteten die Leiche nach Speier. Darauf wurde der junge Heinrich von Viktor nach Aachen geführt, wo er auf dem Throne Karls des Großen die Huldigung der deutschen Fürsten erhielt. Damit war Heinrich als König voll anerkannt.

Trotzdem sich Heinrich III. aller Simonie enthalten hat und ein wirksamer Vorkämpfer für die Ehelosigkeit des geistlichen Standes war, so ist doch sein Andenken von der Kirche nicht eben hochgehalten worden. Denn seine Hand hatte wie diejenige seines Vaters oft schwer genug auf der Kirche gelastet, er hat die Kirche thatsächlich beherrscht. Auch der deutsche Fürstenstand war nicht immer mit dem Kaiser eines Sinnes gewesen, schwere Kämpfe hatte er gegen ihn erregt, da dem Kaiser Ungerechtigkeit vorgeworfen wurde. Bei der Unzulänglichkeit der Quellen bleiben uns die Triebfedern für viele Handlungen Heinrichs III. verborgen, aber die Nachwelt kann ihm doch den Vorwurf ungerechter Herrschaft nicht ganz ersparen. In früherer Zeit wurde seine Gerechtigkeit und Milde gegen die Armen und Unterdrückten gepriesen, besonders sein Edelmut bei der großen Hungersnot von 1043 hervorgehoben. Damals noch sah die Regierung Heinrichs wie eine Fortsetzung derjenigen Konrads II. aus, und schon deshalb war sie beim Volke beliebt. Aber seit dem Jahre 1047, wo der Kaiser mit so schweren Aufständen zu kämpfen und so viele auswärtige Kriege zu führen hatte, war das anders geworden. Die unbeugsame Härte, die Heinrich vom Vater geerbt, offenbarte sich jetzt öfters und namentlich in den niederen Ständen klagte man darüber. Und die Fürsten ertrugen eine neue Finanzmaßregel, die Heinrich einführte, nur mit Unwillen. Um nämlich einen Ersatz für die absichtlich aufgegebene Einnahmequelle aus der Simonie zu haben, scheint der Kaiser vielfach die Reichslehen bei ihrem Uebergang an einen neuen Inhaber geradezu verkauft zu haben. Und das trug zur Besserung des Verhältnisses zwischen den weltlichen und geistlichen Fürsten nicht eben bei.

So war jetzt ein eigentümlicher Zustand eingetreten. Die Laienfürsten fühlten sich vom Kaiser zu Gunsten der Kirche zurückgesetzt und waren gleich dem niederen Volke mit der Herrschaft unzufrieden. Aber auch in der Kirche gärte es. Auf der einen Seite erwuchsen der cluniacensischen Reform immer mehr Anhänger und dadurch mußte der Reichsgedanke entschieden leiden. Andererseits mißfiel die Strenge, mit welcher der Kaiser oft gegen Bischöfe vorgegangen, und die Einsetzung der deutschen Päpste mag ihm in Italien auch nur wenig Freunde erweckt haben. Trotzdem sich Heinrich im Gegensatz zu seinem Vater fast ganz auf die Kirche stützte, so wollte ihm doch schließlich auch die Kirche nicht wohl und es beginnt schon jetzt jene Zeit, wo die romanischen Völker unter dem Schutze der Kirche zum Schlage gegen die verhaßte Oberherrschaft der Deutschen ausholen. Das hatte wenig zu bedeuten, wenn das deutsche Laienfürstentum mit dem Könige auf gutem Fuße stand. So aber war eine Entfremdung zwischen beiden eingetreten, die notwendigerweise dazu führte, daß die Fürsten zunächst auf die Verfolgung ihrer eigenen Interessen ausgingen und erst in zweiter Linie an die Einheit und Stärke des Reiches dachten.

Der Geschichtschreiber und Dichter Wipo hatte sehr recht, wenn er einmal über die Deutschen klagt, daß sie sich im Gegensatz zu den Italienern nur dann mit höherer Bildung abgäben, wenn sie in den geistlichen Stand eintreten wollten. Das ist ein Hauptfehler unseres Stammes im früheren Mittelalter gewesen. Karl der Große war der einzige Herrscher gewesen, der diesem Mißstande durch die Einführung des allgemeinen Schulzwanges abhelfen wollte. Denn wenn auch der deutsche Staat besonders in seinen inneren Angelegenheiten der Kirche außerordentlich viel verdankt, so ist doch sehr zu beklagen, daß es die ganze Anlage unseres Volkes mit sich brachte, daß unsere Könige in der Hauptsache nur durch die Kirche regierten und nicht mit den Laien. Die Kirche von römischer Herkunft konnte im Grunde nicht rein deutsch sein oder werden, denn von Rom aus wurde sie beherrscht. Es liegt etwas Unseliges in dieser engen Verbindung von Königtum und Kirche und das wurde von unserem Volke wohl empfunden. Das Reich ging einer unsicheren Zukunft entgegen. Denn das Reich war lediglich aufgebaut auf der Treue des Vasallen gegen seinen Herrn, in oberster Linie auf der Treue aller gegen den König. In den alten deutschen Volksstaat aber hatte sich die Kirche wie ein Keil hineingeschoben, anfänglich allerdings völlig beherrscht vom Könige und ihm ganz unterthan. Aber diese Kirche nahm zu, thatsächlich regierte sie jetzt. Und der Beherrscher der Kirche gab vor, die Macht zu binden und zu lösen erhalten zu haben. Wie, wenn es ihm einmal nötig dünkte, in den von der Kirche beherrschten deutschen Staat die Losung zu werfen: Ich löse das Volk von dem Eide, den es dem Könige geschworen, und wer die Treue nicht bricht, verfällt der Kirchenstrafe? Da mußte das alte Reich aus den Fugen gehen und es war immer noch fraglich, ob die staatsbildende Kraft unseres Volkes dann neue Formen finden würde, in denen der deutsche Staat die Herrschaft über das Abendland auch ferner behaupten konnte. Solche Zeiten sollten jetzt kommen, sie sind die trübsten in der deutschen Geschichte des früheren Mittelalters.

Sechstes Buch.

Der Kampf zwischen Kirche und Staat unter Heinrich IV. und V.

Erster Abschnitt.

Die Zeit der Regentschaft der Kaiserin Agnes.[1]

1. Der Königsritt Heinrichs IV. und Papst Viktor II.

Ein wunderbares Verhängnis ist es gewesen, daß der kleine König Heinrich IV., der noch nicht das sechste Lebensjahr vollendet hatte, von seinem sterbenden Vater dem Papste Viktor II. empfohlen wurde und die ersten Regierungshandlungen des neuen Herrschers jedenfalls auf die Initiative des Papstes zurückzuführen sind. Heinrich III. hatte durch die Kirche geherrscht und so blieb es auch zunächst unter seinem Sohne. Aber welch mächtiger Unterschied der Jahre 1056 und 1076! Hier geleitet ein Papst in väterlicher Fürsorge den jungen König zu den Schritten, die zu seinem und des Reiches Wohle notwendig waren, und dort wird der erwachsene König von einem Nachfolger Viktors in den Bann gethan und die Fürsten ihres Eides entbunden. Wenn der sterbende Kaiser Heinrich III. geahnt, daß die besondere Empfehlung seines Sohnes an Papst Viktor dereinst mit Schuld tragen sollte an der schrecklichen Erniedrigung des jungen Königs, er hätte ihn wohl eher in die Hände des trotzigsten Laienfürsten gelegt! Aber bei der Entfremdung, die zwischen dem Kaiser und den Laienfürsten eingetreten, war eine solche Empfehlung völlig erklärlich und der sterbende Heinrich konnte von seinem Standpunkte aus keinen

---

[1]) Für die Zeit Heinrichs IV. außer den früheren Quellen: Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit III. Floto, Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter. Lindner, Anno II. der Heilige, Erzbischof von Köln. Eckerlin, das deutsche Reich während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. u. s. w. Programm von Halberstadt 1888. Delbrück, über die Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld, Bonn 1873. R. Jung, Herzog Gottfried der Bärtige unter Heinrich IV., Marburg 1884. A. Vogeler, Otto von Nordheim in den Jahren 1070—1083, Minden 1880. G. Buchholz, Ekkehard von Aura, Leipzig 1888. R. Dewitz, Würdigung von Brunos Liber de bello Saxonico, Programm von Offenburg 1881. Giesebrecht, Annales Altahenses. Eine Quellenschrift zur Geschichte des elften Jahrhunderts. Berlin 1841. R. Wagemann, Die Sachsenkriege Heinrichs IV., Rostock. Diss. 1882. O. Grund, die Wahl Rudolfs von Rheinfelden. 1870. K. Panzer, Wido von Ferrara. Leipzig 1880.

besseren Beschützer für den kleinen Sohn finden, als jenen deutschen Papst, der dem salischen Hause völlig ergeben war. Viktor wußte, was zur Sicherung der Herrschaft des kleinen Königs nötig schien. Nach der Huldigung in Aachen ging er mit Heinrich nach Köln, wohin Gottfried und Balduin beschieden waren. Mit beiden kam es zu einem völligen Ausgleiche. Gottfried erhielt sein ganzes Allod zurück und wurde im Besitze der Hinterlassenschaft des Bonifaz von Tuscien bestätigt. Vielleicht wurde ihm auch die Anwartschaft auf Niederlothringen für den Todesfall des Herzogs Friedrich zu teil. Dem Balduin wurden seine Reichslehen von neuem, sowie der Hennegau zuerkannt; dafür mußte er jetzt dem jungen Könige den Treueid leisten. Dieser Ausgleich mit den beiden mächtigen Herren bedeutete allerdings für das Reich gewissermaßen eine Niederlage, denn Balduin und Gottfried hatten jetzt alles erhalten, was sie früher im Gegensatze zur Reichsgewalt erstrebt hatten. Die Versöhnung war also kaum eine Stärkung der königlichen Gewalt, sondern eher eine Schwächung derselben zu Gunsten der Fürstenmacht.

Wichtige Beschlüsse wurden dann auf einem großen Reichstage gefaßt, dem ersten, der im Namen Heinrichs IV. zusammentrat. Heinrich III. hatte noch seiner Gemahlin Agnes das Herzogtum in Baiern übertragen, um die Verwaltung des großen Landes für seine Familie zu erhalten. In Regensburg, wohin der Reichstag zum Ende des Jahres 1056 berufen worden, einigte sich nun Agnes mit den Baiern dahin, daß sie das Herzogtum einstweilen behielt. Denn sie war guter Hoffnung, und falls sie einem Sohne das Leben schenken würde, sollte Baiern dann auf diesen Knaben übergehen.[1]) Außerdem wurde in Regensburg das Herzogtum Kärnten an Konrad, den Bruder des lothringischen Pfalzgrafen Heinrich, gegeben. Konrad hat sich freilich nie recht in den Besitz seines Herzogtumes setzen können und ist schon wenige Jahre nach seiner Belehnung gestorben. Vielleicht schon etwas früher war Udo, Graf von Stade, an Stelle des erschlagenen Wilhelm mit der Nordmark belehnt worden, worüber Wilhelms Halbbruder Otto in heftigen Zorn gegen den König geriet. Noch in demselben Jahre starb Udo und es folgte ihm sein gleichnamiger Sohn.

Bei diesen Neuordnungen hatte der bewährte Rat des Papstes der Kaiserin zur Seite gestanden. Und es konnte daher der Agnes keineswegs gleichgültig sein, daß Viktor wahrscheinlich von Regensburg aus die Rückreise nach Italien antrat. Seine sichere und geschäftskundige Hand hatte das Reich in den ersten Monaten nach dem Hinscheiden Heinrichs III. so gut gelenkt, daß verschiedene Parteiungen, die sich, wie erzählt wird, gegen die Herrschaft des jungen Königs gebildet hatten, ihre verderblichen Pläne aufgeben mußten. Agnes war schwach und wankelmütig, an eine Fortsetzung der Herrschaft Heinrichs III. konnte bei ihr keine Rede sein. „Der König," heißt es etwas später, „war ein Knabe und seine Mutter glaubte als Frau bald dem, bald jenem, und alle die sonst am

[1]) Was für den Fall der Geburt einer Tochter bestimmt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls sind aber auch hierfür Anordnungen getroffen worden. Denn es ist nicht recht glaublich, daß die Baiern bei ihrem Selbstbestimmungsrechte über ihr Herzogtum dasselbe für längere Zeit in den Händen einer Frau lassen wollten. Dem steht freilich entgegen, daß Agnes das Land noch über vier Jahre behielt.

Hofe Einfluß hatten, waren geldgierig, so daß dort niemand sein Recht ohne Geld fand; so verwirrte sich allmählich Recht und Unrecht." An gutem Willen gebrach es der Agnes jedenfalls nicht, aber bei den vielerlei Interessen, die bei der Regierung des Reiches ins Spiel kamen und nicht zu verletzen waren, fehlte es ihr doch an der nötigen Umsicht und an thatkräftigem Handeln.

Unter solchen Verhältnissen war es ein Unglück für das Reich, daß Papst Viktor II. schon am 28. Juli 1057 zu Arezzo gestorben ist. Er war bis dahin zum Nutzen des Reiches unermüdlich thätig gewesen, indem er mit den Normannen Frieden schloß und zu Gottfried in gute Beziehungen trat. Und da Gottfried jetzt völlig mit dem Herrscherstamme ausgesöhnt war, so hatte der Papst Gottfrieds Bruder Friedrich, der seit 1055 dem Mutterkloster Monte Cassino angehörte, wohl mit der Zustimmung der Kaiserin zum Abte dieses Klosters erhoben. Kurz darauf starb Viktor. Mit seinem Tode wurde in Italien manches anders. Das wichtigste war, daß Gottfried das Herzogtum in Spoleto und die Markgrafschaft in Fermo überkam und die Führung der deutschen Partei in Italien nun ihm zufallen mußte. Und es war nur ein Ausfluß von der bedeutenden Machtstellung seines Hauses, daß man sofort Gottfrieds Bruder, dem neuen Abte Friedrich von Monte Cassino, Anträge bezüglich des Papsttumes machte. Die römische Kirche war entschieden damit unzufrieden gewesen, daß Viktor sich vollständig an das deutsche Königtum angeschlossen und nur in dessen Interesse gewirkt hatte. Auf dem deutschen Throne saß jetzt ein Kind. Die Römer glaubten daher die Zeit gekommen, wo man sich von der lästigen Oberaufsicht des Königs über die Papstwahl befreien konnte, wie sie seit der Synode von Sutri ausgeübt worden. Ohne daß man sich also mit der Kaiserin verständigt hatte, wurde schon am 2. August der Abt Friedrich zum Papste gewählt. Tags darauf erfolgte seine Inthronisation. Man brach allerdings nicht so mit der überlieferten Form, daß man nicht wenigstens nachträglich die Genehmigung des deutschen Hofes eingeholt hätte. Der Bischof Anselm von Lucca ging nach Deutschland, um die Anerkennung des neuen Papstes, der sich Stephan IX. nannte, zu erwirken. Die Kaiserin war zu schwach, um die ungesetzmäßige Wahl zu verwerfen, sie fügte sich ihr. Damit war aber ein bedenklicher Schritt abwärts gethan. Denn man konnte annehmen, daß die römische Kirche von diesem Präcedenzfalle reichlich Nutzen ziehen werde. Warum sollte sie nicht die Wahl Stephans als rechtlich hinstellen und für die Zukunft die Papstwahl überhaupt aus der Initiative des Königs zu lösen trachten?

Der König hatte sich unterdessen in langsamem Zuge von Baiern aus nach Schwaben und Franken begeben, um die Huldigung der Großen auch in diesen Reichsteilen entgegenzunehmen. Als er dann um die Mitte des Jahres 1057 nach Sachsen zog, war der Königsritt beendet. Wahrscheinlich wollte Heinrich hier, wie das schon zu Zeiten Konrads II. und Heinrichs III. geschehen, den Sachsen ihre Rechte auf einem allgemeinen Landtage bestätigen. Außerdem sollte wohl Otto, jener Halbbruder des erschlagenen Wilhelm von der Nordmark, vor königliches Gericht gestellt werden, falls er wirklich schon die Hand zum Aufstande erhoben. Doch bevor Otto noch Merseburg, den Ort des Landtages, erreichte, ward er in offener Fehde getötet. Nämlich zwei Vettern des Königs,

Brun und Ekbert, die mit Otto verfeindet waren, trafen sich auf dem Wege nach Merseburg mit ihrem Gegner. Es kam sofort zu einem wilden Handgemenge, in welchem sich Brun und Otto gegenseitig töteten; Ekbert wurde schwer verwundet. Der Tag von Merseburg selbst scheint ruhig verlaufen zu sein; wahrscheinlich wurden den Sachsen ihre Rechte in gewohnter Weise bestätigt,[1]) denn Lambert bemerkt ausdrücklich, daß die Sachsen nichts gegen den König unternommen hätten.

2. Die Vormundschaft der Agnes.

Das Königtum Heinrichs war zwar jetzt im Reiche überall anerkannt, aber die Ereignisse der Folgezeit lassen darauf schließen, daß die oberste Aufgabe der königlichen Gewalt, den Frieden zu schirmen, keineswegs von der neuen Herrschaft durchgeführt wurde. Sie war jedenfalls zu schwach dazu. So kam es im Jahre 1057 zu einer Empörung der Grafen von Gleiberg (bei Gießen) gegen den König. Diese Grafen waren Verwandte des Herzogs Friedrich von Niederlothringen, und vielleicht erregten sie den Aufstand deswegen, weil Gottfried von Tuscien wohl die Anwartschaft auf Niederlothringen erhalten hatte. Der Aufstand wurde allerdings bald bezwungen. Aber auch sonst gab es Streit. Franken wurde von Fehden heimgesucht, wie sich daraus ergibt, daß am 21. August 1058 die fränkischen Großen zusammentraten, um den Landfrieden zu schirmen und dem vielfachen Raubwesen zu steuern. Im folgenden Jahre wurde zwischen dem bairischen Grafen Dietbold und dem Bischofe Heinrich von Augsburg ebenfalls ein erbitterter Krieg um den Besitz einer Grafschaft geführt. Selbstverständlich waren die Zeiten jetzt für die Fürsten und Herren günstig, aus der allgemeinen Unsicherheit möglichst viel zu gewinnen, da das Reich von einer Frau regiert wurde. Am meisten hatte damals der kühne und stolze Erzbischof Adalbert von Bremen zu leiden, dessen Macht und Stellung dem Billungischen Hause ein Dorn im Auge war. Niemals war es zwischen beiden Teilen zu einem friedlichen Nebeneinanderleben gekommen, aber doch mußten zur Zeit Heinrichs III. die Herzöge alle Gewalt gegen das Erzbistum meiden. Das wurde jetzt anders, zumal der hochbetagte Herzog Bernhard dem Grabe zueilte. Trotz vielfacher Abmahnung von seiten des Vaters überfiel doch Ordulf, der ältere Sohn Bernhards, die friesischen Gebiete, welche die erzbischöfliche Kirche erst von

[1]) Daß die Erzählung Lamberts 1057 S. 38 ff. von der allgemeinen Fürstenverschwörung in Sachsen gegen Herrschaft und Leben des Königs und der Führung des Aufstandes durch Otto aus dem falschen Pragmatismus des Autors hervorgegangen und lediglich aus späterer Zeit hierher übertragen ist, hat Eckerlin, Das deutsche Reich während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. u. s. w., Programm von Halberstadt 1888 S. 11 ff., überzeugend dargethan, nachdem sich schon Floto, Kaiser Heinrich IV. I, 191 teilweise ablehnend gegen Lamberts Bericht verhalten hatte. Die Person Ottos, sein Mißvergnügen über die Belehnung Udos und den Kampf mit Brun und Ekbert hat Lambert in seiner Quelle vorgefunden und daraus den allgemeinen sächsischen Aufstand mit allerlei Zuthaten aus der späteren Zeit konstruiert. Das „ius hereditarium“ Ottos auf die Nordmark bestand natürlich gar nicht, zumal er ein Bastard war. Und das „regem ocius in Saxoniam venire“ ist mit dem Itinerar (Stumpf 2540—2542) gar nicht zu vereinigen.

Heinrich III. erhalten hatte und die ihr von Agnes bestätigt worden waren.[1]) In einer grauenhaften Weise suchte Ordulf dieses Land heim und ließ die Stiftsleute, sowie Gesandte, welche Adalbert an ihn schickte, abscheulich mißhandeln. Als der Bann, den Adalbert über Ordulf verhängte, nichts fruchtete, wandte sich der Erzbischof an den Hof. Aber hier wurde er, wie Adam von Bremen erzählt, schnöde abgewiesen. Denn, heißt es bei Adam weiter, auch der königliche Knabe soll zu Anfang seiner Regierung von unseren Herren Grafen nur mit Hohn behandelt worden sein. Dem Erzbischofe blieb daher kein anderer Ausweg, als Ordulfs Bruder Hermann mit Kirchengut zu belehnen, um wenigstens vor diesem Ruhe zu haben. Und als Adalbert drei Jahre später im Reiche zu Einfluß gelangte, war es sein erstes Bemühen, auch dem Ordulf eine namhafte Schenkung, die Ratzeburg, zu erwirken (Mai 1062).

Zu derselben Zeit, wo der Erzbischof von Bremen die namhafteste Einbuße durch das sächsische Herzogsgeschlecht erlitt, war auch Anno von Köln mit dem lothringischen Pfalzgrafen Heinrich um den Besitz der Siegburg in Streit geraten. Diese Burg wurde schließlich durch die Kölner erobert und Heinrich dem Erzbischofe gefangen zugeführt. So kam die Burg in die Gewalt Annos. Heinrich aber verfiel in Wahnsinn und zog sich ins Kloster Gorze zurück, um es freilich nach kurzer Zeit wieder zu verlassen und den Krieg gegen den Erzbischof von neuem zu beginnen. Er wurde jedoch bald wieder gefangen genommen und dann ins Kloster Echternach gebracht.

So nahm überall im Reiche die Selbsthülfe zu, da die Fürsten und Herren ungestraft ihre eigenen Interessen verfolgen durften. Und das bezieht sich nicht nur auf die weltlichen Großen, die Bischöfe versuchten sich gleichfalls auf diesem gefährlichen Gebiete. Gerade die Bischöfe mußten bald die wirklichen Träger der Reichsgewalt werden. Schon Heinrich hatte mit ihnen regiert und Agnes gab sich geistlichem Einflusse sehr leicht hin. Bald schlich sich eine Anzahl von Bischöfen in das Vertrauen der Kaiserin ein. Vor allem machte sich Anno von Köln geltend. Anno scheint planmäßig darauf ausgegangen zu sein, eine Art Oberherrschaft im Reiche zu erringen. Zuerst setzte er es durch, daß erledigte Bischofsstühle ihm ergebenen Männern zu teil wurden. So erlangte ein Neffe Annos Namens Burchard im Jahre 1059 das Bistum Halberstadt. Und zwei Jahre früher schon hatte die Kaiserin das durch den Tod des Papstes Viktor frei gewordene Bistum Eichstedt einem Freunde Annos, dem königlichen Kapellan Gunzo oder Gunther gegeben.[2]) Und wenn dann Anno in den königlichen Urkunden bis zum Jahre 1062 mehrmals als Fürsprecher auftritt, während als solcher außerdem fast nur die Kaiserin begegnet, so ist daraus sein Einfluß auf den Hof sehr deutlich zu erkennen.[3]) Und im Jahre 1060 trat Anno an die

---

[1]) Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen I, 224. Adam von Bremen S. 125 c. 42 ff.

[2]) Von diesem Gunther erzählt der Scholastikus Meinhard von Bamberg, daß er sich um Augustin und Gregor den Großen nicht kümmere, wohl aber stets über Attila und Amalung und andere ähnliche Ungeheuer lese. Also auch bei der Kirche war das Gefallen an den Sagen der Vorzeit doch nicht ganz erloschen.

[3]) Nach Lindner, Anno II. der Heilige S. 111 interveniert Anno bei Stumpf 2546,

Spitze derjenigen Synode, welche sich gegen das Wahldekret des Papstes Nikolaus richtete. — Das höchste Vertrauen der Kaiserin gewann allerdings unter den Bischöfen Heinrich von Augsburg. Es heißt von ihm geradezu, daß er dem königlichen Hofe vorgestanden.[1]) Von den weltlichen Fürsten hatte der neue Schwabenherzog, Rudolf von Rheinfelden, das meiste der Kaiserin zu verdanken. Der frühere Herzog Otto war am 28. September 1057 gestorben. Agnes gab das Herzogtum an Rudolf, dessen Familiengut in Burgund lag. Wahrscheinlich beabsichtigte die Kaiserin, dadurch einem Abfalle Burgunds zuvorzukommen, daß sie einem burgundischen Herrn das benachbarte Schwaben übertrug.[2]) Dazu erhielt Rudolf die Verwaltung des burgundischen Landes zugesprochen. Zugleich aber wurde Mathilde, die älteste Tochter der Kaiserin, mit Rudolf verlobt, im Jahre 1059 erfolgte die Verheiratung. Und als Mathilde schon im folgenden Jahre starb, verheiratete sich Rudolf mit einer Schwester Berthas, der Verlobten Heinrichs IV. Auch hieraus ersieht man, wie hohen Wert die Kaiserin auf die Treue dieses burgundischen Herrn gelegt hat.

Von der auswärtigen Politik des Reiches in dieser Zeit ist nicht viel Erfreuliches zu melden. Die Liutizen erlitten zwar noch im Jahre 1057 durch ein sächsisches Heer eine Niederlage, wodurch die Schmach des vorigen Jahres wieder getilgt wurde. Eine für das Reich bedrohliche Entwickelung nahmen jedoch die ungarischen Verhältnisse. In Ungarn waren innere Wirren ausgebrochen. König Andreas wurde von seinem Bruder Bela angefeindet, der bei den Magyaren mehr Anhang fand als der König selbst. Andreas suchte daher eine Anlehnung an das deutsche Reich. Er schickte im Jahre 1058 mehrmals Gesandte an den deutschen Hof zur Herstellung eines Friedens- und Freundschaftsbündnisses. Zugleich erbat er sich für seinen kleinen Sohn Salomon die zweite Tochter der Kaiserin namens Judith als Braut. Eine solche Verbindung erschien der Kaiserin und ihren Ratgebern sehr annehmbar, im Sommer ging die königliche Familie nach Osten, um auf dem Marchfelde bei Wien mit Andreas zusammenzutreffen. Beiderseits wurde hier der Frieden beschworen und es erfolgte die Verlobung der Judith mit Salomon. Bela und sein Sohn Geisa waren aber hier nicht zugegen und es zeigte sich bald, daß die Verbindung mit dem deutschen Hofe dem Andreas keinen sonderlichen Nutzen bringen sollte. Jedenfalls war die nationale Partei der Ungarn dem Frieden und der mit dem salischen Hause angeknüpften Familienverbindung entgegen, so daß Belas Anhang immer mehr wuchs. Und die Macht des Bruders war im Jahre 1060 für Andreas so ge-

2553, 2589, 2590, als Zeuge fungiert er 2534; Intervention in Urkunden weist außerdem nach Eckerlin a. a. O. S. 14 Anm. 5, Stumpf 2554 und 2575.

[1]) Eckerlin a. a. O. S. 15 bestreitet die Richtigkeit der Angabe von Berthold 1058. Daß Heinrich in den Urkunden zu 1061 zweimal bedacht worden, kann einen ganz zufälligen Grund haben. Mit Berthold stimmt der Altaicher Annalist 1060 (1061) S. 64 „episcopo Augustensi qui adhuc palatio praesidebat“. Daraus ergibt sich, daß Heinrich die Gunst der Kaiserin lange vor 1061 besessen hat.

[2]) Das angebliche Versprechen Heinrichs III. an Berthold von Zähringen bezüglich Schwabens ist kürzlich von G. Buchholz, Ekkehard von Aura S. 46—49, als völlig fabelhaft und für die Geschichte unbrauchbar erwiesen worden.

fahrdrohend geworden, daß sich der König an den deutschen Hof als an seinen Bundesgenossen wenden mußte. Sogleich wurde auch ein Reichsheer unter dem Befehle des Bischofes Eppo von Naumburg-Zeiz und der Markgrafen Wilhelm von Meißen und Ernst von Oesterreich[1]) aufgeboten. Auch der Herzog von Böhmen sollte mit ausziehen; da sich aber Bela mit Boleslav II. von Polen verbündet hatte und letzterer Mähren angriff, so handelte Spitihnev dem Befehle des Königs entgegen und wandte sich gegen Boleslav. Freilich ohne Erfolg, da er schon am 28. Januar 1061 starb. Auch Andreas erlag seinen Feinden bald. Als die deutschen Truppen in Ungarn einrückten, befand er sich schon auf voller Flucht, sein Gemahlin, sein Sohn und dessen Braut begleiteten ihn. Er wollte in die bairische Ostmark mit Hülfe der deutschen Truppen entkommen. Doch hart an der Grenze wurde er mit seinen Deutschen von Bela überfallen. Die Ungarn, die ihn begleiteten, ließen ihn völlig im Stiche, so daß den Deutschen die Abwehr des Feindes blieb, und da die Ungarn in großer Ueberzahl waren, wurden die ersteren bald geschlagen. Bischof Eppo und Markgraf Wilhelm fielen in die Hände der Feinde. Auch König Andreas wurde gefangen; doch noch in demselben Augenblicke stürzte er, von Rosseshufen getroffen, tot zusammen. Dem jungen Geisa aber, dem Sohne Belas, hatte die Tapferkeit des Markgrafen Wilhelm, der sich lediglich aus Erschöpfung ergeben hatte, solche Bewunderung eingeflößt, daß auf seine Veranlassung Wilhelm ungekränkt ausging und sich ihm sogar Belas Tochter verlobte. — Zu Anfang des Jahres 1061 traf König Heinrich mit der Witwe des Andreas und mit Salomo und Judith in Regensburg zusammen. Der Witwe des Andreas wurde ein Aufenthalt in der Ostmark angewiesen, mit dem königlichen Befehle, das Land solle für ihren Unterhalt aufkommen. Salomon aber und dessen Braut blieben im Gefolge des deutschen Hofes. Eppo und später auch Wilhelm wurden aus der Gefangenschaft entlassen und im folgenden Jahre überhaupt alle Gefangenen aus Ungarn zurückgeschickt. Bela that dies jedenfalls aus dem Grunde, um mit dem Reiche in freundschaftliche Beziehungen zu treten, was ja bei ihm, dem Usurpator, doppelt nötig schien. Ob die Reichsregierung glaubte, daß die frühere Niederlage hierdurch ausgeglichen sei, bleibe dahingestellt. Jedenfalls aber wollte und konnte man den Ungarn für den Augenblick nicht wieder im Felde begegnen, trotzdem es nach den unsicheren Verhältnissen in Ungarn scheinen mochte, als ob ein kräftiger Vorstoß von seiten des Reiches die neue Herrschaft hier bald stürzen werde.

Die Kaiserin hatte den weltlichen Fürsten gegenüber einen schweren Stand, besonders da sie den Bischöfen so viel Einfluß gestattete. Es entspricht ihrer Lage, wenn sie im Jahre 1061 einen Schritt that, der der Politik ihres verstorbenen Gemahles völlig zuwiderlief. Sie entäußerte sich nämlich des Herzogtumes in Baiern und gab es an einen sächsischen Großen Otto von Nordheim. Vielleicht trug zu diesem freiwilligen Verzichte bei, daß die frühere Bedingung, unter der sie Baiern behalten hatte, nicht in Erfüllung gegangen war: wir hören

---

[1]) Ernst war in der bairischen Ostmark seinem im Jahre 1055 verstorbenen Vater Adalbert gefolgt.

nichts davon, daß sie einem Sohne das Leben geschenkt hätte. Otto wird ein kluger und umsichtiger Mann genannt; was aber die Kaiserin wirklich bestimmte, gerade ihm das Herzogtum zu übertragen, bleibt für uns verborgen. — In demselben Jahre erfolgte die Belehnung des Grafen Berthold von Zähringen mit dem Herzogtume Kärnten, da Herzog Konrad, der niemals zu rechter Anerkennung gelangte, gestorben war. Vielleicht sollte diese Besetzung von Einfluß auf die ungarischen Verhältnisse sein. Wenn nun aber damals schon in Deutschland die Einheit und der Fortbestand des Reiches und seiner Herrschaft nicht wenig gefährdet wurde, indem geistlichen wie weltlichen Fürsten zu große Zugeständnisse gemacht werden mußten, so sollte das in noch ganz anderer Weise von Italien aus geschehen.

3. Italien und das Papsttum bis zum Jahre 1062.

Wir hatten die römischen Verhältnisse verlassen, als Herzog Gottfrieds Bruder, der Abt Friedrich von Monte Cassino, als Stephan IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. Wie schon früher erlangte auch unter diesem Papste der ehemalige Mönch Hildebrand eine einflußreiche Stellung. Die Kurie konnte das Talent und die Geschäftskenntnis dieses Mannes gar nicht mehr entbehren. Und schon ließ sich damals von Rom aus eine drohende Stimme gegen das Kaisertum vernehmen. Denn schwerwiegende Sätze brachte der Kardinal Humbert in seiner Schrift gegen die Simonisten vor. Da er nämlich hierin als den hauptsächlichsten Mißstand in der Kirche die Besetzung der geistlichen Aemter durch den Kaiser ansieht, so fordert er einfach die Aufhebung der Laieninvestitur und die ausschließliche Vornahme der Bischofswahlen durch die Kirche, d. h. durch den Papst. Bisher war nur gegen die Simonie angekämpft worden. Heinrich III. aber hatte sich aller Simonie enthalten. Und so stellte jetzt Humbert jenen ganz neuen Grundsatz auf, wodurch die römische Kirche dem deutschen Königtume ganz unverhohlen den Fehdehandschuh hinwarf. Und es sollte gar nicht lange dauern, da suchte sich die römische Kirche auch von den kaiserlichen Papstwahlen zu befreien; denn diese waren der jetzigen Strömung, die an der Kurie herrschte, ein Greuel. Stephan IX. starb schon am 29. März 1058 in Florenz. Da erhob die Partei der tuskulanischen Grafen, die sich seit langer Zeit hatte versteckt halten müssen, wieder ihr Haupt in Rom. Mit Gewalt bemächtigte sie sich des päpstlichen Besitzes und setzte einen ihr gänzlich ergebenen Bischof, Johann von Velletri, als Benedikt X. auf den Stuhl Petri. Hildebrand kehrte gerade damals von einer Reise nach Deutschland über die Alpen zurück, ihm mußte sehr viel daran liegen, den Benedikt möglichst bald zu vertreiben. Blieb Benedikt in seiner Würde, so war es um die Reformen und um die ganzen Anstrengungen geschehen, die die Kurie bisher zum Zwecke ihrer Emancipation gemacht hatte. Denn gegen einen Papst, der in so aufrührerischer Weise gewählt war, mußte die Reichsregierung einschreiten. Und war Benedikt mit Waffengewalt vertrieben und von der Reformpartei keine ihr zusagende Neuwahl angestrebt worden, so stand ein neuer deutscher Papst zweifellos in Aussicht. Dieser aber konnte Hildebrand und seinen Anhängern nicht genehm sein. Hildebrand trat daher

sofort mit Gottfried ins Einvernehmen. Man verständigte sich dahin, daß augenblicklich eine Gesandtschaft an den deutschen Hof geschickt werden müsse, da jetzt dessen Einmischung gar nicht zu umgehen war, um Benedikt unschädlich zu machen. Die Gesandten sollten der Kaiserin den Bischof Gerhard von Florenz vorschlagen. Die Verhandlungen müssen mit großer Schnelligkeit geführt worden sein, denn schon zu Pfingsten 1058 (7. Juni) kamen die Gesandten in Augsburg an, als gerade die Fürsten zu einem Reichstage versammelt waren. Die Kaiserin willigte unter dem Beirate der Fürsten in die Absetzung Benedikts und genehmigte die Wahl Gerhards. So hatte Hildebrand seine Absicht erreicht. Und damit die Designierung der Kaiserin nicht etwa für eine gültige Wahl angesehen werden konnte, versammelte Hildebrand ganz am Ende des Jahres 1058 die Bischöfe des römischen Sprengels in Siena und ließ hier den Gerhard zum Papste wählen. Gerhard berief sofort eine Synode nach Sutri, welche den Benedikt in den Bann that und seine Absetzung verhängte. Um nun den neuen Papst nach Rom zu führen, hatte Gottfried bewaffnete Macht versammelt. Mit Hülfe derselben und durch die Bestechung der Bewohner von Trastevere von seiten Hildebrands gelang es, Rom zu besetzen und Benedikt in die Flucht zu schlagen. Am 24. Januar 1059 wurde Gerhard als Nikolaus II. in S. Peter geweiht; absichtlich nahm er den Namen jenes mutigen und unerschrockenen Papstes an, der zuerst das Gebäude der Hierarchie zu errichten trachtete.

Das Glück war den Verbündeten äußerst günstig gewesen. Hildebrand mochte fast glauben, daß er mit Hülfe Gottfrieds auch ohne die Designierung der Kaiserin seinen Papst hätte einsetzen können, und das gab ihm Mut und Kraft zu einem Schlage gegen das Kaisertum. Er war gewillt, die Papstwahl vom Kaisertum allmählich zu lösen und das Papsttum als eine von weltlicher Gewalt unabhängige Macht hinzustellen. Zur Durchführung dieses Planes sah er sich nach weiteren Bundesgenossen um, denn Gottfrieds Macht schien ihm doch vielleicht zu unbedeutend, um es mit dem Könige aufnehmen zu können. Und wieweit Gottfried, der doch Vasall des Reiches war, mit vorgehen wollte oder konnte, war auch noch nicht abzusehen. Hildebrand mußte sich an Gewalten anlehnen, die dem Reiche möglichst feindlich gegenüberstanden. Er wandte sich zuerst an den Grafen Richard von Aversa, der sich vor kurzem in den Besitz von Capua gesetzt und sich nun „Fürst von Capua" nannte. Im Namen des Papstes schloß Hildebrand mit Richard einen Bund: Die römische Kirche bestätigte den Richard in seinem neuen Besitztume und der Fürst trat dafür in ein Vasallitätsverhältnis zu Rom und versprach dem Papste die nötige Hülfe. Sofort zogen auch dreihundert normannische Ritter aus, um die Burgen der tuskulanischen Grafen und ihrer Anhänger zu stürmen. Das geschah auch, nur den abgesetzten Papst konnten sie nicht in ihre Gewalt bekommen. So hatte Hildebrand durch sein diplomatisches Geschick einen großen Erfolg davongetragen; denn dem neuen Papste, der ganz in seinen Händen war, hatte er zur Herrschaft verholfen und zwar durch ein Bündnis, von dem sich die römische Kirche in der Zukunft noch große Vorteile versprechen konnte: Die gefürchteten Normannen, der Schrecken Italiens, waren Rom unterthan geworden. — Als zweiten wichtigen Bundesgenossen ersah Hildebrands Scharfblick eine Volksbewegung, die sich in

Oberitalien schon seit langer Zeit besonders gegen die Kirchenfürsten geltend machte. Wir wissen bereits, daß die Bevölkerung in den oberitalienischen Städten, wo sich Handel und Gewerbe hoch entwickelt hatten, immer mehr nach Selbständigkeit trachtete. Man empfand hier die deutsche Herrschaft als ein Joch, das man natürlich abzuschütteln bemüht war. Besonders erfahren wir solche Bestrebungen des Volkes aus Mailand, wo zugleich die in äußerem Reichtume lebende Kirche vielfach den Unwillen der niederen Klassen erregt hatte. Denn das Volk verglich, in welchem Gegensatze oft das Leben der Geistlichkeit zu ihrer Predigt stünde, und obendrein wurde es seit dem Jahre 1056 durch einen Diakon Ariald unterstützt, der sich mit großem Freimute über die Schäden innerhalb der Mailänder Kirche äußerte. Ariald trat vor allem gegen die in üppiger Blüte stehende Simonie und gegen die Priesterehe auf; denn die meisten Weltgeistlichen Mailands waren verheiratet. Im Jahre 1057 kam es zu einem allgemeinen Aufstande, nachdem Ariald einen Gesinnungsgenossen in dem jungen Geistlichen Landulf gefunden, dem die höchste Beredsamkeit zu Gebote stand und der daher das erregbare Volk schnell aufwiegelte. Man drang in die Häuser der Geistlichen ein, plünderte sie aus und verjagte die Frauen der Priester. Nicht einmal die Kirchen waren vor der Wut des Volkes sicher. Erzbischof Wido von Mailand versammelte darauf im Einverständnisse mit Rom eine Synode seines Sprengels, wo Ariald und Landulf in den Bann gethan wurden. Das hinderte diese beiden jedoch nicht, ihr Treiben fortzusetzen; sie machten es nun im Gegenteil um so schlimmer und umgaben sich bei ihren aufrührerischen Reden stets mit einer Menge des niedersten Volkes, unter dessen Schutze sie förmlich lebten. Diesem Gesindel wurde von seinen Feinden der Spottname Pateriner oder Patarener, d. h. Lumpen, beigelegt; der anfängliche Spottname wurde später zum Ehrennamen für die ganze Partei, die Pataria. Und immer weiter suchte sich diese Partei in der Lombardei auszubreiten; das gemeine Volk war überall dafür, während Bischöfe und Geistlichkeit die geschworenen Feinde des Reformgedankens waren, der sich in der Volksbewegung kundgab. Wenn sich Hildebrand nun auch nicht sogleich und unmittelbar auf die Seite des Volkes stellte, so erkannte er doch, daß diese Bewegung, die aus der breitesten Masse hervorging, vom höchsten Vorteile für Rom werden könnte. Und die Mailänder Kirche hatte ohnehin stets dem römischen Papste widerstrebt und allerlei Sonderrechte sich zu bewahren gesucht. Auch war Wido nicht der starke Charakter, um dem Volke mit Gewalt zu begegnen oder der römischen Kirche unter Hildebrands Leitung großen Widerstand entgegenzusetzen. Außerdem aber richtete sich ja die Bewegung des Volkes mittelbar auch gegen die deutsche Herrschaft, so daß die lombardische Geistlichkeit zu immer festerer Anlehnung an das Reich gedrängt wurde. Hildebrand versprach sich von dieser nationalen Opposition gegen die Fremdherrschaft viel Nutzen und mit der Geistlichkeit glaubte er schon fertig zu werden.

Ariald ging damals nach Rom und verklagte hier seine Feinde, worauf Petrus Damiani und der Bischof Anselm von Lucca als Gesandte des päpstlichen Stuhles nach Mailand geschickt wurden, um Wido und seine Geistlichkeit zur Verantwortung zu ziehen. Darüber murrte allerdings das Mailänder Volk,

da es hierin römische Anmaßung sah. Aber die Stimmung änderte sich bald so sehr, daß Wido durch das Volk schließlich gezwungen worden sein soll, den römischen Gesandten schriftlich das Versprechen zu geben, Simonie und Priesterehe abzuschaffen. Wido wurde darauf zu einer römischen Synode beschieden, die zu Ostern 1059 zusammentreten sollte. Das ist die berühmte Lateransynode von 1059.

Einhundertunddreizehn Erzbischöfe und Bischöfe waren auf der Synode zugegen. Aber unter diesen befand sich nicht ein einziger aus Deutschland. Und auch aus den deutschen Geschichtsquellen erfahren wir über die Verhandlungen der Synode fast nichts. Und doch wurde hier ein Beschluß gefaßt, der für das Verhältnis der römischen Kirche zum deutschen Reiche von weittragender Bedeutung geworden ist. Zunächst wurde über den anwesenden Benedikt X. der Stab gebrochen. Er wurde gezwungen, ein Sündenregister abzulesen, zu dem er sich überhaupt gar nicht bekennen konnte. Seine Würde und sogar der geistliche Stand wurde ihm genommen. Hildebrand selbst soll später über diese harte Behandlung des Mannes heftige Reue empfunden haben. Augenblicklich aber erheischte es das zu steigernde Ansehen der römischen Kirche, daß Benedikt völlig unschädlich gemacht wurde.

Dann schritt man zur Begutachtung einer Vorlage über die Papstwahl. Sie wurde jedenfalls unverändert angenommen. Darin ward nun bestimmt, daß bei einer künftigen Erledigung des päpstlichen Stuhles zunächst die Kardinäle miteinander verhandeln sollen, allerdings in Anerkennung des Rechtes, welches man soeben dem Könige Heinrich in der Person seines Kanzlers Wibert zugestanden oder etwa seinen Nachfolgern verliehen. Dann erst solle die andere römische Geistlichkeit, sowie das Volk um seine Zustimmung zu befragen sein. Nötigenfalls brauche man sich weder an einen Geistlichen der römischen Kirche als künftigen Papst, noch auch an Rom als Wahlort zu binden, und der also Gewählte solle sofort alle päpstlichen Rechte ausüben dürfen, auch wenn er die eigentliche Weihe noch nicht erhalten habe; und jeder solle dem Banne verfallen, der anders gewählt werde als nach diesen Bestimmungen. Dieses Dekret wurde auf der Synode selbst angenommen. In dem offiziellen Berichte aber, der an die Kirchen des Abendlandes über die Synode versendet wurde, hat man alles auf das Recht des Königs Bezügliche einfach ausgelassen und somit die Bedeutung des Dekretes völlig verändert. Denn danach schien es, als ob die Synode bestimmt habe, nur den Kardinälen stehe das Recht zu, sich über die Person des zu Wählenden zu einigen. In dieser letzteren allgemein verbreiteten Fassung des Dekretes wurde also nur dem Kardinalkollegium die Papstwahl anheimgegeben. Damit war nicht nur die Gesetzmäßigkeit der letzten, ziemlich tumultuarischen Wahl anerkannt, sondern auch dem deutschen Könige eines seiner Hauptvorrechte über die römische Kirche geraubt. — Auf derselben Synode ist man aber auch noch mit aller Schärfe gegen die Priesterehe vorgegangen. Den Laien wurde verboten, die Messe eines verheirateten Priesters anzuhören, die letzteren wurden ihres Amtes und ihrer Würde beraubt, und für jeden einzelnen Fall behielt sich Rom das Urteil selbst vor. Hiermit setzte sich das Papsttum in einen engen Bund mit den Aufständischen in Oberitalien, und was fast noch wichtiger

war, es riß die Jurisdiktion über das genannte Vergehen durch einen Machtspruch an sich und entzog die Schuldigen dem heimischen Gerichte. Das Papsttum war aber noch weiter gegangen. Als Hildebrand im Namen Nikolaus' II. den Fürsten Richard von Capua als solchen anerkannt und zum Vasallen der römischen Kirche gemacht, hatte die Kirche eigentlich königliche Hoheitsrechte an sich gerissen. Und dem scheint auch auf der Synode Ausdruck verliehen worden zu sein. Benzo von Alba [1]) erzählt wenigstens, daß Nikolaus auf der Synode zur großen Verwunderung der Bischöfe mit einer Krone erschienen sei, die aus zwei Reifen bestanden habe. Auf dem unteren Reife hätten die Worte gestanden: „Königskrone von Gottes Hand", auf dem oberen „Kaiserkrone von Petri Hand". Verhält sich diese Erzählung der Wahrheit gemäß — und da kurz darauf die Krone ein beständiges Abzeichen der päpstlichen Herrschaft wird, so ist nicht daran zu zweifeln — so ist klar ersichtlich, daß sich das Papsttum schon damals prinzipiell über den Kaiser stellte.

Hildebrand hatte nicht falsch gerechnet, wenn er dachte, daß er den größten Teil Italiens leicht als Bundesgenossen gewinnen könne. Herzog Gottfried war der mächtigste Fürst im Norden und in der Mitte der apenninischen Halbinsel, und deshalb durfte der Bund mit ihm nicht gelockert werden. Außer Richard von Capua und Gottfried gab es aber damals noch einen großen Gewalthaber in Italien. Das ist der Graf Robert Guiscard. Robert war von seinem Stiefbruder, dem Grafen Humfred von Apulien, im Jahre 1057 zum Regenten für dessen unmündigen Sohn Abälard eingesetzt worden. Vorher war er in Kalabrien auf Eroberungen ausgegangen, da er auch den äußersten Süden Italiens unter normannische Herrschaft bringen wollte. Auch mit Robert wußte sich nun die römische Kirche vorteilhaft auseinanderzusetzen. Im Sommer 1059 ging der Papst mit Hildebrand nach Apulien, in Melfi trafen beide mit Richard und Robert zusammen. Der Bund mit Richard wurde von neuem geschlossen, und der Fürst leistete dem Papst persönlich den Lehnseid. Gegen Robert aber war Nikolaus im höchsten Maße freigebig, der Graf wurde nämlich von der römischen Kirche als Herzog mit Apulien, Kalabrien und Sizilien belehnt. [2]) Natürlich trat Robert dafür gleichfalls in das Lehensverhältnis zu Rom, auch verpflichtete er sich zu einem gewissen Tribute an das Papsttum. — Hildebrand konnte jedenfalls mit dem Erfolge, den seine Bemühungen bisher gehabt, sehr zufrieden sein. Der Einfluß Roms umspannte jetzt ganz Italien von der Lombardei bis in den Süden, denn die kriegstüchtigsten und bedeutendsten Fürsten des Südens hatten sich soeben gänzlich in den Sold Roms gestellt. Und für diese großen Verdienste, die sich Hildebrand um den päpstlichen Stuhl erworben, sollte ihm auch noch im Jahre 1059 die äußere Anerkennung nicht fehlen. Er

---

[1]) Ad Heinricum VII, 2. Mon. Germ. SS. XI, 672.

[2]) Rom konnte hier gut freigebig sein, denn der Papst verlor durch diese Belehnung nicht nur nichts, sondern mußte bei der Schwäche der deutschen Regierung gewinnen. Robert war jetzt lediglich durch die Gnade Roms groß geworden, und gelang es ihm, sich in den Besitz derjenigen Gebiete zu setzen, mit denen er belehnt worden war, dann konnte sich das Papsttum auf einen gewaltigen Machthaber stützen. Das war die kluge Berechnung, von welcher sich die Kurie bei dieser Belehnung leiten ließ.

wurde nämlich zum Archidiakon der römischen Kirche ernannt und seither hatte er den wirklich maßgebenden Einfluß in der Kurie, wenn ihm bis dahin etwas daran gefehlt hatte.

Wie aber nahm die deutsche Reichsregierung diese großen und weittragenden Neuerungen in Italien auf? Schon zu Weihnachten 1059 sollte in Worms eine Synode zusammentreten. Da aber zu jener Zeit in den Rheinlanden und auch sonst im Reiche eine heftige Seuche auftrat, so kamen die Bischöfe nicht zusammen und die Synode wurde wahrscheinlich vertagt. Als man sie später abhielt, ging man auf die besondere Veranlassung Annos von Köln in einer Weise gegen Nikolaus II. vor, die der Welt deutlich zeigte, daß das Papsttum durch seine italienische Politik und durch die Reformbestrebungen an den deutschen Bischöfen die bittersten Feinde gefunden. Nikolaus wurde nämlich von der unter dem Vorsitze des Königs tagenden Synode abgesetzt, und es ward sogar verboten, den Namen des Papstes fernerhin in der Kirche zu nennen. Dazu wurden alle kirchlichen Neuerungen, die Nikolaus eingeführt, einfach untersagt. Diese Feindschaft der deutschen Bischöfe gegen den Papst und dessen Berater Hildebrand war hauptsächlich durch die scharfen Verordnungen gegen die Simonie und die Priesterehe entstanden. Außerdem aber war natürlich die Verbindung Roms mit den Normannen und der Pataria in Deutschland bekannt geworden, und die Kurie hatte sich auch sonst durch ihre hierarchische Anmaßung verhaßt gemacht. So erbat die Kaiserin für den im Jahre 1059 neugewählten Erzbischof Siegfried von Mainz das Pallium vom Papste; die Kardinäle aber erklärten an Stelle des Papstes, das verstoße gegen Brauch und Herkommen, der neue Erzbischof müsse in Rom persönlich um die Auszeichnung bitten. Außerdem erkannten wohl damals die deutschen Bischöfe, daß bei der Fortsetzung der von Rom eingeschlagenen Politik ihr eigener Einfluß in Italien schwinden müsse und daß dann die reichen italienischen Bistümer der deutschen Geistlichkeit für immer verschlossen sein würden.

Das alles war Grund genug zu den entscheidenden Schritten der Synode.[1]) Wahrscheinlich um dieselben rückgängig zu machen, schickte der Papst den Kardinal Stephan an den deutschen Hof ab. Doch Stephan erreichte seine Absicht nicht. Da er nach fünf Tagen bei der Kaiserin immer noch nicht vorgelassen wurde, trat er den Rückweg an, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

---

[1]) Uebrigens kann ich mich eines gewissen Mißtrauens gegen die nur von italienischen Quellen (s. Lindner, Anno II. S. 103 Beilage V) erwähnte Absetzung des Nikolaus nicht erwehren. Wie kommen die deutschen Geschichtsquellen dazu, diesen wichtigen Schritt gänzlich zu verschweigen? Der von Eckerlin (Das deutsche Reich während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. S. 24) vorgebrachte Grund, daß der Beschluß erst 1060 gefaßt wurde und der darauf unmittelbar folgende Tod des Papstes zu Handlungen gegen denselben nicht geführt hat, ist doch kaum stichhaltig, da ja ein ganzes Jahr zwischen dem Beschlusse und Nikolaus' Tode liegen muß, s. Lindner a. a. O. S. 103 Beilage V. Dieser Grund wäre nur dann zu halten, wenn man mit Floto a. a. O. I, 241 den Beschluß erst ins Jahr 1061 legt. Vielleicht aber haben wir nur an eine Provinzialsynode des Erzbischofes von Köln zu denken, wo Vorberatungen zu einer allgemeinen deutschen Synode gemacht wurden. Unter dem Einflusse des auf Nikolaus und Hildebrand besonders erzürnten Anno kann hier jener Beschluß gefaßt worden sein.

Nicht lange darauf ist Papst Nikolaus am 27. Juli 1061 gestorben. Nun fragte es sich, ob Hildebrand die einmal betretene Bahn einhalten, oder ob er nach den letzten Vorkommnissen nicht den Mut dazu finden werde. Leicht ließen sich die Verhältnisse für ihn keineswegs an, denn der römische Adel, der sich ja in heftigem Zwiespalt mit der Kurie befand, schickte sofort nach dem Tode des Papstes Gesandte an den deutschen Hof. Sie sollten dem Könige die Abzeichen der Patriziuswürde überbringen und ihn auffordern, in die Papstwahl einzugreifen. Und auch die lombardischen Bischöfe traten jetzt unter dem Vorsitze des italienischen Kanzlers Wibert zusammen und beschlossen, nur einen aus der Lombardei gewählten Papst anzuerkennen. Somit war die Lage für die Reichsgewalt günstig. Aber die Kaiserin fühlte sich nicht stark genug, den Vorteil zu benutzen. Ueberhaupt war Agnes damals schon so unsicher und schwankend geworden, daß sie das Herzogtum Baiern an Otto von Nordheim gab. Und da die Kaiserin keine entscheidenden Schritte that, so ließ sie dem Hildebrand Zeit, seine Sachen zu ordnen und ihr zuvorzukommen. Denn auch dieser kühne und unerschrockene Mann wagte nicht, sofort gegen die Kaiserin aufzutreten, erst mußte er sich seiner Bundesgenossen versichern. Da nun Gottfried und die Normannen treu zu ihm hielten, ließ er am 1. Oktober den Bischof Anselm von Lucca durch die Kardinalbischöfe zum Papste wählen. Dieser nahm den Namen Alexander II. an. Die Wahl wurde von der römischen Reformpartei gebilligt und der neue Papst erhielt noch an demselben Tage die Weihe. Das geschah unter dem Schutze des Normannenfürsten Richard von Capua, der auch dem Papste sofort den Lehnseid leisten mußte. Hieraus ersieht man, wie gering eigentlich Hildebrand die Berechtigung der Kardinäle zur Papstwahl anschlug, sonst hätte er ja weltliche Gewalt nicht zum Schutze herangezogen. Der neue Papst paßte ganz vorzüglich in den Ideenkreis Hildebrands hinein, denn Anselm war überzeugter Anhänger der Reform und daher auch der lombardischen Pataria; Hildebrand konnte fest auf ihn bauen.

Ob nun die Kaiserin auf die Nachricht von der zu Rom geschehenen Papstwahl hin oder schon vorher eine Synode der deutschen und italienischen Bischöfe nach Basel hat ausschreiben lassen, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls aber war die Wahl Alexanders II. schon bekannt, als die Synode gegen Ende des Oktober zusammentrat. Und unter dem Eindrucke dieses eigenmächtigen Vorgehens der römischen Partei kam es hier zu einer Neuwahl. Denn die römischen Gesandten waren jetzt erschienen und hatten dem Könige die Patriziuswürde überbracht. Daß nun die Kaiserin ihre Wahl auf den Bischof Cadalus von Parma lenkte, ist wohl nicht aus ihrem freien Ermessen, sondern besonders auf Anstiften der lombardischen Bischöfe erfolgt. Cadalus, ein bejahrter und reicher Herr, war der bitterste Feind der Reform und der Pataria, und da er große Geldsummen nach Basel mitgebracht haben soll, hat er sich wohl auch dadurch den lombardischen Bischöfen empfohlen. Die Kaiserin designierte ihn also und darauf wurde er am 28. Oktober 1061 durch die anwesende italienische Geistlichkeit gewählt und empfing den Namen Honorius II. Jetzt gab es zwei Päpste, das Schisma war fertig. Es wird ausdrücklich bezeugt, daß die deutschen Bischöfe sich gegen die Wahl des Cadalus erklärten, sie erschien

ihnen doch zu tumultuarisch und ungewöhnlich. Außerdem hätten sie es gewiß lieber gesehen, wenn einer aus ihrer Mitte auf den heiligen Stuhl erhoben worden wäre. Und daraus ergibt sich wohl auch der geringe Nachdruck, mit dem man deutscherseits dem Cadalus zur wirklichen Anerkennung verhalf. Denn schickte man jetzt den neuen Papst mit einem, wenn auch nur kleinen deutschen Heere über die Alpen, so hätte er gewiß thatkräftige Unterstützung durch die reichen lombardischen Bischöfe erhalten. Da aber die Kaiserin und das Reich gar nichts für Cadalus thaten, so mag ihm auch im Süden nur wenig Zuzug geleistet worden sein und er das Heer, welches er gegen Rom führte, großenteils seinen eigenen Mitteln verdankt haben. Hildebrand mußte natürlich alles daran setzen, seinem Papste zum Siege zu verhelfen, und er hatte dem Cadalus gegenüber den Vorteil, daß er mit Gottfried und Beatrix verbündet war, durch deren Gebiet der neue königliche Papst ziehen mußte. Wahrscheinlich hatte auch die Kaiserin schon zur Zeit der Synode von Basel so wenig Macht in Händen, daß sie es nicht wagte, die Fürsten etwa zu einem Zuge nach Italien aufzubieten. Und den Fürsten selbst mangelte es wohl vollständig an Interesse und Verständnis für diese römischen Fragen. Auch unsere deutschen Geschichtsquellen nehmen an all diesen Verhältnissen sehr wenig Anteil; wir wissen daher nicht einmal, ob die Synode von Basel über Hildebrands Papst den Bann verhängt hat, was doch vor der Neuwahl das einzig folgerichtige gewesen wäre, wenn man die Wahl Alexanders in Erfahrung gebracht. Man ist hier meist auf späte und gefärbte italienische Quellen angewiesen.

Zunächst hatte es den Anschein, als ob Cadalus über seinen Gegner siegen werde. Sein Gold öffnete ihm die Thore der Städte und warb ihm ein Heer. Der listige und zungengewandte Bischof Benzo von Alba wurde von ihm nach Rom vorausgesandt, um die Römer zu bearbeiten, und dem Benzo gelang es auch wirklich, einen großen Teil der römischen Bevölkerung für sich zu gewinnen. Inzwischen kam Cadalus gegen Rom gezogen, am 25. März 1062 lagerte er mit seinem Heere vor Sutri. Durch den Adel in Rom unterstützt, zog er am 14. April in die Leostadt ein, nachdem er die Anhänger Alexanders auf den Nerowiesen besiegt. Dem Alexander hatten hier seine Normannen gefehlt, seine Leute bestanden aus ganz unkriegerischem Volke. Da nun Cadalus seinen Gegner völlig überwunden zu haben glaubte, unterließ er, sich noch in derselben Nacht zum Papste weihen zu lassen, denn das sollte in der Peterskirche selbst stattfinden. Hildebrand aber benutzte die Nacht besser. Mit Aufwendung großer Summen bearbeitete er die Römer von neuem, und es gelang ihm, seine Partei in wenig Stunden so zu vergrößern, daß Cadalus am folgenden Morgen nicht in Rom einziehen konnte. Dieser blieb dann noch einige Tage vor der Stadt liegen, dann wandte er sich nach Tuskulum. Hier erhielt er großen Zuzug von den Grafen und anderen Edelleuten, und die Bezwingung Roms wäre ihm doch noch geglückt, wenn nicht ein völlig unerwartetes Ereignis dazwischen getreten wäre. Nämlich noch vor Mitte Mai erschien Herzog Gottfried mit einem starken Heere bei Tuskulum und gebot als Statthalter Italiens im Namen des Reiches, beide Teile sollten den Streit ruhen lassen und bis zur endgültigen Entscheidung der Sache durch den König und die Fürsten in ihre früheren Bischofssitze

zurückkehren; beide sollten Gesandte an den deutschen Hof schicken.[1]) Alexander und Cadalus fügten sich diesem Machtspruche; der letztere gab die errungenen Vorteile dadurch aus der Hand, und auch Alexander mußte sich dazu verstehen, einstweilen die künftige Entscheidung durch den König anzuerkennen. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß Gottfried vor Tuskulum als Mitwisser einer That erschienen war, die vielleicht eben erst zur Ausführung gelangte und durch welche die Verhältnisse des Reiches mit einem Schlage geändert wurden.

[1]) Daß Gottfried im Sommer 1062 in Deutschland war, wie aus der Urkunde Stumpf 2611 hervorgeht, deren Echtheit von Giesebrecht III, 1093 angezweifelt wird, ergibt sich aus der oben benutzten Stelle der Annal. Altah. 1062 S. 70 „Hic (Gotefridus) . . . praecipiens amborum legatos secum ad regem ire", denn die beiderseitigen Gesandten dürften wohl bald über die Alpen gegangen sein. Vgl. Lindner, Anno II. S. 110 Beilage 12.

Zweiter Abschnitt.

Das Reich unter der Herrschaft der Bischöfe.

1. Annos Staatsstreich und Regiment.

Für das Frühjahr 1062 war unter den Fürsten eine Verschwörung gegen die Reichsregierung geplant worden. Einige von ihnen ertrugen es unwillig, daß die Herrschaft in den Händen einer Frau war. Dazu kam, daß die Kaiserin nur auf den Rat des Bischofes Heinrich von Augsburg hörte und mit diesem allein die Reichsregierung jetzt durchführte. Andere Fürsten, die wohl beim Tode Heinrichs III. gehofft hatten, maßgebenden Einfluß auf den König und den Hof zu gewinnen, sahen sich zurückgedrängt. Und jetzt gerade mögen wohl die Verhältnisse Italiens den Ausschlag gegeben haben. Denn an die Spitze der Verschworenen trat derjenige, der mit der Wendung der Dinge in Rom, d. h. mit Hildebrands uneingeschränktem Regiment in höchstem Maße unzufrieden war, Erzbischof Anno von Köln. Vielleicht fürchtete Anno, daß die Kaiserin in ihrer Nachgiebigkeit doch noch der planmäßigen Herausforderung Hildebrands weichen werde und daß dann die deutsche Kirche gänzlich römischem Einflusse erliegen müsse. [1]) Um eine Aenderung in der Regierung herbeizuführen, mußte der königliche Knabe von der Seite seiner Mutter entfernt werden. Denn war der junge Heinrich in den Händen der Fürsten, so konnten diese durch Versprechungen oder durch Drohungen den entscheidenden Einfluß auf ihn ausüben,

---

[1]) Ich glaube, daß dieser Grund bei Anno schwerer wog als die von Ann. Altah. S. 68 erwähnte Erziehungsfrage. Die Vorgeschichte des Raubes bei Lambert ist nach dessen gewöhnlicher Art schönrednerisch und ohne eigentlich positive Angaben. Aber geradezu verdächtig wird dieser Bericht dadurch, daß Lambert erst von dem üblen Verdachte erzählt, der auf die Kaiserin fiel, und dann fortfährt: „Ea res principes graviter offendit . . . quod propter unius privati amorem“ ꝛc. Das ist äußerst mißgünstig gegen die Kaiserin, denn nach dem vorhergehenden Satze scheint es, als ob der Verdacht ungegründet sei, im folgenden aber erscheint er bestätigt und als Hauptursache der Unzufriedenheit der Fürsten. Ein solch unlauteres Verhältnis zu Heinrich von Augsburg ist für Agnes nach ihrem sonstigen Rufe ganz entschieden abzuweisen.

so daß sie dann thatsächlich regierten. Nachdem der Hof Ostern 1062 in Utrecht gefeiert, ging die Kaiserin mit ihrem Sohne den Rhein aufwärts und blieb in Swibertswerth, dem heutigen Kaiserswerth. Die Verschworenen, an der Spitze Anno von Köln, Otto von Baiern und Graf Ekbert von Braunschweig, der nahe Verwandte des Königs, stellten sich hier gleichfalls ein, um die beabsichtigte That auszuführen. Als der junge König eines Tages nach dem Mahle sich in heiterster Stimmung befand, lud ihn Anno ein, ein äußerst kunstreich gebautes Schiff zu besehen, welches auf dem Strome lag. Der Knabe ließ sich täuschen und begab sich mit Anno auf das Schiff. Dort wurde er sofort von den Verschworenen umringt und das Schiff stieß in die Mitte des Stromes ab. Da kam dem jungen Könige der Verdacht, es sei auf sein Leben abgesehen, er stürzte sich in den Strom, um zu entfliehen. Doch Ekbert sprang ihm nach und errettete ihn noch mit eigener Lebensgefahr vom sicheren Tode, denn die Strömung im Flusse war überaus heftig. Darauf wurde dem Knaben Mut eingeflößt und er wurde nach Köln gebracht. Vorher waren noch einige Verschworene in die königliche Kapelle eingedrungen und hatten von den Königsabzeichen das Kreuz und die heilige Lanze geraubt. Als aber die That ruchbar wurde, soll das Volk die Thäter verwünscht haben, da sie die königliche Gewalt verletzt und untergraben hätten. Agnes dagegen wollte in ihrer Trauer erst den Schleier nehmen. Sie scheint nicht die Hand gerührt zu haben, um die ihr widerfahrene Unbill zu rächen. Auf die Leitung des Reiches verzichtete sie nun gänzlich und von allem früheren Reichtume behielt sie nur ihr Witwengut. Fortan wollte sie in frommen Uebungen und im Gebet ihr Leben zubringen; ins Kloster ist sie erst später gegangen.

Es kam dann jedenfalls in Köln zu einer Versammlung der deutschen Fürsten, wo Anno Rechenschaft über sein Thun und Erklärungen über seine Absichten für die Zukunft abgab. Aber die Fürsten scheinen hiermit nicht einverstanden gewesen zu sein. So mußte sich Anno zu einem Vergleiche entschließen. Es wurde festgesetzt, daß die Regierung des Reiches in den Händen desjenigen Bischofes liegen solle, in dessen Sprengel sich der König gerade aufhalte. Anno war entschieden der mächtigste unter den damaligen Erzbischöfen im Reiche; Siegfried von Mainz konnte neben ihm nicht so sehr in Betracht kommen, und Adalbert von Bremen fing eben erst an, sich emporzuschwingen. Da war nun Anno selbstverständlich der Herrscher, und es wird ihm nicht eingefallen sein, den königlichen Knaben ohne Not aus seinem Sprengel zu entlassen. Außerdem spricht es doch für die Macht Annos, daß die Regierung nur eben seinen Standesgenossen, den Bischöfen, und nicht den weltlichen Fürsten anvertraut wurde, wenn anders Lamberts Erzählung nicht zu verwerfen ist. So tritt auch in der nächsten Zeit Annos Einfluß als des Intervenienten in den königlichen Urkunden durchaus in den Vordergrund, während neben ihm fast nur noch Otto von Baiern und Graf Ekbert als Fürsprecher erscheinen. Es war freilich damit ein Zustand geschaffen, der für die inneren und äußeren Verhältnisse des Reiches nicht nutzbringend sein konnte. Denn falls die Regierung wirklich in der vereinbarten Weise abwechselte, mußte sich eine völlige Unsicherheit in den Grundsätzen derselben bald kundgeben. Und da die Bischöfe die Träger der Herrschaft sein

sollten, so war vorauszusehen, daß das Reichsgut zu Gunsten der bischöflichen Kirchen sehr abnehmen werde. Fast alle Schenkungen jener Zeit sind auch an die Kirchen gemacht worden. Jedenfalls hatte ein solcher Zustand keine Aussicht auf lange Dauer, und das Ansehen des Reiches bei den übrigen Völkern mußte erheblich geschwächt werden. Wohin war man jetzt gekommen, da erst so wenige Jahre seit dem Tode Heinrichs III. vergangen, der mit starker Hand Reich und Kirche regiert!

Im Oktober 1062 trat eine Synode in Augsburg zusammen. Hier hat das neue Bischofskönigtum seine ersten allgemein wichtigen Maßnahmen getroffen. Die Gesandten der beiden Päpste und Boten der Römer waren erschienen, um einen Entscheid über die Papstfrage zu erlangen. Gegen Cadalus sprach, daß bei seiner Wahl die Römer überhaupt nicht beteiligt gewesen. Und gegen Alexander fiel ins Gewicht, daß derselbe Bischof, der ihn zum Papste geweiht, hier in Augsburg schwerbelastendes Zeugnis ablegte: Alexander sei durch Bestechung und nur mit Hülfe der Normannen auf den Stuhl Petri gelangt, und er selbst habe ihn nur gezwungen zum Papste geweiht; außerdem aber entbehre ja sein Papsttum durchaus der königlichen Bestätigung. Der Fall war nicht leicht zu behandeln, und zu einer Entscheidung ist es auch in Augsburg nicht gekommen. Höchst bezeichnend aber für Annos Politik ist der Beschluß, den die Synode gefaßt hat. Eigentlich hätte Anno als Feind Hildebrands dessen Papst Alexander fallen lassen müssen. Da ihm aber zur Stärkung seines Ansehens das Bündnis mit dem mächtigen Herzoge Gottfried nötig war, und Gottfried zu Hildebrand und Alexander hinneigte, so bestimmte die Synode unter Annos Einfluß, daß ein Abgesandter der deutschen Reichsregierung nach Italien gehen solle, um die Sache an Ort und Stelle gründlich zu untersuchen und nach Abhörung der nötigen Zeugen denjenigen zum Papste zu erklären, dessen Ansprüche sich als die gerechteren erwiesen; dieser solle dann Papst bleiben bis eine allgemeine Kirchenversammlung das letzte Urteil gesprochen. Als Gesandter wurde Bischof Burchard von Halberstadt erwählt. Man ersieht, wie klug Anno zu Wege gegangen. Denn Burchard war sein Neffe und setzte natürlich denjenigen zum Papste ein, der dem Anno genehm war. Zugleich aber wälzte Anno durch die Sendung Burchards jeden Verdacht einer parteilichen Entscheidung von sich selbst ab. Auf solche Weise ging die Sache äußerlich den Weg Rechtens, während ja durch die Person Burchards das Urteil eigentlich schon gegeben war. Wie man nicht anders erwarten konnte, wurde Alexander schon im Januar 1063 durch Burchard und Herzog Gottfried wieder nach Rom geleitet. Damit hatte die Reformpartei vorläufig gesiegt und der königliche Wille war unterlegen. Das Wahldekret Nikolaus' II. war von der Reichsregierung prinzipiell anerkannt. Allerdings behielt das Reich das endgültige Urteil einer allgemeinen Synode als der letzten Instanz vor.

2. Anno und Adalbert.

Der nächste Erfolg, den Anno infolge des Augsburger Beschlusses davontrug, war seine Ernennung zum päpstlichen Erzkanzler. Damit vereinigte er die deutsche Erzkanzlerwürde für Italien. Und im Reiche war er der wirkliche

Herrscher, seine Stellung schien hier unanfechtbar. Aber er und seine Anhänger waren doch schon zu hoch gestiegen, als daß sich nicht bald Neid und Mißgunst gegen sie geregt hätte. So hatten Burchard von Halberstadt und Günther von Bamberg vom Papste aus freien Stücken das Pallium erhalten, welches ja dem Metropoliten beider verweigert worden war. Siegfried geriet hierüber in heftigen Zorn, und es ist möglich, daß er sich nach Verbündeten umgesehen hat, um die Alleinherrschaft Annos und seiner Parteigenossen zu stürzen. Das erstere konnte ihm kaum schwer fallen. Denn im Norden des Reiches saß ein Erzbischof, dessen Ehrgeiz und hochfliegende Pläne uns schon aus der Zeit Heinrichs III. bekannt sind. Adalbert von Bremen, der so hohem Geschlechte entsprossen, ertrug es jedenfalls mit Unwillen, daß der niedriggeborene Anno von Köln sich angemaßt, den jungen König zu rauben und die Herrschaft über das Reich sich zu eigen zu machen. Und für Adalbert war es entschieden von Interesse, wenn er sich mit dem Primas des Reiches verständigte und damit seinen Einfluß auch über den Westen Deutschlands ausdehnen konnte. So ist wahrscheinlich ein Bund zwischen dem Mainzer und dem Bremer zustande gekommen. Ob man gegenseitig zu den Waffen gegriffen hat, wissen wir nicht, dürfte aber nach Adam von Bremen immerhin möglich sein.[1]) Doch im Juni hat man in Sachsen einen Vergleich geschlossen. In Goslar nämlich erhielt Siegfried die Abtei Seligenstadt, die einst sein Vorgänger Liutpold inne gehabt. Und zehn Tage später tagte zu Allstädt eine Fürstenversammlung, auf welcher man jedenfalls das Reichsregiment abgeändert hat. Denn statt der bisherigen nominellen Vielheit in der Herrschaft erschienen von jetzt an Anno und Adalbert als die einzigen Träger derselben. Anno erhielt wahrscheinlich das Amt eines königlichen Erziehers, er heißt jetzt in den Urkunden „Magister des Königs". Adalbert hingegen wird nun „Vormund des Königs" (Patronus) genannt. Sie teilten sich in die Regierung, so daß sie bei Adam von Bremen „Konsuln" heißen, bei denen die Entscheidung über die Dinge des Reiches gelegen habe. Die Grundsätze, nach denen man bei dieser Teilung verfuhr, sind uns nicht bekannt. Anno aber scheint besonderen Einfluß auf die Verhältnisse Italiens ausgeübt zu haben.

Freilich auch aus dieser Teilung mußte mit der Zeit Zwiespalt und Streit entstehen. Anno dachte mehr an sich und an die Erhöhung seiner Kirche, vielleicht auch an eine Demütigung des Königtumes. Adalbert dagegen war so für die Aufrechthaltung der königlichen Majestät eingenommen, daß er mit allen Mitteln daran ging, den jungen Heinrich aus den Fesseln Annos zu lösen und ihm an seinem prächtigen Hofe zu Bremen eine freundliche und glückliche Jugend zu bereiten. Das strenge und herrische Wesen Annos mochte auf den königlichen Knaben keinen guten Eindruck gemacht haben, und so erklärt es sich, daß der junge Heinrich sich bald in inniger Weise an Adalbert anschloß. Und der Bremer war an seinem Hofe von Schmeichlern aller Art umgeben, er hat ohne einen solchen Schwarm nicht leben zu können gemeint. Daher wird er es an

---

[1]) III, 33 S. 118, postremo armis audacter sumptis dominum et regem suum deponere moliti sunt; man kann dies freilich auch auf die Vorbereitungen zum Königsraube beziehen.

gefälliger Schmeichelei gegen Heinrich auch nicht haben fehlen lassen, um den finsteren Anno ganz aus dem Herzen des Knaben zu verdrängen. So kam es, daß die beiden Reichsregenten äußerlich zwar nur von Frieden und Eintracht sprachen, innerlich aber beide von einem verzehrenden gegenseitigen Hasse erfüllt wurden. Lange konnte ein solcher Zustand nicht andauern.

Aber trotzdem war die Regierung jetzt kräftig und der Würde des Reiches angemessen. Wohl auf Adalberts Veranlassung wurde für den Sommer 1063 ein Reichstag nach Mainz berufen, auf dem man über Maßregeln gegen die Ungarn beriet. Um die Schande des Jahres 1060 zu rächen, wurde hier der Reichskrieg gegen Ungarn beschlossen. Im September sammelte sich das Heer, welches aufs beste gerüstet war. Denn die deutschen Vasallen hatten eine Ehre darein gesetzt, da es der erste Feldzug war, an dem der junge König selbst teilnahm. Bela schickte sofort eine Gesandtschaft, um seine Ergebenheit zu beteuern. Er wolle den Salomo als König über sich anerkennen, wenn er die herzogliche Stelle erhalte, die er unter seinem Vater inne gehabt. Ja, er wollte sogar seinen Sohn Geisa als Unterpfand stellen. Doch der Krieg war beschlossene Sache und auf Belas Vorschläge wurde nicht gehört. Otto von Baiern und Adalbert von Bremen waren die Führer des deutschen Heeres; außer dem Könige waren dessen Schwester Judith — Sophia ward sie von den Ungarn genannt — und deren Bräutigam Salomo anwesend. Als man gegen die ungarische Grenze vorrückte, fand man sie aufs beste verwahrt und befestigt. Aber die Deutschen drangen ins Feindesland ein und eroberten Wieselburg. Bela stand in der Nähe dieser Stadt mit einem Heere, als er jedoch der Deutschen ansichtig wurde, die ihm zur Schlacht entgegenzogen, starb er plötzlich, wahrscheinlich am Schlagflusse. Sein Sohn Geisa ergriff die Flucht. Damit war jeder Widerstand gebrochen, Salomo wurde nach Stuhlweißenburg geführt und dort in seine rechtmäßige Herrschaft eingesetzt. Die Witwe des Andreas aber schenkte dem tapferen Baiernherzoge ein Schwert, welches der Sage nach einst Attila besessen. — Jedenfalls hatte das Reich hier kräftig und tapfer eingegriffen und dem hatte auch der Erfolg entsprochen. Die Verhältnisse des Ostens beruhigten sich jetzt wieder für einige Zeit, und es kam damals sogar zu einer freundschaftlichen Verbindung zwischen Polen und Böhmen, indem Wratislav von Böhmen Boleslavs Schwester Svatava als Gemahlin heimführte. [1])

Auf diesem Feldzuge hatte wohl Adalbert besonders Gelegenheit gefunden, den König für sich zu gewinnen und dem Anno immer mehr zu entfremden. Anno war dem Könige fern geblieben und leitete inzwischen die Geschäfte des Reiches. Er hatte vortrefflich für sich und dessen Anhänger gesorgt. Schon kurz nach dem Tage von Allstädt ließ er sich und seinen Nachfolgern von Heinrich den neunten Teil aller königlichen Einkünfte für die kölnischen Klöster schenken. Dadurch wurde seine Kirche so mächtig, daß sich keine andere im Reiche mit ihr vergleichen konnte. Dazu brachte er seine Verwandten und Freunde auf die bischöflichen Stühle in Deutschland und Italien, wie er die Investitur seines Bruders Wezel mit dem Erzbistume Magdeburg gegen den Willen des Kapitels

---

[1]) Kröger, Geschichte Böhmens rc. S. 34.

zwangsweise durchsetzte. Adalbert hingegen dachte gering von solchem Nepotismus, ja, er sagte wohl, es sei eine Schande für ihn, wenn er durch den König oder einen Fürsten einem seiner Anhänger etwas zukommen ließe, denn er selbst könne ja wohl viel reichlicher schenken. Seinen Reichtum hielt Adalbert für unerschöpflich, große Summen vergeudete er an niedriges und fahrendes Volk und unausgesetzt warb er um neue Vasallen für seine Kirche. Denn es war seine Hauptfreude und sein Hauptstolz, fast alle Großen Sachsens zu den Vasallen der Bremer Kirche zu zählen. Dadurch wollte er seine Kirche berühmt und mächtig machen. Aber er hat beinahe das Gegenteil damit erreicht, denn das Kirchenvermögen wurde durch die große Vasallenschar völlig überlastet. „Patriarch von Hamburg" ließ er sich nennen, und schon schmeichelte man ihm, bald werde er seine Gegner an der Kurie besiegen und dann selbst den päpstlichen Stuhl besteigen.

Eine solche Natur wie Adalbert, in ihrem äußeren Auftreten an Pracht und Glanz gewöhnt und daher alle blendend, die mit ihr in Berührung kamen, war gewiß nicht eben sehr für die Erziehung des jungen Königs geeignet. Anno freilich sollte der Erzieher sein, aber man kann es Heinrich nicht verdenken, wenn er sich dem fürstlich vornehmen Adalbert mehr hingab, als dem herrschsüchtigen Anno, der wohl in seinem Aeußeren etwas mönchisch-strenges besaß. Während nun Adalbert die Macht seiner Kirche erweiterte und den König immer mehr an sich fesselte, ging Anno im folgenden Jahre 1064 nach Italien, um auf dem Konzile von Mantua an der Spitze der deutschen Geistlichkeit zu erscheinen.

Das Schisma war immer noch nicht beseitigt. Alexander war zwar durch Burchard nach Rom zurückgeführt worden, doch nur unter dem Vorbehalte, daß ein allgemeines Konzil die Frage endgültig entscheiden sollte. Darauf hatte wohl Cadalus die letzte Hoffnung gebaut; möglich, daß er in Deutschland auch noch eine Partei besaß. Als er daher von der römischen Ostersynode im Jahre 1063 in den Bann gethan worden, versammelte er in Parma eine Synode seiner Anhänger, um den Alexander ebenfalls in den Bann zu thun.[1] So war das Schisma von neuem in heftiger Weise ausgebrochen. Die Macht stand freilich auf der Seite Alexanders, und so war das Schicksal des Cadalus vorauszusehen. Er rückte jedoch mit einem Heere aus lombardischen Vasallen gegen Rom vor. Da der Stadtadel seine Partei ergriff, so konnte er die Leostadt einnehmen. Und Cencius, der Sohn des früheren Präfekten Stephanus, übergab ihm die Engelsburg als Stützpunkt für seine weiteren Unternehmungen. So wurde Rom für eine Reihe von Monaten der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen den beiden Parteien, fast täglich soll man in den Straßen der Stadt gestritten haben. Papst Alexander mußte sich in ein Kloster auf dem Kapitol flüchten, denn das römische Volk und der Adel hing zumeist dem Cadalus an.

---

[1] Die römische Synode von 1063 hatte kaum das Recht, über Cadalus den Bann zu verhängen, denn König und Reich hatten ja die letzte Entscheidung einer allgemeinen Synode vorbehalten. Wenn deren Urteil gegen Cadalus ausfiel und dieser in seinem Trotze beharrte, dann erst konnte man in Rom mit dem Banne vorgehen. Aus diesem Grunde ist der Gegenbann des Cadalus leicht erklärlich.

Cadalus hatte nämlich große Geldsummen aufgebracht und zeigte sich sehr freigebig, daher sein großer Anhang. Auf der anderen Seite aber erschienen die Normannen, um der römischen Kirche als ihrer Lehnsherrin Hülfe zu leisten. Und auf das römische Volk konnte sich Cadalus im Grunde genommen nicht mit Sicherheit verlassen, da es durch Geldspenden sehr leicht abspenstig gemacht werden konnte. Jedenfalls erwies sich nun die römische Kirche mächtiger, als die Bundesgenossen des Cadalus. Die römischen Annalen erzählen, daß dem Cadalus endlich das Geld ausging und der Adel sich seither von ihm zurückzog. Die Lage soll sich dadurch so geändert haben, daß Cadalus schließlich von Cencius in der Engelsburg gefangen gehalten wurde und erst nach Zahlung von dreihundert Mark Silber seine Freiheit erhielt. Dann sei er, arm und von aller Hülfe entblößt, nach Parma zurückgegangen. So war auch seine zweite Schilderhebung erfolglos verlaufen.

Kunde von diesen ärgerlichen Verhältnissen in Rom kam natürlich auch nach Deutschland und noch einmal hat sich die Reichsregierung zum Herrn der Lage emporzuschwingen gesucht. Auch Petrus Damiani bestürmte damals den Anno mit Bitten, ein Konzil zu berufen, auf welchem das Schisma beigelegt werden sollte. Und zu Weihnachten 1063 erschienen zu Köln römische Gesandte am deutschen Hofe, die gleichfalls um Abhaltung der in Aussicht gestellten Synode baten. Die Regierung beschloß hier endlich, dem allgemeinen Drängen nachzugeben. Für Pfingsten 1064 wurde ein Konzil der deutschen, römischen und lombardischen Bischöfe nach Mantua ausgeschrieben. [1]) Anno begab sich selbst nach Italien, um als Vertreter des Reiches auf der Kirchenversammlung zu erscheinen. Alexander und Hildebrand aber mögen nicht sonderlich erbaut gewesen sein, als die Aufforderung an den Papst gelangte, auf der Synode zu erscheinen. Es mochte ihnen schwer fallen, sich dem Spruche einer neuen Versammlung fügen zu müssen, da ja Alexander nach den Anschauungen der römischen Kirche rechtskräftig gewählt und dann sogar durch einen Abgesandten des Reiches bestätigt worden war. Aber Alexander mußte sich wohl oder übel zur Synode begeben, um nicht den Verdacht zu erwecken, er suche durch sein Nichterscheinen die Beilegung der Kirchenspaltung zu verhindern. Cadalus hingegen pochte immer noch auf seine königliche Wahl. Von Aqua Nigra aus ließ er dem Anno melden, er werde nur dann nach Mantua kommen, wenn ihm der Vorsitz in der Synode zuerkannt werde. Das geschah natürlich nicht, denn Anno war keineswegs gesonnen, dem Cadalus zur Anerkennung zu verhelfen. Mantua aber gehörte zum Gebiete Gottfrieds von Tuscien, und schon daraus konnte man einen Schluß auf den Ausgang der Synode ziehen.

Am 31. Mai 1064 wurde die Kirchenversammlung in Mantua durch Papst Alexander eröffnet. Dann erhob sich Anno und brachte die Anklagen vor,

---

[1]) Die Papstfrage war eine interne Reichsangelegenheit und deshalb wurden nur die Reichsbischöfe zur Synode berufen, die also keine allgemeine gewesen ist. Da zur Berufung eines allgemeinen Konziles der Papst gehört und in unserem Falle der Papst mit der nochmaligen Verhandlung auf einer Synode jedenfalls sehr unzufrieden war, so hatte man das allgemeine Konzil fallen gelassen und nur die Reichskirche berufen.

die gegen Alexander im Umlaufe waren. Der Papst gab einen Reinigungseid dahin ab, daß seine Wahl ohne Simonie von statten gegangen, und daß er wider seinen Willen von den nach altem römischen Herkommen dazu berechtigten Personen gewählt und geweiht worden sei. Wegen der angeblichen Teilnahme der Normannen werde er sich mit dem Könige auseinandersetzen, wenn er zur Kaiserkrönung nach Rom komme. Das wurde für genügend befunden und Alexander als der rechtmäßige Papst anerkannt. Cadalus aber wurde als Häretiker von der Synode in den Bann gethan. — Das Schisma war freilich damit noch nicht beendet. Denn am nächsten Tage, als Anno der Sitzung nicht beiwohnte, brachen die Anhänger des Cadalus in den Dom ein, wo die Synode sich versammelte. Die Väter suchten ihr Heil in der Flucht, nur der Papst blieb ruhig, obwohl man sogar sein Leben bedrohte. Zum Glück für Alexander erschien sofort die Markgräfin Beatrix mit ihren Leuten; man befreite den Papst aus seiner gefährlichen Lage. Damit war die Ruhe hergestellt, und schon nach wenigen Tagen verließen die versammelten Bischöfe die Stadt. Alexander ging nun wieder nach Rom zurück, er war von der Kirche und vom Reiche als Papst anerkannt und bestätigt.

Auf der Synode hatte das Reich in seiner Gesamtheit über die Papstfrage zu Gericht gesessen, denn es waren in Mantua neben den Bischöfen auch viele Laienfürsten erschienen. Es ist daher gesagt worden, daß damals noch alles von der Entscheidung des Reiches abhing.[1]) Das ist aber doch nur teilweise richtig. Denn mit dem Königsraube war die alte Reichsgewalt dahin. Anno hatte Gottfrieds wegen ein Bündnis mit seinen früheren Feinden in Rom eingehen müssen und deshalb war der von der Kaiserin eingesetzte Papst unterlegen. Das alte Reich Heinrichs III. bestand nicht mehr; an der Spitze der neuen Herrschaft, wie sie wenigstens in Mantua vertreten war, stand ein Bischof, der aus Nützlichkeitsrücksichten mit seinen früheren Grundsätzen gebrochen und allmählich in das Fahrwasser der hildebrandinischen Kirchenpolitik eingelaufen war. So kann man eigentlich nicht sagen, daß die Entscheidung beim Reiche gestanden hätte, sie lag in der Hand eines ehrgeizigen Bischofs.

Unter solchen Verhältnissen kam sehr viel darauf an, was Adalbert für Wege einschlagen werde, da er ja die Herrschaft über das Reich mit Anno geteilt hatte.

3. Adalbert als Reichsregent.

Wir wissen nicht, ob sich Adalbert mit Anno über die Lösung der Papstfrage verständigt hat, bevor der Kölner nach Mantua ging. Wahrscheinlich aber ist es geschehen, und vielleicht stehen damit die großen Schenkungen[2]) im Zusammenhange, die Adalbert damals auf Verwendung Annos vom Könige erhielt.[3]) Und Adalbert benutzte die Zeit, während welcher Anno von Deutsch-

[1]) Ranke, Weltgeschichte VII, 227. Aehnlich Lindner, Anno II. S. 44 und Giesebrecht III, 109.

[2]) Stumpf, Reichskanzler Nr. 2631, 2632, 2634.

[3]) S. Lindner, Anno II. S. 41.

land abwesend war; er wird sich in immer höhere Gunst beim Könige gesetzt haben. Als Anno wieder zurückkehrte, war er schon fast ganz aus dem Sattel gehoben. Sein Einfluß als Vermittler und Fürsprecher in den königlichen Urkunden macht sich jetzt für längere Zeit gar nicht mehr geltend. Er hatte daher recht, sich später über die Folgen seiner Reise nach Mantua bitter zu beklagen, die er ja hauptsächlich im Interesse des Reiches angetreten. Denn an seiner Stelle im Rate des Königs befand sich nun sein großer Nebenbuhler. Und die Kurie, für die er eben noch rettend eingetreten war, belohnte ihn doch mit solchem Mißtrauen, daß sie im nächsten Jahre ernstlich an das Gerücht glaubte, Anno wolle nach Rom gehen und sich dort selbst auf den Stuhl Petri setzen.

Freilich auch die Stellung Adalberts war keineswegs eine feste zu nennen, trotzdem sich der König seinem mächtigen Vormunde gänzlich hingegeben. Denn was Adalbert eben noch gewonnen hatte, verlor er oft wieder durch sein hochfahrendes und prahlerisches Wesen. In seiner Ruhmsucht zog er über alle Fürsten des Reiches her und warf ihnen Dummheit oder Geldgier oder niedrige Geburt vor. Insgesamt aber beschuldigte er sie der Untreue gegen den König, der sie, wie er sagte, doch erst aus dem „Miste" emporgehoben habe. Sie alle seien undankbar gegen Heinrich; er allein besitze die wahre Anhänglichkeit an ihn, da er das Reich nach Recht und nicht nach seinem Vorteil lenke. Solche Reden, die Adalbert meist bei der Tafel hielt, wurden natürlich in weiten Kreisen bekannt, und der stolze Erzbischof zog sich dadurch den Haß fast aller Fürsten zu. Noch während des Jahres 1064 soll eine tiefe Feindschaft zwischen Adalbert und den Großen entstanden sein, denn so hochfahrend hatte sich nicht einmal der ehrgeizige Kölner vernehmen lassen.

Fürs erste war Adalberts Stellung allerdings unerschütterlich. Wahrscheinlich geschah es auf seine besondere Anregung, daß Heinrich zu Ostern 1065 in Worms mit den Waffen umgürtet wurde. Herzog Gottfried erhielt das Amt eines königlichen Schildträgers. Damit war eigentlich die vormundschaftliche Regierung beendet, aber in Wirklichkeit begann diese jetzt erst recht. Denn der König hatte nun die volle Freiheit, sich seinem früheren Vormunde Adalbert noch mehr anzuschließen als vorher. So bezeichnet die Mündigkeitserklärung Heinrichs das völlige Aufhören der Herrschaft Annos und die wirkliche Regierung Adalberts. Letzterer hatte diesen Trumpf gegen seinen Feind mit Glück ausgespielt, und von welcher Gesinnung das neue Regiment getragen wurde, zeigte sich sehr bald. Lambert erzählt nämlich, der junge König hätte im Zorne über den an ihm begangenen Raub, der ihm bald das Leben gekostet, die Waffen gegen Anno gekehrt, wenn nicht die Kaiserin Agnes vermittelnd entgegengetreten wäre. Hinter diesem Angriffsplane stand vielleicht besonders Adalbert, der den König zur Rache gegen Anno aufstachelte, um die Stellung seines einstigen Nebenbuhlers ganz zu untergraben. Agnes hatte sich in den letzten Jahren schon wiederholt am Hofe gezeigt und noch war ihr Einfluß nicht ganz gebrochen, obwohl sie sich der eigentlichen Regierung fern hielt.

Bald nach der Wehrhaftmachung Heinrichs wurde zu Anfang des April in Mainz von den versammelten Fürsten der Beschluß gefaßt, im Mai eine Romfahrt anzutreten. König Heinrich wollte sich die Kaiserkrone holen und

zugleich gab es für ihn in Italien vieles zu ordnen, was ihm als dem Haupte des Reiches zukam. Denn noch immer nannte sich Cadalus Papst und erließ als solcher Verfügungen in der Kirche. Es scheint sogar, daß er den Bischof Benzo von Alba im Jahre 1064 zum Könige geschickt hat, um als der durch den Willen der Kaiserin gewählte Papst von Heinrich Hülfe zu erlangen. So forderte damals auch Petrus Damiani den König auf, nach Italien zu ziehen und der Kirchenspaltung mit den Waffen ein Ende zu machen. Auch war ein Eingreifen des deutschen Königs in die normannischen Verhältnisse dringend geboten. Die römische Kirche hatte sich unter Nikolaus und Alexander II. als die Oberlehnsherrin der beiden Normannenstaaten aufgespielt und sie verpflichtet, sich ihrer anzunehmen. Außerdem war der Fortgang der Eroberungen Robert Guiscards doch insofern dem Reiche entgegen, als sich das Reich grundsätzlich als den Herrn Italiens ansehen konnte. Mit der Erweiterung der Normannenstaaten war eine völlige Machtverschiebung auf der apenninischen Halbinsel eingetreten, zumal seitdem sie sich ganz in den Dienst der römischen Kirche gestellt hatten. Wenn der Süden Italiens dem Reiche nicht völlig verloren gehen sollte, so mußte jetzt deutscherseits ein Einschreiten erfolgen.

Doch der Römerzug unterblieb. Wahrscheinlich hätten es Adalbert und der König gern gesehen, wenn sich der Kölner Erzbischof vom Zuge fern gehalten hätte. So aber hatte sich Anno mit seinem alten Verbündeten Gottfried verabredet, gemeinsam durch Burgund nach Italien zu ziehen. Als Erzkanzler des Papstes und zugleich des Reiches in Italien wäre Anno hier gewiß mit stattlicher Macht erschienen. Als daher der Hof von den Rüstungen des Kölners und Gottfrieds erfuhr, wurde sofort der Beschluß zum Zuge zurückgenommen; von Augsburg aus wurden Boten an Anno und Gottfried mit der Meldung geschickt, die Heerfahrt sei für den nächsten Herbst verschoben. So wenigstens scheint nach einem Briefe Annos an den Papst der Verlauf der Dinge gewesen zu sein. Anno beklagt sich hierin bitter, daß er beim Könige nichts mehr gelte, andere seien an seine Stelle getreten. — Nur Adalbert kann es gewesen sein, der den König zu so plötzlicher Absage bewogen hat; er wollte nicht, daß sein Hauptfeind zu großer Machtentfaltung in Italien käme. Aber dem Könige hat Adalbert damit keinen Liebesdienst erwiesen. Denn zu jener Zeit, als Cadalus noch Hoffnung hatte und die Freundschaft zwischen den Normannen und der römischen Kirche sich eben zu lockern begann, wäre das Erscheinen des Königs fast überall mit Freuden begrüßt worden. Die kaiserliche Krone hätte der König jedenfalls sofort erlangt, und dann war wohl den traurigen Verhältnissen mehr oder weniger vorgebeugt, wie sie später eintraten. Denn ein Zug nach Italien sollte nun für lange Zeit unterbleiben, und als Heinrich wirklich die Alpen überschritt, kam er als demütiger und reuiger Büßer zum Papste.

Unwahrscheinlich ist es, daß die Romfahrt wegen der Abwesenheit einiger deutscher Bischöfe aufgegeben wurde. Allerdings befand sich damals ein Teil des Episkopates fern von der Heimat. Im Herbst 1064 nämlich waren Siegfried von Mainz, Wilhelm von Utrecht, Otto von Regensburg und Günther von Bamberg unter Begleitung einer zahllosen Menschenmenge nach dem Süden

aufgebrochen, um eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu unternehmen.[1]) Es war das Vorspiel der Kreuzzüge, denn an 12 000 Menschen aus allen Ständen sollen an der Fahrt teilgenommen haben. Und diese deutschen Bischöfe erschienen als Pilger mit solcher Pracht, daß sie nicht nur überall auf ihrer Reise angestaunt wurden, sondern auch Nachstellungen erleiden mußten. Die meisten Teilnehmer erlagen dem ungewohnten Klima und den Waffen der Araber. Feindliche Tendenzen gegen die Mohammedaner haben allerdings den Pilgern zunächst fern gelegen, aber bei der Größe des Zuges, der zu einem für jene Zeit bedeutenden Heere angeschwollen war, konnte man feindliches Auftreten gar nicht umgehen. Und vielleicht ist schon zu jener Zeit der Gedanke entstanden und laut geworden, daß die heiligen Stätten Palästinas durch einen gemeinsamen großen Kriegszug des Abendlandes aus dem Besitze der Ungläubigen zurückerobert werden könnten. Es war dies jedenfalls der erste Versuch, den das Abendland machte, in Masse zum heiligen Grabe auszuziehen. Freilich hätte der damalige Erfolg den Kreuzfahrern, die ein Menschenalter später auszogen, besser zur Lehre dienen können. — Bischof Günther von Bamberg sollte die Heimat nicht wiedersehen, auf der Rückreise starb er zu Oedenburg.

Daß der Römerzug nicht zustande gekommen, bedauerte der alte Petrus Damiani in einem Schreiben an den König aufs tiefste. Denn er hatte von Heinrich die völlige Beilegung der Kirchenspaltung erwartet, da sich ja Cadalus immer noch als Papst gebärdete. Aber in Rom schien man sich aufrichtig darüber zu freuen, daß Heinrich die Romfahrt abgesagt. Die Kaiserkrönung war allerdings nach den Anschauungen der Zeit für den Fortbestand des römischen Reiches notwendig und konnte auch nicht verweigert werden. Aber man hegte doch in Rom gerechtes Mißtrauen gegen den gewaltigen Erzbischof Adalbert, der sein Erzbistum zur ersten Macht des Nordens erheben wollte und ein nordisches Rom zu gründen schien. War ja sogar Anno, der getreueste Verbündete Roms und Gottfrieds, der Kurie damals dringend verdächtig, einen Schlag gegen das Papsttum ausführen zu wollen. Die Macht dieser deutschen Metropoliten erschien dem Papste doch zu groß, als daß er sich gegen dieselben halten konnte, wenn sie im Verein mit dem Könige in Italien erschienen und die deutsche Herrschaft hier neu begründet wurde.

Und gerade zu jener Zeit rüstete sich Adalbert zu einem Hauptangriffe gegen die großen Reichsabteien. Corvei und Lorsch, die reichsten unter ihnen, wollte er für sich erwerben und damit sein Erzstift bereichern. Um sich den römischen Stuhl hierfür geneigt zu machen, hatte er im Jahre 1065 Gesandte nach Rom geschickt.[2]) Aber diese hatten, wie gar nicht anders zu erwarten war, abschlägigen Bescheid erhalten. Waren doch die großen und reichen Abteien,

---

[1]) Es ist wohl mit Recht gesagt worden, daß der Grund zu diesem Zuge nicht allein in der religiösen Begeisterung zu suchen ist, sondern daß diese Wallfahrt auch als eine Frucht der Unzufriedenheit mit dem Regimente Adalberts aufgefaßt werden kann, s. Giesebrecht III, 111. So erklärt es sich, daß der in den Hintergrund gedrängte Primas des Reiches, Siegfried von Mainz, an der Spitze des Unternehmens erscheint.

[2]) Vielleicht hat Adalbert durch diese Gesandtschaft den Anno in Rom in den erwähnten Verdacht gebracht.

die fast stets zum Papsttume gehalten, ein heilsames Gegengewicht gegen die stolzen Reichsbischöfe und daher ihre Erhaltung von großem Nutzen für den römischen Stuhl. Adalbert mußte daher die Sache anders anfangen. Da Rom von der Aufteilung nichts wissen mochte, so wandte sich der Erzbischof an seinen ehemaligen Mitregenten Anno. Wenn dieser als der mächtigste unter den deutschen Bischöfen zu gewinnen war, so konnten die übrigen keinen Einspruch wagen. Siegfried von Mainz hatte ohnehin schon Seligenstadt erhalten und war jetzt außerdem auf der Pilgerfahrt noch abwesend. — Anno ließ sich gegen eine gute Entschädigung bereit finden, dem Teilungsplane zuzustimmen. Und so wurden Ende Juni 1065 in Trier Urkunden ausgestellt, nach denen Anno die Abteien Malmedy, Cornelismünster und Vilich erhielt. Auch andere Bischöfe wurden abgefunden, um nicht etwa durch ihren Widerspruch Schwierigkeiten zu machen. So erhielt Ellenhard von Freising Benediktbeuern, Einhard von Speier Limburg und St. Lambrecht, Rumold von Konstanz Reichenau und Altwin von Brixen Polling. Und sogar die Herzöge von Schwaben und Baiern gingen nicht leer aus; an Otto fiel die große Abtei Altaich, und Rudolf erhielt Kempten. Und um sich auch des Herzoges Gottfried zu versichern, setzte es jedenfalls Adalbert durch, daß diesem das erledigte Herzogtum Niederlothringen verliehen wurde, nachdem Herzog Friedrich am 28. August 1065 gestorben war.

Nun hielt Adalbert auch seine Zeit für gekommen; am 6. September ließ er sich durch den König Lorsch und Corvei schenken. Doch die königlichen Urkunden ließen sich schneller ausstellen, als sich die beiden Reichsäbte freiwillig ihres Besitzes begaben. Weder mit List noch mit Gewalt konnte Adalbert etwas erreichen, selbst königliche Befehle blieben von den Aebten unbeachtet. Und schließlich nahm sich Otto von Nordheim, trotzdem er ja selbst an dem Raube teilgenommen, des bedrängten Abtes von Corvei an und setzte es durch, daß sich Adalbert das Kloster nicht unterwerfen konnte; alle Anstrengungen des Erzbischofs blieben erfolglos.

Otto von Nordheim war gewiß nicht der einzige Gegner, den Adalbert zu fürchten hatte. Und die Stimmung im Reiche gegen den hochmütigen Erzbischof mag eine noch mehr gereizte dadurch geworden sein, daß sich Adalbert gleichsam als Ersatz für die nicht zu erlangenden Reichsabteien noch im Oktober und Dezember 1065 große Schenkungen aus Königsgut machen ließ. Schon übte auch der allgemeine Haß, den sich Adalbert zugezogen, unmittelbaren Einfluß auf die Einkünfte des Königs. Heinrich hielt sich im Herbst und Winter von 1065 meist in Goslar auf; hier gefiel es ihm wahrscheinlich ganz besonders, und Adalbert wachte ängstlich darauf, daß Heinrich nicht ohne Not Sachsen verließ, damit nicht seine Macht über ihn abnehmen konnte. In Sachsen betrachtete man diese feste Hofhaltung nur mit scheelen Augen. Früher war der König von einem seiner Güter zum anderen gezogen, da wurden alle Reichsteile durch den Hof gleichmäßig belastet, aber eine feste Residenz war nicht nach dem Sinne der Sachsen, die mit großer Zähigkeit am Alten und Hergebrachten hingen. Für diese Zeit berichtet nun Lambert, daß die Naturalleistungen, die sonst an den königlichen Hof in Menge kamen, größtenteils ausblieben. Nur die Reichsäbte hätten durch Adalbert mit Gewalt zu solchen Leistungen gezwungen werden können,

und so hätte man die meisten Bedürfnisse des Hofes um Geld kaufen müssen, ein Umstand, der bei der damals noch ganz überwiegenden Naturalwirtschaft auffallen mußte. Die Leistungen blieben aber nur aus, weil Adalbert so allgemein verhaßt war, da er die Herrschaft über König und Reich gänzlich an sich gerissen. Die Mißstimmung hatte also jetzt einen so hohen Grad erreicht, daß selbst das Ansehen des Königs darunter litt. Aber das Maß der Entrüstung wurde erst voll, als Adalbert den Plan faßte, alle diejenigen zu verderben, welche beim Königsraube beteiligt gewesen waren oder Kirchengut an sich gerissen hatten.[1]) Denn gegen die ersteren vorzugehen, lag in Adalberts politischem Hauptgrundsatze, das königliche Ansehen wiederherzustellen, wie es unter den Vorgängern Heinrichs IV. gewesen. Und da dem Erzbischofe Lorsch und Corvei entgangen waren, so nahm er keinen Anstand, sich an den übrigen Fürsten zu rächen, die in den Besitz der ihnen verliehenen Reichsabteien gelangt waren. Das sollte der Haupthebel zu seinem Sturze werden. Denn die meisten unter den mächtigen Fürsten hatten hier kein reines Gewissen, und da galt es natürlich, den Erzbischof eher zu verderben, als er zu seinem Schlage ausholen konnte. Für den Januar 1066 war ein Reichstag nach Tribur ausgeschrieben. Bevor man zu diesem zusammenkam, hatte sich schon eine Verschwörung gegen Adalbert gebildet, an deren Spitze Anno, der zurückgekehrte Siegfried von Mainz, sowie die Herzöge von Schwaben, Baiern und Kärnten standen. Dieser Uebermacht mußte Adalbert unzweifelhaft erliegen. Der Erzbischof reiste mit dem Könige zum Reichstage ab. Zuerst ging er nach Lorsch, um durch seine persönliche Anwesenheit das Kloster zu unterwerfen. Doch dort fand er bewaffneten Widerstand. Und die auf dem Reichstage versammelten Fürsten stellten dem Könige vor, Adalbert sei ein Zauberer und Verführer, der König solle ihn aus seinem Rate entlassen.[2]) Heinrich fand in dieser übeln Lage keinen Ausweg,

---

[1]) Adamus Bremensis III, 46 p. 128, metropolitanus noster . . . cogitasse fertur disperdere de civitate dei . . . praecipue illos qui vel in regem manus miserunt aut ecclesias depraedasse videbantur. Cuius delicti conscientia cum fere omnes episcopi et principes regni tangerentur etc.

[2]) Die Erzählung Lamberts von Hersfeld über die Vorgänge in Tribur ist keinesfalls richtig. Nach den Annal. Weissenburg., Adam von Bremen und dem Chron. Laureshamense steht es fest, daß der Brief Annos an den Papst (Giesebrecht III, 1243 Nr. 5) nur auf die Triburer Versammlung bezogen werden kann. Nun ergibt sich aber aus den genannten Quellen, daß diese Versammlung durch den König berufen worden ist und nicht durch die Fürsten, wie Lambert S. 68 erzählt. Also ist auch der Inhalt des Satzes bei Lambert „Perlato—properabat“ falsch. Offenbar aber werden in Annos Briefe die hauptsächlichsten Verhandlungen zu Tribur berichtet. Und da Lambert als einzigen Zweck der Versammlung den Sturz Adalberts hinstellt, so wird Lamberts Erzählung überhaupt verdächtig. Der Sinn der Worte (S. 69) „ablatis secum regni insignibus“ ist unklar; Heinrich war ja großjährig und jedenfalls im Besitze der königlichen Abzeichen, also kann von einer ablatio nicht die Rede sein. Wenn außerdem Adalbert so fest in der königlichen Gunst stand, wie hätten es die königlichen Ministerialen wagen dürfen, nachts in feindseliger Absicht die Königspfalz zu umgeben und sogar am anderen Morgen mit Gewalt auf ihn einzudringen? Und da unter den „amici regis“ (misitque cum eo rex amicorum suorum non modicam manum) wieder nur die königlichen Ministerialen verstanden werden können, so ist es doch unglaublich, daß der König denselben Leuten den Schutz Adalberts anbefohlen haben sollte, die sich kurz zuvor als die heftigsten Feinde Adalberts ge-

Adalbert riet ihm, noch in der nächsten Nacht Tribur heimlich zu verlassen, um nicht länger unter der Gewalt und dem Drucke der Fürsten zu stehen. Doch die Flucht, der sich Adalbert jedenfalls anschließen wollte, wurde verhindert, und nun mußte sich der König dem Willen der aufgeregten Fürsten fügen und Adalbert aus seiner Umgebung entlassen. Da die Stimmung gegen den Erzbischof in hohem Grade erbittert war, gab ihm der König zu seinem Schutze ein stattliches Gefolge von Ministerialen mit. Wahrscheinlich mußte sich auch Heinrich dazu entschließen, alle auf den Rat Adalberts getroffenen Verfügungen, die den Fürsten mißliebig waren, zurückzunehmen; vor allem wurden dem Erzbischofe die Reichsabteien und andere königliche Schenkungen wieder entrissen. Damit endete die Zeit, in welcher Adalbert der wirkliche Herrscher im Reiche gewesen.

4. Fortsetzung des bischöflichen Regimentes.

König Heinrich war immer noch ein halber Knabe, obwohl er ja für mündig erklärt worden war. Es scheint, als habe man gleich nach Adalberts Sturze nach einem für uns nicht mehr erkennbaren Grundsatze, einen Bischof ausgewählt, der dem Könige beratend und helfend zur Seite treten sollte. Insofern hat Lambert recht, wenn er sagt, daß die Herrschaft nun wieder auf die Bischöfe übergegangen sei. Aber da der König großjährig war, so kann die neue Bischofsherrschaft keine thatsächliche, sondern nur eine beratende gewesen sein. — Dann kam noch in Tribur das Verhältnis mit dem Papste zur Sprache. Anno hat, wie er selbst berichtet, den König aufgefordert, von seiner Feindschaft gegen Alexander zu lassen und demselben die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Eine Gesandtschaft sollte zu diesem Zwecke nach Rom abgehen, und Anno übernahm es nach längerem Sträuben, als Gesandter des Reiches den Papst von der Sinnesänderung des Königs in Kenntnis zu setzen. Man ersieht hieraus, wie sehr Anno unter den veränderten Verhältnissen des päpstlichen Stuhles als Stütze zu bedürfen glaubte. Es ergibt sich aber auch, wie das neue Regiment gleich anfangs mit Ansprüchen hervortrat, die dem jungen Könige als Eingriff in seine Gewalt erscheinen mußten. Doch es scheint, als habe Heinrich während dem Sträuben Annos anders bestimmt, denn nicht Anno, sondern dessen alter Verbündeter Otto von Baiern hat die Gesandtschaftsreise nach Rom unternommen. Beinahe hätten sich aber alle Verhältnisse mit einem Schlage geändert. Denn der König verfiel im Frühjahr in eine schwere Krankheit, die tödlichen Ausgang zu nehmen schien. Schon machten sich die Fürsten mit der Nachfolge zu schaffen, doch Heinrich genas wieder. Der König scheint dann auf den besonderen Rat der Fürsten [1]) die Ehe mit seiner Braut Bertha, der Tochter Adel-

---

zeigt. Endlich scheinen auch Lamberts Worte „ut aut regno se abdicaret“ keineswegs dem Sachverhalte zu entsprechen; wie konnten die Fürsten eine solche Forderung an den König stellen! Vgl übrigens Floto I, 312; Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen I, 253, Anm. 3.

[1]) Bruno de bello Saxon. c. 6 (p. 5 ed. Wattenbach) sagt „Uxorem . . . quam . . . suasionibus principum invitus duxerat“. Es ist die einzige Stelle, die hierüber spricht; vielleicht hat Bruno dies „invitus“ geschrieben, um dann desto eher Glauben für seine Erzählung von Heinrichs Schandthaten zu finden.

heids von Turin, vollzogen zu haben. Heinrich III. hatte für seinen Sohn jene Fürstentochter als Braut bestimmt, damit er dereinst eine mächtige Stellung in Italien gegenüber dem tuscischen Markgrafengeschlechte erhielt. Und Heinrich IV. schien eines solchen Rückhaltes sehr zu bedürfen. Je mehr sich der Papst aus seiner früheren abhängigen Reichsstellung loslöste und mit den nationalen Faktoren Italiens Bündnisse abschloß, desto unabweisbarer wurde für den König die Notwendigkeit, selbst zu den größten Grundherren der apenninischen Halbinsel zu zählen. Dieser glückverheißende Umstand sollte jetzt eintreten. Heinrich ließ seine Braut erst in Würzburg zur Königin krönen, in Tribur wurde dann die Hochzeit am 13. Juli 1066 gefeiert. Aber dem Könige mochte Bertha nicht zusagen, schon nach wenig Jahren war er entschlossen, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen.

Anno von Köln konnte nach dem Sturze Adalberts wieder als der Mächtigste im Reiche gelten. Man hat sich aber doch nicht gescheut, auch ihm kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, wo er sich durch sein Regiment mißbeliebt machte. Das ergibt sich recht deutlich aus den Trierer Vorgängen von 1066. Erzbischof Eberhard von Trier war im April dieses Jahres gestorben. Es gelang nun Anno, einem seiner Verwandten, dem Propste Konrad von Köln, das Erzbistum durch die königliche Ernennung zu sichern. Ob freilich die Trierer Kirche gewillt war, Konrad als Erzbischof anzuerkennen, durfte zweifelhaft erscheinen. Denn dem Domkapitel stand eigentlich die Wahl zu, die allerdings der königlichen Bestätigung bedurfte. Konrad wurde vom Bischofe Einhard von Speier nach Trier geleitet. Die Trierer hatten inzwischen erfahren, daß ohne ihre Zustimmung eine Wahl am Hofe erfolgt und daß der neue Erzbischof schon unterwegs sei. Und sofort erhob sich der Widerstand gegen die königliche Wahl. Graf Dietrich, der Vogt der Trierer Kirche, zog mit den Vasallen des Stiftes aus und überraschte den Feind im Morgengrauen wenige Meilen vor der Stadt. Die Begleiter des Erzbischofes wurden zersprengt oder getötet; Konrad aber wurde gefangen genommen und nach kurzer Haft von der Burg Gürzich herabgestürzt. Mit solch roher Gewaltthat begegneten die Trierer dem königlichen Willen und einen so traurigen Ausgang hatte Annos Begünstigter erfahren! Es blieb sogar dem Könige nichts weiter übrig, als das Geschehene stillschweigend anzuerkennen. Denn bald darauf schritt man in Trier zur Wahl, die Stimmen vereinigten sich auf Udo, einem Trierer Domherrn. Und Udo erhielt die königliche Bestätigung. Obwohl sich nun Anno an den römischen Stuhl wandte und den Papst beschwor, wenn er überhaupt noch etwas bei ihm gelte, dem neuen Erzbischofe das Pallium und den Trierern Verzeihung für die Uebelthat zu verweigern, so nahm die Sache doch ihren gewöhnlichen Verlauf. Denn die Kurie wurde durch reichliche Geldspenden Udos und seiner Kirche allmählich gewonnen. Das war eine neue Niederlage des königlichen Willens und ein trübes Vorzeichen für die kommende Zeit. Die Vorgänge zu Trier bedeuten aber auch ein entschiedenes Sinken der Macht Annos. Der Kölner Erzbischof hatte vom Sturze seines Gegners nicht den erhofften Erfolg davongetragen. Das Königtum war durch ihn zu Gunsten Roms gedemütigt worden, und mit der Schmälerung der königlichen Macht verfiel auch sein früher so großer Einfluß.

Indes auch auf anderem Gebiete hatte das Reich nach der Niederlage Adalberts schweren Schaden zu erleiden. Ob der große Slavenaufstand des Jahres 1066 in ursächlichem Zusammenhange mit dem Falle Adalberts steht, bleibe dahingestellt. Aber jedenfalls hatten die Slaven, die der deutschen Herrschaft und des Christentumes schon längst wieder überdrüssig geworden, den Zeitpunkt günstig gewählt. Denn Adalbert war jetzt fern vom Hofe und der gehäßigen Verfolgung durch die sächsischen Fürsten unablässig ausgesetzt. Kaum war nämlich Adalbert gestürzt, da beeilte sich auch schon das sächsische Herzogsgeschlecht, besonders Herzog Ordulf und sein Sohn Magnus, den verhaßten Mann gänzlich zu vernichten. Adalbert hielt sich zunächst in Bremen auf, wo er sich unter dem Schutze der Kirche und seiner Vasallenschar sicher glaubte. Doch die Vasallen erschienen nicht, um ihrem Herrn zu helfen, sie hatten sich von ihm gewandt, nachdem sie seinen Sturz erfahren. So drang Magnus in das Gebiet des Erzbistumes ein und belagerte Bremen. Heimlich mußte Adalbert bei Nacht nach Goslar entweichen, denn Magnus zürnte hart mit ihm; er hatte sich vermessen, den Erzbischof zu töten oder doch am Leibe zu verstümmeln. Ein halbes Jahr hielt sich Adalbert in dieser unfreiwilligen Verbannung auf. Aber endlich mußte er sich, um seine Kirche nicht länger unter den Streichen seiner Gegner sinken zu lassen, zu einer großen Demütigung verstehen. Nämlich Magnus erhielt den dritten Teil der Güter des Erzbistumes, an tausend Hufen, zu Lehen, nachdem schon vorher der Graf Udo von Stade gleichfalls ein Dritteil der Stiftsgüter erhalten. Und als einziger Erfolg dieser großen Schenkungen erwähnt Adam von Bremen, daß der Erzbischof nicht aus seinem Hochstifte verjagt wurde. Denn die übrigen Vasallen seien so lässig in der Erfüllung ihrer Lehenspflichten gewesen, daß sie weiter nichts thaten, als den Erzbischof „Herrn" zu nennen. So hatte Adalbert seine frühere Stellung fast ganz eingebüßt.

Unter diesen Umständen ermannten sich die Abodriten und andere slavische Stämme des Ostens zu einem neuen großen Vorstoße gegen das Reich. Der Fürst Godschalk wurde überfallen und in der Stadt Lenzen getötet, mit ihm seine Vasallen und die christlichen Priester. In Ratzeburg wurde eine Anzahl Mönche des dortigen Klosters gesteinigt und den Bischof Johann von Mecklenburg schleppte man nach Rethra, wo er unter den schrecklichsten Martern dem Gotte Radegast geopfert wurde. Godschalks Gemahlin, eine dänische Königstochter, hatte sich nach Mecklenburg geflüchtet; sie wurde nackt aus dem Lande gepeitscht. Dann wälzten sich die slavischen Scharen gegen Stormarn und das Hamburger Erzbistum. Die Einwohner wurden fast alle getötet oder gefangen genommen, Hamburg selbst wurde zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. Wenden und Liutizen kehrten nun wieder zum Heidentume zurück und töteten alle von den Ihrigen, welche beim Christentume beharrten. Und zu einer mannhaften Bekämpfung des großen Aufstandes schienen Herzog Ordulf und seine Vasallen keine sonderliche Lust zu haben; sie zogen zwar mehrmals gegen den Feind, aber die sächsischen Streitkräfte waren immer so schwach, daß sie von den Slaven stets zurückgeschlagen wurden. Das Reich ergriff erst später Maßregeln zur Abwehr. Zuerst führte Burchard von Halberstadt ein deutsches Heer ins Feindesland. Und im Januar oder Februar 1069 zog der König selbst

gegen die Liutizen. Damals konnten die Deutschen wegen des Winters über die gefrorenen Flüsse und Seen des Slavenlandes schnell hinwegsetzen. Städte wurden erobert und eine Menge Dörfer verwüstet, dazu machte man große Beute. Aber an eine Herrschaft, wie sie unter Otto dem Großen über die Slaven ausgeübt worden, war jetzt nicht zu denken. Das politische und kirchliche Band zwischen Deutschen und Slaven war zerrissen, die umfassende Thätigkeit Ottos des Großen und des Markgrafen Gero im nördlichen Slavenlande war vernichtet. Und es sollte geraume Zeit verrinnen, bis sich die weltliche Gewalt in Sachsen wieder dazu aufschwang, das Bekehrungs- und Gesittungswerk im heidnischen Osten fortzusetzen.

Aus alledem erkennt man, daß das Reich jetzt in einer Zeit des Verfalles war. Im Inneren kam die fürstliche Gewalt zu immer höherer Macht, im Süden war das Papsttum bedeutend erstarkt, und im Norden waren die Slaven Meister der Deutschen und ihrer Kultur geworden. Und hierzu kommt eine weltbewegende Begebenheit, welche der germanischen Oberherrschaft in einem anderen großen Reiche ein Ende machte. In demselben Jahre 1066 nämlich wurde das angelsächsische Königreich von dem Herzoge Wilhelm von der Normandie erobert und die französischen Normannen wurden nun die Beherrscher des Inselreiches, welches die Angelsachsen an sechshundert Jahre inne gehabt. Auch hier hatte die römische Kirche eingegriffen.[1]) Der Papst verlieh dem Herzoge zum Eroberungszuge sein Banner, und Wilhelm wurde im Jahre 1070 zu Winchester durch drei päpstliche Legaten zum Könige von England gekrönt. Somit sanktionierte die Kirche die Herrschaft und das Königtum des Eroberers und kettete die Normannen des Nordens ebenso fest an sich, als sie die italienischen Normannen unter ihre Oberlehensherrlichkeit genommen. England und Nordfrankreich, sowie Italien waren vom Papste gewonnen worden. Und daß die Kurie auch gegen ihre getreuesten Söhne und Helfershelfer bedenklich vorgehen konnte, wenn sie nur die augenblickliche Macht dazu hatte, das sollte sich in wenigen Jahren an ihrem Auftreten gegen Siegfried und Anno zeigen. — Die germanischen Völkerstämme befanden sich damals in großer Gefahr, von Rom und den Romanen aus unterdrückt zu werden. Und da kam es vor allem darauf an, ob das deutsche Reich Mut und Kraft zum Widerstande finden werde. Jetzt war es jedenfalls hohe Zeit, daß die deutsche Autorität in Italien durch die Kaiserkrönung Heinrichs wiederhergestellt wurde.

Rom schwebte freilich damals selbst in Gefahr. Denn der Fürst Richard von Capua suchte seine Macht immer weiter auszudehnen. Er drang mit seinen Rittern bis in die Campagna vor und besetzte einige römische Burgen und Kastelle. Dazu verlangte er vom Papste die Würde des römischen Patrizius. Die Kurie kam daher in die größte Verlegenheit und wünschte jetzt alles Ernstes die Romfahrt Heinrichs. Denn für den Papst konnte der Patriziat Richards und seiner Nachfolger viel gefahrvoller werden, als derjenige des deutschen Königs, der fern im Norden weilte, und dessen Machtgebiet sich kaum mehr bis Rom erstreckte. Heinrich und die Fürsten bereiteten sich jetzt auch zum Römerzuge vor, im Februar

---

[1]) Vgl. Ranke, Weltgeschichte VII, 242 ff.

1067 wollte man von Augsburg aus zusammen aufbrechen. Als aber die Zeit heranrückte, fehlte Herzog Gottfried mit seinen Mannen. Er war schon vorher nach Italien aufgebrochen und hatte also das Gebot des Königs nicht innegehalten. Und da er der mächtigste Vasall des Reiches in Italien war, an dessen Bereitwilligkeit vielleicht das Gelingen des Zuges hing, so unterblieb die Romfahrt abermals. Denn der König konnte sich diese auffällige Handlungsweise nicht erklären und vermutete darunter wahrscheinlich einen Abfall Gottfrieds. Es heißt, daß besonders die Fürsten den König dazu veranlaßt hätten, unter solchen Umständen nicht nach Italien zu ziehen. — Gottfried wurde aber sofort von der Kurie zu Hülfe gerufen. Mit einem großen Heere ging er nach Rom, um gegen die Normannen ins Feld zu rücken. Als Verbündete gingen der Papst und die Römer mit ihm. Doch es kam keineswegs zu großen Heldenthaten. Den Normannen wurden zwar einige römische Burgen entrissen, die sie besetzt hatten, aber schnell lenkte dann Richard ein und bewog Gottfried zu einem friedlichen Abkommen.

Auf solche Weise war der Ehre des Reiches nicht genügt. Hatten doch die Normannen vorher mehrmals auf die gegen sie erhobenen Anklagen höhnische und spöttische Antworten an den deutschen Hof geschickt. Wohl aber konnte die römische Kirche mit dem Erreichten zufrieden sein, jetzt brauchte sie die Romfahrt des Königs nicht mehr zu wünschen. Allerdings hat das Reich die Oberherrschaft über Italien nicht ohne weiteres aufgegeben. Gleichsam als Ersatz für die wieder vereitelte Heerfahrt wurde im Anfange des Jahres 1068 eine Gesandtschaft nach Italien geschickt; Anno von Köln, Bischof Heinrich von Trient und Herzog Otto von Baiern standen an der Spitze derselben. Die Gesandten hatten zunächst eine Zusammenkunft mit dem Erzbischofe Heinrich von Ravenna, der vom Papste mit dem Banne belegt worden war, da er der Partei des Cadalus anhing. Auch mit Cadalus selbst traf man zusammen, jedenfalls um ihn endlich zur wirklichen Verzichtleistung betreffs der päpstlichen Würde zu bewegen. Doch in Rom sah man die Sache anders an. Denn als die Gesandten hier anlangten, weigerte sich der Papst, sie vor sich zu lassen, da sie Verkehr mit Gebannten gepflogen hätten. Erst mußten sie sich daher öffentlicher Buße unterziehen, dann wurden sie empfangen, um ihre Aufträge auszurichten. Wahrscheinlich handelte es sich hierbei um das Verhältnis Roms zu den Normannen. Ueber den Bescheid, der ihnen gegeben wurde, wissen wir nichts. — Hieran schloß sich die römische Ostersynode,[1] zu welcher Udo von Trier vorgeladen war, um sich wegen des Verdachtes der Simonie zu rechtfertigen. Er leistete einen Reinigungseid und erhielt darauf die Anerkennung der Kurie. Inzwischen waren die deutschen Gesandten abgereist und kehrten dann ins Reich zurück. Nur Otto von Baiern soll noch in Italien geblieben sein, um sich mit den Großen des Landes zu beraten. Auf den Feldern vor Piacenza traf er mit

---

[1] Daß die deutschen Gesandten der Ostersynode beiwohnten, ergibt sich aus den Ann. Altahenses 1068 S. 86 nicht; danach (dimissis illis . . . Ipse vero) ergibt sich vielmehr, daß sie Rom noch vor der Synode verließen. Und die Worte „regii nuntii Roma digressi" schließen sich logisch an den Zeitpunkt „dimissis illis" an.

Gottfried und dessen Mannen zusammen. Doch zu Beschlüssen kam es nicht. Die Italiener wurden nämlich wieder einmal von tödlichem Hasse gegen die Deutschen entflammt und dadurch die Verhandlungen gestört. Otto mußte heimkehren, und man sagte schon damals im Reiche, daß der Herzog vom Könige abfallen und den mächtigen Gottfried als Bundesgenossen zu einem Anschlage gewinnen wolle.

Als der König von dem oben erzählten Feldzuge gegen die Liutizen heimgekehrt war, wurde nach Pfingsten 1069 eine Fürstenversammlung zu Worms abgehalten. Lambert erzählt, daß sich Heinrich hierbei heimlich an Siegfried von Mainz gewendet und ihm versprochen habe, falls er ihm bei einem Vorhaben behülflich sein wolle, werde er die Thüringer mit Gewalt zwingen, dem Erzbischofe den Zehnten zu zahlen. Darauf sei Siegfried eingegangen. Dann habe Heinrich in öffentlicher Versammlung erklärt, seine Gemahlin sei ihm zuwider und die Fürsten möchten ihm die Scheidung gestatten; Bertha habe sich nichts zu schulden kommen lassen und sie sei unberührt von ihm geblieben. Hierauf habe sich der Mainzer Erzbischof der Sache des Königs sehr angenommen. Es wurde eine Reichssynode für den Oktober nach Mainz ausgeschrieben, und der Königin wies man unterdessen Lorsch als Aufenthaltsort an. Außerdem wurde nach Rom geschickt, um den Papst in Kenntnis zu setzen. Vielleicht ist das letztere nur von Siegfried aus geschehen.

Der König kam eben von der Bekämpfung eines Aufstandes in Thüringen zurück, um sich nach Mainz zur Synode zu begeben. Da hörte er unterwegs, wie Lambert wenigstens berichtet, daß ein päpstlicher Legat in Mainz eingetroffen sei.[1]) Petrus Damiani war angekommen und von diesem strengen Sittenrichter war kaum ein Erfolg in der Scheidungssache nach des Königs Sinne zu erwarten, falls man wirklich der römischen Kurie die letzte Entscheidung hierüber zugestand. Heinrich blieb in Frankfurt und beschied die Mainzer Synode hierher.[2]) Wie nun auch die Verhandlungen in Frankfurt gewesen sein mögen, jedenfalls ließ sich der König durch das feste Auftreten des römischen Legaten und vielleicht durch politische Erwägungen der Fürsten dazu bestimmen, von der Scheidung abzustehen. Und Heinrich hat dann bald ein besseres Verhältnis zu

[1]) Was Lambert 1069 S. 75 weiter erzählt, „qui discidium fieri — promiserit", ist wohl nach dem Erfolge geurteilt. Richtig ist „consternatus", falls dem Könige die Persönlichkeit des Legaten bei der ersten Meldung schon bekannt wurde; unrichtig dagegen sind die Worte „quod rem — e manibus".

[2]) Die Erzählung Lamberts, Heinrich sei über die Ankunft des Legaten so erschrocken, daß er überhaupt gar nicht nach Mainz, sondern sofort nach Sachsen habe gehen wollen, klingt in hohem Grade unwahrscheinlich. Jedenfalls hatte das Zurückbleiben in Frankfurt einen rein äußerlichen Grund, der dem Lambert nicht bekannt wurde; ich halte die Worte „vix et aegre — superatus" für einfach erfunden. Lambert hat auch keineswegs den Wortlaut der Rede von Petrus Damiani gekannt, die Anfangsworte „Pessimam rem et ab nomine christiano, nedum ab regio multum abhorrentem esse" entsprechen genau den angeblichen Worten von der Reichsversammlung zu Worms (S. 73) „foeda res et ab regia maiestate nimium abhorrens visa est". Man kann infolgedessen auch kaum mehr feststellen, was von den bei Lambert erzählten Nebenumständen des Scheidungsprozesses überhaupt historisch ist. Ranke leugnet daher (Weltgeschichte VII, 231) das an Siegfried gegebene Versprechen.

seiner Gemahlin angebahnt, trotzdem Lambert sich Kenntnis davon zu geben sucht, der König habe beschlossen, es mit Bertha so zu halten, als ob sie nicht seine Gemahlin wäre. Doch dem widersprechen ja alle bekannten Thatsachen.

Inzwischen waren bedenkliche Vorzeichen einer baldigen Zerrüttung des Reiches aufgetaucht. In Baiern und in den sächsischen Marken gärte es. Unter den bairischen Großen waren heftige Streitigkeiten ausgebrochen und Mord und Totschlag wütete im Lande. Herzog Otto aber kümmerte sich nicht darum, er soll sogar von beiden Parteien Geld genommen haben, um die wilde Fehde nicht zu stören. Schließlich scheint es in der Ostmark zum offenen Kriege gekommen zu sein, doch durch eine merkwürdig schnelle Sinnesänderung der Fürsten soll eine entscheidende Schlacht vermieden und der Friede wieder hergestellt worden sein. Der schnelle Friede hat jedenfalls eine andere Ursache gehabt, als uns der Altaicher Annalist erzählt. Möglich, daß der eben aus Italien heimkehrende Herzog Otto die streitenden Parteien versöhnt hat, da er Einigkeit im Lande herstellen wollte, um für einen künftigen Aufstand, den er plante, desto mehr Macht und Kraft zu besitzen. Jedenfalls aber kam der Friede zustande.

Gefährlicher lagen die Dinge in den östlichen sächsischen Marken. Im Jahre 1062 war der meißnische Markgraf Wilhelm von Weimar gestorben. Die Mark erbte sein Bruder Otto von Orlamünde. Nun lag das Erzbistum Mainz mit Thüringen in altem Streite um den Zehnten; Mainz forderte ihn, aber die Thüringer weigerten sich stets, ihn zu bezahlen. Otto erhielt daher die großen Mainzer Lehen in Thüringen nur unter der Bedingung, daß in ganz Thüringen der Zehnte an das Erzbistum gezahlt werde. Dadurch geriet Otto mit den Thüringern in heftige Feindschaft, und große Freude machte sich im Lande bemerkbar, als Otto schon im Jahre 1067 starb. Aber Otto hatte außer den Thüringern noch einen Feind, den Markgrafen Dedi, der die Ostmark nun schon seit einem Menschenalter verwaltete. Er glaubte Ansprüche auf Meißen zu haben, da er der Stiefvater Wilhelms gewesen. Dedi scheint sich nun mit Siegfried von Mainz und auch mit Otto von Nordheim gegen den Reichsregenten Anno verbunden zu haben, vielleicht um die Mark Meißen durch Gewalt zu erlangen. Doch Anno hat jene Verschwörung schnell zu unterdrücken gewußt.

Als dann Otto starb, wurde Ekbert von Braunschweig, der Vetter des Königs, mit Meißen belehnt. Da aber die thüringischen Lehen Ottos mit der Hand seiner Witwe Adela von Löwen vergeben werden mußten, so wollte sich Ekbert von seiner eigenen Gemahlin scheiden lassen, um die Adela zu heiraten und dadurch die Lehen zu gewinnen. Doch schon zu Anfang des Jahres 1068 ist er gestorben. Bald darauf vermählte sich Adela im Jahre 1069 mit Dedi von der Ostmark. Dedi forderte nun die thüringischen Lehen, die Otto besessen, doch Siegfried verweigerte sie ihm. Und die herrschsüchtige Adela vermochte auf ihren greisen Gemahl so viel, daß er jetzt mit jugendlichem Eifer die Waffen ergriff, um sein vermeintliches Recht mit Gewalt zu erstreiten. Viele Thüringer schlossen sich ihm an; außerdem sollen noch zwölf sächsische und fränkische Fürsten zur Verschwörung gehört haben; auch Otto von Baiern wird als Teilnehmer genannt. Als der König von diesem Aufruhre erfuhr, brachte er ein großes

Heer zusammen. Reiche Unterstützung hierfür ließ ihm der Mainzer Erzbischof zukommen. Denn Siegfried schien jetzt willens zu sein, die Zehntenzahlung mit den Waffen zu erzwingen. Vor dem Ausbruche des Krieges sollen die Thüringer noch Gesandte an Heinrich geschickt haben, durch welche sie ihre Unschuld an dem großen Aufstande beteuern ließen. Wenn aber der Erzbischof käme und etwa den ungerechten Zehnten mit den Waffen in der Hand erkämpfen wolle, so hätten sie sich zur Verteidigung dagegen verschworen. Das war klar und verständlich geredet.

Das königliche Heer rückte nun vor. Die Burg Scheidungen, die dem Bischofe von Bamberg gehörte, war von den Aufständischen besetzt worden. Die Königlichen machten zuerst vor der Burg Beichlingen Halt, die Feste wurde eingenommen und verbrannt. Aber dann zog Heinrich vor Scheidungen. Die erste Bestürmung mißlang, und das königliche Heer erlitt große Verluste. Doch endlich wurde auch diese Burg erobert. Die meisten unter den Verschworenen hielten ihr Versprechen nicht, indem sie Dedi keine Hülfe brachten. Otto von Baiern nämlich hatte zwar seine Vasallen zusammengezogen, wahrscheinlich aber waren ihm die Königlichen zu stark, als daß er einen Angriff gewagt hätte. Und diesem Beispiele folgte man allgemein, indem man es für das sicherste Auskunftsmittel hielt. So war Dedi mit seinem Bundesgenossen Adalbert von Ballenstedt allein der königlichen Uebermacht preisgegeben und schließlich mußten sie sich unterwerfen. Beide kamen in kurze Haft und hatten als Strafe einen Teil ihrer Güter abzutreten. Der Aufstand endete auf solche Weise zwar mit einem Siege des Königs, wohl aber mochte der größte Teil der Verschworenen eine günstigere Zeit für den Aufruhr abwarten. Und die Thüringer waren keineswegs zufrieden mit diesem Ausgange. Denn Heinrich hatte dem Mainzer Erzbischofe jetzt wieder den Zehnten in Thüringen geschenkt, allerdings mehr, um Siegfried nicht zu erzürnen, als etwa die Thüringer mit Gewalt zur Zahlung zwingen zu wollen. Bald darauf verhinderte dann Petrus Damiani als päpstlicher Legat die Ehescheidung. Hatte der König wirklich dem Erzbischofe das oben erwähnte Versprechen gegeben, so war er wohl jetzt nicht mehr gewillt, Siegfried zu seinem Rechte zu verhelfen.

Aus alledem ergibt sich, daß kein wirklicher Friedenszustand im Reiche eintrat. Ueberall machte sich die Lust zu Neuerungen geltend, und das Königtum besaß jetzt kaum mehr die thatsächliche Macht, dem Eigenwillen der Fürsten gegenüber wirksam einschreiten zu können. Auch von Rom aus sollte in dieser Zeit wieder ein heftiger Angriff gegen das Reich erfolgen. Man hatte in Rom kürzlich gesehen, wie sich König und Fürsten dem Richterspruche der Kurie gefügt. Das Papsttum saß jetzt fest im Sattel, es hatte sich mit dem neuen englischen Könige verbündet und das Verhältnis zu den italienischen Normannen hatte sich auch gebessert. Längst schon war es dem Papste und wohl vornehmlich Hildebrand ein Dorn im Auge gewesen, daß in Deutschland die Simonie wieder vollständig eingeführt worden war. Die Gesetze Roms gegen die Simonie schienen hier vergessen, die Zeiten Heinrichs III. waren dahin, der königliche Hof wie die Bischöfe hatten längst wieder zu dem alten, einträglichen Aemterverkaufe gegriffen. Und wie wenig die Kurie für empfangene Wohlthaten dankbar war, zeigte sich

hier recht deutlich an den Personen, die von ihr beschuldigt wurden. Anno von Köln,[1]) Siegfried von Mainz und Hermann von Bamberg wurden zur Ostersynode 1070 nach Rom vorgefordert, um sich wegen begangener Simonie zu verantworten. Hart wurden die drei deutschen Kirchenfürsten in Rom angelassen, daß sie Stellenverkauf getrieben und an Simonisten Amtshandlungen vorgenommen hätten. Der gewandte Hermann von Bamberg, der augenscheinlich durch Simonie zu seinem Bistume gelangt war, wußte sich aber so gut mit der Kurie abzufinden,[2]) daß er obendrein Pallium und andere erzbischöfliche Abzeichen erhielt. Siegfried von Mainz wurde durch die Anklage so zerknirscht, daß er seine Würde niederlegen und sich in ein Kloster zurückziehen wollte. Davon wurde er jedoch durch den Zuspruch des Papstes wieder abgebracht. Alle drei Bischöfe erhielten Verzeihung, nachdem sie gelobt, sich nie wieder der Simonie schuldig zu machen. Man sieht, nicht als ehemaliger Reichsregent war Anno in Rom empfangen worden, sondern als Erzbischof, der dem päpstlichen Stuhle unterstellt war. Ueble Behandlung hatte er wieder in Rom erfahren und den fortgesetzten Verdächtigungen und Kränkungen erlag auch schließlich seine Natur: Sein Sinn für politisches Denken scheint sich in der Folgezeit nach und nach abgestumpft zu haben, er schwärmte für Reliquien und für das Klosterleben, ja er verstand sich sogar dazu, im Jahre 1071 die Abtei Malmedy wieder herauszugeben, für ihn jedenfalls ein großes Opfer.

Fast möchte es scheinen, als hätten Adalbert und der König nur auf ein längeres Verweilen Annos im Auslande gewartet. Denn nun war Adalbert wieder am Hofe erschienen. Aber mit so kühnen Entwürfen wie früher trug er sich nicht mehr. Er war vorsichtiger geworden und ging jetzt rücksichtsvoller mit den Fürsten um, denn er wollte sie nicht von neuem gegen sich herausfordern. Sein erstes Bestreben soll es auch gewesen sein, sich mit dem Kölner und den übrigen Fürsten auszusöhnen, mit denen er es früher verdorben hatte. So nahm Adalbert jetzt auch nicht mehr den König für sich allein in Beschlag, sondern duldete es, daß eine ganze Reihe von Bischöfen am Hofe verkehrten. Diese Aenderungen in Adalberts Benehmen waren freilich rein äußerlich und durch den Zwang der Verhältnisse herbeigeführt. Denn der Erzbischof besaß noch seinen alten Ehrgeiz und wurde von demselben Hasse wie früher gegen Anno und vor allem gegen die Billunger beseelt, die ihm allerdings das Schwerste angethan hatten.

---

[1]) Wahrscheinlich hängt mit der Vorladung Annos nach Rom die Rückkehr Adalberts an den Hof im Jahre 1069 zusammen. Denn die bei Adam von Bremen III, 58 S. 138 und III, 62 S. 141 gemachten Zeitangaben lassen sich kaum durch die von Lindner a. a. O. S. 68 und Giesebrecht III, 1110 erhobenen Einsprüche beseitigen, wie Dehio a. a. O. I, 273 Anm. 1 (S. 47) sehr wahrscheinlich gemacht hat.

[2]) Es hält schwer eine Entscheidung zu treffen zwischen der Erzählung Lamberts (1070 S. 78), Hermann habe die Kurie durch große Geschenke bestochen, und der Anklage der Bamberger Domherren (Lambert 1075 S. 169), er habe in Rom einen Reinigungseid geleistet. Das letztere erscheint jedoch als das minder Wahrscheinliche, da auch der Irrtum in der Zeit (Nikolaus II.) unterläuft. Jedenfalls ergibt sich aber aus dem ganzen Handel, daß auch die Kurie ihre prinzipielle Beurteilung der Simonie nicht so scharf aufrecht erhielt, wenn sie einen Vorteil dabei errang.

An eine wirkliche Beherrschung des Königs durch Adalbert ist jetzt allerdings nicht mehr zu denken, der nun zwanzigjährige Heinrich wird dem Erzbischofe nur noch eine beratende Stimme eingeräumt haben. Auch konnte sich Adalbert bei seiner hinfälligen Gesundheit nicht wieder den früheren Anstrengungen unterziehen; er sowohl wie der Kölner Anno hatten sich in ihrem gegenseitigen Kampfe fast aufgerieben und mußten nun schließlich ihre frühere Bedeutung an andere Leute übergehen lassen. Adalbert stieg allerdings noch für einige Zeit in der Gunst des Königs, dessen Vicedomnus er genannt wird. Aber seine Hauptzeit war vorbei und das Geschick vergönnte ihm nur noch eine kurze Spanne Leben.

Und der dritte mächtige Herr aus dem Anfange der Zeit Heinrichs IV. war schon nicht mehr unter den Lebenden. Am 24. Dezember 1069 war Herzog Gottfried gestorben. Viel hatte er bedeutet, ein überaus bewegtes Leben hatte er geführt! Er hinterließ einen gleichnamigen Sohn mit dem Beinamen „der Bucklige". Und dieser war im Gegensatz zu seinem Vater ein Anhänger des jungen Königs. Unbeanstandet trat er daher die Hinterlassenschaft des Vaters in Deutschland an und erhielt dessen Reichslehen. Seine spätere Vermählung mit seiner Stiefschwester Mathilde, der Tochter der Beatrix, brachte ihm außerdem die Markgrafschaft Tuscien, und dadurch wurde er ganz zu der großen Stellung des Vaters emporgehoben. Es konnte als ein Vorteil für das Reich erscheinen, daß der jüngere Gottfried nicht dieselbe Vorliebe für Italien zeigte, wie der Vater, der ja unter Heinrich IV. fast stets südlich von den Alpen geweilt hatte. Denn auch nach seiner Verheiratung mit jener reichen tuscischen Erbtochter ist Gottfried seinem deutschen Vaterlande stets treu geblieben. Freilich gerieten dadurch Beatrix und ihre Tochter immer mehr unter die Abhängigkeit vom römischen Stuhle, und das sollte in späterer Zeit für die römische Kirche von Nutzen werden, wie es dem Reiche schadete.

In jener Zeit scheint mir der Wendepunkt zu liegen, von welchem an die Entschlüsse des Königs selbständig werden, der bischöfliche Einfluß zurücktritt und das Reich mehr nach dem Willen des Königs gelenkt wird.

Dritter Abschnitt.

Die Zeiten des großen Sachsenaufstandes.

1. Heinrich IV. und Otto von Nordheim.

Unzweifelhaft ist es für König Heinrich ein verhängnisvoller Umstand gewesen, daß er sich zuerst mit dem mächtigen Otto von Baiern entzweit hat.[1]) Denn Heinrich stürzte sich dadurch in Kämpfe, die ihn Zeit seines Lebens beunruhigen sollten. Längst schon hatte es den Unwillen des Königs erregt, daß der Teilnehmer an der That von Kaiserswerth das Herzogtum Baiern verwaltete. Und Otto hatte als Herzog in den Jahren 1067 und 1068 den Landfrieden nicht kräftig genug geschirmt; es hieß sogar damals, daß er sich mit italienischen Fürsten gegen Heinrich verbinden wolle. Auch im Aufstande Dedis hatte er zu den Waffen gegriffen, aber freilich wegen der Stärke des königlichen Heeres oder aus einem anderen Grunde am Kampfe nicht teilgenommen. Und es ist gewiß zuzugeben,[2]) daß Otto am Hofe eine Anzahl Neider gehabt hat, die solche Gelegenheiten nicht vorübergehen ließen, wo sie dem Herzoge beim Könige schaden konnten. So mochte denn Heinrich schon in hohem Grade mißtrauisch auf Otto geworden sein, als im Jahre 1070 ein verworfener Geselle Namens Egino bei Hofe erschien und eine schwer belastende Anklage gegen Otto vorbrachte. Er sagte aus, daß er im Jahre 1069 von Otto zur Ermordung des Königs gedungen worden sei, als sich dieser nach Beendung des Feldzuges gegen die Liutizen auf einem sächsischen Gute Ottos aufgehalten habe.

---

[1]) Die Unglaubwürdigkeit des Berichtes von Bruno de bello Saxonico erhellt recht deutlich aus der Angabe in c. 19, der König sei deshalb gegen Otto feindselig aufgetreten, weil er glaubte, daß dieser den Sachsen helfen werde. Sicher ist, daß die öffentliche Feindschaft des Königs mit den Sachsen erst durch Ottos Fall erzeugt wurde; Bruno verwechselt Ursache und Wirkung. Der Rechtfertigungsversuch von R. Dewitz „Würdigung von Brunos Liber de bello Saxon. Offenburg 1881" im allgemeinen, wie hier im besonderen S. 12 (vgl. auch die äußerst gehässige Anmerkung 19) ist durchaus als verfehlt zu betrachten.

[2]) Vgl. Buchholz, Ekkehard von Aura S. 56 f.

Zum Zeichen dafür, daß seine Anklage wahr sei, brachte er das Schwert vor, welches er angeblich von Otto erhalten, und er erbot sich seine Aussage durch ein Gottesurteil zu erhärten. Der König berief sofort für den Juni nach Mainz eine Fürstenversammlung, zu welcher Otto vorgeladen wurde, um sich zu rechtfertigen. Der Herzog leugnete alles rund ab und versicherte sogar, den Egino nie gesehen zu haben. Die Sitte der Zeit erheischte für einen solchen Fall ein Gottesurteil. Es wurde daher dem Otto aufgegeben, sich nach sechs Wochen am 1. August in Goslar einzustellen, wo er seine angebliche Unschuld durch ein mit Egino anzustellendes Gottesurteil erweisen könne. Bis hierher ist die Sache, wie ich glaube, gesetzlich und ohne Parteinahme für einen Teil verlaufen.

Am festgesetzten Tage erschien der Herzog mit seinen Vasallen vor Goslar. Bevor er aber beim Könige anlangte, schickte er einen Boten zu ihm: er bitte unter allen Umständen um sicheres Geleit für seinen Einzug in Goslar wie für seine Rückkehr.[1] Es ist zweifelhaft, ob ihm der König seine persönliche Sicherheit verbürgt hat oder nicht. Wahrscheinlich aber wollte sich Otto dem Gottesurteile überhaupt entziehen, welches er, der Herzog, mit einem völlig verworfenen Menschen antreten sollte, der allerdings nicht von ganz niedriger Geburt war. Möglich, daß Otto den König noch um eine weitere Frist gebeten hat, jedenfalls aber begab er sich eilig fort. Damit war sein Schicksal entschieden. Denn nun begann sogleich das königliche Gerichtsverfahren gegen den Herzog. Die sächsischen Fürsten als Stammesgenossen Ottos mußten das Urteil finden. So wurde der Herzog vom Gerichte unter dem Vorsitze des Königs als Hochverräter zum Verluste seiner Lehen und seines Allodes verurteilt und als friedloser Mann geächtet. Sofort fielen nun die Feinde Ottos über seine Besitzungen in Sachsen her, die Güter wurden geplündert, die Häuser zerstört und verbrannt, die Pächter und Bauern gemißhandelt. Der König selbst sammelte ein Heer und ließ alle Blutsverwandten und Verschwägerten Ottos einen Eid schwören, daß sie dem Geächteten nicht beistehen wollten. Dann brach er gleichfalls gegen die sächsischen Burgen und Güter Ottos vor. Einige feste Plätze wurden eingenommen und auch die Güter von Ottos Gemahlin Richinza, der Witwe des Grafen Hermann von Werla, heimgesucht und verheert. Otto hielt sich auf den Höhen des Thüringer Waldes, als er jedoch an dreitausend Bewaffnete versammelt hatte, brach er mit diesem Heere in die Ebenen Thüringens ein und plünderte die dortigen Königsgüter aus. Doch die Thüringer selbst scharten sich bald zusammen, da sie einen Bund gegen Landfriedensbrecher geschlossen, als der Aufstand des

---

[1]) Die Annales Altahenses S. 92 sagen, der König habe dem Herzoge für sein Erscheinen in Goslar freies Geleit versprochen, für später jedoch sich nach dem Ausfalle des Gottesurteiles richten zu wollen erklärt. Lambert von Hersfeld (S. 80) dagegen erzählt in seiner übertreibenden Weise, der König habe dem Herzoge eine harte und heftige Antwort geschickt und ihm das freie Geleit einfach verweigert. Lambert ist hier gewiß im Unrecht, denn der König kann dem nach Goslar zum Gottesurteil vorgeladenen Herzoge das Geleit gar nicht verweigern, wenigstens nicht bis in die Stadt, vgl. Floto a. a. O. I, 354. So gewinnt die Erzählung Ekkehards von Aura 1071 (M. G. SS. VI, 200) die größte Wahrscheinlichkeit, daß der Herzog dem Zweikampfe hat ausweichen wollen und deshalb zurückging. Vgl. Buchholz a. a. O. S. 57 Anm. 2.

Markgrafen Dedi begonnen hatte. Bei Eschwege traf Otto auf die Thüringer. Letztere sollen nach Lambert [1]) kaum den ersten Angriff des Feindes ausgehalten, sondern sich sofort zur Flucht gewendet haben. Das ist wahrscheinlich dieselbe starke Uebertreibung wie Lamberts weitere Erzählung, daß von den Thüringern an 300 Mann gefallen sein sollen, während Otto nur einen Toten und zwei Verwundete zu beklagen gehabt. Gleich nach dem Treffen soll Otto den größten Teil seiner Vasallen in die Heimat entlassen haben, er selbst ging nach Sachsen, wo er an Magnus, dem Sohne des Herzogs Ordulf, einen treuen Bundesgenossen fand.

Denn schon hatte die Mißstimmung gegen den König auch in Sachsen, zunächst wohl in der herzoglichen Familie Platz gegriffen. Sie war besonders dadurch erzeugt worden, daß Adalbert, der heftigste Feind des billungischen Hauses, wieder am Hofe war und auf die Bestimmungen des Königs von neuem Einfluß erlangt hatte. Als der König von der Niederlage der Thüringer und von dem Zuge Ottos nach Sachsen erfuhr, begab er sich sofort nach Goslar, um diesen Lieblingsaufenthalt des salischen Geschlechtes gegen den Aufstand zu schützen. Denn die Plünderung und Beraubung des königlichen Besitzes durch Otto nahm jetzt in Sachsen ihren Fortgang, und die Aufrührer hatten es wohl auch besonders auf das reiche und schöne Goslar abgesehen. Heinrich blieb daher den Herbst und den Winter bis zum Januar 1071 in der Stadt, um sie vor Angriffen des Feindes zu schützen. Beim Weihnachtsfeste war auch Welf, der Sohn des Markgrafen Azzo von Este anwesend. Welf war mit einer Tochter Ottos von Nordheim vermählt und trug sich jetzt mit dem Gedanken einer Scheidung, um das Herzogtum Baiern zu erlangen. Auf die Fürsprache Rudolfs von Schwaben wurde er auch damals mit Baiern belehnt, welches ja dem Otto aberkannt worden. Doch für diese Belehnung mußte Welf an den König eine große Summe Geld und einen Teil seiner Güter abtreten. Seine Gemahlin hatte er deren Vater Otto zurückgeschickt, obwohl er ihr früher wiederholt eidlich versichert, ihr treu zu bleiben. Nach der Erzählung der Zeitgenossen gelangte also Welf durch einen Eidbruch zum Herzogtume. Ob er freilich von den Großen des Landes als Herzog anerkannt werden würde, war eine andere Frage. Denn den bairischen Großen stand die Herzogswahl zu, der König hatte nur das Bestätigungsrecht. Das wußte Heinrich. Aber um den Baiern den neuen Herzog genehm zu machen, brach er selbst mit ihm nach Süden auf. Der Schutz Goslars wurde einigen sächsischen Fürsten anvertraut.

Vielleicht hatte Otto hiervon Kenntnis erhalten und um den König am Vordringen nach Baiern zu verhindern, befestigte er die Burg Hasungen am Habichtswalde. Sie sollte seinen Leuten als Zufluchtsort dienen, wenn er etwa geschlagen würde. Denn er war fest entschlossen, es jetzt mit dem Könige auf einen Entscheidungskampf ankommen zu lassen. Heinrich zog eilends größere

[1]) Selten tritt bei Lambert die unpassende geistliche Phrase in so grellen Gegensatz zu der Wirklichkeit wie bei der Charakteristik des Magnus (S. 83): „Is egregius adolescens boni et aequi in pace supra annos suos servantissimus et in bello audacia et virtute militari nulli secundus.“ Hierzu vgl. Verg. Aen. II, 427, XI, 441 und besonders Adam von Bremen III, 47 f. S. 129.

Streitkräfte an sich und scheint dem Otto entgegengezogen zu sein; beiderseits war man zu einer Hauptschlacht gerüstet. Doch dazu sollte es nicht kommen. Nämlich Graf Eberhard von Nellenburg, der Bruder Udos von Trier, der schon seit längerer Zeit zu den Ratgebern des Königs gehörte, soll sich ins Mittel gelegt haben.[1]) Er begab sich heimlich zu Otto und stellte ihm das Thörichte und Aussichtslose seines Unternehmens vor. Zugleich verbürgte er sich eidlich dafür, daß Otto Verzeihung für alles erhalten werde, wenn er die Fahne des Aufstandes niederlege und sich dem Könige ergebe. Was den Grafen hierzu veranlaßt hat, wissen wir nicht. Otto ging auf den Vorschlag ein und auch der König zeigte sich zur Versöhnung schnell bereit. Es wurde ein Friede abgeschlossen und dem Otto befohlen, sich zu Ostern in Köln dem Könige unter Bedingungen zu unterwerfen, die von seinen fürstlichen Standesgenossen vereinbart werden sollten. — Heinrich wandte sich darauf nach Baiern, um den neuen Herzog von den Großen anerkennen zu lassen. Zu Ostern erschien dann Otto in Köln, er scheint sich aber für seine Unterwerfung noch eine längere Frist erbeten zu haben, die ihm auch bis Pfingsten gewährt wurde. In Halberstadt war es, wo sich Otto zum Pfingstfeste 1071 mit seinen Mitschuldigen einstellte und vom Könige Verzeihung erhielt. Allerdings wurden die Aufrührer noch zu Haft verurteilt, aus welcher Otto zu Pfingsten 1072 befreit wurde. Damals erhielt er sein Allod zurück, mußte aber einen beträchtlichen Teil seiner Güter an den König und die Friedensvermittler abtreten. Seine Reichslehen dagegen waren und blieben verfallen. Wie man sieht, hatte hier das Königtum einen entschiedenen Sieg über die Fürstengewalt errungen, indes der Früchte seines Sieges konnte es sich nicht erfreuen, denn der Sieg gebar eine große Niederlage.

2. Die ersten Zerwürfnisse Heinrichs IV. mit den Sachsen.

Als sich Otto von Nordheim dem Könige unterwarf, hatte sich auch sein Verbündeter, der junge Magnus von Sachsen, gestellt. Er konnte jedoch nicht so günstige Bedingungen erwirken wie Otto. Noch im Jahre 1073 war er in Gefangenschaft, denn er weigerte sich standhaft, seinem Herzogtume und einem Teile des Allodes zu entsagen.[2]) Der Streit spitzte sich insofern zu einem mehr prinzipiellen zu, als Herzog Ordulf am 28. März 1072 starb und Magnus sein Erbe im Herzogtume und Allode war. Magnus konnte sich aber nicht entschließen, auf die Bedingungen, die ihm von der Krone gestellt wurden, einzugehen und das wurde nun in Sachsen dem Könige als Härte zur Last gelegt.

---

[1]) Delbrück, Ueber die Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld S. 27 f., leugnet Eberhards Versuch gänzlich ab.

[2]) Denn auch nur so können die Worte Lamberts 1073 S. 112, „et aliis quae sibi ex defunctis parentibus hereditario iure competebant," aufgefaßt werden. Die gewöhnliche Uebertreibung Lamberts, der sich in Rührszenen sehr gefällt, macht sich hier wieder in den Worten geltend S. 113, „in custodia et in vinculis exigendum etiamsi per omnes cruciatus et per omnia suppliciorum genera anima ponenda esset," denn von Fesseln oder gar von der Anwendung von Martern konnte bei Magnus als einem geborenen Fürsten gar keine Rede sein. Das sind lediglich Reminiszenzen aus dem antiken Strafverfahren.

Denn in Sachsen war man übler Stimmung gegen den König. Immer größer war die Pfalz in Goslar emporgewachsen und Heinrich IV. hatte das wirklich beinahe ausgeführt, was schon sein Vater beabsichtigte, nämlich Goslar und die benachbarte Harzburg zu einer festen Residenz zu erheben. Dadurch fühlten sich die Sachsen in ihren Rechten verletzt. Dazu hieß es im Lande, Heinrich habe einen Bund mit dem Dänenkönige Svend Estrithson geschlossen und ihm einen Teil des sächsischen Gebietes versprochen, wenn Svend mit ihm gegen Sachsen zu Felde ziehen wolle. Und in jenen Jahren entstanden am Harze und auf dem Thüringer Gebirge Burgen, die sich der König bauen ließ. Erst hatte man geglaubt, es gelte der Befestigung des Landes gegen die Liutizen, als aber auch im benachbarten Thüringen feste Schlösser aufgeführt wurden, da argwöhnte man in Sachsen allgemein, der König habe es darauf abgesehen, Sachsen zu unterwerfen und in Knechtschaft zu erhalten. Die Verbindung, die Heinrich wieder mit Adalbert geschlossen, mochte auch nicht dazu beitragen, daß er in Sachsen beliebt wurde. Und daß der König den sächsischen Herzog Magnus so lange in Haft hatte und ihm sein Herzogtum vorenthielt, mag ebenfalls viel böses Blut erzeugt haben. Um dieselbe Zeit warf Heinrich eine kleine Besatzung von königlichen Dienstmannen in die Hauptfeste des billungischen Geschlechtes, die Lüneburg, und damit schien wirklich der Anfang zu einer Knechtung Sachsens gemacht zu sein. In die neuen Burgen wurden gleichfalls königliche Dienstleute gelegt, die sich dann auf dem platten Lande wohl manche Ungehörigkeit zu schulden kommen ließen, so daß vielfache Klage in Sachsen und Thüringen entstand. Doch an eine systematische Beraubung und Ausplünderung des Volkes, wie sie Lambert erzählt, ist gewiß nicht zu denken, das mag nur in der erhitzten Phantasie des sächsischen Adels bestanden haben. Aber es vereinigten sich doch eine ganze Menge Umstände, die den König und seine Regierung in Sachsen verhaßt machten. Und so war es nur noch eine Frage der Zeit, wann der allgemeine Aufstand hier losbrechen werde.

Auch in Süddeutschland war Heinrich nichts weniger als beliebt. Die Fürsten wollten nichts von ihm wissen. Es ging das Gerede, Heinrich verachte die Mächtigen und wolle die Niedrigen groß und angesehen machen. Darin liegt entschieden etwas Wahres. Denn Heinrich IV. hat das alte Laienregiment Konrads II. wieder zur Geltung zu bringen versucht.[1]) Er wollte die königliche Gewalt ganz und voll wieder herstellen. Dabei aber mußte er in heftigen Zwiespalt mit der fürstlichen Macht kommen, die schon viel zu sehr erstarkt war, als daß der König wirklich hätte durchbringen können. So wurde er der Feind der Fürsten und der Freund derjenigen, die sich vor ihm beugten, d. h. derjenigen, die im Gefolge des jungen und kühnen Königs vielerlei zu gewinnen hofften. Es sammelte sich daher um Heinrich ein Schwarm junger Leute, die meist königliche Ministerialen wurden und das Gebot ihres thatendurstigen Herrn über alles setzten. Und daß dies meistens Schwaben waren, verdroß die Sachsen außerordentlich. In jenen Kreisen gab man jedenfalls nicht allzuviel auf Sitte und äußeren Anstand, und so wuchs überall im Reiche die üble Nachrede auf den

[1]) Siehe Nitzsch a. a. O. Bd. II, S. 69 f.

König, da er mit zu den Schuldigen gerechnet wurde. Hierdurch fühlten sich natürlich die Fürsten zurückgesetzt, da Heinrich auf ihren Rat nichts mehr gab, sondern sich ganz auf die Entschließungen seiner unmittelbaren Umgebung zu verlassen schien. Viele Fürsten kamen daher gar nicht mehr an den Hof. Vor allem blieben Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnten aus, obwohl sie öfters durch königlichen Befehl an den Hof berufen wurden.

Und in den nordwestlichen Gebieten des Reiches erhob sich damals ein tüchtiger Kriegsheld zu großem Ansehen. Das war Robert der Friese, ein jüngerer Sohn Balduins V. von Flandern. Robert hatte sich mit der Witwe des Grafen Dietrich von Holland vermählt und von seinem Vater ein bedeutendes Erbteil an Gebiet erhalten. Sein Bruder Balduin VI. hatte Richilde vom Hennegau zur Gemahlin und war der Nachfolger des Vaters in Flandern. Balduin VI. starb im Jahre 1070 und Robert scheint sich nun Hoffnung auf dessen Länder gemacht zu haben, trotzdem er zwei Söhne hinterlassen. Er fiel daher mit seinen Friesen in Flandern ein und machte auch große Fortschritte, da ihm einige wichtige Städte als Verbündete zufielen. Richilde verband sich schließlich mit König Philipp I. von Frankreich, die entscheidende Schlacht bei Cassel, in der Nähe von Ypern, fiel jedoch zu Gunsten Roberts aus; Arnulf, der zweite Sohn Balduins VI., wurde erschlagen. Richilde wandte sich darauf an den deutschen König und erhielt auch Hülfe. Herzog Gottfried von Niederlothringen sollte gegen Robert ausziehen. Doch dieser war inzwischen der Schwiegersohn des französischen Königs geworden und hatte Flandern von ihm zu Lehen erhalten. So vermied es der Herzog, sich mit Robert in einen Kampf um Flandern einzulassen; er griff seine friesischen Besitzungen an und blieb hier auch im Vorteile. Schließlich kam es im Jahre 1072 zu einer Verständigung, in welcher Robert allerdings Flandern behauptete, während Balduins VI. gleichnamiger Sohn den Hennegau erhielt.

In jener Zeit waren auch wieder zwischen Polen und Böhmen Streitigkeiten ausgebrochen, trotzdem die Herzöge beider Länder noch vor wenig Jahren durch Verschwägerung Verwandte geworden waren. Für den Herbst 1071 wurden beide zu einem Hoftage nach Meißen vorgeladen und ihnen dort vom Könige befohlen, Frieden innerhalb ihrer Grenzen zu halten; wer den anderen mit Krieg überziehe und in sein Land einfalle, solle die ganze Schwere seiner königlichen Strafe fühlen. Lange aber hat der Friede nicht gedauert.

Im nächsten Frühjahr starb Heinrichs beständiger Freund und Berater, der betagte Erzbischof Adalbert von Bremen. Durch langes Siechtum war er völlig entkräftet worden, ein wahres Wunder, daß er sein Leben noch so lange hatte fristen können. Die unablässige Arbeit und der verzehrende Ehrgeiz hatten ihm sein Ende bereitet. Mit ihm sanken seine hochfliegenden Pläne ins Grab. Und nicht lange darauf soll der König durch den Willen der Fürsten und des Volkes gezwungen worden sein, Anno zum Nachfolger Adalberts zu machen, d. h. ihm dieselbe einflußreiche Stellung zu verstatten, die Adalbert innegehabt. Denn allerlei Bedrückungen und Ungerechtigkeiten seien unter Adalbert vorgekommen, Anno erscheine als der einzige Mann, der hier Abhülfe schaffen könne. So kam es, daß Anno wieder an den Hof ging. Aber jedenfalls verhielt es

sich mit ihm ebenso wie mit Adalbert. Die Stellung, die er vordem eingenommen, erlangte er nicht wieder, und die Schilderung, welche Lambert von der nunmehrigen Thätigkeit des Erzbischofes gibt, erscheint durchaus übertrieben.[1]) Unter der Vermittelung Annos und Siegfrieds von Mainz, ganz besonders aber auf die Veranlassung der Kaiserin Agnes kam im Juli 1072 eine Versöhnung Rudolfs von Schwaben mit dem Könige zustande, indem sich Rudolf von dem Verdachte reinigte, einen Aufstand gegen Heinrich erregen zu wollen. — Immer noch lastete aber des Königs Zorn auf Magnus von Sachsen, dem Sohne Ordulfs. Heinrich konnte sich nicht entschließen, Magnus aus seiner Haft zu entlassen. Da versuchte jetzt Otto von Nordheim, für seinen einstigen Verbündeten die Gnade des Königs anzugehen. Er erbot sich und seinen ganzen Besitz als Bürgschaft für die Treue des Magnus zu stellen, wenn der König diesem Verzeihung angedeihen ließe. Doch Heinrich ging auch hierauf nicht ein[2]) und der Herzog blieb in seiner Haft. Und das hat die Sachsen zum äußersten Haß gegen den König aufgestachelt, sie glaubten allgemein, er wolle das Herzogtum in Sachsen überhaupt abschaffen und sich das ganze Land unterthan machen; das Volk ward in dieser Meinung von den Fürsten bestärkt.

So ging das Jahr 1072 unter fortwährenden Unruhen vorüber. Nirgends waltete ein rechter Frieden, überall hatte sich der König Feinde gemacht. Die Großen des Reiches, sowie ganze Stämme — Sachsen und Thüringer — waren im hohen Grade über die königliche Herrschaft erbittert, und schon waren die Sachsen entschlossen, sich zum Widerstande zu waffnen. Und aufs neue brachen Mißhelligkeiten zwischen Heinrich und den süddeutschen Herzögen aus. Wieder sprach man von einem Aufstande, der im Süden des Reiches geplant wurde und sich gegen den König richten solle. Da zögerte Heinrich nicht länger und zu Weihnachten 1072 entsetzte er ohne förmliches Gerichtsverfahren den Berthold von Kärnten seines Herzogtumes. Anno von Köln mochte ahnen, welchen Gefahren der Staat in so aufgeregten Zeiten entgegengehen müsse. Er bat den König, ihn aus seiner Stellung am Hofe zu entlassen, da er für die schwierigen Geschäfte der Regierung nun zu alt geworden sei. Heinrich ging darauf ein und so schied Anno für immer von dem Schauplatze, wo er einst so viel zu bedeuten gehabt. Doch gab er damit keineswegs seinen Anteil an der großen Politik gänzlich auf. — Der König suchte sich nach dem Rücktritte Annos sofort an Siegfried von Mainz anzulehnen, und um ihn zu gewinnen, sprach er ihm auf einer Synode zu Erfurt von neuem den Zehnten in Thüringen zu. Die Aebte von Fulda und Hersfeld, die große Besitzungen in Thüringen hatten, wurden durch einen Vergleich abgefunden und Heinrich selbst soll hier den Thüringern wie den beiden Aebten die Appellation an den päpstlichen Stuhl wegen des Zehnten bei Todesstrafe verboten haben. So erzählt wenigstens Lambert, glaubwürdig ist das allerdings nicht.

---

[1]) 1072 S. 100 f. In den königlichen Urkunden erschien Anno auch nur noch ganz vereinzelt als Intervenient, s. Lindner, Anno S. 115 f.

[2]) Die Antwort des Königs bei Lambert (1073 S. 113) auf Ottos Anerbieten ist viel zu schroff und entspricht kaum der Wahrheit, da ja Otto wirkliche Verzeihung von Heinrich erhalten hatte.

Darauf begab sich Heinrich nach Eichstedt, wo er mit den Herzögen Rudolf und Berthold zusammentraf und sich mit ihnen aussöhnte; Berthold erhielt hier wahrscheinlich sein Herzogtum zurück. Zu Pfingsten 1073 war ein Reichstag nach Augsburg berufen. Dort wurde über einen Feldzug gegen Boleslav von Polen beraten, da der Pole trotz der Meißener Verhandlungen des Jahres 1071 in das Gebiet des Böhmenherzoges eingefallen war und es verwüstet hatte. Die Partei aber, welche dem Könige feindlich war, sprengte damals das unsinnige Gerücht aus, Heinrich nehme den Zug gegen Polen nur zum Vorwande, um ein großes Heer zu erhalten und mit diesem sofort gegen Sachsen zu ziehen. Sachsen solle erobert und unterjocht, die Bewohner des Landes vertrieben und an ihrer Stelle Leute aus Schwaben angesiedelt werden, die des Königs Lieblinge seien. Dergleichen Beschuldigungen gegen den König wurden in Sachsen insgeheim verbreitet und dadurch der Haß des Volkes künstlich genährt. Allerdings ließen sich die königlichen Dienstmannen in den neuen Burgen vielfache Ausschreitungen gegen das Volk zu schulden kommen und die Klagen gegen Heinrich und seine Leute nahmen überhand. Nun kam die Kunde von den Rüstungen; dadurch wurde Sachsen in die größte Aufregung versetzt. Am 22. August sollten sich die deutschen Aufgebote zusammenfinden. Auch die Sachsen sollten jetzt Heeresfolge leisten. Da kam aber der bis dahin schlecht verhehlte Grimm dieses Stammes gegen den König zum Ausbruche und zwar in einer Weise, daß der Bestand des Reiches dadurch in Frage gestellt wurde.

3. Der sächsische Aufstand des Jahres 1073.

Als sich Heinrich Ende Juni 1073 in Goslar aufhielt, kam eine Anzahl sächsischer Fürsten zu ihm, um ihn zu bitten, er möge sie von der Heerfahrt gegen Polen befreien. Denn Tag und Nacht müßten sie gegen die Liutizen zu Felde liegen und ohne Unterlaß gegen diesen gefährlichen Feind auf ihrer Hut sein. Außerdem verlangten sie die Abstellung einer Menge Beschwerden, die sich gegen die Person Heinrichs richteten. Lange dauerte es, bis die Sachsen überhaupt vorgelassen wurden und auch dann erhielten sie keineswegs einen befriedigenden Bescheid.[1]) Und diese Behandlung empfand man in ganz Sachsen als Schmach, eine weitverzweigte Verschwörung begann sich gegen den König zu erheben. Die Hauptfeinde Heinrichs waren Hermann, der Bruder des verstorbenen Ordulf von Sachsen, Bischof Burchard von Halberstadt und Otto von Nordheim; den letzteren scheint das Mißlingen seiner angetragenen Bürgschaft für Magnus gegen den König überaus erbittert zu haben. Als man aber dann in Sachsen erfuhr, wie der König den Fürsten in Goslar begegnet sei, da schlugen sich fast die gesamten Bischöfe des Landes, Wezel von Magdeburg an der Spitze, die drei sächsischen Markgrafen und eine große Anzahl Grafen und Herren auf die Seite der Un=

---

[1]) Ich folge hier den Annal. Altahenses 1073 S. 99, deren Bericht sich jedenfalls auf dieselbe Sache bezieht, welche Lambert S. 114 f. und Bruno c. 23 beschreiben. Man beachte die Steigerung bei Bruno „tota dies illa — exivit“, während Altahenses sagen: „Qui post aliquot dies vix intromissi ad regis praesentiam.“ Durch Brunos Erzählung klingt lediglich Haß und Verachtung gegen den König hindurch.

zufriedenen. Nur Liemar, der neue Erzbischof von Bremen, sowie die Bischöfe von Osnabrück und Zeiz blieben dem Könige treu. Bald darauf scharten sich die Aufständischen mit ihren Mannen bei Eisleben zusammen, um sich über die zu ergreifenden Maßregeln zu beraten. Otto von Nordheim als der gewandteste Redner setzte der Versammlung die Klagepunkte auseinander und wußte durch seine Darstellung die Sachsen zum höchsten Zorn zu entflammen. Als die Fürsten dann einzeln ihre Beschwerden vorgetragen hatten, soll man sich Mann gegen Mann durch schweren Eid zur Rache für die erlittene Unbill verpflichtet haben. Dann zog die tobende Menge — Lambert spricht mit gewohnter Uebertreibung von 60000 Mann — vor die Harzburg, in deren Schutz sich Heinrich begeben hatte. Zu seinen wenigen Anhängern hatte sich dort Herzog Berthold von Kärnten gesellt. Als die Sachsen vor der Harzburg anlangten, schickte der König Boten an sie mit der Weisung, sie sollten sofort die Waffen niederlegen. Hätten sie Beschwerden gegen seine Person vorzubringen, so sollten diese auf einem Reichstage durch die gesamten Fürsten entschieden werden. Darauf sollen die Sachsen geantwortet haben, sie würden dem Könige treu und ergeben sein, wenn er seine neuen Burgen schleifen ließe. Hierauf ging natürlich Heinrich nicht ein, da er aber das Gefahrvolle seiner Lage erkannte, so beschloß er, die Harzburg heimlich zu verlassen, um nicht länger unter dem Drucke der aufgeregten Menge stehen zu müssen.

In der Nacht vom 8. zum 9. August wurde die Flucht ins Werk gesetzt. Durch die dichten Wälder, die sich südlich der Harzburg nach Thüringen und Hessen hin erstrecken, entkam Heinrich glücklich nach Hersfeld, doch wahrscheinlich ohne die vielfachen Mühseligkeiten, die Lambert jener Flucht angedichtet hat. Als die Sachsen hiervon Kunde erhalten hatten, suchten sie sofort die Thüringer als Verbündete zu gewinnen und das scheint ihnen auch völlig gelungen zu sein. Während Heinrich in Hersfeld war, kamen einige Fürsten zu ihm, und außerdem beschied er den Herzog Rudolf zu sich, der mit den süd- und westdeutschen Aufgeboten bei Mainz stand. Der König bat die Fürsten inständig,[1]) ihm treu zu bleiben und nicht am Aufstande teilzunehmen. Endlich erhielt er die Zusage, daß sie ihre Rüstungen verstärken und sich am 5. Oktober bei dem hersfeldischen Gute Breitenbach von neuem einfinden würden. Freilich mußte Heinrich hierfür den gefangenen Magnus freigeben. Schon vorher hatte Hermann, der Oheim des Magnus, die Lüneburg erobert und dem Könige melden lassen, falls er Magnus freigebe, wolle er der königlichen Besatzung freien Abzug aus der Burg gewähren. Doch erst jetzt wurde Magnus frei.

Heinrich schrieb auch damals einen sehr demütigen Brief an den Papst, worin er um dessen Rat und Beistand bat und dafür der römischen Kirche vollständigen Gehorsam und Besserung versprach. Dann begab er sich in die Rhein-

---

[1]) Lamberts Worte S. 121 „pedibus eorum provolutus“ scheinen ebenso übertrieben zu sein wie S. 128 „Principes Saxoniae principum qui a rege venerant pedibus provoluti“. Weber hier noch dort lag ein Grund zu einem Fußfalle vor, und Lambert scheint den Ausdruck als gleichbedeutend mit „intente“ zu gebrauchen; vgl. hierzu auch S. 133, wo der König in Oppenheim angeblich noch einen Fußfall thut.

gegenden, um sich hier durch Geschenke und allerlei Spenden die Herren geneigt zu erhalten. Auch bei den Thüringern hatte er es versucht. Doch seine Gesandten waren hier sehr unfreundlich aufgenommen worden und jede Gemeinschaft mit den königlichen Waffen hatte man abgelehnt. Vielmehr zog man sofort aus, um die königlichen Burgen anzugreifen. Die Haimburg bei Blankenburg ergab sich sogleich, dann belagerte man die Hasenburg bei Nordhausen. Da wandte sich der König, um nicht selbst mit den Sachsen unterhandeln zu müssen, an die Erzbischöfe von Mainz und Köln. Siegfried und Anno nahmen sich auch seiner an und luden die sächsischen Fürsten für den 24. August nach Corvey ein. Anno blieb zwar hier aus, schickte aber Gesandte mit großen Vollmachten. So verhandelte Siegfried allein. Nach längerem Streite kam man überein, eine allgemeine Fürstenversammlung für den 20. Oktober nach Gerstungen zu berufen. Hier wollten die Sachsen ihre Beschwerden vorbringen und die Fürsten sollten darüber zu Gericht sitzen. Zur gegenseitigen Sicherheit wurden je zwölf Geiseln von seiten der Königlichen und der Sachsen ausbedungen. Die Geiseln wurden allerdings nicht gestellt, denn eine solche Verpflichtung wäre entschieden unköniglich gewesen; Anno und Siegfried brachten es durch ihr Ansehen dahin, daß die Sachsen mit ihrer persönlichen Bürgschaft zufrieden waren und dem Könige jene Bedingung erließen.

Daß Heinrich damals die Liutizen zum Kriege gegen die Sachsen zu gewinnen suchte und andererseits die Sachsen sich bemühten, die Liutizen als Verbündete gegen den König zu gewinnen, ist nicht recht glaublich. Jedenfalls aber brach damals ein innerer Krieg bei den Liutizen aus und im Gerede des Volkes mag die Feindschaft der Sachsen mit dem Könige als Grund zu diesem Kriege angegeben worden sein. Lambert erzählt dies dann als feststehende Thatsache. Auch der Dänenkönig Svend soll damals mit seiner Flotte in einen sächsischen Fluß eingelaufen, jedoch durch seine eigenen Leute von einem Angriffe auf Sachsen zurückgehalten worden sein, was auch nicht recht wahrscheinlich klingt. Zunächst glückte es keiner von beiden Parteien, auswärtige Mächte in den beginnenden Kampf hineinzuziehen. — Als der Tag von Gerstungen kam, war zwar Heinrich nicht erschienen, aber er hatte eine Anzahl Fürsten, darunter die Erzbischöfe von Mainz und Köln und die Herzöge von Niederlothringen, Schwaben und Kärnten als Gesandte geschickt, die mit den Sachsen verhandeln sollten. Es gelang den königlichen Bevollmächtigten, einen Vergleich mit den Sachsen einzugehen. Nämlich die Sachsen sollten am nächsten Weihnachtsfeste in Köln dem Könige volle Genugthuung geben, wogegen der König ihnen freies Geleit und Straflosigkeit zusicherte. Heinrich wartete inzwischen zu Würzburg den Erfolg seiner Gesandtschaft ab. Er ging sofort auf den Gerstunger Vertrag ein und war zur Erfüllung desselben bereit. Die Sachsen aber scheinen ihr gegebenes Versprechen, sich unterwerfen zu wollen, sehr schnell bereut zu haben. Denn es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß sie einen Mann aus des Königs nächster Umgebung, namens Regenger, bestochen haben, um abscheuliche Lügen über den König auszusagen. Regenger gab nämlich an, daß er und andere Leute in Würzburg von Heinrich gedungen worden seien, Rudolf und Berthold und die anderen versammelten Fürsten zu ermorden; er allein habe dem Könige

widerstanden. Dadurch sollten augenscheinlich die Herzöge in tödlicher Feindschaft gegen den König entbrennen. Das gelang auch. Die Herzöge schickten zu Heinrich und ließen ihm melden, wofern er sich von diesem furchtbaren Verdachte nicht reinigen könne, hielten sie sich der Treue, die sie ihm geschworen, für entbunden. Heinrich ergrimmte hierüber aufs höchste, in seinem Zorne war er sogar bereit, sich mit Rudolf im Zweikampfe zu messen. Jetzt schien allerdings der Boden unter ihm zusammenzubrechen und sein Königtum zu wanken. Aber Heinrich blieb fest und verlor den Mut nicht. Sofort machte er sich nach Mainz auf, um einem Gewaltakte zuvorzukommen, der dort gegen ihn geplant zu werden schien. Denn die Sachsen hatten jetzt den Erzbischof Siegfried veranlaßt, die Fürsten des Reiches nach Mainz einzuladen, um über die Sache des Königs und der Sachsen Beschluß zu fassen. Auf dem Wege nach Mainz begriffen wurde Heinrich von den Bürgern der Stadt Worms aufs freundlichste aufgenommen, ihm die unwandelbare Treue der Stadt versichert und thatkräftige Hülfe in Aussicht gestellt. Der beste Beweis ihrer Aufrichtigkeit war der, daß sie vorher ihren Bischof aus der Stadt gejagt, der dem Könige den Einzug weigern wollte. Es ist dies das erste Beispiel in unserer Geschichte, daß der deutsche Bürger seinem Könige die Treue besser zu bewahren wußte, als Adel und Klerus, des Königs eigene Vasallen. — Die Nachricht von der baldigen Ankunft des Königs vereitelte dann die Mainzer Versammlung, indem es die meisten Fürsten nicht gewagt haben sollen, sich nach Mainz zu begeben. Sie wurden darauf von Heinrich zu einer Besprechung nach Oppenheim eingeladen. Hier verlangte man von ihm, daß Udalrich von Godesheim, der sich schon früher dazu erboten, ein Gottesurteil mit jenem Regenger abhalten sollte. Denn König Heinrich müsse sich von dem schrecklichen Verdachte reinigen, der durch Regengers Aussagen auf ihn gefallen. Dazu kam es aber gar nicht. Regenger starb nämlich noch vor dem Gottesurteil in einem Anfalle von Wahnsinn. Und das wurde allgemein zu Gunsten des Königs gedeutet.

Unterdes nahm die Belagerung der königlichen Burgen ihren Fortgang. Um nun die Sachsen zum Aufgeben der Feindseligkeiten zu veranlassen, bat Heinrich die Erzbischöfe Siegfried und Anno, sie möchten von neuem mit den Sachsen verhandeln, damit die Besatzungen der Burgen wenigstens einen Waffenstillstand erhielten. Am 7. Januar 1074 erfolgte auch die Zusammenkunft beider Erzbischöfe mit den Aufständischen. Aber die Sachsen ließen sich nichts abgewinnen, sondern beschlossen, mit den anderen Fürsten im Februar in Fritzlar zusammenzukommen. Dort sollte über die Verhältnisse des Reiches beraten werden. Und sie ließen auch den König auffordern, sich in Fritzlar einzustellen.[1]) Jetzt sah Heinrich ein, daß längeres Zögern für ihn nur verderblich ausschlagen könne, und deswegen entschloß er sich, es mit den Sachsen im Felde zu versuchen. Sofort erließ er ein allgemeines Aufgebot. Doch die meisten Fürsten

[1]) Es ist möglich, daß man damals schon an eine Neuwahl gedacht hat, doch wahrscheinlich ist der Bericht Lamberts S. 137 nicht. Denn die Sachsen hatten als einziger Stamm keineswegs das Recht, einen Tag zur Königswahl nach Fritzlar auszuschreiben und können sich kaum großen Erfolg davon versprochen haben.

versagten den Zuzug, da es sich um einen Bürgerkrieg handle. Dennoch zog Heinrich mit den Seinen durch Franken und Hessen zur thüringischen Grenze, wo ein sächsisches Heer stand. Da es Winterszeit war und die Sachsen sich in der Ueberzahl befanden, so betrat Heinrich noch einmal den Weg der Verhandlung. Die Sachsen stellten die alten Bedingungen, Niederreißung der königlichen Burgen und Wiedereinsetzung eines jeden in den ihm zukommenden Besitz, außerdem die Straflosigkeit für die Teilnehmer des Aufstandes und die Wiederbelehnung Ottos von Nordheim mit Baiern. Erst wollte Heinrich auf diese harten Bedingungen nicht eingehen und lieber eine Schlacht wagen. Auch die sächsischen Bauern versuchten ihre Herren noch zur Schlacht umzustimmen. Als aber der umwohnende Adel, den der König aufgeboten, nicht zum Kampfe auszog, da wurde Heinrich zum Frieden geneigt. Fünfzehn Bischöfe und die weltlichen Fürsten, die sich im königlichen Heere befanden, vermittelten den Frieden unter der Bedingung, wie wenigstens Lambert erzählt, daß der König als Meineidiger der Krone verlustig gehen solle, wenn er den Frieden bräche. Dieses Abkommen wurde am 2. Februar 1074 in Gerstungen geschlossen. Freilich von langer Dauer konnte der Friede nicht sein, da es weder der König noch das sächsische Landvolk aufrichtig damit meinte. Um Aufschiebung und Abänderung der Bedingungen zu erhalten, schlug daher Heinrich den sächsischen Fürsten vor, am 10. März sich in Goslar einzufinden, um über die Ausführung der Bedingungen zum allgemeinen Nutzen des Reiches zu beraten. Die Fürsten stellten sich auch ein, aber das Landvolk erblickte hierin nur eine List und verlangte daher jetzt ungesäumt die Niederreißung der Burgen. Die Leute ergriffen die Waffen und rückten vor die Pfalz in Goslar, um den König zur Ausführung der Bedingungen zu zwingen. Endlich gab Heinrich nach, machte aber noch die Forderung geltend, daß auch diejenigen Burgen geschleift werden sollten, welche während seiner Regierung von den Sachsen und Thüringern gebaut worden waren. Darauf ging man ein und sofort wurden nun die verhaßten Burgen zerstört und niedergebrannt. Von der herrlichen Harzburg wurden nur die festen Mauern eingerissen, die übrigen Gebäude blieben alle unversehrt stehen. Heinrich selbst ging damals nach Worms, um nicht Zeuge der Zerstörung zu sein. Hier aber — er befand sich kaum in den Mauern dieser treuen Stadt — ward ihm eine Nachricht zu teil, die ihn im Innersten empören mußte.

Die der Harzburg benachbarten Bauernschaften hatten sich nämlich aufgemacht und waren gegen die Burg gezogen. Sie war ihnen zu sehr verhaßt, als daß sie ihr Bestehen noch länger geduldet hätten, auch nachdem die Befestigungen gefallen. Alles war zerstört worden, die Kirche verbrannt und beraubt und selbst die Gebeine von Heinrichs Bruder und seinem eigenen, im zartesten Alter gestorbenen Sohne, die dort beerdigt lagen, herausgerissen und umhergestreut. Einen solchen Frevel konnte der König den Sachsen nie vergeben. Und die sächsischen Fürsten ordneten auch sofort eine Gesandtschaft an Heinrich ab, als sie von der greulichen Unthat gehört hatten; sie beteuerten ihre Unschuld. Aber Heinrich wollte nichts davon wissen. Und da er weder auf gesetzlichem Wege noch auch mit Gewalt gegen die Uebelthäter etwas ausrichten zu können glaubte,

so verfiel er auf einen ganz ungewöhnlichen Ausweg, der vom Verfalle der Königsgewalt deutlich zeugt. Er schickte nämlich an den Papst, um denselben zum Einschreiten gegen die Kirchenräuber zu bewegen. Bevor wir jedoch über diesen Schritt etwas weiteres hören, müssen wir uns in Kürze vergegenwärtigen, was sich inzwischen für hochwichtige Neuerungen zu Rom vollzogen hatten.

4. Hildebrand als Papst Gregor VII.

Die Macht des deutschen Königs über Italien war im Sinken begriffen. Der königliche Papst Cadalus hatte vor Hildebrand und Alexander weichen müssen und war nicht wieder zu irgendwelchem Ansehen gelangt. Und die Pataria in Mailand war mächtig gewachsen, sie hatte sich auch über andere Städte Italiens verbreitet und mit Rom das engste Bündnis geschlossen. Die Reformideen Hildebrands und des Petrus Damiani drangen immer mehr durch und raubten der deutschen Oberherrlichkeit über Italien fast allen Boden. Immer gewaltiger trat nun Hildebrand als der Verfechter von der Allmacht der Kirche in den Vordergrund der Dinge. Abschaffung der Simonie und der Laieninvestitur, sowie Durchführung des Cölibates, das waren seine vornehmsten Ziele, die er unbeirrt verfolgte. Freilich er gebot dabei über mächtige Bundesgenossen. Das niedere Volk in Oberitalien hatte sich ihm angeschlossen, die Markgräfin Beatrix und noch mehr ihre Tochter Mathilde, die Erbin des großen tuscischen Besitzes, waren ihm völlig ergeben, und im Süden der Halbinsel waren die Normannenstaaten durch Lehenseid an die römische Kirche enggefesselt. Und der gewaltige Robert Guiscard war vom Papste zum Herzog über Kalabrien, Apulien und Sizilien ernannt worden. Schnell hatte er sich des ganzen Südens von Italien bemächtigt und schickte nun seinen Bruder Roger zur Unterwerfung der großen Insel ab. Messina wurde erobert, die Araber von Robert selbst geschlagen und normännische Befestigungen auf der Insel angelegt. Freilich erst im Jahre 1072 gelang es, nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, die Hauptstadt Palermo einzunehmen. Damit war die Eroberung der Insel in der Hauptsache beendet, Roberts Bruder Roger erhielt sie als Lehen.[1])

Mit dieser großartigen Stellung der Normannenfürsten wuchs auch die Macht der römischen Kirche. Waren doch die normännischen Eroberungszüge mittelbar auch gegen den Islam gerichtet, und jede Erweiterung des christlichen Bodens kam jetzt Rom zu gute. Denn Hildebrand ließ sich auch nicht den geringsten Vorteil entgehen, wie wir schon früher bei der Eroberung Englands durch den Normannenherzog Wilhelm sahen, wo sich die Kurie dem Wilhelm verbündete und sein Königtum durch die Krönung nachträglich sanktionierte.

[1]) Es erscheint uns als ein wahres Wunder, wie die Handvoll normännischer Ritter — es waren fast nie mehr als einige Hundert — nach und nach die großen Staaten erobert haben, zumal sie es hier mit den tapferen Arabern zu thun hatten. Einigermaßen wird der Erfolg dadurch erklärlich, daß die Hauptbewohner Siziliens ja Christen waren und die Araber nur die herrschende Klasse bildeten. Und die Christen haben den Normannen allerlei Vorschub geleistet, um von der Herrschaft der Ungläubigen befreit zu werden.

Schon war es Hildebrand gelungen, fast alle Reiche des Abendlandes, die instinktive Feinde des deutschen Reiches sein mußten, an sich zu ziehen und mit Gewalt oder durch Ueberredung einen Bund mit ihnen herzustellen. So war Deutschland beinahe vereinzelt und zerfleischte sich eben in einem heftigen und langaussehenden Bürgerkriege, als in Rom Ereignisse von der größten Tragweite vorfielen.

Am 21. April 1073 starb Papst Alexander II. und schon am folgenden Tage erfolgte eine gänzlich ungesetzmäßige Neuwahl, die vom Volke und nicht, wie es im Dekrete Nikolaus' II. vorgeschrieben wurde, von den Kardinalbischöfen ausging. Nämlich ohne daß man die Zustimmung des deutschen Königs abwartete, wurde Hildebrand von dem aufgeregten römischen Volke unter nachträglicher Einwilligung der Kardinäle zum Papste ausgerufen und in der Kirche St. Peter ad Vincula als Gregor VII. inthronisiert. Nicht glaublich ist es, daß diese Vorgänge unter nachdrücklichem Widerstreben Hildebrands von statten gingen. Aber auch das Gegenteil ist abzuweisen, daß Hildebrand unter Anwendung von gröblicher Simonie und durch Waffengewalt auf den Stuhl Petri gelangt ist; das alles ist spätere Erfindung und hat nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen. [1])

Zweifelhaft war jetzt, wie sich der König zu dieser ungesetzmäßigen Wahl stellen werde. Was wir hierüber wissen, entspricht ganz jener stürmischen und neuschaffenden Zeit. Wahrscheinlich hat weder der Papst um seine Bestätigung durch den König nachgesucht noch auch Heinrich die Bestätigung wirklich formell gegeben, eine ganz ungewöhnliche Art und Weise, die Wahl stillschweigend anzuerkennen. [2]) Die Beschlüsse der Synode von Sutri aus dem Jahre 1046 waren dadurch illusorisch geworden. Eine Anzeige von der geschehenen Wahl hat der König natürlich erhalten, aber trotzdem sich die deutschen Bischöfe durch den Pontifikat Hildebrands in ihrer Selbständigkeit bedroht sahen und Einspruch erhoben, hat Heinrich die Wahl doch nicht beanstandet. Die beginnende Erhebung der Sachsen beschäftigte ihn damals wohl vollauf und so wollte er wenigstens von Rom aus Ruhe haben. — Sofort ist dann der neue Papst daran gegangen, die Rechte und den Besitz der römischen Kirche dadurch sicher zu stellen, daß er zahlreiche Mannen aus dem römischen Adel und der Umgegend warb. Mit Richard von Capua blieb das gute Einvernehmen der früheren Zeit, er leistete den Lehenseid. Dagegen trat eine Entzweiung mit Robert Guiscard ein, der sich nicht dazu verstehen wollte, sich dem Papste unterzuordnen und ihm entgegenzukommen. Die Belehnung Roberts und sein Lehenseid an die römische Kirche sind daher unterblieben.

Es kam dann jener demütige Brief Heinrichs an den Papst, von dem wir schon oben sprachen. Damit schienen alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, indem sich Heinrich als getreuen Sohn der Kirche bekannte und von ernstlicher Besserung redete. Gregor mochte glauben, daß ein König, der solches an ihn schrieb, sich leicht dahin bringen lassen werde, wohin es ihm beliebe.

---

[1]) Siehe Giesebrecht a. a. O. III, 240. Ranke, Weltgeschichte VII, 261 f.

[2]) Siehe Floto a. a. O. II, 5 ff. und Anm., sowie Giesebrecht a. a. O. III, 1121.

Doch wir wissen, daß Heinrich nur aus Not jenen Brief geschrieben. Erst im Frühjahre 1074 schickte Gregor eine Gesandtschaft nach Deutschland, um alle Verhältnisse zu ordnen und gleichzeitig den König für die Durchführung der römischen Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe zu gewinnen. Heinrich zeigte sich auch bereit, dem Papste zu willfahren, aber die deutschen Bischöfe erklärten sich mit der Forderung der Legaten nach einem deutschen Nationalkonzil unter ihrem Vorsitze nicht einverstanden. Sie hatten wohl die gegründete Besorgnis, die Legaten möchten hauptsächlich gegen die Simonie auftreten. Und dergleichen Untersuchungen hatten sie zu scheuen. Erzbischof Liemar von Bremen soll damals den Einwand erhoben haben, die Berufung eines Konziles komme nicht römischen Legaten, sondern dem Erzbischofe von Mainz als des Reiches Primas zu. So unterblieb die Synode, trotzdem der König den Zusammentritt einer solchen zu billigen schien.

Darauf forderte der Papst diejenigen Bischöfe, die der Simonie dringend verdächtig waren, für die nächste Fastensynode 1075 nach Rom. Freilich auch diesem Befehle wurde keine Folge geleistet. Und wie man überhaupt im Reiche den Neuerungen Gregors begegnete, zeigte sich recht deutlich bei einer Provinzialsynode, die Siegfried von Mainz im Oktober 1074 zu Erfurt abhielt. Der Erzbischof forderte hier nämlich für seinen Sprengel die Durchführung des Cölibates, wohl um sich dem Papste gefällig zu zeigen. Da erhob sich aber ein solcher Sturm in der Versammlung, daß die Verhandlungen sofort gestört waren. Ein Teil der Anwesenden räumte das Feld und es wurde sogar der Ruf laut, man solle den Erzbischof totschlagen, der es wage, mit solchen Anträgen zu kommen. Und der Haß gegen Siegfried steigerte sich noch, als dieser nach der Beruhigung der Gemüter von neuem mit der Zahlung des Zehnten hervortrat. Denn die Synode war von Geistlichen und Laien zugleich besucht. Es kam in der Kirche selbst zu einem Aufruhr und nur mit genauer Not soll Siegfried den Angriffen seiner Gegner entgangen sein; das Eingreifen der erzbischöflichen Vasallen rettete ihn vor Vergewaltigung. Jedenfalls hatte der Papst wenig Aussicht auf große Erfolge.

Doch Gregor VII. ließ sich keineswegs irre machen. Noch glaubte er fest daran, daß er für seine Reformen an Heinrich IV. einen Bundesgenossen habe. Daher belegte er die meisten der Bischöfe, die sich zur Fastensynode nicht eingefunden hatten, mit Suspension und Exkommunikation. Zugleich aber that er einen Schritt, der sich hauptsächlich gegen die Gewalt richtete, die der König in Deutschland und Italien über die Kirche besaß. Nämlich die Investitur der Bischöfe durch Laien, also durch den König, wurde für unkanonisch erklärt. Dadurch sollte jener früher erwähnten Schrift des Kardinales Humbert praktische Bedeutung verliehen und der Rückhalt, den die Kirche des Reiches bisher an dem Könige und umgekehrt hatte, vernichtet werden. Allerdings wagte Gregor damals noch nicht, diese Erklärung in die Synodalakten aufzunehmen und also zu veröffentlichen. Er schickte vielmehr Gesandte an Heinrich, um ihn aufzufordern, sich über die Ausführung der Bestimmung betreffs der Investitur mit der Kurie in unmittelbares Einvernehmen zu setzen. Gregor wünschte, daß ihm der König auf halbem Wege entgegenkomme. Die vorläufige Heimlichhaltung

des Verbotes der Laieninvestitur läßt darauf schließen, daß der Papst den König merken lassen wollte, wie gewaltig er in seine früheren Rechte eingreifen könne, wenn sich Heinrich ihm gegenüber nicht in anderen Punkten gefällig zeige. Es war also damals nicht viel mehr als eine Drohung, die den König zur Nachgiebigkeit bezüglich des Verbotes der Simonie und der Priesterehe stimmen sollte. Doch Gregor hatte sich in König Heinrich getäuscht. Heinrich hätte kein Salier sein müssen, um nicht über seinen Rechten ängstlich zu wachen und dieselben gegen jedermann zu verfechten. Einen leichten Sieg wenigstens konnte der Papst bei diesem Herrscher nicht erringen.

5. Das Reich in den Jahren 1074 und 1075.

Trotzdem sich das Verhältnis zwischen König und Papst im Anfange recht gut anließ, erfolgte doch von seiten Gregors keine besondere Bestrafung der kirchenschänderischen Sachsen. Der Papst wollte wohl abwarten, was sich aus Heinrichs Streite mit diesem Stamme noch entwickeln werde. So schwand der Rückhalt immer mehr, den Heinrich an der römischen Kirche zu haben glaubte; seine eigene Macht mußte demgemäß gleichfalls abnehmen.

Das zeigte sich besonders bei dem Ungarnfeldzuge des Jahres 1074. Geisa hatte sich mit seinem Bruder Ladislaus wieder gegen Salomo empört und ihn zur Flucht aus Ungarn gezwungen. Salomo wandte sich nun an den deutschen König, seinen Schwager, und Heinrich erließ ein Aufgebot, da es jetzt die Ehre des Reiches forderte, gegen die Ungarn zu ziehen. Der Feldzug mußte aber für einige Monate verschoben werden. Die Kölner Bürgerschaft hatte nämlich einen heftigen Aufruhr gegen Anno erregt und aus diesem Grunde war die Anwesenheit des Königs im Westen notwendig. Als dann Salomo von neuem bat und zum Zeichen seiner aufrichtigen Gesinnung gegen das Reich zwölf Geiseln stellte sowie sechs ungarische Burgen einzuräumen versprach, da erließ Heinrich wieder ein Aufgebot. Aber die meisten Fürsten erschienen gar nicht, und so hatte der König nur unbedeutende Streitkräfte zur Verfügung, als er in Ungarn einbrach. Geisa stand mit den Seinigen auf einer Insel der Donau, seine Stellung war unangreifbar. Und als im königlichen Heere bald Mangel und Krankheit ausbrach, sah sich Heinrich veranlaßt, seine Deutschen zurückzuführen. Der Feldzug war ohne Erfolg verlaufen und Salomos Stellung in Ungarn hatte sich dadurch beinahe noch mehr verschlechtert.

Mit den Unruhen in Köln hatte es folgendes auf sich. Die Kölner Bürgerschaft hatte schon lange mit ihrem Erzbischofe in Unfrieden gelebt, und als man hier die Selbstbefreiung der Wormser Bürger von der Herrschaft des Bischofes in Erfahrung gebracht, war man entschlossen, dasselbe zu thun. Es bildete sich eine Verschwörung, die sich sogar gegen das Leben Annos gerichtet haben soll. Nur mit Mühe konnte der Erzbischof den Nachstellungen entgehen und sich aus der Stadt flüchten. Doch schon nach vier Tagen kam er zurück und zwar mit einem so stattlichen Gefolge von Bewaffneten, daß die Bürgerschaft mutlos wurde und die Stadt übergab. Da aber die Bedingungen von den Bürgern nicht gehalten wurden, so soll Anno zu schrecklichen Strafen gegen

die Schuldigen gegriffen und sich dadurch die Kölner noch mehr entfremdet haben. Eine große Anzahl von Familien verließ die Stadt und Köln wurde dadurch entvölkert. Und die strenge Bestrafung der aufrührerischen Bürger hatte dem Anno zunächst auch keinen Vorteil gebracht. Im Gegenteil, der Erzbischof wurde bei Heinrich verleumdet, er wolle den König Wilhelm von England ins Reich locken und ihm Aachen ausliefern. Als Heinrich hiervon erfahren, wandte er sich sofort nach Westen, um über Anno ins klare zu kommen. In Andernach traf er mit ihm zusammen. Der Erzbischof reinigte sich hier von dem angeblichen Landesverrate. In Köln kam es dann fast zu einer Versöhnung beider, indem der König dem Erzbischofe alles zugestand und billigte, was er bezüglich des Aufstandes angeordnet hatte. So scheint Heinrich auch auf die Bundesgenossenschaft des Kölners viel Wert gelegt zu haben, nachdem er vorher bei seinem Aufenthalte in Mainz durch Siegfried aufs beste aufgenommen worden war. Je fester jetzt Heinrich die Fürsten an sich kettete, desto gewisser konnte er auf ihre thatkräftige Hülfe bei der Erneuerung des Sachsenkrieges rechnen.

Denn zur Wiederaufnahme des Krieges gegen die Sachsen war Heinrich entschlossen und es gelang ihm auch, einen großen Teil der Fürsten für sich zu gewinnen. Als er daher im Frühjahr 1075 das Aufgebot zum Feldzuge erließ, kam ein sehr bedeutendes und kriegstüchtiges Heer bei Breitenbach (in der Nähe von Hersfeld) zusammen. Von den großen Lehensträgern des Reiches fehlten nur ganz wenige, so daß die einzelnen Abteilungen auch unter ihren heimischen Führern standen. Und dem entsprach auch der Erfolg.

Die Sachsen waren gleichfalls in großer Anzahl ausgerückt und standen bei Nägelstädt und Homburg unter der Anführung Ottos von Nordheim. Am 8. Juni hatte sich das königliche Heer gegen sie in Bewegung gesetzt. Die Sachsen schienen nichts davon zu ahnen und am 9. Juni schon fiel die Entscheidung. Herzog Rudolf war mit seinen Schwaben vorausgezogen, wie es die Sitte erheischte. Er meldete dem Könige zu Mittag, die Sachsen stünden nicht weit und hätten sich gänzlich der Ruhe hingegeben. Sofort wurde der Angriff beschlossen. Die Sachsen wurden vollständig überrascht, doch als sie sich nur einigermaßen geordnet hatten, kam das Gefecht zum Stehen. Und da die Sachsen im Schwertkampfe Vortreffliches leisteten, so setzten sie ihren Gegnern nachhaltig zu. Schließlich mußten sich die Schwaben auf die Baiern zurückziehen und so gerieten die beiden ersten Treffen ins Wanken. Heinrich scheint das vorher bedacht zu haben, denn er sparte seine Reserve klüglich, bis die Sachsen erschöpft waren. Franken, Lothringer und Böhmen drangen nun vor und erfochten den entscheidenden Sieg mit Leichtigkeit. Freilich die Fürsten und Herren der Sachsen entkamen auf ihren Pferden. Die Masse des sächsischen Heeres, die aus Bauern bestand und zu Fuße kämpfte, wurde niedergehauen. Der Sieg war ein so vollständiger, daß der Erzbischof von Mainz kurz nach der Schlacht die thüringischen Großen, die sich am Aufstande beteiligt, mit Exkommunikation belegte. [1])

[1]) S. hierüber Delbrück a. a. O. S. 46 ff., der Lamberts Uebertreibung gebührend zurückweist.

Allerdings war durch die Schlacht von Nägelstädt oder Homburg noch keine völlige Unterwerfung Sachsens erreicht. Heinrich schickte daher zu den sächsischen Großen, sie sollten sich ihm im Vertrauen auf seine Gnade ergeben. Doch man schien hier von der Gnade des Königs nicht viel zu halten und verweigerte die Unterwerfung. In der Umgegend von Magdeburg, dessen Erzbischof ja zu den aufständischen Fürsten gehörte, setzten sich die sächsischen Großen in den Burgen fest, während der König über Halberstadt nach Goslar zog und von da nach Eschwege zurückging. Hier wurde das Heer entlassen, denn es schien eine Hungersnot auszubrechen, wenn sich das große Heer nicht rechtzeitig auflöste. Indes ganz ohne Erfolg waren die Versuche, die Sachsen zur Unterwerfung zu bringen, doch nicht geblieben. Markgraf Udo, Bischof Eppo von Zeiz und Adela von der Ostmark, die für ihren sterbenden Gemahl Dedi eintrat, waren bereit, die Partei der Aufständischen zu verlassen. Udo und Adela stellten ihre Söhne als Geiseln, der Bischof wurde im Kloster Lorsch zu Haft verurteilt.

Um nun ganz Sachsen zur Ergebung zu zwingen, sollte sich am 22. Oktober ein neues Reichsaufgebot bei Gerstungen einfinden. Aber das sächsische Volk schien genug vom Kriege erlitten zu haben, und jedenfalls sank ihm der Mut, als es von der beabsichtigten Erneuerung des Kampfes hörte. Man wollte sich im Interesse der Fürsten nicht länger den Drangsalen des Bürgerkrieges aussetzen und verlangte jetzt offen nach Frieden. Es wird auch berichtet, daß die oberdeutschen Herzöge Rudolf, Welf und Berthold ihrer Lehenspflicht nicht nachgekommen seien,[1]) denn ihre Mannen fehlten bei der neuen Heeresversammlung. Das königliche Heer traf sich nach dem Befehle Heinrichs bei Gerstungen, während die Sachsen bei Nordhausen lagen. Da man sächsischerseits auf den Frieden drang, so schickte man Gesandte zum Könige, um die Bedingungen der Ergebung zu erfahren. Doch die Gegengesandtschaft, die aus den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Bischöfen von Augsburg und Würzburg und dem Herzoge Gottfried von Niederlothringen bestand, meldete, daß der König von Bedingungen nichts wissen wollte; auf Gnade und Ungnade sollten sich die Sachsen unterwerfen. Darauf wollten letztere freilich zunächst nicht eingehen, man suchte einen günstigeren Abschluß zu erreichen. Aber das gelang nicht und so blieb den Sachsen nichts weiter übrig, als am 26. Oktober in die bedingungslose Unter-

---

[1]) So erzählt Lambert 1075 S. 200. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß die drei süddeutschen Herzogtümer diesmal überhaupt vom Heerbanne befreit blieben. Während nämlich nach Lamberts eigener Angabe sonst die meisten Fürsten zugegen waren, wie wäre das Ausbleiben gerade aller drei süddeutschen Herzöge zu erklären? Die angebliche Entschuldigung trifft die Situation gar nicht, wir wissen, daß wenigstens Rudolf von Schwaben bei der Schlacht von Homburg überaus eifrig für die Sache des Königs gekämpft hat. Ein so plötzlicher Umschwung ist kaum genügend zu motivieren. Oder hätten etwa die Fürsten, wie Lambert angibt, dem Könige die „lacrimae Saxonum" vorgeworfen? Nun erzählt freilich auch Bruno c. 54 S. 36 etwas Aehnliches, nämlich daß Berthold und Rudolf gefehlt. Sie hätten nach dem vorhergehenden Feldzuge gefastet und nie wieder für den König gegen die Sachsen zu ziehen gelobt. Letzteres war nach dem Erfolge wohl zu schreiben, aber öffentliche Kenntnis konnte man in Bezug auf die Gründe des Ausbleibens gewiß nicht haben. Wahrscheinlich geben beide, Lambert sowohl wie Bruno, nur das Gerede der Leute in Sachsen und Hessen wieder.

werfung zu willigen.[1]) Der König war inzwischen weiter vorgerückt, in der Nähe von Sondershausen gaben sich die sächsischen Fürsten in seine Gewalt. Es waren Wezel von Magdeburg, Burchard von Halberstadt, Otto von Nordheim, Magnus und Hermann von Sachsen, der sächsische Pfalzgraf Friedrich und eine ganze Anzahl Grafen und Herren.[2]) Sie kamen zu verschiedenen Fürsten in Haft. Außerdem sollten sich alle freien Männer Sachsens bis zu einem bestimmten Tage beim Könige einstellen, wofern sie nicht der Acht verfallen wollten. — Kurz darauf hat Heinrich Thüringen wieder verlassen und sich nach Worms begeben. Heinrich hatte soeben über seine Feinde einen zweiten und entscheidenden Sieg davongetragen, Sachsen war jetzt wirklich unterworfen. Aus diesem Siege aber sollten lange und schwere Kämpfe hervorgehen und zwar Kämpfe mit einer Macht, die sich schon grundsätzlich über das Königtum gestellt hatte und nun die Gelegenheit ergriff, die schärfsten Waffen gegen Heinrich zu gebrauchen.

---

[1]) Ranke a. a. O. VII, 258 läßt die Unterwerfung der Sachsen mit größerem Rechte am 26. Oktober erfolgen, als Giesebrecht am 25. Oktober. Die Heeresversammlung geschah am 22. Oktober, dann vergehen drei erfolglose Tage mit Unterhandlungen, während sich der König mit seinem Heere den Sachsen näherte. Dann erst, also doch wohl an einem späteren Tage, d. h. zeitigstens am 26. Oktober, wurden die Bischöfe zu den Sachsen geschickt und die Verhandlungen scheinen ziemlich lange gedauert zu haben, ehe sich die Sachsen entschlossen, sich auf Gnade und Ungnade dem Könige zu unterwerfen.

[2]) Da die Uebergabe bedingungslos war, so sind Lamberts Worte S. 204 „Rex gratissime amplexus — victoria obtigisset“ und „pollicentes — restituendos esse“ ebenso wie diejenigen Brunos c. 54 S. 36 „ibi illi nostris in fide sua promiserunt — cum pace et gratia sua dimitteret“ lediglich Erweiterungen und ohne geschichtlichen Wert.

Vierter Abschnitt.

Heinrich IV. im Kampfe mit Gregor VII.

1. Die Verhängung des Bannes über den König.

Bisher hatte Gregor VII. mit Heinrich IV. gut auskommen zu können geglaubt. Die Hauptsache für den Papst war die, daß der König das Verbot der Simonie und der Priesterehe anerkannte. Denn mit der Entziehung der Investitur hatte Gregor, wie wir sahen, erst ganz leise angeklopft. Freilich war auch stets von Besserung des Königs die Rede gewesen, ohne diese wollte Gregor überhaupt in kein erträgliches Verhältnis zu Heinrich treten. Zu Anfang des September 1075 beglückwünschte der Papst den König zu seinem Siege über die Sachsen, aber die Lage änderte sich dann schnell.

Man erkannte in Rom, daß die Versprechungen Heinrichs nicht eben viel wert seien und daß der König nach wie vor den neuen römischen Bestimmungen entgegen lebe. Nun fehlte es aber doch dem Papste zu einem kräftigen Einschreiten gegen den König noch an der nötigen Macht. Denn auch in Rom selbst hatte man es mit mächtigen Feinden zu thun, die Partei des Stadtadels war wohl gedemütigt, aber noch nicht unterworfen. Mehrfach hatte der Papst daher Aufstände in der Stadt zu bekämpfen. Es war außerdem auch nicht zu hoffen, daß der widerspenstige deutsche Episkopat sich so leicht unter Rom beugen werde; und auch hier war also Vorsicht geboten. Es scheint allerdings, daß sich Gregor schon mit einigen deutschen Laienfürsten in ein engeres Einvernehmen gesetzt hatte. Wohl mochte Gregor fürchten, daß Heinrich, der jetzt als vollständiger Sieger im Reiche dastand, seine große Stellung dazu benutzen könnte, ihm und der römischen Kirche Widerstand zu leisten. Und schon erhoben sich auch wieder die königlichen Burgen in Sachsen und Thüringen, Heinrich hatte ihren Wiederaufbau befohlen. Und eine Anzahl königlicher Räte, die früher von Rom in den Bann gethan worden, waren jetzt wieder in des Königs Nähe. Dem Udalrich von Godesheim, der zu diesen gehörte, hatte Markgraf Ekbert von Meißen eine Anzahl Güter und Burgen abtreten müssen. Eberhard von Nellenburg, über welchen

der Bann gleichfalls verhängt war, ging jetzt als Gesandter des Königs in die Lombardei und hielt hier in dessen Auftrage auf den Ronkalischen Feldern einen Reichstag ab. Alle Patarener, und die es mit dieser Partei hielten, wurden für Hochverräter erklärt. Auch mit Robert Guiscard, den der Papst gebannt hatte, knüpfte der König an und ließ ihm melden, er solle sich unter die deutsche Oberlehnsherrlichkeit begeben. Das freilich lehnte Robert ab, aber es kam doch durch die Vermittelung der königlichen Gesandten ein besseres Verhältnis zwischen Robert und Richard von Capua zustande, was Gregor stets zu hintertreiben gesucht. Ferner besetzte Heinrich damals das Mailänder Erzbistum mit einem jungen italienischen Geistlichen Namens Thebald, einem früheren königlichen Kapellan; die Bistümer Fermo und Spoleto wurden an Deutsche gegeben. Als dann Heinrich das Weihnachtsfest von 1075 in Goslar mit einem Fürstentage verband, vermochte er die versammelten Großen zu dem eidlichen Versprechen, daß sie bei Erledigung des Thrones die Wahl nur auf seinen Sohn Konrad lenken würden. Damit hatte Heinrich für die Nachfolge seines Geschlechtes gesorgt. Außerdem wurde in Goslar die Neubesetzung des Kölner Erzbistumes geordnet, denn am 4. Dezember war der große Kölner Kirchenfürst gestorben. Anno hatte zuletzt nur noch Sinn und Vorliebe für seine klösterlichen Stiftungen gehabt. Ganz besonders lag ihm Siegburg am Herzen, wo die cluniacensische Reform ihren Einzug gehalten. Wie sein großer Nebenbuhler Adalbert hatte auch er sich vor der Zeit aufgezehrt, sein Tod erfolgte unter den heftigsten körperlichen Schmerzen. In Siegburg wurde der gewaltige Mann seinem Willen gemäß bestattet. Jetzt ernannte nun der König zu seinem Nachfolger Hildulf, einen Domherrn aus Goslar, der sich weder durch geistige noch durch körperliche Vorzüge noch auch durch hohe Geburt auszeichnete. Die Kölner waren mit diesem neuen Erzbischofe aufs höchste unzufrieden, doch sie mußten sich schließlich dem Willen des Königs fügen.

Alle diese Umstände trugen zu der nunmehrigen feindseligen Haltung Gregors gegen Heinrich bei. Der Papst erkannte an diesen Schritten des Königs, daß es ihm mit seinen Versicherungen von Besserung und Reue keineswegs ernst sei. Und dazu kam, daß Heinrich in der Freude seiner Siege wahrscheinlich daran gedacht hat, nächstens selbst nach Italien zu ziehen und sich die Kaiserkrone zu holen. Es lag entschieden im Interesse Gregors, zu verhüten, daß ein so machtvoller König in Italien zur kaiserlichen Herrschaft gelangte. Gregor schickte daher schon im Dezember 1075 königliche Gesandte, die in Rom weilten, zurück und ließ durch sie Heinrich insgeheim melden, unverzüglich solle er seine mit dem Banne belegten Räte entlassen; wenn sich aber der König nicht ernstlich zur Besserung bekehre, so müsse er ihn aus der Gemeinschaft der Kirche ausstoßen.[1]) So lautete die Botschaft Gregors.

Heinrich hatte schon mehrfach Vermahnungen aus Rom hören müssen, aber eine solche Drohung schien ihm doch über Maß und Ziel hinaus zu gehen.

---

[1]) Der Zusatz Lamberts S. 218 zu Berthold (M. G. SS. V, 250 f.), Gregor habe Heinrich zur nächsten Ostersynode nach Rom vorgeladen, ist von Giesebrecht III, 348 und Ranke VII, 265 mit vollem Rechte verworfen.

Er war daher entschlossen, es mit der Kurie auf einen Kampf ankommen zu lassen. Im Reiche glaubte er hierzu genug Rückhalt zu haben, denn die deutschen Bischöfe standen fast vollzählig dem Papste feindlich gegenüber, sie waren wohl leicht zu durchgreifenden Maßregeln gegen Gregor zu bewegen. Die sächsischen Fürsten waren gefangen; das Volk wagte nicht aufzustehen. Und Sachsen war soeben einem Manne übertragen, dessen Ehrgeiz der König mit dieser Gabe für hinlänglich befriedigt hielt. Zu Weihnachten 1075 war nämlich Otto von Nordheim aus seiner Haft entlassen und von Heinrich zum Statthalter in Sachsen eingesetzt worden. Der König mochte glauben, daß er dadurch den früheren Baiernherzog ganz mit sich ausgesöhnt habe.

Um über Gregor und seine Anmaßung Beschluß zu fassen, wurde für den 24. Januar 1076 durch den König eine allgemeine deutsche Synode nach Worms ausgeschrieben. Hier wollte Heinrich zeigen, daß er noch Herr im Reiche sei und als deutscher König über dem römischen Papste stehe.

Uebrigens regte es sich auch damals in Rom gegen den Papst. Cencius, der Sohn des früheren römischen Präfekten Stephanus, war stets einer der heftigsten Feinde der neuen Richtung gewesen. In einer Kirche überfiel er den schutzlosen Papst in der Weihnacht 1075, beinahe wäre Gregor getötet worden. Der Papst wurde gefangen genommen und in den festen Turm des Cencius geschleppt. Aber schon am nächsten Tage wurde er durch das römische Volk befreit und Cencius mußte mit seinem Anhange die Stadt verlassen. Also nicht bloß jenseits der Alpen, sondern auch in nächster Nähe hatte Gregor gefährliche Feinde zu fürchten. Um so mehr konnte man auf die Dinge in Deutschland gespannt sein.

Zur festgesetzten Zeit trat die Synode in Worms zusammen, die meisten deutschen Bischöfe und Aebte und viele weltliche Fürsten waren zugegen. Die Stimmung gegen den Papst war schon sehr erregt, als der Kardinal Hugo, der sich gänzlich mit Gregor überworfen hatte, auftrat und eine ganze Reihe von Anklagen gegen Gregor vorbrachte. Die meisten dieser Anklagen waren ohne Zweifel erdichtet, aber in der allgemeinen Aufregung fand man sie äußerst willkommen und nahm sie als begründet hin. Die Synode verfaßte nun ein Schreiben, in welchem sie ihre Gesinnung deutlich und unverblümt aussprach. Gregor sei ein Tyrann und habe seine Gewalt aufs höchste mißbraucht; mehrere Eide, die er einst geschworen, habe er nicht gehalten und das Wahldekret Nikolaus' II. sei von ihm gebrochen worden. Daher erklären die versammelten Bischöfe, daß sie dem Papste — denn ein solcher sei er nicht mehr — den Gehorsam aufkündigten. Dies Schreiben wurde von den anwesenden Bischöfen unterzeichnet. Zugleich aber erließ auch König Heinrich eine Botschaft an Gregor, in welcher er den Papst aufforderte, vom Stuhle Petri hinabzusteigen und einem anderen Platz zu machen, da er seine Würde verwirkt habe. Mit diesen Botschaften wurden die Bischöfe von Speier und Basel nach Italien geschickt. Sie versammelten in Piacenza die Bischöfe der Lombardei, um sie zum Beitritt zu den Wormser Beschlüssen zu bewegen. Hier war die Abneigung gegen Gregor so groß, daß man sich sogar eidlich verpflichtete, dem Gregor nicht mehr zu gehorchen. Dann unternahmen es zwei andere Gesandte, die Beschlüsse nach Rom

zu bringen. Auf der Fastensynode von 1076 traten sie in der Versammlung vor den Papst und lasen die Schriftstücke vor. Im Namen des Königs wurde Gregor aufgefordert, den päpstlichen Stuhl zu verlassen und die Kardinäle wurden angewiesen, sich aus Deutschland einen neuen Papst zu holen. Das verursachte nun in der Synode die höchste Aufregung. Die allgemeine Entrüstung war so groß, daß die Gesandten nur durch das persönliche Eingreifen Gregors ihr Leben retten konnten. Als die Ruhe notdürftig wieder hergestellt war, that nun Gregor den verhängnisvollen Schritt, der eine Antwort auf seine Absetzung sein sollte: Da der König seine gebannten Räte nicht entlassen und nicht nur keine Besserung gezeigt, sondern sich sogar an dem unabsetzbaren Papste vergriffen habe, so verhänge die Synode unter dem Vorsitze des Papstes über Heinrich und alle diejenigen, die auf der Wormser Versammlung zugegen gewesen und ihren voreiligen Beschluß noch nicht widerrufen hatten, die Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft. Und in einer Gebetsformel an Petrus entsetzte Gregor obendrein den König seiner Würde, untersagte ihm die Regierung und entband alle Unterthanen ihres Eides.

So war das feste Band zerrissen, welches einst Königtum und Papsttum verbunden hatte, der Bruch zwischen beiden Gewalten war unheilbar geworden. Es fragte sich nur noch, auf welcher von beiden Seiten augenblicklich die größere Macht stand, denn hierhin mußte sich der Sieg neigen.

2. Heinrich IV. im Banne und die Tage von Canossa.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Lage des Königs jetzt in hohem Grade ungünstig war. Mit den Sachsen war er gänzlich zerfallen, da er ihre Fürsten immer noch in Haft halten ließ, und auch sonst hatte er unter den weltlichen Großen nur wenig Anhänger. Und daß schließlich auf die Geistlichkeit nur wenig Verlaß war, werden wir bald des näheren sehen. Gregors Einfluß dagegen war, wenn man von dem vereinzelten Widerstande absieht, ein ganz ungeheurer. Mit den romanischen Nationen war er eng verbündet und auch das deutsche Fürstentum hatte sich ihm in der letzten Zeit angeschlossen, um sich durch das Gewicht Roms dem von seiner Majestät voll überzeugten Könige gegenüber sicher zu stellen. Und jetzt hatte der Papst alle Vasallen und Unterthanen des Treueides gegen den König entbunden. Man kann als sicher annehmen, daß die meisten weltlichen Fürsten dem Papste unter anderen Verhältnissen ein solches Recht nicht eingeräumt haben würden, so aber kam der Schritt des Papstes jetzt ihren eigenen Neigungen entgegen. Und aus diesem Grunde hauptsächlich hat das deutsche Königtum Schiffbruch gelitten.

Gregor lehnte sich nun enger an seine Bundesgenossen an. Um sich dem römischen Volke gefällig zu erweisen, ließ er die Gesandten, die die Botschaften von Worms und Piacenza überbracht, foltern und zum Hohne durch Rom schleppen. Mit Robert Guiscard suchte er wieder bessere Beziehungen anzuknüpfen, was ihm auch gelang. Außerdem ergriffen die Patarener immer mehr die Partei des Papstes, seit die lombardischen Bischöfe auf den Antrag des früheren kaiserlichen Kanzlers Wibert von Ravenna nach Ostern auf einer Sy=

node in Pavia Gregor exkommuniziert hatten. Und auch bei Mathilde von Tuscien fand der Papst kräftige Unterstützung, zumal nachdem am 26. Februar 1076 ihr Gemahl Gottfried der Bucklige von Niederlothringen durch einen Vasallen des Grafen Dietrich von Holland auf grausame Weise ermordet worden war. Wenige Wochen später starb auch ihre Mutter Beatrix, so daß sich Mathilde ihren Neigungen nun ganz ungestört hingeben konnte und kaum noch im Zusammenhange mit König und Reich stand.

Der Tod von Gottfried war besonders für den König ein harter Verlust. Denn er hatte treu zu ihm gestanden und er war der einzige Herzog des Reiches gewesen, auf welchen Heinrich in dem beginnenden Kampfe gegen Rom unbedingt zählen durfte; hatte er doch bei der Wormser Synode versprochen, er werde den neugewählten königlichen Papst nach Rom führen. Denn von den Bischöfen, welche das Wormser Dekret unterschrieben, machten jetzt viele durch ihre Unterwerfung unter Rom ihren Frieden mit dem Papste. Besonders schwer aber fiel ins Gewicht, daß es die drei oberdeutschen Herzöge gleichfalls mit Gregor hielten. Das salische Geschlecht hatte sich das Laienfürstentum allmählich so entfremdet, daß Rudolf, Welf und Berthold jetzt in der entscheidenden Stunde mit Rom und gegen den König gingen. – Heinrich glaubte aber damals eine bedeutende Machtstärkung für sein eigenes Haus herbeiführen zu können. Er gab nämlich das erledigte Niederlothringen seinem kleinen Sohne Konrad zu Lehen, während des ermordeten Gottfried gleichnamiger Neffe die Mark Antwerpen als Reichslehen erhielt; es ist derselbe, der später unter dem Namen Gottfried von Bouillon den höchsten Ruhm bei der Christenheit gewinnen sollte.

Augenblicklich war die Lage Heinrichs IV. hoffnungslos. Es hieß, daß die oberdeutschen Herzöge mit den vom Könige abgefallenen Bischöfen Zusammenkünfte hätten, wo man sich über Heinrich und die Regierung des Reiches ausließ. Der König, sagte man, sei noch ebenso leichtfertig und gewaltthätig als vorher und das Reich müsse unter einem solchen Herrscher zu Grunde gehen. Schon wagten es einige Große, besonders Bischof Hermann von Metz, die gefangenen sächsischen Fürsten, die ihnen der König anvertraut, ohne dessen Befehl freizugeben. Diese Uebertretung scheint in Sachsen einen großen Umschwung herbeigeführt zu haben. Die sächsischen Fürsten wurden von ihren Landsleuten mit großer Freude empfangen und so wird es ihnen nicht schwer gefallen sein, in der Stille eine neue Erhebung des Stammes vorzubereiten.

Unter solchen großen Gefahren hielt es der König für das beste, einen Reichstag für Pfingsten nach Worms zu berufen. Hier sollten drei alte und angesehene Bischöfe Zeugnis ablegen wider Gregor und dann zur endgültigen Absetzung des Papstes geschritten werden. Heinrich erkannte recht gut, daß der Papst sein größter Feind war. Gelang es ihm, den Reichstag von dem unrechtmäßigen Papsttume Gregors zu überzeugen, so hatte er gewonnen. Denn dann war die Exkommunikation hinfällig, die dem Könige schon so viel geschadet. Aber es kam anders. Die meisten Fürsten erschienen überhaupt nicht und von den drei Bischöfen stellte sich nur Eppo von Zeiz ein, da Wilhelm von Utrecht kurz vorher starb und Altwin von Brixen auf der Reise nach Worms gefangen genommen wurde. Da nun der Wormser Reichstag erfolglos verlief, so schrieb

der König für den 29. Juni eine neue Fürstenversammlung nach Mainz aus. — Die Erfolglosigkeit des Wormser Tages scheint aber den Sachsen neue Hoffnungen erweckt zu haben. Denn der Aufstand in Sachsen nahm jetzt zu und auch Otto von Nordheim wurde in seiner Treue gegen den König schwankend. Die Sachsen hatten nämlich vorher zu ihm geschickt und ihn aufgefordert, sich ihnen anzuschließen, da sie ihn sonst als Verräter behandeln würden. Sogleich hatte sich nun Otto nicht gewinnen lassen, er beschwor vielmehr die Sachsen, sie möchten Ruhe halten, bis er versucht hätte, den König zur Annahme eines Vergleiches mit den Sachsen zu bewegen. Indem er aber an den König Gesandte schickte, um ihn in diesem Sinne zu überreden, nahm er zugleich die Besatzungen aus den königlichen Burgen hinweg und schloß sich immer mehr den Sachsen an. Da auch Burchard von Halberstadt von einer unfreiwilligen Reise nach Ungarn — der König hatte befohlen, ihn der Sicherheit wegen dahin zu bringen — entkommen war und sich bald wieder in Sachsen einfand, so wurde dieser Stamm dem Könige nun völlig entfremdet, denn Burchard war stets der heftigste Feind Heinrichs gewesen.

Unter solchen Umständen hatten die Verhandlungen der Mainzer Fürstenversammlung fast keine Bedeutung mehr. Es fand sich zwar in Mainz die größere Anzahl der deutschen Bischöfe ein, aber von den Herzögen war keiner anwesend. Unter dem Drucke der persönlichen Anwesenheit des Königs erklärte nun die Versammlung die über Heinrich ausgesprochene Exkommunikation für ungültig und verhängte über Gregor den Bann. Indes dieser Schritt hatte keine rechte Wirkung mehr, da sich eben die wirkliche Macht des Reiches in Mainz nicht repräsentiert fand und von den Bischöfen einer nach dem anderen immer lauer in der Unterstützung des Königs wurde. Als dann Heinrich auch von der Rückkehr Burchards gehört, gab er vorläufig jeden Gedanken an ein bewaffnetes Eingreifen in Sachsen auf und erließ sogar den Befehl, die noch in Haft befindlichen sächsischen Fürsten auf freien Fuß zu setzen. Er ließ sie vor sich kommen und beschwor sie, ihm treu zu sein. Vor allem sollten sie ihm bei der Bekämpfung einer Räuberbande helfen, die unter der Führung zweier Neffen Dedis von der Ostmark aus sächsischem Adel und Volke bestand und vom Slavenlande aus über die Elbe in Sachsen eingebrochen war. Die Fürsten sagten dies zu und wurden nun in ihre Heimat entlassen. Mit Otto von Nordheim hatte der König eine Zusammenkunft in Saalfeld verabredet, er schickte jedoch den Bischof Eppo von Zeiz, um mit Otto zu verhandeln. Eppo meldete dem Otto, Heinrich sei nach Böhmen gegangen, um Herzog Wratislav zu einem Zuge nach Sachsen zu bewegen. Durch die Mark Meißen wolle er dann gegen die Friedensbrecher vorrücken und Otto und die sächsischen Fürsten sollten sich mit ihm verbinden. Doch Otto ging hierauf nicht ein und auch die sächsischen Fürsten wollten nichts davon wissen, dem Könige Hülfe zu leisten. Es scheint auch, daß der Aufstand gegen den König in Sachsen immer weiter um sich griff. Als Heinrich unter Feindseligkeiten die Mark Meißen betrat und bis zur Mulde vorgedrungen war, hatten sich die Sachsen längst vereinigt und waren ihm bis zum anderen Ufer des Flusses entgegengezogen. Da der König eine Schlacht vermeiden wollte, so kehrte er eiligst nach Böhmen zurück und ging dann über Baiern nach Worms.

Vorher aber belehnte er Wratislav von Böhmen mit der Mark Meißen, so daß der böhmische Herzog nun die Verwaltung von zwei sächsischen Marken in Händen hatte, da er früher schon die Ostmark erhalten. Allerdings gewann der junge Ekbert von Meißen seine Mark mit Hülfe eines sächsischen Heeres sehr bald zurück, indem die böhmischen Besatzungen aus den Burgen des Landes verjagt wurden.

Damals schien Heinrichs Sache im Osten des Reiches völlig verloren. Und auch im Süden und Westen wurde die königliche Gewalt in jener Zeit ganz untergraben. Sogar Erzbischof Siegfried von Mainz fiel damals von Heinrich ab. Damit hatte es folgendes auf sich. Der Papst hatte an die deutschen Fürsten ein Schreiben gerichtet und darin erklärt, daß Heinrich allerdings durch ihn entsetzt worden sei, aber die Fürsten möchten Milde mit ihm walten lassen. Doch möge sich kein Bischof unterstehen, den König vom Banne zu lösen, ohne vorher die ausdrückliche Erlaubnis des Papstes eingeholt zu haben. Und nur dann habe Heinrich weitere Ansprüche auf sein Königtum, wenn er die Kirche fortan als seine Herrin und nicht mehr als seine Magd betrachte. Trete eine solche Sinnesänderung nicht ein, dann müsse allerdings das Reich über eine Neuwahl beraten und das Ergebnis derselben solle man ihm seiner Zeit zur Genehmigung und Sanktionierung vorlegen; es müsse jedoch ein König sein, der alle Forderungen der römischen Kirche erfülle. Diese denkwürdigen Worte, in denen sich schon die höchste papale Anmaßung geltend macht, verfehlten ihren Zweck nicht. Denn noch im September traten die oberdeutschen Herzöge mit den Bischöfen in Ulm zusammen und schrieben hier einen allgemeinen Fürstentag für den 16. Oktober nach Tribur aus, wo über das Regiment und die Herstellung des Friedens im Reiche endgültig Beschluß gefaßt werden sollte. Alle Fürsten wurden hiervon in Kenntnis gesetzt und dringend aufgefordert, in Tribur zu erscheinen. Da beeilte sich denn auch Siegfried vom Könige abzufallen und mit dessen Feinden gemeinsame Sache zu machen.

So trat der wichtige Tag von Tribur zusammen. Am anderen Ufer des Rheines bei Oppenheim hatte sich der König mit den Seinen gelagert. Mehrere Tage lang wurde nun von den Fürsten beraten; man brachte die alten Anschuldigungen gegen den König vor. Heinrich schickte Gesandte zu den Fürsten, er erbot sich in allen Punkten Abhülfe zu schaffen; schließlich soll er so weit gegangen sein, daß er erklärte, er wolle sich mit dem königlichen Namen allein zufrieden geben.[1]) Aber man traute ihm nicht mehr und es gewann den Anschein, als ob die Waffen zwischen beiden Parteien entscheiden würden. Doch es kam anders. Noch in der letzten Stunde erschien eine Gesandtschaft der Fürsten bei Heinrich, die ihm meldete, man sei zu Unterhandlungen bereit. Dieser Umschwung ist jedenfalls durch des Königs Paten, den Abt Hugo von Cluny herbeigeführt worden; er war anwesend und stand in den nächsten Beziehungen zu Heinrichs Mutter und zu Mathilde von Tuscien. So untergehen lassen wollte man den König von seiten seiner nächsten Angehörigen doch nicht;

---

[1]) Diese Worte Lamberts S. 245 „paterentur sola regii nominis regiique cultus rata sibi manere insignia" sind jedoch bei dem willensstarken Salier recht unwahrscheinlich.

freilich wäre die jetzige Vermittelung wahrscheinlich nicht erfolgt, wenn sich Papst Gregor vorher entschieden für die Absetzung erklärt hätte. Doch Gregor hatte immer noch gezögert, da er von einer Verständigung den meisten Nutzen für Rom erhoffte. Daher kam es jetzt zu Verhandlungen, oder vielmehr, es blieb dem Könige nichts anderes übrig, als die Bedingungen der Fürsten anzunehmen. Danach mußte er sich im voraus mit dem Urteil einverstanden erklären, welches der Papst abgeben werde; denn Gregor wollte in der nächsten Zeit zu diesem Zwecke nach Deutschland kommen. Worms solle Heinrich dem Bischofe wieder ausliefern, alle gebannten Räte und Bischöfe aber solle er von seiner Seite entlassen und endlich einen Ergebenheitsbrief an den Papst absenden. Doch bestimmten die Fürsten noch unter sich, der König solle des Reiches verlustig gehen, wenn er sich nicht noch innerhalb des Jahres seiner Exkommunikation vom Banne löse. Heinrich ging auf alles ein, dann begab er sich nach Speier, welches ihm vorläufig als Aufenthaltsort angewiesen wurde; schon lebte er wie ein Büßender.

Für den 2. Februar 1077 hatten die Fürsten den Papst gebeten, nach Augsburg zu kommen, um hier über Heinrich zu Gericht zu sitzen. Der Erzbischof von Trier ging nach Rom und überbrachte dem Papste Heinrichs Ergebenheitsschreiben. Doch es zeigte sich, daß die Fassung des Schreibens nicht mehr dieselbe war, wie sie vom Könige und den Fürsten vorher beraten worden, der König hatte Aenderungen gemacht. Heinrich bat außerdem den Papst, daß er sich in Rom selbst vom Banne lösen dürfe. Er wollte jedenfalls dem Reiche nicht das Schauspiel gewähren, daß sich ein Papst über den König zum Richter setzte. Aber Gregor lehnte das jetzt ab. Dagegen versprach er, nach Deutschland zu kommen, nur sollten die Fürsten für sicheres Geleit sorgen.

Heinrichs Bitte war abgeschlagen worden. Und doch mußte dem König noch alles daran liegen, daß der Augsburger Tag mit dem Papste als Richter nicht zustande kam. Heinrich entschloß sich daher, dem Papste auf seiner Reise nach Deutschland entgegenzueilen und sich um jeden Preis vom Banne zu lösen.

Gregor schien sehr davon erbaut zu sein, daß er als oberste Instanz vom Reiche angerufen worden war. Schleunigst machte er sich auf den Weg und schon in den ersten Tagen des Jahres 1077 war er in der Lombardei. Aber das fürstliche Geleit, welches ihn hier einholen sollte, blieb aus. Vielmehr kam die Nachricht, der König sei von Speier nach Italien aufgebrochen und befinde sich schon diesseits der Alpen. Diese Kunde war bedrohlich genug, denn man wußte nicht, in welcher Absicht Heinrich gekommen sei. Gregor wurde daher von der Markgräfin Mathilde aufgefordert, sich in ihr festes Schloß Canossa bei Reggio zu begeben, wo er den Verlauf der Dinge ruhig abwarten konnte. — Heinrich war wirklich von Speier aufgebrochen und über Burgund gegangen. Von seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne begleitet, setzte er sich den Mühseligkeiten eines Alpenüberstieges am Mont Cenis im strengen Winter aus. Ueber Susa und Turin gelangte er dann nach Pavia. Dort versammelten sich die langobardischen Bischöfe um ihn, man glaubte allgemein, der König sei gekommen, um mit dem Papste abzurechnen; allseitig versprach man ihm Hülfe. Aber Heinrichs Reise nach Italien hatte einen anderen Zweck. Er wollte sein Königtum retten und den Fürsten allen Rechtsgrund benehmen, ihn abzusetzen. Diesem

Vorsatze blieb er getreu und überzeugte endlich auch die lombardischen Herren von der dringenden Notwendigkeit, daß er sich vom Banne löse.

Dann ging die Reise nach Canossa weiter. Nun nahm Heinrich die Vermittelung seiner Schwiegermutter Adelheid von Turin, der Markgräfin Mathilde und des Abtes Hugo von Cluny in Anspruch. Aber der Papst machte Schwierigkeiten und aus Verhandlungen wurde vorläufig nichts. Da glaubte Heinrich keinen anderen Ausweg zu finden, als die Lösung des Bannes von Gregor zu erzwingen. Am 25. Januar 1077 langte er abends vor den Thoren von Canossa an und begehrte Einlaß. Es ward ihm nicht aufgethan. Nun entschloß sich der König zum äußersten Grad von Buße. Im Vereine mit den exkommunizierten Bischöfen, die ihn begleitet hatten, verweilte er zwei volle Wintertage innerhalb der Mauern vor dem Thore der Burg barfuß und im Büßergewande. Da erst gewann es der Papst über sich, dem reuigen Könige die Absolution zu erteilen, da er sich der härtesten Kirchenbuße unterworfen. Am 28. Januar traten sieben Kardinäle und einige deutsche Bischöfe und Fürsten zusammen, um ein Schriftstück über die Bedingungen des Papstes aufzusetzen. Innerhalb einer bestimmten Frist, hieß es da, sollte der König nach dem Urteile des Papstes den Fürsten, die sich von ihm abgewendet, Genugthuung bieten oder nach dem Rate des Papstes Aussöhnung mit ihnen suchen. Und falls der Papst eine Reise nach Deutschland antrete, sollte der König ihm hierbei allen Vorschub leisten und sich für seine und seiner Begleiter persönliche Sicherheit verbürgen. Der Eid, welchen Heinrich hierauf erst selbst leisten sollte, wurde ihm für seine Person erlassen und von einigen deutschen Großen geschworen. Dann erst erhielt Heinrich vom Papste die Absolution, er wurde vom Banne gelöst.

Das ist jener große weltgeschichtliche Akt, wo sich der König des mächtigsten abendländischen Reiches vor dem Papste in den Staub gebeugt und dadurch anerkannt hat, daß die Macht der Kirche über der Staatsgewalt stehe. Die Kirche hatte über den Staat gesiegt, der größte Triumph, den Gregor überhaupt erhoffen konnte, war ihm jetzt zugefallen. Das war ein unauslöschbarer Fleck in der Geschichte unseres Königtumes, daß es sich vor der früher von ihm beherrschten Kirche hatte demütigen müssen. Und große und starke Herrscher gehörten dazu, um diese Schmach und Erniedrigung in Zukunft einigermaßen zu tilgen. Keineswegs aber war das ganz wieder gut zu machen. Der König selbst hatte die Oberherrschaft der Kirche anerkannt und die Reichsfürsten hatten gleicherweise die oberste Entscheidung dem Papste anheimgestellt. Die einmal gewonnene Macht ließ sich die Kirche nicht so schnell wieder entwinden.

3. Das Reich und der Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden.

Es ist bemerkt worden, daß die Lösung des Bannes in Canossa für den Augenblick die Schwierigkeiten in der Lage des Königs nur vermehrt hat.[1]) Das ist entschieden richtig. Denn Heinrich scheint die lombardischen Bischöfe über den eigentlichen Zweck seiner Fahrt nach Canossa im Ungewissen gelassen zu

[1]) Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes II S. 96.

haben.[1]) Und daher waren diese Herren überaus unzufrieden, als sie vom Ausgange der Bußfahrt Kunde erhielten. Man einigte sich hier, dem Papste nach wie vor heftigen Widerstand entgegenzusetzen. Und davon war keine Rede, daß sich die lombardischen Herren durch Gregor gleichfalls von der Exkommunikation lösen lassen wollten. Während also Heinrich zur Erhaltung seines Königtumes gezwungen gewesen war, sich dem Papste zu unterwerfen, um gegen die aufständischen deutschen Fürsten seine königliche Macht voll wieder walten lassen zu können, beharrten die oberitalienischen Großen in ihrem Trotze gegen den verhaßten Papst.

Es kam aber in der Hauptsache doch darauf an, ob sich die deutschen Fürsten durch Heinrichs Buße veranlaßt fühlten, den König als solchen wieder anzuerkennen. Um nicht in eine schiefe Stellung zu den Fürsten zu kommen, hatte ihnen der Papst in einem Briefe Heinrichs Buße und Lossprechung vom Banne mitgeteilt. Zugleich aber versicherte er, daß er unentwegt zu ihnen halten werde. Die Fürsten sahen den Vertrag von Oppenheim als von Heinrich gebrochen an. Und kaum hatten sie von der gänzlich veränderten Lage Kenntnis erhalten, so trat eine Anzahl von ihnen im Februar in Ulm zusammen. Hier beschloß man, der Rückkehr des Königs nach Deutschland unbedingt zuvorzukommen. Es wurde daher durch den Mainzer Erzbischof und die Herzöge Rudolf, Welf und Berthold für den 13. März ein großer Fürstentag nach Forchheim ausgeschrieben, dort wollte man über das Königtum beraten. Der Papst wurde nach Forchheim persönlich eingeladen; wenn er nicht selbst kommen könne, so möge er bevollmächtigte Gesandte schicken.

An Heinrich aber schrieb Rudolf, er möge noch nicht sofort nach Deutschland kommen, sondern erst den Papst und die Kaiserin Agnes dahin geleiten lassen, damit ihm diese einen würdigen Empfang vorbereiten könnten. Jedenfalls wäre Gregor gern nach Deutschland gegangen, um durch sein Ansehen auf den Gang der Forchheimer Verhandlungen bestimmend einzuwirken. Heinrich scheint sich aber gegen ein dem Papste zu stellendes Geleit ablehnend verhalten zu haben. So mußte Gregor auf die Reise über die Alpen verzichten. Er schickte zwei Legaten nach Deutschland, denen er den Auftrag an die Fürsten mitgab, sie möchten zwar die Wahl eines neuen Königs noch aufschieben, aber doch sollten sich die Legaten dem Willen der Fürsten fügen. So hatte sich Gregor die Hände keinesfalls gebunden und er konnte daher in späterer Zeit erklären, daß Rudolf nicht auf sein Geheiß oder seinen Rat zum Könige gewählt worden sei.

Nicht recht erklärlich ist bei all diesen Vorgängen die Haltung Heinrichs. Das Zerwürfnis mit Gregor war sehr schnell eingetreten und Heinrich hatte allen Grund, dem Papste zu mißtrauen. Aber wegen der deutschen Verhälnisse hatte er noch mehr Ursache, auf seiner Hut zu sein. Wahrscheinlich glaubte er, daß es die deutschen Fürsten nicht wagen würden, ihn abzusetzen, zumal da Gregor nicht persönlich anwesend war. Jedenfalls war auch sein Stand in Italien ein schwerer, da er den lombardischen Bischöfen viel zu weit mit dem Papste gegangen war. Es ist ihm vielleicht auch unmöglich gewesen, den Tag von Forch-

---

[1]) Berthold a. 1077. M. G. SS. V, 289.

heim zu überraschen und zu sprengen, indem er augenblicklich nicht über die nötige Vasallenmacht verfügte. So ist das thatkräftige Eingreifen des Königs ganz unterblieben und die Dinge in Deutschland nahmen nun ihren Lauf nach dem Willen der Fürsten; daraus erwuchs Unheil für König und Reich.

Weltliche und geistliche Große kamen an dem festgesetzten Tage in Forchheim zusammen. Doch es fehlte viel daran, daß sich hier die Vertretung des ganzen Reiches eingefunden hätte. Denn von den Bischöfen erschienen nur dreizehn und von den weltlichen Großen mochte wohl auch ein großer Teil fehlen. [1]) Zunächst begann in Forchheim ein förmliches Gerichtsverfahren, der König wurde von allen Seiten verklagt und für schuldig befunden. Und da den Fürsten schon vom Papste der Gehorsam gegen den König untersagt worden, so schritten sie jetzt zur Absetzung Heinrichs, da er des Reiches unwürdig sei. Darauf traten die geistlichen und weltlichen Fürsten auseinander und berieten gesondert über die neue Wahl. Nachdem die Beratung geschlossen, gab Siegfried von Mainz als des Reiches Primas zuerst seine Stimme ab, er wählte den Herzog Rudolf von Schwaben. Ebenso stimmten die anderen Bischöfe und auch die weltlichen Großen erkoren Rudolf zu ihrem Könige und huldigten ihm alsbald. Möglich, daß man dem neuen Könige Bedingungen vorlegte; vielleicht ist das aber schon vorher abgemacht worden, indem man sich schon längst mit Rudolf verständigt hatte. [2]) Das wäre dann der Anfang zu den späteren Wahlkapitulationen. Diese Wahl geschah am 15. März 1077.

Ueber Bamberg und Würzburg ging dann Rudolf nach Mainz, wo er am 26. März Salbung und Königsweihe empfing. [3]) Das Reich hatte somit einen neuen König, es scheint jedoch, daß Rudolf nur durch Verzicht auf einige wichtige Rechte auf den Thron gelangt ist. Denn es wird berichtet, daß er die Freiheit der kirchlichen Wahlen durch das Domkapitel anerkennen mußte und sich des Anspruches auf die Erblichkeit seiner königlichen Würde von Anfang an begab. Verhält sich das wirklich so, dann hat Rudolf viel aus der Hand gegeben. Und daß Heinrich noch auf sehr treue Anhänger zählen durfte, zeigte sich eben damals in Mainz. Die Bürgerschaft der Stadt veranstaltete noch am Tage der Königsweihe einen Aufstand gegen Rudolf. Der Aufruhr wurde zwar überwältigt, aber Rudolf fand sich doch bewogen, eiligst die Stadt zu verlassen. Das war eine schlechte Vorbedeutung für sein neues Königtum!

---

[1]) Wenn Bruno c. 91 S. 67 sagt: „Saxones et Suevi Forchheim conveniunt", so ist das jedenfalls ebenso ungenau wie seine Angaben „aderat etiam legatus Apostolici" und „Ex multis -- quos proposuerant". Denn zum mindesten fehlten alle Bischöfe aus Schwaben, s. Grund, Die Wahl Rudolfs von Rheinfelden S. 68. Päpstliche Legaten waren zwei anwesend, und ob andere Fürsten außer Rudolf in Betracht kamen, wissen wir nicht und ist auch nicht wahrscheinlich.

[2]) Keinesfalls aber haben die Bedingungen so gelautet, wie sie Bruno c. 91 S. 67 erzählt, worauf schon Grund. Die Wahl Rudolfs von Rheinfelden S. 76 hinwies. Wie hätten, die päpstlichen Legaten ein solches Verbot verhängen oder auf solche weitgehende Aenderungen dringen können, wie sie dann erzählt werden! Vgl. auch Ranke, Weltgeschichte VII, 288, der die direkte Einwirkung der Legaten in Zweifel zieht.

[3]) Ranke a. a. O. VII, 287 macht mit Recht darauf aufmerksam, daß von einer Krönung Rudolfs nichts bekannt ist.

Rudolf hatte seine Wahl besonders der Unterstützung Roms und der Rom befreundeten Partei zu verdanken. Aber es zeigte sich bald, daß diese Bundesgenossenschaft nicht die festeste war, sie entbehrte der natürlichen Grundlagen. Die Bischöfe Schwabens, von denen kein einziger bei Rudolfs Wahl mitgewirkt hatte, sagten sich gleich anfangs vom neuen Könige los und auch die niedere Geistlichkeit wollte von Rudolf und seinem Bunde, den er mit Rom geschlossen, nichts wissen; recht absichtlich trat man hier den neueren römischen Bestimmungen entgegen. Rudolf konnte auf keinen großen Anhang rechnen.

Und schon kam die Nachricht, daß Heinrich diesseits der Alpen weile. Ueber Aquileja war er nach Kärnten und dann nach Baiern gegangen; jetzt hieß es, er stehe schon an der Grenze Schwabens. Heinrich hatte sich durch seinen erneuten Abfall vom Papste die lombardischen Herren wieder gewonnen; unter ihrem Schutze ließ er seinen kleinen Sohn zurück und von seiner Gemahlin begleitet erschien er nun wieder im Reiche. Dem rechtmäßigen Könige fiel alsbald fast alles wieder zu. Ein stattliches Heer von Kärntnern, Baiern und Böhmen hatte Heinrich schon unter seinen Fahnen versammelt, an zwölftausend Mann soll er damals vereinigt haben. Dazu gingen die burgundischen Großen, sowie die Bischöfe von Basel und Straßburg, der fränkische Pfalzgraf und fast alle Verwandten Rudolfs sofort zu Heinrich über. Schon konnte sich Rudolf nicht mehr in Schwaben halten, er wurde sogar von seinen eigenen Vasallen verlassen. Ohne Schwertstreich hatte Heinrich den Süden des Reiches gewonnen. Sein Gegner mußte sich nach Sachsen zurückziehen, da er dort den meisten Anhang gegen Heinrich zu haben glaubte. Hier konnte sich Rudolf behaupten, die Sachsen hatten einen glühenden Haß auf Heinrich geworfen. Aber sonst galt sein Königtum nichts, denn im wesentlichen hatte er es Rom zu verdanken und Gregor hatte unter den Deutschen seine zahlreichsten und gefährlichsten Feinde. Es half Rudolf nichts, daß er bei seinem Abzuge gen Norden die Herzöge Welf und Berthold zu Hütern Schwabens bestellt hatte. Denn als Heinrich zu Ulm eingetroffen, wurde hier über die drei oberdeutschen Herzöge Gericht gehalten. Rudolf, Welf und Berthold wurden nach schwäbischem Rechte als Hochverräter zum Tode verurteilt und ihrer Reichsämter und Lehen beraubt. Ein Teil ihrer Lehen wurde sofort an Anhänger des Königs gegeben, so daß Heinrich auch dadurch an Macht gewann. Die Rhein- und Donaulinie waren jetzt in seiner Gewalt, der Gegenkönig sah sich schon drei Monate nach seiner Wahl im wesentlichen auf Sachsen beschränkt, nur wenig gehorchte ihm in Oberdeutschland.

Die Sachsen freilich stellten sich willig unter Rudolfs Fahnen und so konnte der Gegenkönig bald mit einem sächsischen Heere gegen Süden aufbrechen. Unterdes hielt Heinrich in Baiern Kriegsrat und der Papst schickte zu beiden Königen, sie sollten ihm freies Geleit geben, damit er nach Deutschland reisen und dort den Thronstreit entscheiden könne. Heinrichs Antwort hierauf war, daß er jeder päpstlichen Botschaft einfach den Zutritt verweigerte. Und da Heinrich im Süden Herr war, so mußte Gregor schon auf seine Vermittlerrolle verzichten, obschon er sie gar zu gern gespielt hätte, um sein Ansehen aufrecht zu erhalten.

Rudolf kam nun mit den Sachsen gegen Würzburg angerückt. Die Würzburger hatten nämlich ihren Bischof verjagt und sich aufs engste an Heinrich

angeschlossen. Man sieht, daß das Beispiel von Worms gewirkt hatte. Die Stadtgemeinden wurden allmählich infolge der königlichen Gnadenbeweise mächtig und wohlhabend und das gab den Bischöfen Veranlassung zu Neid und zur Bedrückung der Stadt. Daher fühlten sich die Bürgerschaften stets zum Könige hingezogen. — Rudolf wollte unter allen Umständen Würzburg als den wichtigsten Punkt der Mainlinie einnehmen, um von dort aus seine geplanten Unternehmungen gegen den Süden auszuführen. Heinrich überließ den Würzburgern die Verteidigung ihrer festen Stadt, er selbst befand sich am Rheine mit Heeresrüstungen beschäftigt. Als Rudolf die Belagerung von Würzburg als erfolglos aufgeben mußte, zog er Heinrich nach, wagte aber nicht ihn anzugreifen. Ein Versuch der deutschen Fürsten, sich ins Mittel zu legen und ohne die beiden Könige in Anwesenheit von päpstlichen Legaten über das Königtum zu entscheiden, mißlang völlig, da die beabsichtigte Versammlung von Heinrich hintertrieben wurde. Wie hätte er auch eine solche Entscheidung durch päpstliche Legaten dulden dürfen! So kam der Winter heran. Die Machtsphäre beider Könige war dieselbe geblieben, Heinrich herrschte im Süden und Westen, während Rudolf in Sachsen unbestritten anerkannt wurde.

Kurz vorher, am 12. November 1077, war König Heinrich auf einer Synode in Goslar durch die päpstlichen Legaten aufs neue in den Bann gethan worden. Siegfried von Mainz und Adalbero von Würzburg hatten sich diesem Banne angeschlossen. Heinrich schickte daher im Frühjahr 1078 eine Gesandtschaft nach Rom. Benno von Osnabrück und Dietrich von Verdun sollten den Papst von dem Hochverrate Rudolfs und seiner Anhänger in Kenntnis setzen und zur Verhängung der Exkommunikation über die Rebellen vermögen. Aber auch Rudolf hatte Gesandte zur römischen Synode geschickt; sie sollten Gregor melden, daß seine Legaten Heinrich von neuem in den Bann gethan hätten. Es war schwer für Gregor, eine Entscheidung zu treffen. Die Mehrheit der auf der römischen Synode versammelten Bischöfe war für Heinrich, aber Gregor konnte seinen Schützling Rudolf doch nicht ganz fallen lassen. So bestimmte er denn, es solle nächstens in Deutschland eine allgemeine Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen des Reiches gehalten werden, zu welcher er selbst kommen oder doch Legaten schicken werde. Dort solle der Königsstreit beigelegt werden. Das war für Heinrich eben keine erfreuliche Antwort, er wollte die Entscheidung über sein Königtum nicht dem Papste oder dessen Legaten anheimstellen. Denn sein Königtum war ja das rechtmäßige. Den Bann gegen Rudolf hatte er gefordert, aber dazu hatte sich der Papst nicht bestimmen lassen. Allerdings sollten jetzt andere Legaten nach Deutschland gehen als diejenigen, welche zu Forchheim erschienen waren. Und auch von der neuerlichen Bannung Heinrichs schien der Papst überhaupt gar keine Kenntis zu nehmen; sie war ohne ihn geschehen und so brauchte er sie nicht anzuerkennen. Denn er empfing Heinrichs Gesandte auf der Synode und schickte mit ihnen einen besonderen Legaten an den König zurück. So hatte sich eigentlich Rudolf bitter zu beklagen. Denn der Papst war ganz augenfällig auf die Seite Heinrichs getreten und hielt nur heimlich Verkehr mit Rudolfs Gesandten.

4. Die Kämpfe zwischen Heinrich und Rudolf bis zur Erneuerung des Bannes.

Daß sich Gregor dem gebannten Könige angeschlossen, vermerkte man auf sächsischer Seite sehr übel. Und daher erklärt sich, daß die Friedensbestrebungen Roms keinen Erfolg hatten. Die Sachsen wollten nichts von einem Frieden wissen, in welchem König Rudolf möglicherweise zur Niederlegung seiner Würde gezwungen wurde. Heinrich hatte die Sachsen zu Vorbesprechungen für die große Versammlung nach Fritzlar eingeladen. Doch schon diese scheiterten und die päpstlichen Legaten, die sich im Reiche aufhielten, erkannten schließlich, daß hier Friedenseinungen vergeblich sein und nur die Waffen Entscheidung geben würden. Und der Kampf sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Von beiden Seiten war inzwischen stark gerüstet worden. König Rudolf wollte von Sachsen her gegen Heinrich ziehen, während Welf und Berthold von ihren schwäbischen Besitzungen aus ihm entgegenkommen und sich mit ihm vereinigen sollten. War das geschehen, dann glaubte man den Feind besiegen zu können. Bei Melrichstadt an der Streu in Ostfranken trafen sich die feindlichen Heere am 7. August 1078. Es scheint, daß die Sachsen durch Heinrich überrascht worden sind, wenigstens wurde der Teil des sächsischen Heeres, welcher zuerst angegriffen wurde, völlig in die Flucht geschlagen. Und Rudolf selbst begab sich auf den Rückzug, als er die Flucht bei den Seinigen einreißen sah. Zwei andere sächsische Heerhaufen, die wohl erst später zum Gefechte gelangten und unter der Führung Ottos von Nordheim und des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich standen, waren dagegen siegreich. Sie behaupteten das Feld und Heinrich soll sogar mit seinem Heere bis nach Würzburg zurückgeworfen worden sein. Rudolfs Partei hatte gesiegt, aber sie hatte doch große Verluste erlitten. Erzbischof Wezel von Magdeburg war auf der Flucht erschlagen worden, Hermann Billung von Sachsen aber und der Bischof von Worms wurden gefangen zu Heinrich geführt. Auf der andern Seite war Heinrichs langjähriger Rat und Genosse Eberhard von Nellenburg gefallen. Schlimmer als dieser Verlust war jedoch für den König die Nachricht, daß an demselben Tage ein starkes Bauernheer, welches er gegen die Anhänger Rudolfs in Schwaben und in Franken geschickt, von diesen am Neckar vollständig geschlagen worden sei. Um das wieder auszugleichen, ging Heinrich zunächst nach Baiern zurück, zog hier Verstärkungen an sich und brach dann in Schwaben ein. Die schrecklichsten Verwüstungen und Greuel bezeichneten den Weg des königlichen Heeres, nichts wurde geschont, was dem Feinde gehörte. Die Erbitterung gegen Heinrich wurde hierdurch allerdings beträchtlich erhöht, überall erwuchsen Feindschaften und das Reich schien aus den Fugen gehen zu wollen. In dieser wilden Zeit gab lediglich das Parteiinteresse den Ausschlag, denn niemand wußte, wer eigentlich König sei. Wenn das Reich jetzt von einem starken auswärtigen Feinde angegriffen worden wäre, so mußte die Deutschen unzweifelhaft eine schwere Niederlage treffen. Doch die Nachbarreiche Deutschlands, Frankreich, Polen und Ungarn, verhielten sich damals ruhig.

Von beiden Seiten wurde Gregor immer von neuem um Entscheidung angegangen. Auf einer Synode, die am 19. November 1078 in Rom zusammentrat, wurde nun den Geistlichen ausdrücklich verboten, die Investitur aus Laien-

hand anzunehmen. Ebenso wurden gegen die Simonie scharfe Maßregeln ergriffen. Und betreffs der deutschen Dinge richtete der Papst an Heinrich die Forderung, er möge zur Fastensynode von 1079 Gesandte nach Rom schicken, unter deren Geleit die für die Fürstenversammlung bestimmten Legaten sicher nach Deutschland reisen könnten. Auf dem Fürstentage würden die Legaten über das Königtum entscheiden. Man sieht, das ist ganz die frühere Politik des Papstes. Keine sicheren und bindenden Zusagen zu geben, sondern die Parteien über seine Entscheidung absichtlich im unklaren zu lassen, war eine Hauptseite derjenigen Staatskunst, die Gregor den beiden deutschen Königen gegenüber befolgt hat. Hiervon war nun nicht viel zu halten, Heinrich fand aber im nächsten Winter mehr Entgegenkommen bei den Sachsen. Daher wurde für den 10. Februar 1079 eine neue Zusammenkunft mit den Sachsen in Fritzlar verabredet. Freilich scheint Heinrich von den sächsischen Fürsten wieder bedingungslose Unterwerfung gefordert zu haben.[1]) Das aber gestand man dem Könige nicht zu und so zerschlugen sich die Verhandlungen.

Zu derselben Zeit wurde die römische Frühjahrssynode von 1079 eröffnet. Als nun hier die Gesandten Rudolfs den Papst zum Banne gegen Heinrich drängten, schien Gregor allerdings nicht mehr weit davon entfernt zu sein, der Forderung nachzugeben. Denn die erbetenen königlichen Gesandten waren noch nicht erschienen und auch sonst aus dem Reiche waren verschiedene Klagen gegen den König eingelaufen. Doch Heinrich hatte Boten zu seiner Entschuldigung geschickt und diese versprachen dem Papste eidlich, daß der König das geforderte Geleit bis zum Himmelfahrtstage nach Rom senden werde. Dann also sollte die Reichsversammlung zustande kommen, die nun schon seit mehreren Jahren vom päpstlichen Stuhle angestrebt, aber von beiden Königen zu verhindern gesucht wurde. Gregor schickte damals an Heinrich noch besondere Gesandte, die mit ihm über die in Aussicht gestellte Fürstenversammlung und über die Beilegung der Zwistigkeiten im Reiche beraten sollten. Trotzdem wußte es Heinrich doch wieder zu umgehen, daß die sieben vom Papste erbetenen deutschen Fürsten nach Rom beordert wurden, um von dort aus päpstliche Legaten ins Reich zu geleiten. Benno von Osnabrück ging im Auftrage Heinrichs nach Rom, um das wiederholte Ausbleiben des fürstlichen Geleites zu entschuldigen. Ueberall, wie man sieht, Täuschung und Mangel an Offenheit!

Um dieselbe Zeit erhob Heinrich ein gräfliches Geschlecht, welches noch dazu bestimmt war, die kaiserliche Krone mit dem höchsten Ruhme zu tragen. Friedrich von Büren oder von Staufen aus schwäbischem Geschlechte wurde damals von Heinrich mit dem Herzogtume Schwaben belehnt und zum Zeichen der innigsten Verbindung mit des Königs kleiner Tochter Agnes verlobt. Aber Friedrich fand sehr bald einen bitteren Feind und Nebenbuhler an Berthold, dem Sohne König Rudolfs, welchem früher die Nachfolge in Schwaben versprochen worden. Durch Welf wurde Berthold nach Ulm geleitet und dort

[1]) Berthold 1079 (M. G. SS. V, 316) „se non alia ratione venisse testati sunt, quam ut Saxones apud dominum suum quantum possent adiuvarent, si modo ad deditionem venire vellent“; also ganz wie früher. Heinrich betrachtete sich als rechtmäßigen König und die Sachsen als Rebellen.

huldigten ihm die Großen des Landes. So brach in Schwaben der offene Bürgerkrieg aus, da das Land nun zwei Herzöge hatte.

König Heinrich zog dann von Regensburg aus gegen den Markgrafen Luitpold von Oesterreich, der einen verräterischen Bund mit den Ungarn und einigen bairischen Großen abgeschlossen hatte. Er wurde wieder zum Gehorsam gebracht und Heinrich kam nun mit den päpstlichen Legaten, die bei ihm erschienen, überein, die Parteien nach Fritzlar zu einer Vorbesprechung für den großen Fürstentag einzuladen. Das wurde auch allseitig angenommen und die Versammlung von Fritzlar scheint eine ziemlich bedeutende gewesen zu sein. Die Sachsen forderten hier als Bedingung, der König solle Geiseln für ihre Sicherheit stellen; auch sie seien dazu bereit und nur in diesem Falle würden sie an der Reichsversammlung teilnehmen. Endlich gingen die königlichen Unterhändler auf diese Bedingung ein und es wurde nun für den 15. August 1079 eine Versammlung in Würzburg angesetzt. Als der König aber hiervon erfuhr, meinte er, daß die Versammlung doch nur dann wirklich Sinn habe, wenn sich ihm die Sachsen in Würzburg unterwürfen. Davon wollten natürlich die Sachsen nichts wissen, und so weigerten sie sich, auf der Versammlung zu erscheinen.

Heinrich begab sich zu dem festgesetzten Tage in Begleitung der päpstlichen Legaten und eines bedeutenden Heeres nach Würzburg. Da die Sachsen sich ferngehalten, so verlangte er von den Legaten, den Bann über die Rebellen zu verhängen. Das geschah aber nicht, und Heinrich entschloß sich nun, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Er zog den Sachsen entgegen, doch diese schickten Gesandte. Rudolf war wohl zum Kampfe zu schwach und eine Anzahl sächsischer Fürsten wollte sich auf einen neuen Krieg nicht einlassen. Unter der Vermittelung der weltlichen Fürsten, die sich bei Heinrich befanden, wurde nun auch ein Abkommen getroffen. Man schloß einen Waffenstillstand, innerhalb dessen man die Verhandlungen wieder aufnehmen wollte.

So endete auch das Jahr 1079 ohne Erfolg. Denn an Unterhandlungen dachte man jetzt nicht mehr, im Gegenteil, man rüstete beiderseits, um die endliche Entscheidung dem Schlachtenglück anheimzustellen. Heinrich zog im Januar 1080 nach Thüringen. Eine Anzahl sächsischer Fürsten ging jetzt zu ihm über, denn Heinrich war ja ihr angestammter und rechtmäßiger König und von dem ferneren Festhalten an Rudolfs Partei versprachen sie sich keinen Erfolg mehr. Rudolf war gleichfalls in Thüringen eingefallen, wich aber vor Heinrich nach Norden bis in die Nähe von Mühlhausen zurück. Hier kam es bei Flarchheim am 27. Januar zum Treffen. Heinrich überraschte die Sachsen vollständig und der Sieg neigte sich schon auf seine Seite. Doch Otto von Nordheim wurde von Rudolf zu Hülfe gerufen, eilte noch rechtzeitig herbei und entschied dadurch den Kampf, der an dem kurzen Wintertage ein schnelles Ende fand. Rudolf errang den Sieg und von den böhmischen Vasallen, die sich im Heere Heinrichs befanden, blieb eine große Zahl auf der Walstatt. Sofort schickte Rudolf einen Boten mit der Siegesnachricht an den Papst und die Sachsen richteten bald darauf gleichfalls ein Schreiben nach Rom, worin sie den Papst aufforderten, nun rückhaltslos gegen Heinrich vorzugehen und seine zögernde und abwartende Haltung aufzugeben. Heinrich schickte zu der Fastensynode von 1080 Erzbischof Liemar

von Bremen und Bischof Robert von Bamberg.[1]) Diese Gesandten des Königs sollten die sofortige Verhängung des Bannes über Rudolf fordern. Weigere sich der Papst, das zu thun, so werde ihn der König absetzen.

Nunmehr mußte sich der Papst entscheiden. Er hatte sonst zu gewärtigen, von den Sachsen der Hinterlist und des Vertrauensbruches angeklagt, andererseits aber von Heinrich entsetzt zu werden. Der Entschluß mag ihm allerdings nicht leicht gefallen sein, hatte er ja stets noch gehofft, sich mit dem rechtmäßigen Könige Heinrich auseinanderzusetzen. Und bei der bisherigen Haltung, wo er zwischen den Parteien stand, indem er sich doch nicht ganz unmittelbar über sie zu setzen wagte, hatte er den meisten Nutzen davongetragen. Aber der Ausgang der Schlacht von Flarchheim mußte als ein Gottesurteil erscheinen und demgemäß entschied er sich gegen Heinrich.

Auf der Fastensynode wurde zunächst das Verbot gegen die Laieninvestitur in aller Schärfe erlassen und eine Anzahl widerspenstiger Bischöfe in den Bann gethan. Dann schritt Gregor zum Anathem gegen den König. Den Gesandten Heinrichs wurde die Rechtfertigung ihres Herrn einfach abgeschnitten. In einem Gebete an die Apostelfürsten verkündete Gregor von neuem die Ausschließung Heinrichs, sowie aller seiner Anhänger aus der kirchlichen Gemeinschaft, der König wurde seiner Würde entsetzt und alle seine Unterthanen des Eides entbunden, den sie ihm geschworen; aller weiterer Gehorsam gegen den Gebannten wurde noch ausdrücklich verboten. Nie mehr sollte seinen Waffen der Sieg verliehen werden; Rudolf aber sollte als rechtmäßiger und von der römischen Kirche anerkannter König das Reich regieren. Höchst bezeichnend für die Stellung des Papstes gegenüber der ganzen Welt ist der Schluß des Gebetes. Die Apostelfürsten, heißt es da, sollen die Welt erkennen lassen, daß sie alle Reiche und Herrschaften der Erde den Würdigen geben und den Unwürdigen nehmen könnten. Also mit anderen Worten, er, der Papst, habe als Nachfolger Petri die Macht, über alle weltlichen Rechte zu gebieten und alle staatlichen Bande zu lösen und neue zu knüpfen.

Solche Worte waren bisher unerhört und das Selbstvertrauen dessen, der sie aussprach, mußte ein übermenschliches sein. Das Gebäude der Hierarchie hatte hiermit seine höchste Höhe erreicht, da der Papst es in alle Welt hinaus verkündete, daß die Kirche als Herrin über dem Staate stehe. Schon nach siebenjährigem Pontifikate stand Gregor an dem letzten und höchsten seiner Ziele, der päpstlichen Weltherrschaft. Damit hatte er aber auch die letzte Brücke zwischen sich und Heinrich abgebrochen und der nun unausbleibliche, große Kampf konnte ebensogut mit der Vernichtung des einen Gegners enden, als beide Gegner ihre Macht zu Gunsten eines dritten an einander zersplittern konnten. Die Welt mußte sich dadurch allmählich verändern, daß Papsttum und Kaisertum, die noch vor wenig Jahrzehnten Hand in Hand gegangen waren, sich nun als die feindseligsten Mächte gegenüberstanden. Die Zeit des versteckten und heimlichen Kampfes war vorbei, jetzt galt es für beide Gegner, sich offen miteinander zu messen.

---

[1]) Roberts Vorgänger Hermann war im Jahre 1075 wegen Simonie seines Amtes entsetzt worden und nach einem vergeblichen Versuche, das Bistum wiederzugewinnen, ins Kloster gegangen.

Fünfter Abschnitt.

Die Erhebung Heinrichs IV. und der Ausgang Gregors VII.

1. Der Gegenpapst Clemens III. und der Ausgang König Rudolfs.

Gregor VII. hatte, wie wir wissen, auf der Fastensynode ein großes Wagstück unternommen, es war die versuchte Auflösung des deutschen Staates. Es fragte sich nun, was mächtiger war, die vielhundertjährige Verfassung unseres Volkes und Reiches oder die kühne Mystik des Papstes, der die Apostel Petrus und Paulus zu seinem unmittelbaren Schutze angerufen und in dem Glauben stand, daß sie ihm persönlich helfen würden. Aber gleich der erste Eindruck, den der neue Bann machte, war für Gregor recht ungünstig. Denn in Rom selbst entstand große Aufregung und in Tuscien verließen die Vasallen ihre Herrin Mathilde, die Verbündete des Papstes; sie stellten sich auf des Königs Seite. In der Lombardei machte sich sofort der alte Unwille und Haß gegen Gregor geltend, nachdem die deutschen Gesandten die Beschlüsse der römischen Synode verkündet. Die lombardischen Bischöfe wurden im Auftrage des Königs für den Juni 1080 zu einer Synode nach Brixen geladen. Hier wollte Heinrich über den Papst zu Gericht sitzen. Auch ein Lehrer der ravennatischen Rechtsschule, Petrus Crassus, trat jetzt mit einer heftigen Anklage gegen den Papst auf: Er habe die Auflehnung der deutschen Fürsten gegen Heinrich ins Werk gesetzt und deshalb sei er ein Feind der Gesetze, des Friedens und der ganzen Christenheit. — Und wenn der Papst gedacht hatte, daß die Erneuerung des Bannes die deutschen Großen alsbald zum Abfalle von Heinrich veranlassen werde, so hatte er sich völlig verrechnet. Zum Pfingstfeste traten neunzehn deutsche Bischöfe zusammen und von diesen wurde Gregor entsetzt und die Wahl eines neuen Papstes in Aussicht genommen; sie sollte auf der Synode in Brixen erfolgen.

König Heinrich begab sich nun nach Brixen und am 25. Juli wurde die Synode eröffnet; dreißig Bischöfe nahmen an ihr teil. Kardinal Hugo, der sich

auch eingefunden, trat wieder als Ankläger des Papstes auf. Als sich die Synode von der Schuld Gregors überzeugt hatte — das geschah allerdings leicht, denn man hatte sich zu dem Zwecke versammelt, den Papst zu stürzen —, verhängte sie über ihn die Absetzung. Außerdem wurde Rudolf und sein ganzer Anhang in den Bann gethan. Und nun entschloß sich der König zu dem Schritte, den er schon seit längerer Zeit beabsichtigt hatte. Da Gregor abgesetzt war, mußte der Kirche ein neues Oberhaupt gegeben werden, zu dessen Einsetzung sich Heinrich nach dem seinem Vater erteilten Zugeständnisse für völlig berechtigt hielt. Seine Wahl fiel auf den getreuen Kanzler Wibert, den Erzbischof von Ravenna, der ihm und seinem Hause in Italien schon große Dienste geleistet. Er nahm den Namen Clemens III. an. So hatte Heinrich mit Gregor VII. gänzlich gebrochen und sich in die Arme der reformfeindlichen lombardischen Bischöfe geworfen. Damit begann der große Prinzipienstreit, in dem sich erweisen sollte, ob die Staats- oder die Kirchenidee in den damaligen Menschen des Abendlandes fester eingewurzelt war. Und in diesem Streite konnte Heinrich auf die Bischöfe Oberitaliens sicher zählen, da sie noch viel mehr geschworene Feinde Gregors waren, als ihre deutschen Amtsbrüder. Denn unter den letzteren ließen sich einzelne warnende Stimmen vernehmen, daß die neue Papstwahl doch ungesetzlich sei. Nun standen sich zwei Könige und zwei Päpste als bittere Feinde gegenüber und die Welt konnte mit Recht auf den Ausgang des großes Kampfes gespannt sein, der soeben ins Dasein getreten.

Der Papst versuchte jetzt einen großen Bund gegen den König zustande zu bringen. Es gelang ihm aber doch nur, die Normannenfürsten fester an sich zu ketten. Der Bann gegen Robert Guiscard wurde aufgehoben und der Herzog versprach nun seine Mannen der römischen Kirche wieder zur Verfügung zu stellen. Mit einem großen Heere wollte Gregor gegen Wibert und seine lombardischen Anhänger ziehen, aber schließlich erwiesen sich auch die Versprechungen der Normannenfürsten als eitel und trügerisch. Denn man ließ den Papst einfach im Stiche und schickte ihm keine Hülfe. Nur Mathilde von Tuscien hielt treu zu ihm. Freilich die Vasallenschar der großen Gräfin hatte sich schon gespalten, ein Teil war zu Heinrich übergetreten. So kam es denn für den Papst lediglich auf die Verhältnisse in Deutschland an. — Während Heinrich zur Synode nach Brixen gegangen, wurde Schwaben wieder der Schauplatz des Krieges. Die Königlichen wurden von Rudolfs Anhängern angegriffen. Doch hier lag der Schwerpunkt nicht, der Sieg mußte in Sachsen erkämpft werden. Heinrich entschloß sich, seinen Feind noch in diesem Jahre anzugreifen. Von Mainz aus brach er mit stattlichen Steitkräften auf und zog durch Hessen in das thüringische Gebiet. Auch die Sachsen hatten ein großes Heer zusammengebracht, Rudolf rückte dem Feinde in Thüringen entgegen. Heinrich schien aber nicht den Mut zu haben, sich dem ganzen sächsischen Heere gegenüber zu stellen. Es gelang ihm, durch eine List die Truppen des Feindes zu teilen und dann zog er ostwärts, um sich mit den Böhmen und Meißnern, die im Anzuge waren, zu vereinigen. Doch als er von Erfurt her ins Bistum Naumburg einrückte, stellten sich ihm die Sachsen entgegen.

So kam es an der Elster in der Nähe von Hohenmölsen am 15. Oktober

1080 zur Schlacht. Nachdem anfänglich die Sachsen zum Weichen gebracht worden, stellte das Feldherrntalent Ottos von Nordheim die Schlacht wieder her. Schließlich wurden Baiern und Lothringer geworfen und der Kampf endete mit einer völligen Niederlage Heinrichs. Doch in die Siegesfreude der Sachsen mischte sich die Trauer um einen schweren Verlust. Auch König Rudolf hatte sich ins Getümmel der Schlacht gewagt und hierbei ward er schwer verwundet. Die rechte Hand war ihm abgehauen worden und außerdem hatte er eine gefährliche Wunde in den Unterleib erhalten. Der letzteren erlag er schon am Tage nach der Schlacht,[1]) in Merseburg wurde er bestattet. Dort ist noch heute sein Grabmal und die abgehauene Hand zu sehen. — Das war ein harter Schlag für die Sachsen, dem Könige aber konnte es zum großen Vorteile ausschlagen. Heinrich schöpfte auch sofort frischen Mut und nachdem er die Verstärkungen an sich gezogen, fühlte er sich stark genug, um einen Einfall in Sachsen zu wagen. Dazu kam es freilich nicht, denn seine eigenen Leute scheinen dem widersprochen zu haben. Als er dann im Dezember einen neuen Einfall nach Sachsen plante, zogen ihm die Sachsen entgegen. Er schickte Gesandte zu ihnen und bot ihnen unter der Bedingung, daß er selbst nie wieder ihr Land betreten wolle, seinen jungen Sohn Konrad zum Könige.[2]) Aber mit Spott und Hohn soll die Gesandtschaft durch Otto von Nordheim abgewiesen worden sein.

An demselben Tage, wo Rudolf sein Leben verloren, hatte die königliche Partei in Italien einen bedeutenden Sieg erfochten. Bei Volta am Mincio, in der Nähe von Mantua, waren die Anhänger Heinrichs mit den Vasallen der Mathilde zusammengetroffen und hatten ihnen eine empfindliche Niederlage beigebracht. So stand also die Sache des Königs in Italien keineswegs ungünstig, und nachdem Rudolf gefallen, mußte es Heinrichs erste Sorge sein, an der Spitze eines Heeres in Italien zu erscheinen, um Gregor mit Waffengewalt zu vertreiben und seinen Papst Clemens nach Rom zu führen. Wenn das glückte — und der Hülfe Oberitaliens war er sicher —, dann hatte Heinrich die kaiserliche Krone gewonnen.

2. Die Romfahrt und Kaiserkrönung Heinrichs IV.

Um die Jahreswende von 1080 war der Zug nach Italien beschlossen worden. Heinrich sah aber, daß das Gelingen des Zuges wesentlich davon abhing, daß der Bürgerkrieg in Deutschland sein Ende erreichte. Zu diesem Zwecke mußte er mit den Sachsen in Unterhandlungen treten. Bei Kaufungen in der Nähe von Kassel an der Grenze Hessens und Sachsens traten daher im Anfang Februar 1081 sächsische und königliche Bischöfe zusammen. Nachdem man sich darüber geeinigt, daß die Verhandlungen öffentlich geführt werden sollten, ergriff der Erzbischof Gebhard von Salzburg das Wort. Seine Rede lief darauf

[1]) S. G. Buchholz a. a. O. S. 75 f., der Bernolds und Ekkehards Angaben über den Todestag Rudolfs als richtig erweist.

[2]) So berichtet Bruno c. 125 S. 97, dem man sich allgemein angeschlossen hat. Doch ist wohl eher an die friedliche Anerkennung Konrads als Herzog von Sachsen als an die Aufrichtung eines sächsischen Königtumes zu denken.

hinaus, daß er die königliche Partei ersuchte, sie möge erweisen, daß Heinrich noch ein Recht darauf habe, König zu sein; könne sie das nicht, so würde seine, d. h. die sächsische Partei beweisen, daß er kein Recht dazu habe. Doch die königlichen Gesandten erklärten, zu einer so schwierigen Untersuchung reiche ihre eigene Weisheit nicht aus. Sie verlangten vielmehr einen Waffenstillstand bis zur Mitte des Juni, und Schwaben sollte in den Stillstand mit eingeschlossen werden. Dem war aber Otto von Nordheim entgegen. Er erkannte die Absicht der Königlichen, Frieden im Reiche zu haben, um desto ungestörter gegen den Papst kämpfen zu können. So einigte man sich nicht und der Waffenstillstand wurde nur für eine Woche geschlossen, man schied mit Verstimmung voneinander.

Trotzdem trat nun Heinrich seinen Zug nach Italien an. Das Heer war klein, nur ein geringes Aufgebot hatte er zustande gebracht. Dagegen hoffte er fest auf den Beistand der italienischen Bischöfe. Ende März überstieg Heinrich die Alpen, Ostern feierte er in Verona. Die lombardischen Bischöfe vereinigten sich mit ihm und dann brach er schnell gegen Rom auf. Zu Pfingsten hatte man die ewige Stadt erreicht; aber die Thore waren und blieben geschlossen. Heinrich mußte daher wieder abziehen, ohne Gregor vertrieben und die kaiserliche Krone empfangen zu haben; zu einer Belagerung Roms war sein Heer zu schwach.

Gregor hatte jetzt seine ganze Hoffnung auf Deutschland setzen müssen. Die Abschließung eines großen Bundes gegen Heinrich war ihm nicht gelungen, Robert Guiscard hielt nicht Wort und die Vasallen Mathildens hielten ihrer Herrin nicht die Treue. Dem Gregor mußte daher die Verlängerung des Bürgerkrieges im Reiche und die Verschärfung der Gegensätze von besonderem Nutzen sein. Zwar widerriet er für den Augenblick, zur Wahl eines neuen Gegenkönigs zu schreiten; wenn es aber wirklich nötig sei, dann sollte Bischof Altmann von Passau als Vertreter des Papstes dem neuen Könige einen Eid vorlegen, durch welchen er Vasall des Papstes werden und diesem Treue und Gehorsam schwören mußte. Das half freilich dem Papste nicht aus seiner damaligen Verlegenheit. Denn Heinrich rückte immer näher und die Hülfe Roberts blieb aus. Diesmal jedoch fand Gregor an den Römern treue Bundesgenossen. Sie versprachen ihm die Stadt zu halten und sich gegen Heinrich zu wehren. Und die Römer blieben fest, auch als Heinrich ihnen eine Erklärung übersandte, in der er seine Friedensliebe gegen Rom beteuerte. Das war ein Mißerfolg ohnegleichen, denn zu einer solchen Rückkehr von Rom hatte sich noch kein deutscher König gezwungen gesehen. Das übte aber auch seine Rückwirkung auf die Verhältnisse in Deutschland aus. Hatte der Papst einen nicht unbedeutenden Sieg erfochten, so zog auch seine Partei in Deutschland Vorteil daraus. Denn bald darauf kam es zur Wahl eines neuen Gegenkönigs.

Diese Wahl wurde ganz besonders von den Sachsen betrieben; zu allen deutschen Stämmen hatten sie Gesandte geschickt und zur Kur eines neuen Königs aufgefordert. Schließlich brachen die Sachsen im Juni in das östliche Franken ein und verwüsteten das Gebiet der Königlichen. In der Nähe von Bamberg stießen ihre schwäbischen Bundesgenossen zu ihnen und meldeten ihnen den unglücklichen Ausgang von Heinrichs Romfahrt. Darauf schritt man in Ochsenfurt am Main zur Königswahl, sie fand im Anfange des August statt. Vielleicht

im Einverständnis mit anderen inzwischen von Heinrich abgefallenen Fürsten wählten hier Sachsen und Schwaben den Grafen Hermann von Salm zum Könige, den Bruder des Grafen Konrad von Luxemburg. Wahrscheinlich hat Hermann den vom Papste geforderten Eid, wenn auch in etwas milderer Form, geleistet und sich dadurch ganz in die Hände Roms gegeben. Der neue König stellte sich nun sofort an die Spitze seiner Anhänger und brach in Schwaben ein. Am 11. August traf er bei Höchstädt an der Donau auf Friedrich von Schwaben und errang über ihn einen vollständigen Sieg. Die Frucht dieses Sieges war die Besetzung von dem größten Teile des Herzogtumes, so daß hier die Partei Heinrichs entschieden ins Hintertreffen geriet. Aber Hermann war deshalb keineswegs allgemein anerkannter König. Sogar Otto von Nordheim stand jetzt im Begriffe, mit dem Feinde zu unterhandeln und Hermann zu verlassen. Im November wollte er mit Heinrichs Anhängern zusammentreffen. Doch auf dem Wege stürzte er vom Pferde und erlitt einen Beinbruch. Das soll er für einen Fingerzeig Gottes angesehen haben, er brach die Verhandlungen ab. Und am 26. Dezember wurde Hermann durch Siegfried von Mainz in Goslar zum Könige gesalbt und geweiht; dagegen ist zweifelhaft, ob er gekrönt worden ist.

König Heinrich suchte unterdessen das Gebiet seiner mächtigen Feindin, der Mathilde von Tuscien heim und machte ihr einen Vasallen nach dem anderen abwendig. Er konnte allerdings nicht daran denken, die festen Burgen der großen Gräfin schnell in seine Gewalt zu bekommen, seine Streitkräfte waren hierzu nicht bedeutend genug. In diesen festen Stellungen leistete Mathilde den hartnäckigsten Widerstand, zumal sie vom Bischofe Anselm von Lucca, einem der tüchtigsten Parteigenossen Gregors, mit Rat und That unterstützt wurde. Noch vor Eintritt des Frühjahrs setzte dann Heinrich über den gefrorenen Po, um von neuem gegen Rom zu ziehen. Wieder erließ er eine Botschaft an die Römer: Er komme nicht als ihr Feind, sondern um den Frieden herzustellen, den Gregor so schnöde gebrochen habe. Er erbot sich sogar noch ein Untersuchungsverfahren in der Sache des Papstes anzustellen. Dem Papste wolle er für seine persönliche Sicherheit bürgen. Nach dem Ausfalle des Verfahrens werde es sich zeigen, ob Gregor länger Papst sein dürfe oder ob ein anderer den Stuhl Petri besteigen müsse. Doch die Römer hielten wieder fest zu Gregor. Als Heinrich vor Ostern 1082 gegen Rom heranrückte, waren die Thore für ihn geschlossen. So blieb ihm nichts übrig, als zur Belagerung der Stadt zu schreiten. Rom wurde eingeschlossen. Heinrich selbst begab sich bald darauf wieder in den Norden Italiens, statt seiner leitete Papst Clemens die Belagerung. Nun sah sich Gregor von allen Seiten verlassen. Umsonst hatte er früher einen engen Bund mit König Wilhelm von England abgeschlossen, umsonst hatte sich Robert Guiscard aus dem Banne lösen lassen und sich wieder in die Vasallität der römischen Kirche begeben. Denn Robert trieb es jetzt zu ganz anderen Abenteuern, als zur Einsetzung seiner Kräfte für seinen Lehensherrn; er ging darauf aus, sich das griechische Kaisertum zu unterwerfen.

Wieder blieb nur Deutschland für Gregor übrig. Und König Hermann hätte ihm auch jetzt wirklich Hülfe zukommen lassen, wenn hierbei nicht große

Hindernisse zu überwinden gewesen wären. Erst mußte er sich der Treue der sächsischen Fürsten versichern, ehe er Otto von Nordheim die Verwaltung Sachsens anvertrauen konnte. Und als er dann wirklich einem Hülferufe des Papstes im Herbste Folge leisten wollte, fand er die Dinge in Oberdeutschland in gänzlich veränderter Lage.

Im Jahre 1081 hatte sich Liutpold von Österreich von neuem gegen Heinrich empört. Wahrscheinlich von Italien aus war nun Liutpold seiner Mark entsetzt worden und Oesterreich dem getreuen Wratislav von Böhmen übertragen worden. Denn Meißen hatte Ekbert inzwischen zurückerhalten und so besaß Wratislav einigen Anspruch auf Ersatz.[1]) Als sich Wratislav aber in den Besitz Oesterreichs setzen wollte, zog ihm Liutpold entgegen. Am 12. Mai 1082 kam es bei Mailberg zur Schlacht, in welcher die Böhmen siegten. Und obgleich es dem Wratislav schwer genug fiel, sich Oesterreich zu unterwerfen, so hatte doch eben die königliche Partei einen Sieg davongetragen und das mußte von einigem Einflusse auf die Stellung Hermanns sein. Der Gegenkönig stand daher sehr bald von einem Hülfezuge für Gregor nach Italien ab. Es kam dann die Nachricht, daß Otto von Nordheim am 11. Januar 1083 sein überaus bewegtes und thatenreiches Leben geendigt habe. Nun war Hermanns Anwesenheit in Sachsen unbedingt vonnöten, und so hat der Gegenkönig seither eine bedeutende Rolle nicht mehr spielen können, seine Herrschaft blieb örtlich beschränkt.

Erst im Frühjahr 1083 langte Heinrich wieder vor Rom an, um die Belagerung fortzusetzen.[2]) Die Stadt hatte sich gehalten und nur einige benachbarte Burgen waren vom königlichen Heere eingenommen worden. Der Kampf richtete sich in der Hauptsache gegen die Leostadt. Weder die Stürme der Belagerer noch ein Ausfall der Römer hatten Erfolg. Schließlich aber erlahmte die Wachsamkeit der Belagerten und an einer ungedeckten Stelle gelang es den Königlichen, die Mauer zu übersteigen und dann die Leostadt mit Ausnahme der Engelsburg zu besetzen. Eine Woche darauf sprach Gregor von neuem den Bann über Heinrich aus. Aber vier Tage später wurde Clemens in St. Peter als Papst inthronisiert und geweiht. Der Engelsburg gegenüber errichtete man deutscherseits eine andere Burg; eine Anzahl deutscher Ritter wurde unter dem Befehle Udalrichs von Godesheim als Besatzung hineingelegt. Zum Anfange des Juli zog Heinrich wieder von Rom ab. Auch die Römer waren jetzt des Krieges überdrüssig geworden und hatten insgeheim mit Heinrich eine Vereinbarung getroffen. Vier Monate hindurch wollte der König die Belagerung ihrer Stadt aufgeben. Innerhalb dieser Zeit aber wollten die Römer den Papst zur Nachgiebigkeit und zur Kaiserkrönung Heinrichs bewegen, oder falls Gregor unzugänglich bleibe, einen neuen Papst wählen, der dann die Krönung sofort vollziehen solle. Es wird erzählt, daß Heinrich die Römer zu diesem Vertrage durch Geld gewonnen habe, welches ihm von den lombardischen Städten vorge-

---

[1]) S. Joh. Kröger a. a. O. S. 63 ff. und Anm. Die Chronologie der Ereignisse scheint hier die richtigste zu sein.

[2]) S. Bernold 1083 SS. V, 437; Ekkehard 1083. Heinrich ist nach Stumpf 2846 und 2847 im November in Palosco und Verona, und hiernach allein kann Giesebrecht III, 547. 1160 nicht folgern, daß Heinrich nicht schon im Dezember 1082 vor Rom war.

schossen worden sei. Aber auch von ganz anderer Seite sollte dem Könige Hülfe zuteil werden. Da Robert Guiscard nämlich das griechische Reich angegriffen hatte, so stellte sich der oströmische Kaiser naturgemäß auf Heinrichs Seite. Es erschienen jetzt griechische Gesandte beim Könige und überreichten ihm eine Summe Geldes. Dafür erklärte sich Heinrich bereit, gegen Robert Guiscard zu ziehen. Und auch sonst in Italien hatte Kaiser Alexius dem Robert Feinde erweckt; der mächtige Herzog hatte sich daher gezwungen gesehen, die Eroberung des Ostreiches für den Augenblick aufzugeben und zur Sicherung seiner Herrschaft nach Italien zurückzukehren. Sofort ließ er dem Papste, dem er sich nun wieder enger anschließen mußte, Hülfsgelder zukommen. So begann der Kampf von neuem, nachdem sich beide Teile verstärkt.

Obwohl nun die deutsche Burg, die man in der Leostadt errichtet hatte, inzwischen von den Römern zerstört worden war, nachdem ihre Besatzung dem Fieber erlegen, so wuchsen doch die Verlegenheiten für den Papst immer mehr. In dieser Not berief Gregor für den November eine Synode nach Rom, wo der ganze zwischen ihm und Heinrich entbrannte Streit geschlichtet werden sollte. Jedenfalls war die Synode darauf berechnet, der Entscheidung durch die Römer zuvorzukommen, wie sie von Heinrich in dem mit ihnen geschlossenen Vertrage ins Auge gefaßt worden. Denn dieser Vertrag ist entschieden zur Kenntnis des Papstes gelangt, und einem solchen Schritte mußte er unter allen Umständen begegnen. Aber ein großer Teil der geladenen Bischöfe blieb aus, da die Deutschen Meister der Alpen waren und Heinrich die ihm feindselig gesinnten Bischöfe, die nach Rom gehen wollten, gefangen nehmen oder doch an der Weiterreise verhindern ließ.

Daher kam es auf der Synode zu keinem für die Frage entscheidenden Beschlusse. Nur mit Mühe konnte Gregor davon zurückgehalten werden, Heinrich von neuem in den Bann zu thun. Und er erklärte, nur dann in die Kaiserkrönung einzuwilligen, wenn der König wegen seines Bannes öffentlich Buße thun werde. Aber solche Zeiten waren vorüber, Heinrich stand wieder mit einem Heere vor Rom und nicht zum zweitenmal wollte er die Buße von Canossa auf sich nehmen. Außerdem glaubte er der Hülfe der Römer sicher zu sein. Letztere verlangten nun auch von Gregor vertragsmäßig die Krönung des Königs, doch der Papst konnte sich nicht dazu verstehen, und es scheint fast, als habe er eine höhnische Antwort darauf gegeben. Daher fielen die Römer jetzt immer mehr von Gregor ab und gingen zu Heinrich über, zumal der König an das Volk reichliche Geldspenden verteilen ließ. Damit war Gregors Schicksal entschieden.

Im Anfange des Februar 1084 unternahm dann Heinrich einen Feldzug gegen Robert Guiscard,[1]) denn er hatte beim Empfange der griechischen Hülfsgelder versprochen, sie gegen den gemeinsamen normannischen Feind zu verwenden. Aber dieser Verwüstungszug sollte nicht von langer Dauer sein. Die Römer schickten nämlich Gesandte an den König, die ihn ersuchten, wieder nach Rom zu kommen. Man war in der Stadt des Krieges nun wirklich müde und wollte sich nicht länger durch den Starrsinn Gregors knechten lassen. Schon am

---

[1]) S. hierüber Buchholz, Ekkehard von Aura S. 84 f.

21. März hielt Heinrich seinen Einzug in die eigentliche Stadt. Sofort trat eine Synode zusammen und verhängte über Gregor Entsetzung und Exkommunikation. Dann wurde Wibert von den Römern als Clemens III. anerkannt und zum Papste geweiht. Und am 31. März — es war der Ostertag — empfing Heinrich mit seiner Gemahlin in St. Peter von dem neuen Papste die Kaiserkrone. Wie sein Vater erhielt auch er die Würde eines Patricius von Rom. So befand sich Heinrich in dieser Beziehung am Ziele seiner Wünsche, aber mit nichten war Gregor unterworfen, und gelang das nicht, so war nur ein halber Sieg errungen.

Die feste Engelsburg hielt tapfer stand und trotzte allen feindlichen Angriffen. Und endlich kam für Gregor die heißersehnte Hülfe. Robert Guiscard ließ ihm seine baldige Ankunft melden. Mit 6000 Rittern und 30000 Mann zu Fuß kam Robert angerückt, um den Kaiser aus Rom zu vertreiben. Heinrich hatte auch kein genügend starkes Heer, um einer solchen Macht Widerstand zu leisten. Er verließ daher am 21. Mai Rom, nachdem er den Römern die Belagerung der Engelsburg übergeben. Eine Woche später rückten die Normannen in Rom ein, Robert Guiscard hatte den Papst befreit. Freilich wurden hierbei die ärgsten Greuel verübt, ein großer Teil der Stadt ging in Flammen auf. Daher kam es, daß die Römer den Papst nun erst recht verwünschten und seine geschworenen Feinde wurden. Er fühlte sich seither in der Stadt nicht mehr sicher und zog es vor, sie zu verlassen, um sich seinem Befreier Robert anzuschließen. In Monte Cassino wurde er ehrenvoll aufgenommen und Abt Desider versprach ihm sogar, ihn mit allem Nötigen zu versorgen. Von dort begab sich Gregor nach Benevent und endlich nach Salerno.

Wibert hatte sich nach dem Abzuge des Kaisers nach Tivoli gewendet. Ein Angriff der Normannen auf diese feste Stadt mißglückte und als die Feinde die Belagerung aufgegeben hatten, ging der neue Papst nach Rom zurück, wo er bald allgemein anerkannt wurde; Gregor hatte die Stadt völlig verloren.

Wenn man diesen großen und langwierigen Kampf bei seinem Ausgange überblickt, so muß man sagen, daß eigentlich keine der an der Spitze der Parteien stehenden Persönlichkeiten einen bedeutenden Vorteil davongetragen. Heinrich war allerdings unter Zustimmung der Römer zum Kaiser gekrönt worden, was er von Gregor nie hätte erlangen können, ohne sich neuen Demütigungen auszusetzen. Aber zu kaiserlicher Herrschaft hatte er es nicht gebracht, kein Kaiser vor ihm hat so wenig in Rom zu sagen gehabt wie er. Und sein Abzug von Rom glich eher einer Flucht, er mußte die Stadt dem Feinde preisgeben. Gregor hatte große Standhaftigkeit bewiesen, aber sich doch schließlich durch seinen unbeugsamen Starrsinn bei den Römern verhaßt gemacht, so daß er den Rest seines Lebens in freiwilliger Verbannung zubrachte. Es war ihm nicht geglückt, sich in Rom eine wirklich unabhängige Stellung zu schaffen, von der aus er der Welt Gesetze vorschreiben konnte. Wibert war zum Papste geweiht worden, aber das war unter so ungewöhnlichen und ungesetzmäßigen Umständen erfolgt, daß sein Papsttum von den Rechtgläubigen vielfach angestritten werden mußte. Robert Guiscard hatte sich durch das Wüten seiner Mannen die Gunst der Römer völlig verscherzt und sich jedenfalls auch in Norditalien durch seine Parteinahme viele Feinde erweckt. Aber am meisten hatten die Römer gelitten. Die Stadt war

drei Jahre lang der Schauplatz eines erbitterten Krieges gewesen und was vorher verschont geblieben, das hatten die Normannen jetzt verwüstet und zerstört. Rom glich einem großen Trümmerhaufen, der frühere Glanz der Stadt war dahin, sie wurde nun immer mehr zur Ruine. — So hatte der furchtbare Kampf nicht zur Vernichtung des einen Gegners, sondern zur Schwächung beider geführt; beide Gewalten hatten sich aneinander zersplittert.

3. Der Ausgang Gregors VII. und die Fortsetzung des Kirchenstreites in Italien.

Gregor hatte Rom verlassen müssen und dort schaltete jetzt ein neuer Papst. Keineswegs hielt sich aber Gregor für abgesetzt, das war nach seinen Anschauungen über das Papsttum unmöglich. Wohl konnte ein Papst Kaiser und Könige ihrer Würde entkleiden, aber der Nachfolger Petri war unabsetzbar, da er durch die Apostel selbst sein Amt erhalten. Das geistliche Schwert stand über dem weltlichen, es war von Gott selbst eingesetzt worden, während die weltliche Obrigkeit nur Menschenwerk war. Von solchen Anschauungen war Gregor tief durchdrungen und es war ihm geglückt, einen Teil des Abendlandes von ihrer Richtigkeit zu überzeugen.

Gregor hielt dann bald in Salerno eine Synode und hier wurden Kaiser und Gegenpapst wieder in den Bann gethan. Außerdem forderte der kühne Mann von hier aus alle Christen auf, einen Kreuzzug für seine Befreiung zu unternehmen. Aber trotz der eindringlichen Bitten und Ermahnungen erschien doch kein Heer, um ihm zu helfen, und so blieb die Verbannung sein dauerndes Los. Denn auch dem Robert Guiscard lag mehr daran, gegenüber dem griechischen Kaisertume leichte Beute zu machen, als seine Macht für den Papst unnütz aufzuopfern. Und schon am 25. Mai 1085 setzte der Tod dem Leben des großen Papstes ein Ziel. „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Unrecht, darum muß ich im Elend sterben," waren seine letzten Worte. — Auch heute noch ist es nicht leicht, dem bedeutenden Manne gerecht zu werden. Je nach ihrer Stellung sahen die Zeitgenossen in ihm die Verkörperung von rechtem Glauben und christlicher Frömmigkeit oder — wenigstens in den letzten Jahren — den Inbegriff alles Schlechten. Einig jedoch waren alle darin, daß Gregor eine Erscheinung von erster Größe war. In die Verhältnisse unseres Reiches und Volkes hat er entschieden als Revolutionär eingegriffen und durch die Festigkeit seines Willens eine unheilvolle Spaltung hineingebracht. Religiös betrachtet erscheint er kalt, kein wärmender Hauch geht von ihm aus. Desto hervorstechender ist der Zug zur Mystik bei ihm, er hielt sich unmittelbar durch die Apostel dazu berufen, dem Stuhle Petri die Welt unterthan zu machen. Als zielbewußter Mann, der alle seine Kräfte zusammennahm und mit Hülfe der damaligen priesterlichen Macht über die Gewissen und die Gemüter der Menschen eine Herrschaft ohnegleichen zu errichten getrachtet und teilweise auch errichtet hat, steht er fast einzig in der Geschichte da. Aber trotzdem er die Macht Roms groß gemacht hat wie nie zuvor, ist er doch erst sehr spät von der römischen Kirche unter deren Heilige aufgenommen worden; die Mittel, die er ergriff, um seine Ansichten durchzusetzen, sind nicht immer die lautersten und reinsten gewesen und selbst seinen eifrigsten Anhängern hat er oft Abscheu eingeflößt.

Zwei Monate nach Gregor starb dessen Bundesgenosse Robert Guiscard. Bei einem neuen Angriffe auf die Küsten des griechischen Reiches erlag er einem heftigen Fieber. Sein Sohn Roger überkam die Herrschaft, gab aber gleich anfangs die Eroberungsgedanken des Vaters auf Ostrom auf. — An Stelle des verstorbenen Papstes mußte nun ein neuer Nachfolger auf Petri Stuhle gewählt werden. Das wurde freilich noch lange hinausgeschoben. Denn erstens waren wohl nur wenige Kardinäle in Rom anwesend, die zur gregorianischen Partei gehörten, und zweitens mochte sich in jenen stürmischen Zeiten nicht leicht jemand finden, der die päpstliche Würde annehmen und gegen Clemens verteidigen wollte. Allerdings hatte die Reformpartei im Jahre 1084 einen Sieg über die Kaiserlichen erfochten. Nämlich am 2. Juli war ein für Clemens bestimmtes Hülfsheer in Oberitalien von den Vasallen der Mathilde angegriffen und besiegt worden. Clemens hatte dann Rom zeitweilig verlassen, vielleicht um sich gegen Mathilde zu wenden. Nun konnten zwar die Gregorianer in Rom wieder aufatmen, aber die Verhältnisse waren doch noch überaus unsichere und die frühere Haltung der lombardischen und deutschen Bischöfe ließ klar erkennen, daß ein Papst von der Reformpartei mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben werde. Am 24. Mai 1086 wurde nun der Abt Desider von Monte Cassino in Rom gewählt und zur Annahme seiner Wahl förmlich gezwungen. Er erhielt den Namen Viktor III. Indes schon nach vier Tagen wurde der neue Papst von der feindlichen Partei genötigt, Rom zu verlassen. Er zog sich in sein Kloster zurück und entschloß sich dazu, seine Würde niederzulegen. Aber ein Streit, der unter seinen Anhängern ausbrach und seinen Stolz verletzte, veranlaßte ihn zur Wiederannahme des Pontifikates. Von Jordan von Capua wurde er nach Rom geleitet und am 9. Mai 1087 in St. Peter geweiht. Doch auch jetzt konnte er sich nur wenige Tage in Rom halten. Endlich erschien im Juni 1087 Mathilde mit einem Heere vor Rom. Ihren Bitten gelang es, den Papst zu einer nochmaligen Rückkehr nach der Stadt zu bewegen. Nun entspann sich wieder der heftigste Kampf zwischen Kaiserlichen und Gregorianern. Schließlich gelang es dem kaiserlichen Papste, seine Gegner zu verdrängen, Mathilde und Viktor mußten abziehen. Noch versammelte Viktor eine Synode in Benevent, wo Clemens in den Bann gethan wurde. Bald darauf ist Viktor am 16. September 1087 gestorben, nachdem er noch in seinen letzten Augenblicken den Bischof Otto von Ostia als seinen Nachfolger auf dem Stuhle Petri anempfohlen.

Auch jetzt verzögerte sich die Wahl eines neuen Papstes längere Zeit. In Rom erschienen die Verhältnisse nicht sicher genug und so versammelten sich die Kardinäle in Terracina. Hier wurde am 12. März 1088 Otto von Ostia unter dem Namen Urban II. zum Papste gewählt. Otto, ein geborener Franzose, war früher zu wiederholtenmalen von Gregor als Legat nach Deutschland geschickt worden, er hielt es völlig mit der Reformpartei. Gregor hatte die Gewandtheit und Umsicht des Mannes erkannt und ihn daher zu solchen wichtigen Geschäften verwendet. Eine Woche vor seinem Tode soll er noch den ihn umgebenden Kardinälen auf die Frage, wen er zu seinem Nachfolger bestimme, neben Anselm von Lucca und Hugo von Lyon den Otto als des Papsttumes würdig bezeichnet haben. Nach dem kurzen und unbedeutenden Pontifikate

Viktors III. bestieg nun Otto den päpstlichen Stuhl. Gleich seine ersten Maßnahmen zeigten, daß er gewillt war, die Politik Gregors VII. fortzusetzen. Er war von der Richtigkeit der Ideen und des hierarchischen Systemes seines großen Vorgängers völlig überzeugt. Freilich seine Aussichten waren zunächst nichts weniger als glänzend. Noch saß Clemens III. in Rom, verbündet mit der kaiserlichen Partei. Wie sich die Normannenstaaten mit dem neuen Papste stellen würden, blieb erst abzuwarten. In der Lombardei hielten die Bischöfe zum Kaiser, in Deutschland hatten die gregorianischen Reformen den heftigsten Widerstand gefunden. So kam es für Urban II. hauptsächlich auf die Stellung der Mathilde von Tuscien und der Könige von Frankreich und England an, der alten Bundesgenossen Roms. Waren diese gewonnen, so war dem Papste der Sieg sicher, vorausgesetzt, daß sich auch die Dinge in Deutschland für ihn nicht allzu unglücklich gestalteten.

Aber das Papsttum konnte damals noch aus einem anderen Umstande großen Nutzen ziehen. Der Islam war jetzt nämlich fast auf allen Punkten im Rückschreiten begriffen. In Spanien war Toledo für das Christentum erobert worden. Urban erhob den Bischof dieser Stadt zum Primas des christlichen Spaniens. Sicilien hatte Robert Guiscards Bruder Roger nun ganz unterworfen und die vereinigten Pisaner und Genuesen hatten soeben einen kräftigen Stoß gegen die Seeräuber der afrikanischen Küste gewagt, der mit reichem Gewinn an Beute endete. Außerdem lenkte damals das Oesterreich in ein friedlicheres Verhältnis zu Rom ein. Und die Stellung des Papstes konnte durch nichts so gekräftigt und in ihrem Ansehen gehoben werden, als wenn er sich jetzt an die Spitze einer religiösen und kriegerischen Bewegung gegen den Islam stellte, d. h. wenn es ihm durch seine eigenen Bemühungen gelang, einen großen und allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zustande zu bringen. War das geschehen, so hatte sich das Papsttum moralisch völlig rehabilitiert und seine Macht war gewachsen. An einem solchen Kreuzzuge beteiligten sich voraussichtlich die Deutschen am wenigsten, die Unternehmung mußte wesentlich von den romanischen Völkern ausgehen, da ja gerade diese in fortwährender Berührung mit dem Islam standen. Dem Papste konnte das allerdings gleichgültig sein. Hatten sich die romanischen Völker unter ihm zum Kreuzzuge geeint, so hatte er ein so unbestrittenes Uebergewicht erlangt, daß er die Fortsetzung des Kampfes mit dem Kaiser ruhig mit ansehen konnte. Indes zuerst mußten sich für Urban die Verhältnisse in Italien gebessert haben. Solange Clemens im Besitze von Rom war und dort von einem bedeutenden Anhange unterstützt wurde, war für den Reformpapst keine Besserung seiner Lage zu erwarten. Clemens mußte unbedingt und für immer aus Rom vertrieben werden und Urban überhaupt erst in den Besitz der genügenden Mittel für den päpstlichen Hofhalt kommen. Urban hat es daher immer wieder von neuem versucht, seinen Feind aus Rom zu verdrängen; aber es sollte noch geraume Zeit vergehen, bis Urban seinen dauernden Wohnsitz in der ewigen Stadt nehmen konnte. Die nächsten Jahre waren für ihn eine Zeit der Entsagung und harter Entbehrung.

Sechster Abschnitt.

Das Reich und Italien in den Jahren 1084—1099.

1. Friedensstimmungen im Reiche.

So bedeutende Spaltungen wie zur Zeit Heinrichs IV. hatte das Reich noch nicht erlebt. Ueberall war Kriegszustand und die Fehde tobte niemals ärger, in zwei große feindliche Lager war das ganze Reich geteilt. Da kam man in den Gegenden, welche bisher vom offenen Kriege noch am meisten verschont geblieben, auf den Gedanken, den man schon vierzig Jahre früher in Frankreich während der vollständigen Schwäche der dortigen Königsgewalt gefaßt hatte. Nämlich Bischof Heinrich von Lüttich verkündete für seinen Sprengel im Jahre 1081 den Gottesfrieden. So nahm sich also die Kirche auch in Deutschland der Unterdrückten an, sie trat jetzt vermöge ihrer höheren Stellung als Teilhaberin der königlichen Gewalt auf. Damit war nun keineswegs allem Fehdewesen gesteuert, sondern es wurde nur das Tragen von Waffen und jegliche Gewaltthat verboten von Freitag bis Montag früh, in der Adventszeit bis zum Epiphaniasfeste und in der Fastenzeit bis zum Sonntage nach Pfingsten. Harte Strafen wurden auf die Uebertretung des Friedens gelegt. Diese Friedenseinigung fand sehr bald Nachahmung in Köln. Im Jahre 1083 verkündete Erzbischof Siegwin von Köln den Gottesfrieden für seine Kirchenprovinz und dem haben sich dann auch bald einige Städte des Nordens und Westens angeschlossen.

Der Kaiser gab von Italien aus hierzu seine Einwilligung. Und als Heinrich nach dreijähriger Abwesenheit ins Reich zurückkehrte, beseelten ihn die gleichen Friedensgedanken. Kurz vorher war es Welf geglückt, sich durch Verrat Augsburgs zu bemächtigen und dort einen päpstlichen Gegenbischof einzusetzen. Anfang August 1084 zog nun Heinrich gegen Augsburg. Er nahm die Stadt ein und führte den früheren Bischof zurück. In Mainz wurde dann ein neuer Erzbischof eingesetzt, da Siegfried am 17. Februar 1084 gestorben war; der

Halberstädter Domherr Wezel erhielt das Erzbistum. Dann wandte sich Heinrich zur Befriedung Lothringens nach Metz. Auch hier war jetzt die kaiserliche Partei durchaus am Ruder und Hermann von Metz, der längere Zeit Heinrichs heftigster Feind gewesen, unterwarf sich jetzt dem Kaiser. Freilich unbezwungen blieb Sachsen. Noch immer stand hier der Gegenkönig Hermann an der Spitze der Großen und hielt sich für den rechtmäßigen Herrscher im Reiche. Es war jetzt für Heinrich das Wichtigste, einen neuen Versöhnungsversuch mit den Sachsen zu machen. Schon viele unter den Fürsten des Landes waren zu ihm übergetreten, und auch jetzt, als es zu Unterhandlungen kam, zeigten sich mehrere sächsische Große dem Kaiser geneigt. Im Dezember 1084 und Januar 1085 traten die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Bremen als Abgesandte Heinrichs mit den sächsischen Bischöfen in Gerstungen zusammen. Zu letzteren hatte sich Erzbischof Gebhard von Salzburg gesellt und auch Otto von Ostia wohnte als Legat Gregors den Unterhandlungen bei. Hier erklärte nun die kaiserliche Partei, daß Heinrich überhaupt nicht dem Banne verfallen sei, da ein seiner Güter und Würden beraubter Mann nicht mit dem Banne bestraft werden könne. Die Gegenpartei konnte hierauf nur ungenügende Antwort geben und die Verhandlungen verliefen völlig fruchtlos. Erst zu Ostern trat man wieder zusammen und zwar in Quedlinburg. Hier wurde durch den Legaten Otto der Satz zur Anerkennung gebracht, daß an einer Entscheidung des Papstes niemand etwas abändern dürfe. Ueber Wibert, die Kardinäle seiner Partei und die schismatischen Bischöfe Deutschlands wurde der Bann verhängt.

Bald darauf versammelte aber auch der Kaiser eine allgemeine deutsche Synode in Mainz. Die abwesenden gregorianischen Bischöfe wurden abgesetzt, die Entsetzung und Bannung Gregors VII. von neuem anerkannt und der in Köln geschlossene Gottesfriede auch auf die ganze Erzdiözese Mainz ausgedehnt. Außerdem wurde der Gegenkönig Hermann in den Bann gethan. Es schien dann zu einer dauernden Aussöhnung zwischen Heinrich und den Sachsen zu kommen. Der Kaiser ließ ihnen nämlich melden, wenn sie seine Herrschaft anerkennen wollten, so würde er ihnen alle Rechte gewährleisten, die sie seit Karls des Großen Zeit besäßen. Das wirkte zunächst ganz auffällig. Denn die meisten Fürsten beeilten sich daraufhin ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen. Heinrich ging dann selbst nach Sachsen und durchzog das ganze Land bis nach Magdeburg. Hier wurde an Stelle des schismatischen Hartwich als neuer Erzbischof Abt Hartwich von Hersfeld eingesetzt, desgleichen erhielten noch andere sächsische Hochstifte neue Bischöfe von kaiserlicher Gesinnung. Diese schnelle Sinnesänderung erklärt sich zuerst allerdings aus dem Versprechen, welches Heinrich gegeben. Dann aber mag auch der Tod Gregors VII., der inzwischen eingetreten und bekannt geworden war, bestimmend auf die Sachsen eingewirkt haben. Denn nun fehlte ihnen die gewaltige Stütze, die sie fast während ihres ganzen Aufstandes in Italien gehabt. Und diese Erkenntnis mochte wohl viele dazu bewegen, mit dem Kaiser in ein besseres Verhältnis zu treten. Ganz freilich sollte der Aufstand auch jetzt noch nicht erlöschen, seine Fortsetzung knüpft sich an den Namen des meißnischen Markgrafen Ekbert.

2. Der Aufstand Markgraf Ekberts von Meißen.

Ekbert, der Schwiegersohn der Markgräfin Adela, war zwar früher von Heinrich in die Markgrafschaft seines Vaters wiedereingesetzt worden, wie wir oben gesehen, aber Dank hatte sich Heinrich hierdurch bei dem jungen Fürsten nicht erworben. Es scheint, daß sich Ekbert selbst auf die königliche Stellung Aussicht gemacht hat, denn er war ein Jüngling von hochfliegenden Plänen und sein Ehrgeiz verleitete ihn, nach dem Höchsten zu streben. Als Heinrich jetzt nach Sachsen gekommen war, zog ihm Ekbert entgegen und versicherte ihn seiner Treue, führte ja Heinrich eine starke Macht mit sich. Als aber der Kaiser sein Heer entlassen hatte, zeigte Ekbert seine wahre Gesinnung. Noch gab es eine Partei in Sachsen, die an Hermann festhielt. Zu dieser gesellte sich Ekbert jedenfalls; nun trat er feindlich gegen den Kaiser auf. Heinrich mußte sofort aus Sachsen entweichen und begab sich nach Baiern und Franken, um hier ein größeres Heer zu werben. Im Anfange des Februar 1086 begann der Kampf in Thüringen; Heinrich suchte in Sachsen einzubrechen, Ekbert verwehrte ihm aber den Eintritt. Nun wurde Ekbert in Wegmar bei Gotha durch ein Fürstengericht als Hochverräter seines Allodes und seiner Lehen beraubt. Der Krieg hatte seinen Fortgang, da aber die Fastenzeit schon heranrückte, so trat bald Waffenruhe ein; der Gottesfriede wurde vom Kaiser streng innegehalten.

Schon aber bedrohten Heinrich auch in anderen Reichsteilen schwere Gefahren. In Schwaben hatte die Fehde nie geruht, Welf hielt hier die Empörung aufrecht. Und als Heinrich sich damals nach Baiern begab, kam es auch hier zum Aufruhre. Freising wurde von den Aufständischen eingenommen und Regensburg, wo sich Heinrich selbst befand, wurde belagert. Welf mit den Seinigen war zu Hülfe gerufen worden und die alte Feindschaft stand bald wieder in hellen Flammen. Schließlich wurde auch das Erzstift Salzburg vom Kriege ergriffen. So war damals fast der ganze Süden Deutschlands ein Kriegslager. Die Friedenseinigungen waren keineswegs so tief gedrungen, daß man sich wirklich fest an sie gebunden glaubte. Vorher noch hatte Heinrich eine Synode in Mainz und einen Reichstag unter reger Beteiligung der geistlichen und weltlichen Großen abgehalten. Hier verpflichtete er sich den anwesenden Böhmenherzog Wratislav ganz besonders dadurch, daß er ihm den königlichen Namen über Böhmen und Polen übertrug und die Königskrönung in Prag gestattete; sie wurde von Erzbischof Egilbert von Trier am 15. Juni 1086 an Wratislav und dessen Gemahlin Svatava vollzogen.[1])

Wratislav war bisher neben Gottfried von Niederlothringen der getreueste Anhänger Heinrichs IV. gewesen, er hatte kürzlich auch wieder die Mark Meißen zugesprochen erhalten. Jetzt erfuhr er eine Erhöhung wie nie zuvor, es wurde ihm dieselbe Stellung eingeräumt, die einst der große Boleslav von Polen sich im Gegensatze zu Reich und König angeeignet. Heinrich schuf sich dadurch an dem mächtigen Slavenfürsten einen sicheren Rückhalt. Er konnte nun der Fort-

---

[1]) S. Kröger, Geschichte Böhmens u. s. w. S. 65 ff.

setzung des Aufstandes ruhiger entgegensehen, da er sich den Böhmen ganz ergeben wußte.

Aber es hatte zuerst den Anschein, als ob der Kaiser seinen geeinten Feinden doch noch erliegen sollte. Ekbert verband sich mit dem Gegenkönige und zog südwärts an den Main, Welf mit den Schwaben kam aus dem Süden herangerückt. Wieder suchte man durch einen gemeinsamen Angriff auf Würzburg die Stellung Heinrichs in Franken zu erschüttern. Heinrich zog zunächst den anrückenden Schwaben entgegen, konnte aber nichts gegen sie ausrichten und ging zurück, um neue Streitkräfte an sich zu ziehen. Die Empörer vereinigten sich nun und belagerten Würzburg. Als dann Heinrich mit einem Heere von beinahe 20000 Mann[1]) heranzog, kam es am 11. August 1086 bei Pleichfeld nordöstlich von Würzburg zur Schlacht. Sie ging für den Kaiser völlig verloren, da, wie berichtet wird, die Trierer und Kölner Aufgebote den Kaiser verließen und sich verräterisch zur Flucht wandten. Sogar in Heinrichs unmittelbarer Nähe soll sich schnöder Verrat gezeigt haben. Die Kölner und Trierer Vasallen standen im ersten Treffen, ihre Flucht verwirrte einen großen Teil des Heeres. Allerdings wurde die Schlacht wiederhergestellt und von neuem entspann sich der tapferste Kampf. Auch Heinrich selbst soll sich ins dichteste Getümmel gewagt und die schon eroberte königliche Lanze wieder gewonnen haben. Doch das war vergebens, die Schlacht entschied gegen den Kaiser, Welf und Ekbert errangen einen glänzenden Sieg. Und die Frucht dieses Sieges war die Einnahme Würzburgs. Aber bald darauf wurde die Stadt wieder durch den Kaiser erobert. Heinrich wandte sich dann nach Baiern, um Frieden im Lande herzustellen. Hier soll er bei der Belagerung einer Burg von Welf und Berthold überrascht worden sein, und es wird erzählt, daß die Herzöge ihre günstige Lage insofern benutzten, als sie den Kaiser zum Abmarsche zwangen und von ihm die Berufung eines allgemeinen Fürstentages zugesagt erhielten. Dort sollte über die Beilegung der Streitigkeiten beraten werden. Aber die Versammlung in Oppenheim — denn dorthin wurde sie für die dritte Fastenwoche des Jahres 1087 angesetzt — kam nicht zustande, da Heinrich und seine Anhänger nicht erschienen waren.

Heinrich gewann nun immer mehr Boden im Reiche; schon gab man den Gegenkönig auf und verlangte nur, daß sich der Kaiser vom Banne lösen sollte, dann werde man ihn wieder anerkennen. Das wurde ihm auf einer Fürstenversammlung zu Speier im Anfange des August 1087 anheimgestellt. Aber von Lösung des Bannes war jetzt keine Rede mehr, da sich der Kaiser gar nicht für gebannt hielt. Und so beschloß man von neuem die Waffen entscheiden zu lassen. Die päpstliche Partei erhielt für den kommenden Kampf vom Ungarnkönig Ladislav eine Hülfe von 20000 Mann Reiterei zugesagt. Aber dies Versprechen wurde nicht gehalten, und auch ein festbestimmtes Treffen zwischen dem Kaiser und der

[1]) Diese Zahl (bei Bernold 1086 SS. V, 444) scheint ebenso übertrieben zu sein, wie S. 445 die kaiserlichen Verluste zu hoch angegeben, die der Gegenpartei wohl in lächerlicher Weise unterschätzt sind. Oder hat Bernold bei seiner Partei nur die vornehmen Gefallenen im Auge?

Gegenpartei unterblieb. Heinrich zog dann nach Meißen, wohin Wratislav mit seinen Böhmen schon früher vorgedrungen war. Da versuchte Ekbert noch einmal seine Gnade anzuflehen. Er ließ Heinrich melden, wenn er sein Heer zurückziehe, so werde er sich ihm in Hersfeld stellen und unterwerfen. Der Kaiser glaubte ihm, ging nach Hessen und hat dann Ekberts Treueid entgegengenommen, indem er ihm die Mark und seine Grafschaften wieder übertrug. Aber schon der nächste Tag brachte Ekberts Untreue wieder ans Licht. Nämlich Hartwich von Magdeburg und Burchard von Halberstadt sollen Ekbert dazu beredet haben, sein dem Kaiser gegebenes Wort sogleich zu brechen und ihm sagen zu lassen, er könne seinen sächsischen Bundesgenossen gegenüber nicht zum Verräter werden und halte sich daher an nichts gebunden, was er dem Kaiser soeben versprochen.

Da Heinrich schon sein Heer entlassen, konnte er jetzt nichts gegen Ekbert ausrichten. Er begab sich für den Winter nach Baiern. Noch am 27. Dezember 1087 starb die Kaiserin Bertha, die so manches harte Los mit ihrem Gemahle geteilt. [1]) Kurz darauf gab Ekbert von neuem über die Unbeständigkeit seiner Entschließungen Zeugnis. Burchard und Hartwich hatten sich nämlich von ihm zurückgezogen. Sie weigerten sich, ihr anfängliches Versprechen auszuführen und ihn zum Könige zu krönen, denn sie hätten ja schon an Hermann einen Gegenkönig. Kaum war das geschehen, so wandte sich Ekbert wieder an den Kaiser und legte ihm unter Stellung von Geiseln für seine Aufrichtigkeit den Treueid ab. Und jetzt wurde er für einige Zeit wirklich der eifrigste Parteigänger Heinrichs. Zunächst wendete er sich gegen Burchard von Halberstadt und verwüstete dessen Gebiet. Der alte Bischof aber verlangte für sich einen Frieden, bis er sich in Goslar mit seinen Bundesgenossen über die in Zukunft von ihnen einzunehmende Haltung besprochen habe. Ekbert gestand dies zu, kam aber selbst noch vor Burchard nach Goslar und setzte die Bürgerschaft der Stadt in Aufruhr gegen den Bischof. Als Burchard kam, griff man zu den Waffen und der Bischof selbst wurde in dem Tumulte auf den Tod verwundet. Kurz darauf ist er gestorben. Mit ihm erlosch der prinzipielle Streit der sächsischen Bischöfe gegen den Kaiser, dessen hartnäckigster Feind Burchard gewesen war.

Sehr bald söhnte sich nun Hartwich von Magdeburg mit Heinrich aus, und dem Beispiele ihres Metropoliten mögen noch andere sächsische Bischöfe gefolgt sein. Damit hatte auch das Gegenkönigtum Hermanns sein Ende erreicht. Er kehrte nach Lothringen zurück, hat aber hier bald sein Leben geendet, indem er bei der Belagerung einer Burg getötet wurde. Nun kam Heinrich selbst nach Sachsen, und um sich dem Lande gefällig zu erweisen, verlobte er sich mit der Witwe des im Jahre 1087 verstorbenen Heinrichs von der Nordmark, namens Praxedis. Jetzt ging Ekbert wieder mit Empörung um, er bewog einen Teil der sächsischen Großen, vom Kaiser abzufallen. Da ließ Heinrich zu Quedlinburg im Jahre 1088 ein Fürstengericht zusammentreten und von diesem wurde Ekbert als Hochverräter wieder geächtet und mit Verlust seines Allodes und seiner Lehen bestraft. Sogleich zog dann der Kaiser selbst zur Erstürmung von

---

[1]) Ihr Sohn Konrad war noch vor ihrem Tode durch Siegwin von Köln in Aachen zum Könige geweiht (gekrönt?) worden, s. A. von Druffel, Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne S. 5 f.

Ekberts Burgen aus. Während Heinrich die Feste Gleichen belagerte, griff Ekbert Quedlinburg an, wo sich die Braut des Kaisers und seine Schwester Adelheid befand. Hartwich von Magdeburg wurde mit einem Teile des kaiserlichen Heeres gegen Ekbert geschickt. Doch erzählte man sich damals, daß Hartwich heimlich mit Ekbert verhandelt und ihm geraten hätte, jetzt den Kaiser selbst anzugreifen. Das geschah auch; am 24. Dezember 1088, als Heinrich wegen des Gottesfriedens fast ganz von Truppen entblößt war, führte er den Angriff auf ihn aus. Der Anschlag gelang vollständig, die Kaiserlichen wurden zersprengt, eine größere Anzahl von vornehmen Herren gefangen genommen und Heinrich selbst zur Flucht gezwungen. Er wandte sich nach Baiern. Hier wurde am 1. Februar 1089 in Regensburg die Acht gegen Ekbert erneuert, Allod und Lehen ihm wieder aberkannt. Und das erfuhr schnell allgemeine Billigung, da man in Sachsen des Krieges längst müde geworden.

Aber trotzdem hielt sich der aufständische Markgraf noch einige Zeit. Freilich war sein Widerstand umsonst, da sich fast alle von ihm gewendet. Ohne Erfolg durchzog er Sachsen und brachte das Land von neuem in Unruhe. Noch einmal wagte er seinen Feinden eine Schlacht anzubieten. Aber der junge Wettiner Heinrich von der Ostmark besiegte ihn vollständig und damit war sein Geschick entschieden. Am 3. Juli 1090 wurde er in einer Mühle im Selkethale von einigen kaiserlichen Vasallen erschlagen. So endete der kühne Empörer in trauriger Weise. Noch im Jahre 1089 bestimmte Heinrich über die Lehen Ekberts, daß die Mark Meißen auf Heinrich von der Ostmark übergehen sollte. So vereinigte also das Haus Wettin jetzt zwei von den sächsischen Marken und wurde dadurch zu der bedeutendsten Stellung im Osten des Reiches emporgehoben. Und damit hatte auch der große Sachsenaufstand sein Ende erreicht. Der Kaiser hatte doch schließlich gesiegt, indem er allmählich seine Forderungen erniedrigt. Und die Sachsen schienen nach den langen Kriegsjahren die kirchliche Friedenseinigung, wie sie von Heinrich vertreten wurde, als eine Wohlthat zu empfinden. Und auch im Süden waren die Feinde des Kaisers unterlegen, überall im Reiche waren die gregorianischen Bischöfe weggestorben oder nicht anerkannt worden; kaiserlich gesinnte Männer saßen jetzt an ihrer Stelle. So hatte sich das Königtum und die alte Verfassung unseres Reiches im ganzen doch mächtiger gezeigt als das hierarchische System Roms. Allerdings war in die alte Macht des Königtumes jetzt eine starke Bresche geschossen worden, die im Laufe der Zeiten nie wieder gut zu machen war. Nur langsam hat sich das deutsche Königtum von der furchtbaren Erschütterung erholen können, von der es zur Zeit Gregors VII. heimgesucht worden war; seine frühere Stellung hat es voll und ganz nie wieder eingenommen, während das Papsttum wieder neue Kraft an sich ziehen konnte.

3. Die Kämpfe in Italien und der Sieg Urbans II.

So friedlich auch jetzt die Aussichten waren, Ruhe sollte doch nicht eintreten. Für den größten Teil Italiens war Urban doch an die Stelle Gregors getreten. Und an Mathilde hatte Urban dieselbe für die Freiheit der römischen Kirche streitende Freundin gefunden, wie sein großer Vorgänger. Da nun die

Dinge in Deutschland für die Gregorianer schlecht genug standen, so hat der Papst mit Welf, dem unversöhnlichsten Feinde Heinrichs, eine Anknüpfung gesucht. Er wollte eine Verbindung herstellen, die zu der unheilvollsten für den Kaiser geworden ist. Nämlich die vierzigjährige Mathilde ließ sich bereit finden, einem siebzehnjährigen Jünglinge, dem gleichnamigen Sohne Welfs, ihre Hand zu geben. Das geschah im Jahre 1089. Diese Ehe, die nicht wenig verspottet wurde, war darauf berechnet, die gregorianische Partei diesseits und jenseits der Alpen zu stärken. Der große tuscische Besitz wurde dann mit demjenigen des Hauses Este vereinigt und dadurch die Macht der Welfen, d. h. der gegenkaiserlichen Partei in Deutschland bedeutend gehoben. Vielleicht war die Heirat auch nur aus dem Wunsche Mathildens hervorgegangen, wieder ihre gesamten Güter und Vasallenschaften an sich zu bringen, indem sie sich hierzu der Hülfe eines Mannes bedienen wollte. Wenigstens sind die Schritte, die das welfische Haus zu derselben Zeit in Deutschland that, keineswegs gegen den Kaiser gerichtet, sondern deuten auf eine mit ihm gesuchte Verständigung hin. Freilich kam man nicht überein, da die Gregorianer die Forderung stellten, der Kaiser solle seinen Papst Clemens fallen lassen. Dazu konnte sich aber Heinrich nicht entschließen, denn es hätte wie schnöder Verrat ausgesehen. So unterblieb die beiderseits so sehnlich gewünschte Aussöhnung und von neuem mußten nun die Waffen entscheiden.

Im Frühjahr 1090 brach der Kaiser über die Alpen auf, um die starke Stellung, welche das welfische Haus in Italien gewonnen hatte, zu erschüttern und den Kampf gegen die Markgräfin Mathilde zu erneuern. Sofort schritt Heinrich zur Belagerung von Mantua, der festesten Stadt Mathildens. Mantua wurde von Welf gut verteidigt, aber nach elfmonatlicher Bestürmung übergaben die Bürger ihre Stadt an den Kaiser im Jahre 1091; Welf und die Vasallen der Mathilde waren vorher geflohen. Heinrich erhielt dann reichliche Verstärkungen aus Deutschland und der Lombardei und daher glückte es ihm auch mit der weiteren Eroberung von Mathildens Burgen und Städten. Inzwischen hatten sich auch die deutschen Verhältnisse etwas geändert. Berthold, der Sohn Rudolfs von Rheinfelden und Gegenherzog Friedrichs von Staufen war im Jahre 1090 gestorben.[1]) Mochte sich nun der alte Welf durch Bertholds Tod oder durch die Erfolge des Kaisers veranlaßt fühlen, von neuem mit Heinrich anzuknüpfen, er erschien im August des Jahres 1091 in der Lombardei mit einem bedeutenden Gefolge von Anhängern. Er versprach für sich und seinen Sohn Unterwerfung, wenn der Kaiser ihnen ihre Lehen zurückgäbe und seinen Papst Wibert aufopfere. Die Verhandlungen verliefen wieder erfolglos, Welf ging wieder zurück, da der Kaiser seine Vorschläge verwarf. Wohl aber verständigte sich eine große Anzahl von Anhängern Welfs mit dem Kaiser. Die Fortschritte des letzteren in Italien bewogen jetzt auch die Römer dazu, Wibert wieder nach Rom zu berufen. Urbans Hoffnungen mußten jetzt sinken.

Eine bedeutende Vasallenschar scheint damals bei Heinrich gewesen zu sein,

---

[1]) Außerdem starb in diesem Jahre Herzog Luitold von Kärnten aus dem Hause Eppenstein, dem Heinrich nach der Absetzung Bertholds von Zähringen das Herzogtum verliehen hatte.

doch er entließ den größten Teil derselben in die Heimat, da er seinen Sieg schon für vollständig hielt. Und als ihm dann Mathilde eine Reiterschar über den Po nachsandte, die ihn überfallen sollte, wußte er dem Angriffe so geschickt auszuweichen, daß er den Feind schließlich in der Nähe von Vicenza in einen Hinterhalt lockte und ihm eine große Niederlage beibrachte. Bald darauf trat der Fall ein, in dessen Voraussetzung einst Heinrich III. seinen Sohn mit Bertha verlobt hatte. Nämlich Adelheid von Turin starb am 19. Dezember 1091, ohne unmittelbare Erben zu hinterlassen. Außer dem Kaiser war nur ein Urenkel aus ihrer zahlreichen Familie übrig geblieben, der kleine Graf Friedrich von Mömpelgard. Da Heinrich wegen seiner Ehe mit Bertha begründete Ansprüche auf die reiche Hinterlassenschaft Adelheids zu haben glaubte, so befahl er seinem Sohne Konrad, der schon seit dem Jahre 1087 in Italien weilte, um den Kampf mit Mathilde wieder aufzunehmen, sich in den Besitz des reichen Erbes zu setzen. Heinrich selbst wendete sich im Jahre 1092 gegen die Burgen der Mathilde südlich des Po. Er machte hier solche Fortschritte, daß die Markgräfin von ihren eigenen Vasallen bestürmt wurde, Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Mathilde soll sich auch dazu bereit gezeigt haben, schließlich aber, wird erzählt, sei sie durch die Abmahnungen des Abtes von Canossa bewogen worden, ihrer früheren Stellung treu zu bleiben. Jedenfalls blieb sie fest und dadurch ist sie zur Retterin des Papstes Urban und der gregorianischen Partei geworden. Denn schloß sie jetzt Frieden, wo des Kaisers Aussichten bezüglich der Herrschaft in Italien fast täglich bessere wurden, dann war es auch um den sonstigen Widerstand geschehen, den man dem Kaiser anderwärts entgegensetzte; Wiberts Papsttum war dann gefestigt und Urban wäre kaum jemals wieder nach Rom gelangt.

Und gleichsam als ob Mathilde für ihre Festigkeit hätte belohnt werden sollen, so hatte ihre Partei seither Glück, während Heinrich von einem Mißgeschick nach dem anderen verfolgt wurde. Die Einnahme der eben belagerten Feste Montebello gelang nicht und ein Zug, den Heinrich nach Canossa unternahm, endete mit einem verlustvollen Rückzuge. Auch in Deutschland gestalteten sich die Dinge jetzt schlecht für den Kaiser. Wieder waren die schwäbischen Großen übereingekommen, sich der bedrängten Bundesgenossen in Italien anzunehmen. Die Sachsen wurden von ihnen zu neuer Waffengemeinschaft eingeladen. Doch in Sachsen herrschte damals eine so schreckliche Hungersnot, daß alle Hülfe von hier unterblieb. Aber der ältere Welf verhinderte doch, daß ein Bund zwischen Heinrich und Ladislav von Ungarn zustande kam; Ladislav wurde wahrscheinlich vom Kaiser zu Hülfe gerufen, Welf warf sich zwischen beide und so scheint der Ungarnkönig unverrichteter Sache zurückgekehrt zu sein. Auch die lombardischen Städte ergriffen jetzt offen Partei gegen Heinrich. Denn Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza schlossen 1093 auf zwanzig Jahre ein Bündnis mit einander ab und stellten sich auf die Seite der Welfen. Doch der härteste Schlag für Heinrich war der Abfall seines eigenen Sohnes, dadurch sollte die Lage der Dinge gänzlich verändert werden.

Im Jahre 1093 trennte sich nämlich der junge Konrad von seinem Vater und ging auf die Seite Welfs zu der päpstlichen Partei über. Es wird über ärgerliche Zerwürfnisse in dem ehelichen Leben des Kaisers und seiner neuen

Gemahlin — Praxedis wurde von den Deutschen Adelheid genannt; sie war eine russische Großfürstin — berichtet; möglich, daß die Kaiserin auch bei dem Abfalle Konrads die Hand im Spiele gehabt hat. Jedenfalls aber wurde Konrads Haltung besonders durch Mathilde bestimmt, die in ihm einen willkommenen Bundesgenossen für die päpstliche Sache sah. Heinrich IV. machte nun sofort den Versuch, sich seines Sohnes zu bemächtigen. Das gelang auch, aber schon nach kurzer Zeit wurde Konrad durch seine Anhänger befreit. Heinrich begab sich dann in den äußersten Nordosten Italiens, seine Stimmung war so gedrückt und bekümmert, daß damals das Gerede ging, er habe sich selbst töten wollen, sei aber noch rechtzeitig daran verhindert worden.

Konrad aber wurde auf das besondere Betreiben Mathildens und ihres Gemahles Welf durch den Erzbischof Anselm von Mailand in Monza zum Könige von Italien gekrönt. Und um dem moralischen Ansehen des Kaisers den Rest zu geben, sprengte jetzt die Kaiserin Adelheid die schlimmsten Anklagen und Verdächtigungen gegen ihn aus; schließlich ließ sie sich entführen und floh zu Welf und Mathilde, wo sie ehrenvoll aufgenommen wurde. So war das Maß des Unglücks für Heinrich voll, er mußte an einem günstigen Ausgange seiner Sache völlig verzweifeln. Schon war auch Wibert bereit, seine päpstliche Würde niederzulegen, wenn er dadurch den Frieden herbeiführen könne. Doch hierauf scheint Heinrich nicht eingegangen zu sein.

Alle diese Verhältnisse übten natürlich eine Rückwirkung auf die Lage Urbans aus. Im Frühjahre 1094 glückte es Urban, sich durch das Geld eines französischen Abtes in den Besitz des Laterans zu setzen und von dort aus zu immer weiterer Macht über Rom zu gelangen. Und da es ihm nicht an der nötigen Thatkraft fehlte, so entschloß er sich jetzt zu einem kühnen Schritte, durch den er das alte Ansehen des Papsttumes in kurzem wiederherzustellen gedachte. In der Lombardei war seine Partei gänzlich am Ruder, Mathildens Einfluß war verstärkt und König von Italien war Konrad, der anerkannte Feind des Kaisers und Begünstiger der hierarchischen Tendenzen. Mitten auf den Kampfplatz wollte sich Urban begeben und hier eine Synode halten, um seine Feinde mit einem Schlage zu vernichten und, indem er selbst die Kreuzzugsidee in die Hand nahm, dem Papsttume zu einem vollständigen Siege zu verhelfen. Am 1. März 1095 wurde die große Synode in Piacenza eröffnet. Die Verhandlungen mußten wegen der ungeheuern Anzahl der Teilnehmer — es sollen an 4000 Kleriker und über 30 000 Laien zugegen gewesen sein — unter freiem Himmel geführt werden. Hier trat die entflohene Kaiserin Adelheid sogar gegen ihren Gemahl als Zeugin auf, daß er sie zum Ehebruche angestiftet. Sie erhielt für ihr freies und reuiges Bekenntnis volle Absolution. Gegen die Priesterehe und die Simonie wurde mit den schärfsten Maßregeln vorgegangen und der Bann gegen Heinrich und Wibert erneuert. Außerdem wurde ein Schreiben des oströmischen Kaisers verlesen, in welchem dieser die abendländische Christenheit inständig um Hülfe gegen die Seldschucken bat, die sich schon vor den Mauern von Konstantinopel gezeigt hatten. Viele Teilnehmer der Synode versprachen dem Papste ihre Hülfe für den griechischen Kaiser. Vielleicht trug man sich auch jetzt schon mit der Hoffnung, daß dieser Kampf, in welchem das

Abendland dem griechischen Reiche beistehen wollte, zugleich zur Eroberung des heiligen Landes aus den Händen der Ungläubigen dienen könne. Damit war der erste Kreuzzug vorbereitet, schon im folgenden Jahre wurde er unternommen.

Bald darauf zeigte Urban der Welt, daß er sich voll und ganz als Nachfolger des großen Gregor betrachte und daß seine Macht schon außerordentlich gewachsen sei. Er kam nämlich in Cremona mit König Konrad zusammen. Beim Empfange des Papstes versah hier der König die Dienste des Marschalles, er ordnete sich ihm also willig unter. Und fünf Tage später leistete Konrad dem Papste einen förmlichen Eid darauf, daß er den Papst an Leib und Leben, an Besitz und Würde schützen werde gegen jedermann. Dafür nahm Urban den König als getreuen Sohn der Kirche an und versprach ihm öffentlich vor allem Volke, daß er ihm beistehen werde, das Reich zu erwerben, zu erhalten und zu verteidigen und daß er ihm, wenn er nach Rom komme, die kaiserliche Krone aufs Haupt setzen werde. Dann ging Konrad nach Pisa, wo ihm die kleine Tochter Rogers von Sicilien als Braut zugeführt wurde. Der Papst wünschte nämlich diese Ehe, um durch die Schätze, welche Rogers Tochter erhielt, seine Partei stärken zu können. Urban aber durchzog den Norden Italiens und brachte hier seine Herrschaft überall zur Anerkennung. Dann begab er sich nach Frankreich und schrieb hier für den 18. November 1095 eine große Kirchenversammlung nach Clermont aus.

Die Synode von Clermont war sehr zahlreich besucht, aber nur von seiten der romanischen Nationen; England und Deutschland waren hier so gut wie nicht vertreten. Die Beschlüsse von Piacenza wurden nun in Clermont bestätigt und alle früheren kirchlichen Neuerungen auch auf Frankreich ausgedehnt. Der Gottesfriede wurde als allgemein gültig verkündet und noch besonders erweitert. König Philipp von Frankreich aber wurde auf der Synode durch den Papst in den Bann gethan. Denn er hatte nach Verstoßung seiner Gemahlin die Frau seines Vasallen Fulco von Anjou verführt und sich schließlich mit ihr verheiratet, ohne daß die französische Kirche nachdrücklichen Einspruch dagegen erhoben. Philipp war schon nach Piacenza vorgeladen worden, aber nicht erschienen. Auch hatte er seine Ehe inzwischen nicht auflösen lassen, und so wurde er jetzt vom Papste exkommuniziert. So weit war also das Papsttum schon mächtig, daß es über die beiden Könige des alten Frankenreiches, Heinrich von Deutschland und Philipp von Frankreich, den Bann zu verhängen wagte. Dann aber setzte Urban vor versammeltem Volke auseinander, wie notwendig es sei, zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen auszuziehen. Er stellte die Leiden der Pilger im heiligen Lande dar und pries die Verdienstlichkeit ihrer Befreiung aus solcher Bedrängnis. Denn Urban war nicht mehr gesonnen, für den griechischen Kaiser ein Kreuzheer aufzubieten. Die Scharen, die er zu diesem Zuge begeistern wollte, sollten zur Eroberung des heiligen Grabes ausziehen. Glückte dieses Vorhaben, d. h. war Urban wirklich imstande, jetzt eine starke religiöse Begeisterung hervorzurufen, dann mußte ein unberechenbarer Vorteil für das Papsttum aus dieser Führerschaft erwachsen.

Und der Erfolg war außerordentlich günstig. Stets waren die Franzosen für eine Idee leicht zu begeistern, und der in ihnen liegende ritterliche Zug sah

die Kreuzfahrt als ein Unternehmen an, aus dem die höchste Ehre und der größte Ruhm zu erwerben waren. Hier konnte der Ritter seinem Thatendurst genügen, der sich in der Heimat durch Gesetze und Friedenseinigungen allzu eingeschränkt sah. So mochte vielen Vasallen der eben verkündete Gottesfriede als lästige Fessel erscheinen und man ging daher um so lieber auf den Kreuzzug ein. Denn man betrachtete es damals als ein durchaus gottgefälliges Werk, so viel Ungläubige als möglich für den guten Zweck zu töten und das heilige Land wieder christlicher Herrschaft unterthan zu machen. So erklärten sich denn schon in Clermont unter dem Rufe „Gott will es" ganze Scharen bereit, einen Kreuzzug gegen den Islam zu beginnen; als Zeichen für die Kreuzfahrer nahm man ein rotes Kreuz, welches an der rechten Schulter befestigt wurde. Allen aber, die das Kreuz nahmen, vergab der Papst ihre Sünden und stellte ihr gesamtes Gut unter den Schutz der Kirche. Die vornehmsten Vasallen der Krone Frankreich, Herren, die teilweise mächtiger waren als König Philipp, erklärten sich bereit, das Kreuz zu nehmen: Raimund von Toulouse, Stephan von Blois, Robert von Flandern und Robert von der Normandie. König Philipp beugte sich jetzt auch der Macht des Papstes, er trennte seine Ehe mit Bertrada von Anjou und erlangte dadurch die Freisprechung vom Banne. Sein Bruder Hugo von Vermandois wurde gleichfalls Kreuzfahrer. Auch nach Lothringen griff die Bewegung hinüber, da ja hier das französische Element teilweise überwog und die Ideen Clunys völlig Eingang gefunden. So nahm der Herzog von Niederlothringen, Gottfried von Bouillon, das Kreuz, dasselbe thaten seine Brüder Balduin und Eustachius. Und in allen Ländern romanischer Zunge wurde nun das Kreuz gepredigt. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Ueberall fanden sich Scharen von Rittern, die der kühne Gedanke lockte, in dem märchenbesungenen Morgenlande Abenteuer mit den Ungläubigen zu bestehen und ihr Blut und Leben für die christliche Sache zu wagen. Auch das gemeine Volk strömte in großen Massen zusammen, denn man ahnte gar nicht, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen haben werde, und die Leute, die nichts zu verlieren hatten, reizte doch die Aussicht auf Beute und Gewinn. Jetzt zog Peter von Amiens in Frankreich umher und hielt seine Kreuzpredigten für jedermann. Bald sahen sich einzelne Führer von Scharen des zuchtlosesten und beutegierigen Pöbels umgeben, aber mit solchen Leuten war an eine siegreiche Bekämpfung der Türken gar nicht zu denken. Und dieses Gesindel, meist von Weib und Kind begleitet, ist auch nur bis nach Ungarn gekommen. Nachdem man den Weg durch Deutschland genommen und dort als Anfang des Kreuzzuges einen allgemeinen Judenmord in den Städten ausgeführt, kam man nach Ungarn. Doch der neue Ungarnkönig Koloman war nicht gewillt, daß sich diese Menschenschwärme wie Heuschrecken über sein Land ergössen und es aussaugten und plünderten. Die Ungarn stellten sich den einzelnen Zügen entgegen und haben sie stets vernichtet oder doch aus dem Lande gejagt. Dagegen wurde dem Peter von Amiens mit seiner Schar der Durchzug gestattet und natürlich auch dem glänzenden Ritterheere, welches Gottfried von Bouillon durch Franken und Baiern geführt hatte. In Deutschland sah man diese Züge nur mit Verwunderung und Mißtrauen; man begriff nicht, warum die Leute das Sichere aufgäben und das Unsichere dafür ein-

tauschten. Es fehlte hier an der Begeisterung der Franzosen. Und die Schwärme von Kreuzfahrern, die man in Deutschland sah, boten jedenfalls nur einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck.[1]) Es waren ja, von Gottfrieds Zug abgesehen, meist Leute, die in der Heimat eine unsichere Existenz oder gar keine hatten. Das waren die Streiter Gottes, die zur Befreiung des heiligen Grabes auszogen.

Der Sieg des Papstes konnte vollständiger nicht gedacht werden. Nachdem Urban einen großen Teil Frankreichs durchzogen, kehrte er im Jahre 1096 nach Italien zurück und wurde von Mathilde und den Römern glänzend empfangen. Seitdem war er der wirkliche Papst, Rom und Italien gehorchten ihm und die romanischen Länder, vor allem Frankreich, hatte er soeben fest an sich gekettet. In gleichem Verhältnisse mit der Erhöhung der päpstlichen Macht war die des Kaisers gesunken. Es gibt keine Zeit in unserer Geschichte des früheren Mittelalters, wo die Gewalt des Kaisers so wenig bedeutete, wie in den Jahren 1093 bis 1096. Nicht bloß in Italien, auch in Deutschland schwand Heinrichs Einfluß immer mehr dahin. Als der Gegenherzog Berthold von Schwaben gestorben war, wählte man zu seinem Nachfolger Berthold II. von Zähringen, den Sohn des früheren Herzogs von Kärnten. Im Jahre 1093 wurde Berthold auf einem schwäbischen Landtage in Ulm allgemein anerkannt. Hier verpflichteten sich der alte Welf und Berthold dem Bischofe Gebhard von Konstanz als dem päpstlichen Legaten für Deutschland gehorsam zu sein. Beide Herzöge leisteten dem Bischofe einen Lehnseid, und es wurde bestimmt, daß man in geistlichen Dingen nur Gebhard gehorchen wolle, in weltlichen dagegen dem Herzoge Berthold. Auch wurde ein Landfriede für einige Jahre beschworen und dabei ausdrücklich der kaiserliche Gegenbischof von Konstanz namens Arnold und seine Anhänger ausgenommen. In Baiern schaltete Welf als Herzog, dem Kaiser fehlte alle Macht, ihm das Land streitig zu machen. Im Jahre 1093 war Welf mit anderen bairischen Großen gegen Augsburg gezogen; die Bürgerschaft soll damals den kaiserlichen Bischof Siegfried vertrieben haben, an dessen Stelle der päpstliche Bischof Eberhard trat. Um dieselbe Zeit kündigten die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun ihrem Metropoliten Eigilbert von Trier den Gehorsam und hielten nun zu Urban; in Metz wurde nach dem Tode Hermanns der Gregorianer Poppo im Gegensatze zu einem kaiserlich gesinnten Bischofe gewählt. — Der bairische Welf hatte sich, nachdem Konrad zum Könige von Italien gekrönt war, sofort an diesen angeschlossen, und jener mächtigen Verbindung, die sich im unbestrittenen Besitze der Alpen befand, hatte der Kaiser erliegen müssen.

Die Herzöge schalteten jetzt in Schwaben und Baiern mit unbeschränkter Macht. Der Ulmer Landfriede wurde im Jahre 1094 auf Baiern und die bairische Ostmark, sowie auf Franken und das Elsaß ausgedehnt. In demselben Jahre hielten die Herzöge mit ihrer Geistlichkeit eine große Synode ab; die schärfsten Verbote gegen die Uebertretung des Cölibates und gegen die Simonie wurden hier erlassen. Aber das waren im Grunde genommen doch unnatürliche und ungesunde Zustände, die mancher Deutsche bitter beklagt haben mag. Es

---

[1]) S. Buchholz, Ekkehard von Aura S. 115 und Anm. 1.

ist daher kein Wunder, daß sich die Lage dann verhältnismäßig schnell änderte. Während noch Heinrich im Jahre 1095 seiner kaiserlichen Würde fast ganz entkleidet in Italien saß, trennte sich plötzlich Welf von seiner Scheingemahlin Mathilde, indem er öffentlich bekannte, sie nie berührt zu haben. Darüber geriet der alte Welf in große Aufregung, da er keineswegs gesonnen war, sein Haus der großen mathildischen Erbschaft verlustig gehen zu lassen; sein Sohn hatte entschiedenes Anrecht auf die Erbschaft, da er Mathildens Gemahl gewesen. Welf wandte sich jetzt sogar an Heinrich, um ihn zur Geltendmachung seiner kaiserlichen Gewalt der Mathilde gegenüber zu bewegen. Doch augenblicklich ließ sich hier nichts ausrichten und Welf ging dann mit seinem Sohne nach Deutschland zurück. Hier versuchte er nun die Fürsten zu überreden, sich wieder dem Kaiser zu nähern. Aber damit hatte er zunächst gar keinen Erfolg, viele unter den Fürsten mochten mit dem gebannten Kaiser nichts zu schaffen haben. Wahrscheinlich hat daher Heinrich auch an der Aufrichtigkeit Welfs gezweifelt. Denn als im Jahre 1095 König Ladislav von Ungarn starb und das Reich an seine beiden Neffen fiel, hat Heinrich später den einen derselben Namens Almus ersucht, seinen Bruder Koloman, der die königliche Würde überkommen hatte, zu einem Zuge gegen Welf zu bewegen. Dazu kam es aber nicht. — Als dann der Papst reich an Siegen nach Italien zurückkehrte, verließ auch Heinrich im Jahre 1097 das Land, in dem er nun schon seit sieben Jahren weilte und das ihn in so schwere Kämpfe verwickelt hatte. Jetzt waren die Alpen frei, da sich Heinrich inzwischen mit Welf vertragen und ihm sogar sein altes Herzogtum Baiern zurückzugeben versprochen hatte.

4. Der Ausgang des großen Kampfes.

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland lag dem Kaiser vor allem die Befriedung des Reiches am Herzen. Während sich Heinrich im Sommer 1097 längere Zeit in Regensburg aufhielt, erfolgte hier wahrscheinlich die Wiederbelehnung Welfs mit Baiern. Im Winter wurde dann zu Mainz eine neue Friedenseinigung vereinbart [1]). Darauf kam es im Anfange von 1098 in Worms zum Frieden mit den Söhnen Welfs von Baiern, die wegen der Familiengüter — im Jahre 1097 war ihr Großvater, der uralte Markgraf Azzo von Este, gestorben — mit ihrem Vater und dem Kaiser in Streit geraten waren. Nun konnte auch Berthold seinen Widerstand gegen Heinrich nicht länger fortsetzen. Er überließ daher Schwaben an Friedrich von Staufen und erhielt dafür das Land Zürich mit dem Titel eines Herzogs. Damit war die Stellung König Konrads seinem Vater gegenüber unhaltbar geworden. An Versuchen, ihn von seiner Haltung abzubringen, wird es nicht gefehlt haben, sie waren jedenfalls vergeblich. Nachdem Heinrich mehrfach mit den Fürsten hierüber zu Rate gegangen, wurde Konrad durch ein Fürstengericht in Mainz seines Königtumes entkleidet und ihm zweifellos die Nachfolge in der königlichen Würde nach des Vaters Tode abgesprochen. Darauf wählten die Fürsten zum Könige und zum

[1]) Siehe G. Buchholz, Ekkehard von Aura S. 106 Anm. 3.

Nachfolger des Kaisers dessen zweiten Sohn Heinrich. Doch mußte der junge Heinrich einen Eid schwören, daß er seinem Vater nie nach der Herrschaft und nach dem Leben trachten wolle. Am 6. Januar 1099 wurde er in Aachen zum Könige gekrönt.

Das waren sichere Anzeichen für das Eintreten einer besseren Zeit, wo die Großen des Reiches sich nicht mehr in prinzipiellen Gegensatz zum Kaiser stellten. Und schon verlor der päpstliche Bann sein altes Ansehen und seine frühere Kraft. Es war zu viel damit gespielt worden, als daß nicht eine Aufklärung der Gemüter eintreten mußte. So erkannte jetzt eine ganze Anzahl von früher gut päpstlich gesinnten Leuten die Wirkungen des Bannes einfach nicht mehr an und das bedeutete doch eine Stärkung des Königtumes.

Nach der Krönung des jungen Heinrich begab sich der Kaiser mit seinem Sohne nach Baiern, um ihn auch den hiesigen Großen als künftigen König zu empfehlen, denn wahrscheinlich waren die Baiern bei seiner Wahl nicht zugegen gewesen. Jedenfalls hat Heinrich die gewünschte Anerkennung in Regensburg erhalten.

Inzwischen waren im Osten des Reiches nicht unbedeutende Ereignisse vorgefallen. König Wratislav von Böhmen war im Jahre 1092 gestorben. Das Herzogtum, doch nicht der Königstitel, fiel an seinen Bruder Konrad, der aber sehr schnell nach seiner Erhebung gestorben ist. Bretislav, der älteste Sohn Wratislavs, wurde nun Herzog von Böhmen. Zwischen Bretislav und dem Polenherzoge Wladislav kam es nun zu wiederholtem Kriege, in welchem die Böhmen Sieger blieben. Dadurch wurde die Stellung des Böhmen gefestigt, Polen war und blieb überflügelt. Als aber Bretislav daran ging, die Nachfolgeordnung in seinem Herzogtume umzuändern, indem er seinem Bruder Boriwoi Anwartschaft auf die Erbfolge machte, da sah er sich dem heftigsten Widerstande in seinem eigenen Machtgebiete ausgesetzt. Denn die meisten Ansprüche auf Böhmen konnte nach Bretislavs Tode Konrads Sohn Udalrich erheben. Aber Bretislav ließ sich durch solchen Aufruhr nicht irre machen. Er begab sich jetzt zum Kaiser nach Regensburg und erhielt auch die Anerkennung Heinrichs für die von ihm getroffene Neuordnung der Erbfolge. Auch der vom Herzoge für das erledigte Bistum Prag vorgeschlagene Bischof Hermann wurde vom Kaiser bestätigt. Heinrich sah in Bretislav seine festeste Stütze im Slavenlande.

Auch sonst schienen sich jetzt im slavischen Osten bessere Verhältnisse anzubahnen. Es wird berichtet, daß Magnus von Sachsen und Udo von der Nordmark wieder gegen die ihnen benachbarten Slavenstämme ausgezogen seien und namhafte Erfolge gegen den Feind davongetragen hätten. Geraume Zeit war seit den sächsischen Niederlagen vergangen und jetzt erst wurden bereits besessene Gebiete der deutschen Herrschaft zurückerobert.

Der Kaiser begab sich dann von Baiern nach Franken. In Bamberg hielt er einen Fürstentag, wo der Landfriede für Franken aufs neue eingeschärft wurde. Die Uebertretung des Friedens belegte man mit schweren Strafen. Um dieselbe Zeit traf den Erzbischof Ruthard von Mainz die gerechte Vergeltung für die abscheuliche Judenverfolgung, welche bei der allgemeinen Kreuzzugsbegeisterung ausgebrochen und von Ruthard eifrig unterstützt worden war. Der Kaiser hatte über die Schuldigen strenges Gericht gehalten, Ruthard aber hatte

es vorgezogen, sich demselben durch seine Flucht nach Thüringen zu entziehen. Und da er fest darauf bestand, sich dem Kaiser nicht zu stellen, so belegte ihn der Papst Wibert jetzt mit dem Banne. Heinrich aber nahm die Einkünfte des Erzstiftes für sich in Anspruch und erwählte für die folgende Zeit Mainz neben Speier zu seinem Aufenthaltsorte.

Die Verhängung des Bannes über Ruthard war die letzte wichtige Amtshandlung, die Wibert vorgenommen hat, denn trotzdem Papst Urban II. vor ihm starb, sollte es ihm doch nicht gelingen, allgemein anerkannter Papst zu werden. Allerdings schien es im Jahre 1099, als sollte Wibert über seinen Gegner noch einmal triumphieren. Mit einem Heere zog er vor Rom, um Urban zu vertreiben. Da starb Urban plötzlich am 29. Juli 1099. Vor seinem Tode von der Einnahme Jerusalems benachrichtigt zu werden, hatte ihm das Geschick versagt. Am 13. August wurde dann der Kardinalpresbyter Rainer von den gregorianischen Kardinälen als Paschalis II. zum Papste gewählt und tags darauf geweiht und gekrönt. Und mit dem Gelde Rogers von Sicilien setzte der neue Papst den Kampf gegen Wibert fort. Wibert wurde zum Verlassen seiner Stellungen genötigt und im September 1100 ist er gestorben. So hatte der Tod die beiden Feinde auf dem Stuhle Petri bald nacheinander hinweggerafft. Aber immer noch konnte es zweifelhaft erscheinen, welche Partei in Rom schließlich zur Herrschaft gelangen werde, denn Paschalis besaß keineswegs die unbeugsame Festigkeit Gregors VII. und Urbans II. Doch jetzt kam ihm das Glück zu Hülfe. Der von den Wibertisten schnell gewählte Gegenpapst wurde von ihm gefangen genommen und ein zweiter Gegenpapst ward an ihn verraten. Beide Gegner wurden in ein Kloster gesteckt.

Wenn der Kaiser daran gedacht hat, wieder in die römischen Verhältnisse einzugreifen [1]) und zu diesem Zwecke mit den Fürsten wegen eines neuen Zuges in Verhandlung trat, so mußte sich das nach den eben erwähnten Vorgängen als aussichtslos erweisen. Die Macht der kaiserlichen Partei in Italien war jetzt völlig dahingeschwunden und die deutschen Fürsten schienen keinerlei Lust mehr zu verspüren, sich von neuem in einen unabsehbaren Kampf zu stürzen. Bald darauf ist auch der junge König Konrad von Italien gestorben. Er hatte es nicht wieder zu einigem Ansehen bringen können, und es scheint, daß er sogar den gegen seinen Vater begangenen Fehltritt aufrichtig bereut hat und wieder zum Kaiser übergehen wollte. Wenigstens soll er zuletzt immer in dem Ausdrucke der innigsten Hingebung von seinem Vater gesprochen haben. Der 27. Juli 1101 setzte seinem jungen Leben ein Ziel. Das jedenfalls völlig unbegründete Gerücht behauptete, daß ihm der Arzt der Markgräfin Mathilde Gift gegeben habe. So mußte jetzt die Nachfolge unbedingt auf Heinrichs zweiten Sohn übergehen. Schon war der junge Heinrich zum Könige erwählt und gekrönt worden, zu Ostern 1101 hatte er zum Zeichen seiner Volljährigkeit die Waffen erhalten.

---

[1]) Daß wirklich Verhandlungen gepflogen worden sind, lehrt der Brief Paschalis II. an Gebhard von Konstanz bei Pflugk-Harttung, Acta pontif. Rom. II, 169. Vgl. über die Datierung dieses Briefes und die Verhandlungen Buchholz, Ekkehard von Aura S. 140 f. Die sicheren Ergebnisse dieser vortrefflichen Untersuchung sind in dem folgenden Abschnitte bis 1106 vorzugsweise benützt worden.

5. Ergebnisse des ersten Kreuzzuges.

Während der kaiserlichen Macht die tiefsten Wunden geschlagen worden und die italienischen Städte sich allmählich aus dem Reichsverbande lösten, tobten im Morgenlande zwischen Christenheit und Islam die furchtbaren Kämpfe des ersten Kreuzzuges. Wir wissen, daß sich Deutschland mit Ausnahme von Lothringen und abgesehen von beutelustigem Gesindel fast ganz passiv bei der Kreuzfahrt verhalten hatte. Der erste Kreuzzug ist im wesentlichen ein Kampf zwischen der romanischen Welt und dem Islam, durch den französischen Papst Urban II. war er hervorgerufen worden. Ganz besonderen Anteil haben die Normannen daran genommen, jenes Volk von Rittern, welches fast schon seit dem Anfange des elften Jahrhunderts unablässig bestrebt gewesen war, sich an den Küsten des Mittelmeeres neue Herrschaftsgebiete zu erobern.

Ein gewaltiges Heer war im Frühjahr 1097 vor Konstantinopel zusammengekommen. Der oströmische Kaiser hatte allen Grund, für seine eigene Macht von seiten der Kreuzfahrer mehr zu fürchten als von den Bekennern des Propheten, gegen welche er die Hülfe des Abendlandes erbeten. Er ließ sich von den Fürsten den Lehnseid für die in Asien zu erobernden Länder schwören; nur Raimund von Toulouse verweigerte den Eid. Die Heeresmasse — sie wird auf 300 000 Mann angegeben — war viel zu groß, als daß sie sich in den öden Gebirgsgegenden hätte erhalten können, nur ein kleiner Bruchteil ist wirklich ans Ziel gelangt.

Nachdem die Kreuzfahrer in Asien vorgedrungen waren, begründete sich Balduin, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, eine Herrschaft in Edessa. Und solche Nebenzwecke, mit denen sich viele der Herren trugen, haben natürlich nur lähmend oder doch verzögernd auf das Hauptunternehmen einwirken können. Im Oktober 1097 langte man endlich vor der festen Stadt Antiochia in Syrien an; erst nach siebenmonatiger Belagerung und unter furchtbaren Anstrengungen und Verlusten wurde sie eingenommen. Doch behaupteten die Kreuzfahrer sich erst dann im Besitze der Stadt, nachdem man ein feindliches Heer von angeblich 500 000 Mann, welches zur Befreiung Antiochias heranrückte, mit der äußersten Tapferkeit geschlagen hatte. Erst nach langen Streitigkeiten um den Besitz der Stadt hat man sich dann zum Weiterzuge nach dem Süden entschlossen. Am 6. Juni 1099 sah das kleine Kreuzheer — es waren noch 20 000 Mann übrig — die heilige Stadt liegen. Am 15. Juli wurde Jerusalem erstürmt und damit war vorläufig das Ziel erreicht. Und dieselben Kreuzfahrer, die eben noch Ströme von Blut vergossen hatten, zogen nun in tiefster Andacht zum heiligen Grabe und verrichteten hier ihr inbrünstiges Dankgebet. Es war ein schreckliches Morden gewesen, aber der Zweck heiligte das Mittel. Zum Zeichen für die Eroberung der heiligen Stätten aus den Händen der Ungläubigen sollte in Jerusalem ein abendländisches Königreich erstehen. Die Krone desselben bot man dem tapferen und frommen Gottfried von Bouillon an. Gottfried übernahm zwar die Herrschaft über den neuen Staat, aber das Tragen einer weltlichen Krone wies er in seiner Bescheidenheit von sich. Im Jahre 1100 ist er, genau ein Jahr nach der Erstürmung Jerusalems, gestorben. Zum König von Jerusalem wurde nun Gottfrieds Bruder Balduin erwählt.

Dem Papste Urban, der ja hauptsächlich den Kreuzzug zustande gebracht, war es nicht mehr vergönnt, die Kunde von der Befreiung der heiligen Stadt zu vernehmen. Er starb, ehe noch die Nachricht davon eingetroffen. Es war das bedeutendste Werk seines Lebens gewesen, die Früchte desselben sollten erst seine Nachfolger genießen.

Gewaltig war der Eindruck, den die Kunde von den großen Begebenheiten im Abendlande machte. Unter dem Eindrucke dieser Ruhmesthaten wurde hier der Reiz, den das Morgenland von jeher ausgeübt hatte, in seinem ganzen Zauber mächtig. Viele von den Kreuzfahrern waren zurückgekehrt und erzählten nun dem staunenden Volke von den Wundern des Orients. Wieder erscholl da der Ruf zum Kreuzzuge. Und außer den französischen Scharen sammelte sich diesmal auch ein großes deutsches Heer unter dem alten Herzoge Welf. Vor Konstantinopel vereinigte man sich. Wie aber die zuchtlosen Banden, die sich einst Peter von Amiens angeschlossen hatten, noch in Kleinasien auseinandergesprengt wurden, so erging es auch diesem Heere. Man hatte dem griechischen Kaiser mißtraut und deshalb einen anderen Weg eingeschlagen, als dieser angegeben. So kamen die Christen bald ins Gedränge. Was nicht durch den Feind vernichtet wurde, erlag dem Hunger. Nur ein ganz kleiner Teil der Kreuzfahrer ist ans ersehnte Ziel gelangt. Herzog Welf selbst starb auf dem Rückwege in Cypern. Und König Balduin von Jerusalem fand seine Herrschaft sehr bald in der gefährlichsten Weise durch Angriffe bedrängt, die von Aegypten aus auf das neue Königreich gerichtet wurden; nur mit Mühe konnte er sich behaupten.

Unter solchen Umständen scheint sich bei Kaiser Heinrich im Herbste des Jahres 1101 der Wunsch geregt zu haben, mit Rom in friedlichere Beziehungen zu treten. Der lange Kampf, dessen Fortsetzung für den Kaiser nur noch Nachteile in sich barg, mußte geendet werden, und Heinrich hat wohl auch daran gedacht, sich dann selbst an die Spitze eines Kreuzheeres zu stellen, um seiner kaiserlichen Pflicht nachzukommen [1]). Doch wieder scheinen sich die Fürsten ablehnend verhalten zu haben; eine Synode, welche Anfang Februar 1102 zusammentreten sollte, unterblieb und auch die beabsichtigte Kreuzfahrt wurde fallen gelassen. Und bald darauf ließ sich auch Rom wieder vernehmen. Auf der Fastensynode von 1102 wurde Heinrich mit allen seinen Anhängern durch Paschalis II. von neuem mit dem Banne belegt. So wurde das kaum erloschene Streitfeuer wieder angefacht und in dem neuen Kampfe sollte nun Kaiser Heinrich endgültig erliegen.

[1]) Siehe über die chronologischen Schwierigkeiten der Erzählung Ekkehards zu 1102 (SS. VI, 226) Buchholz, Ekkehard von Aura S. 137—145.

Siebenter Abschnitt.

Der Ausgang Heinrichs IV. und die Anfänge Heinrichs V.

1. Das Reich bis zum Abfalle Heinrichs V. von seinem Vater.

Die Erneuerung des Bannes über Heinrich IV. schien zunächst keinerlei Folgen haben zu sollen. Denn wir sehen jetzt den Kaiser nach wie vor als Schützer und Wahrer des Friedens auftreten. Mit großem Eifer lag er dem ob und hierbei ist er vom Glücke begünstigt worden. Zunächst wandte er sich gegen Robert von Flandern. Dieser hatte im Jahre 1101 auf den Befehl des Papstes und des Erzbischofes von Rheims die Stadt Cambrai angegriffen, um den dortigen kaiserlichen Bischof zu vertreiben. Zwar brachte der Bischof von Lüttich der Stadt, die sich den gregorianischen Bischof nicht aufdrängen lassen wollte, sehr schnell Hülfe, aber der Frieden selbst wurde nicht eher hergestellt, als bis Heinrich in Begleitung seines Sohnes im Herbst 1102 gegen Robert einen Feldzug unternahm. Die Burgen Roberts wurden gebrochen und geschleift. Heinrich ging dann allerdings wegen des einbrechenden Winters zurück, doch wurde im folgenden Jahre eine noch größere Unternehmung gegen den aufständischen Grafen geplant, da derselbe wieder zu den Waffen gegriffen. Doch Robert fand diesmal nicht den Mut zum Kriege gegen den Kaiser. Am 29. Juni 1103 erschien er in Lüttich vor Heinrich, unterwarf sich ihm und gelobte ihm Treue und Frieden. — Eine große Friedenseinigung aber erfolgte in der Weihnachtszeit von 1102 in Mainz. Heinrich war wieder willens, sich vom Banne zu lösen, um der Kirchenspaltung ein Ende zu machen. Deshalb trat er jetzt vor die Fürsten und gelobte einen Kreuzzug. Denn wer das Kreuz nahm, der war nach der Satzung der Kurie vom Banne befreit, eine Absolution, von der Heinrich annahm, sie müsse sich auch ohne weiteres auf ihn erstrecken. Für die Dauer seiner Abwesenheit sollte der junge König Heinrich die Regierung führen. Es war jedenfalls ein großer Gedanke, daß sich jetzt der Kaiser selbst an die Spitze des Kreuzzuges gegen den Islam stellen wollte. Ihm selbst mußte

das zu hohem Ruhme gereichen, der Kirche sollte der Friede dadurch zurückgegeben werden. Und jedenfalls wurde bei der Ausführung des Zuges die allgemeine Stimmung sehr leicht für die Befestigung und Haltung des inneren Friedens gewonnen. Daher wurde denn auch sogleich ein Reichsfriede bis zu Pfingsten und dann für die nächsten vier Jahre verkündet. Auf die Uebertretungen desselben wurden hohe Strafen gesetzt und obendrein alle nicht waffentragenden Leute mit einem besonderen Frieden begabt.

Die Folgen dieser allgemeinen Befriedung sollten sich bald zeigen. Der Wohlstand nahm in den nächsten Jahren sehr zu und die niederen Stände, zu deren Vorteil der Friede ganz besonders diente, priesen im Kaiser ihren höchsten Wohlthäter. Andererseits gab es freilich viele unter den Lehnsleuten und Rittern, die mit dieser Ordnung unzufrieden waren; denn ihnen war jetzt das alte freie Leben sehr beschränkt und die erlaubte Selbsthülfe auf ein recht geringes Maß herabgesetzt worden. So konnte sich dann auch der neue Aufstand gegen den Kaiser um so schneller verbreiten. — Der Kreuzzug kam nun nicht zustande, es scheint, daß die Verhandlungen Heinrichs mit dem Papste über die Lösung vom Banne an der Investiturfrage gescheitert sind, [1]) da hier weder Papst noch Kaiser nachgaben. Und was hauptsächlich zu dem erneuten Mißtrauen der Fürsten gegen den Kaiser beitrug, war der Umstand, daß in jener Zeit mehrmals Leute aus dem höchsten Adel niederem Volke zum Opfer fielen. So wurde der Graf Konrad von Beichlingen im Jahre 1103 auf öffentlicher Straße in der Nacht von Empörern überfallen und getötet. Größere Aufregung unter den Fürsten verursachte aber ein Vorfall, der sich Anfang Februar 1104 in Regensburg zutrug. Der bairische Graf Sighard war hierhergekommen, wo der Kaiser Weihnachten feierte. Wahrscheinlich hatte Sighard kurz vorher im Gericht ein Urteil über einen Ministerialen gefällt, welches vom ganzen Stande als eine Minderung seines Rechtes empfunden wurde. Sighard mußte daher vor den Ministerialen auf seiner Hut sein, und da viele von ihnen nach Regensburg zusammengeströmt waren, hatte er zu seiner Sicherung ein bedeutendes Gefolge um sich versammelt. Er entließ jedoch in Regensburg im Vertrauen auf den Kaiser seine Vasallen, und das sollte seinen Untergang herbeiführen. Eines Tages stürmten die Ministerialen sein Haus und nahmen ihn gefangen. Noch wurde ihm zur Beichte und zum Abendmahl Zeit gelassen, dann wurde er totgeschlagen. [2])

Man ist damals in fürstlichen Kreisen fest überzeugt gewesen, daß der Kaiser diesen argen Frevel und Landfriedensbruch hätte hindern können, wenn anders er gewollt; und wir haben keinen Grund, diese Meinung der Zeitgenossen abzuweisen. Mag hier persönliche Abneigung im Spiele sein oder bewußte Unterstützung der niederen Stände, fest steht, daß Heinrich nichts gethan hat, die Unthat zu bestrafen und Sühne für den Friedensbruch zu heischen. Bei den bairischen Fürsten war damals ohnehin Mißstimmung gegen den Kaiser vorhanden, da sie sich von ihm zu Gunsten der Sachsen und Franken zurückgesetzt glaubten. Und

[1]) Siehe hierüber Buchholz, Ekkehard von Aura S. 154.
[2]) Ueber die Richtigstellung der einzelnen Vorgänge s. Buchholz S. 160 ff.

diese Verhältnisse sind jedenfalls zur ersten Ursache für den neuen Zwiespalt zwischen Heinrich und den Fürsten geworden. Schon hatte auch die päpstliche Politik wieder in die deutschen Dinge einzugreifen gesucht. Paschalis II. hatte nämlich ein Schreiben an die Welfen und Zähringer gerichtet und sie hierin zur Wiedereinnahme ihrer früheren gregorianischen Stellung aufgefordert. Diese süddeutschen Fürsten blieben nun allerdings treu, aber der Schlag gegen den alten Kaiser kam jetzt von einer Seite, von der man ihn am allerwenigsten erwartet hätte. Der eigene Sohn trennte seine Sache von derjenigen des Vaters und gab damit das Zeichen zum allgemeinen Aufstande.

2. Der Aufstand Heinrichs V. gegen seinen Vater.

Es wird erzählt, daß König Heinrich von den Fürsten aufgefordert worden sei, sich gegen den Vater zu erheben. Wenn er es nicht thäte, sagten sie, werde bei dem abermaligen Banne, mit dem der Kaiser belegt sei, wahrscheinlich wieder ein Gegenkönig aufgestellt werden, und dann sei seine eigene Nachfolge nicht ungefährdet. Vielleicht ist das der Hauptgrund gewesen, der den Sohn zum Aufstande gegen den Vater trieb.[1]) Er war wegen der Erbfolge besorgt. Und da er bei dem Vorwande, daß er seinem im Banne befindlichen Vater keinen Gehorsam mehr schuldig sei, sogar von der päpstlichen Partei unterstützt werden mußte, so trat er dem alten Kaiser entgegen, um nicht noch in Zukunft die Herrschaft zu verlieren.

Der Beginn der Empörung knüpft sich an eine zwiespältige Wahl im Erzbistume Magdeburg. Erzbischof Hartwich war im Jahre 1102 gestorben. Die gregorianische Partei hatte durch das Kapitel den Domherren Heinrich zu seinem Nachfolger wählen lassen. Doch die Gegenpartei wollte von diesem römisch gesinnten Erzbischofe nichts wissen und trat daher mit dem Kaiser in Verhandlungen. Im Jahre 1104 schickte man eine Gesandtschaft an den Kaiser, um eine Neuwahl zu erwirken. Die Gesandten wurden aber vom Grafen Dietrich von Katlenburg aufgegriffen und gefangen genommen. Um nun diesen Friedensbruch zu ahnden, setzte sich der Kaiser mit bewaffneter Macht in Begleitung seines Sohnes gegen Sachsen in Bewegung. Als man nach Fritzlar gekommen war, entfernte sich der junge König mit seinen Genossen am 12. Dezember heimlich vom Heere des Vaters und ging nach Baiern, wo er von den Feinden des Kaisers freudig aufgenommen wurde.

Der König wendete sich dann sofort an den Papst, um ihn zur Sanktionierung seines Schrittes zu bewegen. Das gelang auch vollständig. Paschalis ließ ihm durch seinen Legaten Gebhard die Antwort entbieten, er solle für das Geschehene im jüngsten Gerichte Vergebung erlangen, wenn er ein gerechter König und Verwalter der Kirche sein wolle, die durch die Unachtsamkeit seines Vaters so schwer geschädigt worden sei. Das wird Heinrich zugesagt haben und seither war er in den Augen Roms der rechtmäßige König des Reiches.

---

[1]) Siehe hierüber Buchholz, Ekkehard von Aura S. 181 ff., der den politischen Grund vom persönlichen streng scheidet.

Als der Kaiser den heimlichen Abzug seines Sohnes erfahren, erriet er sofort den Beweggrund. Er gab die Unternehmung gegen Magdeburg auf und zog sich nach Mainz zurück. Von dort aber sandte er nach dem Epiphaniasfeste 1105 die Erzbischöfe von Köln und Trier, den Herzog Friedrich und seinen Kanzler Erlung zu dem Sohne, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Doch der König antwortete, solange der Vater im Banne sei, könne er überhaupt mit ihm nicht verkehren. Also wieder nahm er kirchliche Satzung, die von Rom ausging, zum Vorwande.

Der König schickte dann seine Gesandten zu einer sächsischen Fürstenversammlung nach Quedlinburg, endlich begab er sich selbst nach Sachsen. In Erfurt wurde er vom Erzbischofe Ruthard bewillkommnet, der hier noch in unfreiwilliger Verbannung lebte. Nach Ostern begab er sich nach Goslar. Hier waren die sächsischen Großen erschienen und berieten nun mit dem Könige über die Abstellung der Schäden in der Kirche. Zu diesem Behufe wurde aber noch eine Synode für Sachsen und Thüringen angesetzt, die sich in der Woche vor Pfingsten in Nordhausen versammeln sollte. So war Heinrich im Frühjahr 1105 in Sachsen und Thüringen allgemein als König anerkannt worden.

Auf der Synode in Nordhausen kam nun das gregorianische System fast vollständig zur Durchführung, Simonie und Priesterehe wurden verdammt. Dagegen ist man wohl auf Heinrichs besondere Veranlassung mit den kaiserlichen Bischöfen verhältnismäßig milde verfahren. Nachdem sie versprochen, Paschalis als Papst anzuerkennen, wurde ihnen auf ihre Wiedereinsetzung — sie waren früher von Ruthard suspendiert worden — Hoffnung gemacht. Bald darauf erfolgte auch die Weihe des Erzbischofes Heinrich von Magdeburg und damit schien der Kirchenspaltung in Sachsen ein Ende gemacht. Das Land hatte sich dem Papste Paschalis und dem Könige unterworfen. Heinrich konnte auch insofern mit diesem Ausgange ganz zufrieden sein, indem die Investiturfrage vorläufig unentschieden blieb, das heißt, Heinrich investierte die Bischöfe, wie es jeder frühere König gethan. Das weist wohl darauf hin, daß man in Nordhausen mit der päpstlichen Auffassung der Investitur nicht so ganz einverstanden gewesen ist, indem man doch deutscherseits darin eine starke Verfassungsverletzung erblicken mußte. [1])

Heinrich hat dann den Versuch gemacht, den Vater in seiner festen Stellung bei Mainz zu überfallen; dabei sollte Erzbischof Ruthard in seine Residenz zurückgeführt werden. Doch auf die Veranlassung des Kaisers wurden alle Schiffe vom rechten Rheinufer bei Mainz an das linke gebracht. Als Heinrich mit den Sachsen anzog, war ihm der Uebergang über den Strom unmöglich. Da kam es von neuem zu Verhandlungen, da keine Partei die andere unterwerfen zu können glaubte. Der Kaiser bot seinem Sohne die sofortige Regierung über einen Teil des Reiches unter ausdrücklicher Wahrung des früher überkommenen Erbrechtes. Aber der König erklärte, die Vorbedingung für alles weitere sei der

---

[1]) Was hier Buchholz a. a. O. S. 190 gegenüber Gerson Peiser, Der deutsche Investiturstreit unter Heinrich V. bis zum päpstlichen Privileg vom 13. April 1111 (1883) S. 16 Anm. 21 geltend macht, ist durchaus der Sache entsprechend.

Gehorsam des Vaters gegen den Papst. Daran zerschlugen sich die Verhandlungen wieder, denn der Kaiser war entschlossen, seinen Rechten nichts zu vergeben.

Nachdem bairische Truppen zu ihm gestoßen, entließ der König die Sachsen und wandte sich nun nach Franken. In Würzburg verjagte er den kaiserlichen Bischof und setzte einen Gregorianer, der schon früher daselbst gewählt worden, an seine Stelle. Nunmehr ging Ruthard nach Thüringen zurück. Heinrich aber wandte sich von Würzburg gegen Nürnberg. Doch der Kaiser wollte verhüten, daß ihm sein Sohn den Süden des Reiches abspenstig mache. Am 1. August brach er von Mainz auf und zog gegen Würzburg. Die Stadt ergab sich ihm sofort und der Gregorianer mußte dem kaiserlichen Bischofe wieder weichen. Von Würzburg aus wollte er dann Nürnberg entsetzen. Doch zuerst wandte er sich an diejenigen Großen Frankens, die er sich noch treu glaubte; unter anderen an den Bischof Otto von Bamberg, der später noch eine bedeutende Rolle spielen sollte. Er verlangte Hülfe und Zuzug von ihnen. Aber es scheint, daß kein einziger Fürst seinen Bitten Gehör geschenkt hat. So wurde der Kaiser gezwungen, unthätig in Würzburg zu bleiben. Nürnberg aber wurde gegen Ende des September vom Könige eingenommen. Der junge König wandte sich dann nach Regensburg und entließ sein Heer, da er meinte vom Vater nichts fürchten zu müssen. Aber kaum hatte der Kaiser hiervon erfahren, so zog er mit den Seinen eiligst nach, um den Sohn zu überraschen und gefangen zu nehmen. Heinrich wurde jedoch noch rechtzeitig gewarnt, und konnte sich aus der Stadt über die Donau in den Nordgau retten. Der Kaiser setzte dann in Regensburg an die Stelle des kurz vorher erschlagenen Gebhard einen neuen Bischof ein und forderte nun wieder die benachbarten Fürsten auf, mit Heeresmacht zu ihm zu stoßen.

Liutpold von Oesterreich und Boriwoi von Böhmen — sein Bruder Bretislav war im Jahre 1100 eines gewaltsamen Todes gestorben — leisteten diesem Rufe Folge und verheerten nun mit ihren Truppen das Gebiet der Gegner des Kaisers. Aber auch der König rüstete nun stark und sehr bald hatte er größere Streitkräfte um sich versammelt. Beide Heere rückten einander bis an den Regen entgegen. Nur der Fluß trennte sie noch und mehrmals schon hatte ein Angriff erfolgen sollen. Da erhielt die Sache plötzlich eine unerwartete Wendung. Dem Könige mußte nichts gelegener sein, als einer Schlacht auszuweichen. Sein Königtum war unbestrittener und moralisch weniger zu beanstanden, wenn er nicht unmittelbar die Waffen gegen den Vater erhoben hatte. Es scheint, daß der König daher die Fürsten seiner Umgebung veranlaßt hat, mit dem Markgrafen von Oesterreich und dem Böhmenherzoge heimlich anzuknüpfen, um sie für ihn zu gewinnen und vom Kaiser abzuziehen. Dem Liutpold versprach Heinrich seine verwitwete Schwester Agnes zur Ehe; ihr Gemahl, Friedrich von Schwaben, war kurz zuvor gestorben. Liutpold ließ sich bereden, und da hat auch der Böhme den Krieg nicht allein weiterführen wollen. Dem hintergangenen Kaiser blieb nichts übrig, als in Begleitung Boriwois nach Böhmen zu entfliehen. Nachdem er dann das Erzgebirge überstiegen, wurde er von Wiprecht von Groitsch aufgenommen; auf einem weiten Umwege gelangte er darauf durch Sachsen an den Rhein. Zu Ende des Oktobers langte er in Mainz an. Hier wollte er sich seine rheinische Stellung sichern.

Der König hatte unterdessen den neuen Bischof Udalrich von Regensburg vertrieben und einen seiner Anhänger zum Bischofe eingesetzt. Desgleichen mußte Erlung nun wieder Würzburg verlassen und der Gregorianer wurde von neuem erhoben. Und da Heinrich von dem Zuge seines Vaters an den Rhein Kenntnis erhalten, so ging er jetzt selbst nach Westen, um in den Stammlanden seines Geschlechtes den Hauptschlag gegen den Kaiser zu führen.

3. Die Absetzung und der Ausgang Heinrichs IV.

Am 31. Oktober 1105 überschritt König Heinrich den Rhein und bemächtigte sich der Stadt Speier. Als der Kaiser von dem beabsichtigten Schlage seines Sohnes auf die Stadt erfahren, setzte er sich sogleich von Mainz aus in Bewegung, um Speier zu retten. Doch er kam zu spät. Eine Gesandtschaft, die er an seinen Sohn schickte, hörte derselbe gar nicht an, vielmehr ließ er dem Vater melden, er solle unverzüglich seine Stellung in Mainz aufgeben, um sich nicht einer Belagerung auszusetzen. Obwohl nun der Kaiser einen festen Rückhalt an Mainz hatte, da die Bürger der Stadt treu an ihm hingen, so ließ er sich doch zum Abzuge bereit finden; es scheint, daß er damals allen Mut verloren hatte. Er ging den Rhein abwärts bis Köln. Aber es gelang ihm bald wieder, eine Anzahl Fürsten an sich zu ziehen, und er trug sich dann von neuem mit der Hoffnung, daß für ihn noch nicht alles verloren sei. — König Heinrich hatte inzwischen für Weihnachten 1105 einen allgemeinen Reichstag nach Mainz ausgeschrieben. Hier wollte er sich von den Fürsten zum rechtmäßigen Könige wählen lassen, nachdem die Absetzung des Vaters ausgesprochen war. Um selbst in Mainz zugegen zu sein, zog der Kaiser mit Heeresmacht rheinaufwärts. Schnell aber eilte ihm der König entgegen. Bei Koblenz kam es wieder zu Verhandlungen. Der König begab sich zu seinem Vater, und der alte Kaiser warf sich dem Sohne zu Füßen und bat ihn flehentlich, seine kindlichen Pflichten nicht zu vergessen. Der König wiederum bat den Kaiser fußfällig, sich vom Banne zu lösen. Das versprach auch jetzt der Kaiser, er glaubte vielleicht dadurch noch etwas erreichen zu können.

So schien es, als ob völlige Eintracht zwischen Vater und Sohn herrsche, und gemeinsam begaben sich jetzt beide nach Mainz. Doch bevor sie noch Mainz erreicht hatten, trat der junge Heinrich mit seiner wahren Gesinnung hervor. Schon am zweiten Tage beging er an seinem Vater einen schmachvollen Verrat. Der Kaiser hatte in Koblenz fast seine ganzen Vasallen entlassen, erst in Mainz sollten sie wieder zu ihm stoßen. Schon unterwegs war er gewarnt worden, aber der Sohn hatte ihm allen Verdacht benommen. Einmal sogar hatte der Kaiser selbst an Flucht gedacht. Als man am 22. Dezember in Bingen angelangt war, wurde dem Kaiser durch seinen Sohn eröffnet, daß er sich nicht nach Mainz begeben dürfe, sondern auf der benachbarten Burg Böckelheim bleiben müsse. Die eindringlichsten Bitten des Kaisers halfen nichts, er ward als Gefangener in die Burg abgeführt. So entledigte sich Heinrich V. seines Gegners durch Verrat, der sich auf keine Weise entschuldigen läßt.

Der Mainzer Reichstag war überaus stattlich besucht; alle Fürsten waren

erschienen außer Magnus von Sachsen. Das größte Ansehen in der Versammlung genossen aber die päpstlichen Legaten, die mit der Führung der Anklage gegen den Kaiser betraut wurden. Heinrich IV. saß inzwischen als Gefangener in Böckelheim, und es heißt, daß es ihm hier sogar am Notwendigsten gebrach. Er wurde sogar Drohungen ausgesetzt, bis er darein willigte, die Krone und die andern Abzeichen der königlichen Würde seinem Sohne abzutreten. Damit verzichtete er auf sein Königtum. Aber der unglückliche Heinrich sollte außerdem gezwungen werden, in öffentlicher Versammlung seine Abdankung auszusprechen. Nichts sollte ihm erspart bleiben, was der Kirche den größten Triumph bereiten konnte. Am 31. Dezember wurde der Kaiser nach Ingelheim geführt. Denn ihn in Mainz dazu zu zwingen, daß er der Krone entsagte, hielt sein Sohn wegen der Gesinnung der Mainzer Bürgerschaft und auch wegen eines Teiles der versammelten Fürsten für gefährlich. In Ingelheim ist nun Heinrich IV. zu der Erklärung genötigt worden, daß er freiwillig auf die Krone und deren Güter verzichte. Dann verlangte der päpstliche Legat Richard von Albano von dem gebeugten Manne, daß er ein volles und umfassendes Bekenntnis seiner Sünden ablege. Das war freilich eine Zumutung, die der Kaiser nicht erwartet hatte. Er weigerte sich daher und appellierte an eine Versammlung sämtlicher Reichsfürsten; denn in Ingelheim waren nur seine Feinde anwesend. Doch der Legat betonte, wenn er das Bekenntnis nicht ablege, werde er nicht in Freiheit gesetzt werden. Auf Heinrichs Frage, ob er auf das Bekenntnis auch die Absolution erlange, erwiderte man ihm, die Absolution stehe nur dem Papste zu. Noch glaubte der Kaiser mit der Erklärung seiner völligen Ergebenheit gegenüber dem Papste davonkommen zu können. Doch der unglückliche und zermarterte Mann fand Gegner von Eisen vor sich. Die Aussicht auf die Verlängerung seiner Gefangenschaft hat dann den alten Kaiser endlich bewogen, das Sündenbekenntnis zu geben, ohne Absolution dafür zu erhalten. — Diese Ueberhebung Roms darf nie und nimmer vergessen werden. Hier war eine schreckliche Demütigung der weltlichen Gewalt vorgenommen, sie war nicht dazu angethan, in das Verhältnis zwischen Kirche und Staat wirklich Frieden zu bringen. Der Kaiser aber war nun politisch und moralisch zu Grunde gerichtet, seine Rolle war für immer ausgespielt. König Heinrich hätte einen vollständigeren Sieg über den Vater gar nicht erringen können. Dem Kaiser wurde die Pfalz Ingelheim als Aufenthaltsort angewiesen, in den Augen der Welt war er vernichtet.

Heinrich V. ging dann nach Mainz zurück und übernahm mit der Zustimmung der Fürsten die Regierung des Reiches. Er empfing von ihnen die Huldigung und den Treueid. Am 5. Januar 1106 wurden die Reichsinsignien, die soeben angelangt waren, durch Ruthard von Mainz dem Könige mit der Ermahnung übergeben, wenn er nicht als gerechter Lenker des Staates und als Beschützer der Kirche auftreten werde, so möge es ihm ebenso ergehen wie seinem Vater. Damit war Heinrich V. anerkannter König. — Es kam dann eine Botschaft des Papstes zur Verlesung, in welcher sich Paschalis über die deutsche Kirche beschwerte. Jedenfalls war damit der einfache Fortgang der Investitur im Jahre 1105 gemeint. Denn Heinrich V. hatte durchaus nicht auf die Ein=

setzung der Bischöfe verzichtet, sondern sich dieses alten königlichen Rechtes schon vielfach bedient. Es wurde nun in Mainz beschlossen, daß die schismatischen Bischöfe ihrer Stellen entsetzt, die Priester suspendiert werden sollten. Und an den Papst selbst wurde eine große Gesandtschaft abgeordnet, die ihn von den Mainzer Beschlüssen in Kenntnis setzen und ihn bitten sollte, nach Deutschland ein Konzil zu berufen und zur völligen Beendung des deutschen Kirchenstreites hier den Vorsitz zu übernehmen. Doch die Gesandtschaft sollte gar nicht nach Rom gelangen, in Trient wurde sie gefangen genommen. Das geschah vielleicht auf die Veranstaltung des Kaisers, der sich die Bürgerschaft in Trient gewonnen hatte. Die Gesandten wurden allerdings durch Herzog Welf bald wieder befreit, aber die Zeiten hatten sich jetzt doch so geändert, daß die Gesandten aus freien Stücken zurückkehrten und ihre Botschaft fallen ließen. Denn noch einmal hatte sich der alte Kaiser erhoben und das Joch abzuschütteln versucht, welches ihm König und Kirche auferlegt hatten. Und die Dinge liefen zunächst sehr zu seinen Gunsten ab.

Heinrich IV. war nämlich aus Ingelheim entwichen und hatte sich nach Köln begeben, wo er sich sicher wußte. Nun erklärte er alles, was er in Ingelheim gethan, für erzwungen und für ungültig. In Aachen wurde er von seinem getreuesten Anhänger, dem Bischofe Otbert von Lüttich, empfangen. Otbert brachte es auch durch seine Bemühungen sehr bald dahin, daß sich in Lothringen eine Partei für den Kaiser bildete. An die Spitze derselben trat der im Jahre 1101 zum Herzog des Niederlandes erhobene Graf Heinrich von Limburg. Noch war König Heinrichs Stellung keineswegs überall unangefochten. Und da Rom ja auch Miene gemacht, ihm das alte königliche Recht der Investitur zu nehmen, so sah er sich jetzt von zwei Seiten angegriffen. Sofort beschloß er, sich gegen den Kaiser zu wenden. Er berief nach Lüttich einen Reichstag und befahl dem Vater, die Stadt zu verlassen. Mit einem Heere setzte er sich dann in Bewegung. Aber in der Nähe von Aachen kam es an der Maas zu einem Gefechte zwischen der Vorhut der Königlichen und den Vasallen des Kaisers, die unter Herzog Heinrichs Sohne Walram standen. Die Königlichen wurden geschlagen und Heinrich V. mußte nun zurückweichen. In Worms feierte er Pfingsten und hier wurde auf einem Fürstentage Heinrich von Niederlothringen entsetzt; sein Herzogtum fiel an den Grafen Gottfried von Löwen. Zugleich wurden die Vasallen des ganzen Reiches gegen den Kaiser und die ihm anhängenden lothringischen Städte aufgeboten; um Würzburg sollten sie sich am 1. Juli versammeln.

Nach Ostern ging der Kaiser nach Köln. Die Stadt war völlig für ihn gewonnen. Die Kölner hatten vorher dem König den Einlaß verweigert. Nun rüstete sich die Stadt aufs beste, um dem Angriffe Heinrichs V. zu begegnen. Mit einem starken Heere brach dann der König von Koblenz gegen Köln auf. Aber die Stadt hielt sich so tapfer, daß eine lange Belagerung in Aussicht stand. Da hat es der Kaiser noch einmal mit Unterhandlungen versucht. Brieflich wandte er sich an den König und an die Fürsten. Seine Absicht war, daß er sich unbedingt dem Willen des Papstes unterwerfen wollte, dagegen sollten die Fürsten über die Lage des Reiches und die Herrschaft entscheiden. Es scheint also, daß er seine Gegner trennen wollte. Aber, wie es vorauszusehen war,

die Verhandlungen zerschlugen sich. Indes auch die Belagerung von Köln machte keine Fortschritte. Nachdem das königliche Heer große Verluste erlitten und die starke Sommerhitze von der weiteren Einschließung der Stadt abriet, zog Heinrich V. endlich mit seinem Heere ab und wandte sich nun nach Aachen, um sein Schwert gegen den Kaiser selbst zu kehren. Da trat der Umstand ein, durch welchen die ganze Sachlage augenblicklich verändert wurde. Die Tage Heinrichs IV. waren gezählt, am 7. August 1106 starb der alte Kaiser nach ganz kurzem Krankenlager. Sterbend hatte der Vater dem Sohne seinen Ring und sein Schwert übersandt und die Bitte hinzugefügt, er möge allen denen verzeihen, die ihm, dem Kaiser, in den Tagen der Prüfung treu zur Seite gestanden. Außerdem bat er um die Beerdigung seiner Leiche im Dome zu Speier, der Familiengruft seines Geschlechtes.

Der verstorbene Kaiser war eine große Persönlichkeit gewesen, die auch dem Feinde Anerkennung abgenötigt hat. Kühnheit und Unerschrockenheit paarten sich bei ihm mit Klugheit und scharfem Verstande. Von den niederen Leuten ward er allgemein verehrt, denn er nahm sich ihrer stets an und war milde gegen sie. Das Streben seines ganzen Lebens ging darauf hinaus, die königliche Herrschaft wieder zu einer solchen zu gestalten, wie sie Konrad II. besessen. Daran ist er gescheitert. Denn die Kirche war seither zu mächtig erstarkt und an ihrer Spitze stand damals der gewaltigste und kühnste Papst, der jemals gelebt. Dem Bunde der Kirche mit den Partikulargewalten, dem sich auch noch sein eigener Sohn anschloß, ist der große Kaiser erlegen. Er hat das härteste Los eines deutschen Königs getragen. Keine Demütigung ist ihm erspart geblieben, da die Welt damals noch vor dem Banne des römischen Papstes zitterte. In früher Jugend hin und her geworfen und irre geleitet, hat er später allen Stürmen seines Lebens getrotzt und mit einer Thatkraft ohnegleichen dem harten Schicksal zu widerstehen versucht. Sein frühzeitiger Tod — er starb im 56. Lebensjahre — erklärt sich aus der rastlosen Anstrengung seines Geistes und der unablässigen Aufregung seines Gemütes, gleich einem müdgehetzten Wilde ist er gestorben! Aber auch im Tode sollte er lange Zeit keine Ruhe finden. Dem dreifach Gebannten mißgönnte die Kirche das christliche Begräbnis; Verkünder der Religion der Liebe durften sich freilich diejenigen Geistlichen, auf deren Veranstalten das geschah, nicht nennen. Bischof Otbert hatte die Kaiserleiche im Lütticher Dom bestattet, mußte sich aber noch dazu verstehen, sie wieder auszugraben; in einer ungeweihten Kapelle am Ufer der Maas in der Nähe von Lüttich ist sie dann beigesetzt worden. Doch der König beschloß den letzten Willen seines Vaters zu ehren und sehr bald nach jener Beisetzung wurde die sterbliche Hülle Heinrichs IV. nach Speier übergeführt und dort im Dom bestattet. Doch auch hier versagte die Kirche dem toten Kaiser die Ruhe, wieder wurde die Leiche in eine ungeweihte Kapelle gebracht und hat daselbst beinahe fünf Jahre gestanden. Erst nachdem Heinrich V. siegreich mit dem Papste gerungen und der kaiserlichen Krone teilhaftig geworden war, ist der Bann von Heinrich IV. genommen und sein Sarg am 7. August 1111 unter größtem Pompe wieder im Dom zu Speier beigesetzt worden.

4. Der Beginn der Regierung Heinrichs V.[1])

Es war nicht vorauszusehen, daß eine so herrschsüchtige Natur wie Heinrich V. den Anhängern seines Vaters vergeben würde, es wurde im Gegenteil mit der äußersten Strenge gegen sie verfahren. Köln konnte sich nur durch ein große Geldsumme von der Erstürmung loskaufen und der frühere Herzog Heinrich von Niederlothringen mußte erst mehrmals besiegt und sein Widerstand völlig vereinzelt werden, ehe er sich dem Könige unterwarf. Seine Grafschaft Limburg behielt er, das Herzogtum blieb ihm nach wie vor verloren. So war im Reiche der Frieden bald hergestellt. Ebenso schnell aber sollte sich das friedliche Verhältnis ändern, in welches Heinrich V. seit seinem Aufstande zur Kirche getreten war. Ursprünglich hatte ja der Papst selbst nach Deutschland kommen sollen, doch das hatte bei dem im Jahre 1106 ausbrechenden Kriege unmöglich geschienen. So berief nun Paschalis für den Oktober 1106 ein allgemeines Konzil nach Italien, welches ursprünglich in Piacenza tagen sollte, aber in Guastalla versammelt wurde. Dorthin wurden auch die deutschen Bischöfe beschieden. Es war ein merkwürdiger Glücksfall für Heinrich V., daß sein Vater noch vor dem Zusammentritte des Konziles starb. Denn nun hatte er sich nicht mehr nach zwei Seiten zu wehren, er konnte jetzt ganz anders gegen den Papst auftreten.

Am 22. Oktober wurde das Konzil eröffnet. Von den deutschen Bischöfen waren einige erschienen, vor allen Erzbischof Bruno von Trier, der hervorragendste unter den Ratgebern des neuen Königs. Er erschien freilich nicht in seiner Eigenschaft als Erzbischof, sondern als der Gesandte Heinrichs V. Auf dem Konzil forderte Bruno im Namen seines Herrn, daß der Papst die königlichen Rechte desselben anerkenne und zur weiteren Auseinandersetzung über diese Rechte — es kann hier nur an die Investitur gedacht werden — bat er ihn, nach Deutschland zu kommen. Das sagte Paschalis zu. Trotzdem erfolgte dann auf der Synode die Erneuerung des Verbotes der Laieninvestitur. Es ist daher wahrscheinlich, daß Paschalis bereit war, dem Könige in Nebenfragen Zugeständnisse zu machen.[2]) Als das Konzil auseinanderging, trat der Papst die Reise nach Deutschland an. Ob er sich nun selbst davon überzeugt hat, daß Heinrich V. ihm und der Kirche gegenüber jetzt anders dastand und dastehen wollte, als zur Zeit seines Aufstandes, oder ob ihn erst seine Umgebung auf solche Gedanken brachte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls änderte Paschalis auf der Reise seinen Entschluß. Er fürchtete sich, nach Deutschland zu gehen und wollte erst durch einen festen Bund mit Frankreich von der Größe seiner Macht vor aller Welt Zeugnis ablegen. So erscheint die Abänderung des Reiseplanes als eine Drohung, die er gegen den deutschen König richtete.

Frankreich befand sich damals in völliger Abhängigkeit vom römischen Stuhle und deshalb lenkte der Papst seine Schritte hierhin. Für den 23. Mai 1107

[1]) Für die Zeit Heinrichs V. kommen als Quellen hinzu: Ranke, Weltgeschichte, Teil VIII. R. Reedon, Beiträge zur Geschichte Heinrichs V., Leipzig 1885. G. Peiser, Der deutsche Investiturstreit unter Heinrich V. bis zu dem päpstlichen Privileg vom 13. April 1111, Berlin 1883. F. Kolbe, Erzbischof Adalbert I. von Mainz und Heinrich V., Heidelberg 1872.

[2]) S. hierüber Peiser a. a. O. S. 33 f.

wurden die deutschen Bischöfe zu einer Synode nach Troyes vorgeladen. König Philipp von Frankreich aber schickte zu Heinrich V. und lud ihn zu einer Zusammenkunft ein. Mit den französischen Gesandten, die den König in Quedlinburg trafen, wurde verabredet, daß vor der angekündigten Synode Vorbesprechungen zwischen den deutschen Gesandten und dem Papste in Châlons sur Marne erfolgen sollten. Unterdes hatte Heinrich nach wie vor an seinem Investiturrechte festgehalten und mehrere Bischöfe eingesetzt. Es war nicht mehr zweifelhaft, daß er keines von den königlichen Rechten aufgeben werde, die sein Vater besessen. Der große Streit mußte daher von neuem entbrennen, denn nur die Personen, nicht ihre Grundsätze hatten sich geändert.

Die Vorbesprechungen in Châlons leitete wieder Bruno von Trier. Er setzte dem Papste auseinander, daß die königliche Investitur altes Rechtsherkommen sei, und daß sie insofern erfolgen müsse, als ja die Bischöfe zugleich Reichsfürsten seien und weltliche Lehen trügen. Lehnseid und Belehnung sei also bei ihnen nötig. Doch wolle der König die öffentliche Ablehnung von Personen, die ihm für die Bistümer vorgeschlagen, aber nicht genehm seien, aufgeben sowie zugestehen, daß die Bischofsweihe vor der Investitur erfolge. Doch auf dieser Grundlage war keine Verständigung zu erzielen. Der Papst verwarf die Laieninvestitur überhaupt und verbot den Lehnseid der Bischöfe. Unter Drohungen und mit der Erklärung der Gesandten, daß die Beschlüsse, die in einem fremden Reiche gefaßt würden, für Deutschland in keiner Weise bindend sein könnten, endeten diese Besprechungen.

Der Papst begab sich dann nach Troyes. Hier ist, soviel wir wissen, nicht ein einziger deutscher Bischof erschienen, vielleicht ist der Episkopat vom König ausdrücklich daran verhindert worden. Und deshalb wagte jetzt auch der Papst nicht in schroffer Weise gegen Heinrich aufzutreten, da er die Bischöfe auf dessen Seite wußte. So bestimmte er nur, daß König Heinrich im Jahre 1108 nach Rom kommen und daß hier auf einer allgemeinen Synode die streitigen Punkte ausgeglichen werden sollten. Einem Konzile in Rom konnte sich Heinrich nicht entziehen, da ja Rom noch zum Reiche gerechnet wurde. Für die Zwischenzeit wurde die Investitur dem Könige nicht geradezu erlaubt, aber doch soweit freigestellt, daß er vom Banne verschont bleiben sollte. Dagegen sollten alle Investierten vom Banne getroffen werden. Mit Suspension bestrafte aber jetzt Paschalis die Erzbischöfe Ruthard von Mainz und Friedrich von Köln samt ihren Suffraganen außer denen von Bamberg und Chur. Trotz der Vorladung war nämlich keiner von ihnen nach Troyes gekommen. Allerdings wurde die Suspension bald wieder aufgehoben, aber doch dem deutschen Episkopate streng kirchliche Haltung in der Investiturfrage vorgeschrieben.

Indem nun der Papst dem Könige in Troyes die Investitur freigab, verbot er zugleich jedem Geistlichen, sie anzunehmen oder einen Investierten zu weihen. Dadurch sollte dem Könige die Investitur überhaupt unmöglich gemacht werden. Es war aber immerhin fraglich, ob Heinrich sich an die Bestimmungen des Konziles von Troyes halten werde, denn noch am 2. Juni investierte er in Straßburg den Adalgot, einen Neffen Wiprechts von Groitsch, zum Erzbischof von Magdeburg. Der König hielt fest an seinem ererbten Rechte.

Unterdes hatte sich in Sachsen manches geändert, die Machtverhältnisse im Herzogtume hatten eine wesentliche Verschiebung erfahren. Am 23. August 1106 war Herzog Magnus gestorben. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des billungschen Hauses. Die großen Allodien der Familie fielen an die Töchter des Magnus. Wulfhilde war mit Heinrich, dem Bruder des Herzogs Welf von Baiern, vermählt. Durch sie kamen die lüneburgischen Besitzungen an das welfische Haus. Eilika war die Gemahlin Ottos von Ballenstedt; dieses gräfliche Haus erbte die andere Hälfte der billungschen Allodien. Das Herzogtum in Sachsen aber übergab der König dem Grafen Lothar von Supplinburg, dem Gemahl einer Enkelin Ottos von Nordheim. Lothar hatte wie sein Vater stets zu den Feinden Heinrichs IV. gehört; doch es mögen wohl noch andere Gründe mitgewirkt haben, daß er jetzt das Herzogtum in Sachsen erhielt. — Auch Udo von der Nordmark war im Jahre 1106 gestorben. Die Verwaltung des Landes für die acht folgenden Jahre erhielt Udos Bruder Rudolf an Stelle von Udos unmündigem Sohne Heinrich, der mit seiner 1114 erfolgten Volljährigkeit in die Reichslehen des Vaters eingesetzt wurde. Der für die Zukunft des deutschen Reiches bedeutsamste Vorgang war freilich der, daß das welfische Haus damals in Sachsen reich begütert wurde und unter die ersten Familien des Landes eintrat.

Unruhen, die im äußersten Westen ausbrachen, nötigten dann den König, noch im Jahre 1107 einen Feldzug zu unternehmen. Wieder hatte der mächtige Robert von Flandern seine Stellung mißbraucht, um in den deutschen Grenzgebieten Unfrieden zu stiften. Der kaiserliche Bischof Walcher von Cambrai hatte aus seiner Stadt weichen müssen, da ein neuer Gegenbischof erhoben wurde, den Robert in seinen Schutz nahm. Walcher wandte sich nun an König Heinrich. Ein großes Aufgebot sammelte sich am 1. November bei Lüttich und brach dann in Flandern ein. Aber wie schon immer, so trotzten auch jetzt die festen Städte des Landes allen Bestürmungen und es kam schließlich zu einem Vertrage. Robert erhielt einige Besitzungen im Bistume Cambrai und leistete dafür den Lehnseid. Walcher sollte in sein Bistum zurückkehren. Freilich Ruhe und Friede zog auch jetzt noch nicht in diese Gebiete ein und weder Walcher noch sein Gegenbischof haben sich ihrer Würde lange erfreuen können.

Achter Abschnitt.

Die Zeit Heinrichs V. bis zur Kaiserkrönung.

1. Die Beziehungen zu Böhmen, Polen und Ungarn.

Einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Reich sollten in den ersten Jahren Heinrichs V. die Verhältnisse in den Ländern des Ostens gewinnen. Böhmen, Polen und Ungarn waren in früherer Zeit thatsächlich vom Reiche abhängig gewesen. Und diese Abhängigkeit war doch noch nicht ganz verloren gegangen. Der Böhmenherzog war Vasall des deutschen Königs geblieben und auch Polen und Ungarn hatten sich nicht völlig aus ihrem früheren Verhältnisse lösen können. Und jetzt war jedenfalls die Zeit vorbei, wo das Reich vor einem slavischen Großstaate hätte zittern müssen. Unausgesetzt befehdeten sich Polen und Böhmen, zumal es in beiden Ländern fast stets zwei Parteien gab, deren eine dem rechtmäßigen Herrscher feindlich gegenüberstand. Die Unruhen gingen diesmal von Böhmen aus.

Swatopluk von Olmütz hatte einen heftigen Aufstand gegen seinen Vetter, den Böhmenherzog Boriwoi, begonnen. Der Herzog fand im eigenen Lande nur schlechte Unterstützung, Swatopluk dagegen verband sich mit Boleslav III. von Polen und mit König Koloman von Ungarn. Im Frühjahr 1107 rückte Swatopluk gegen Prag, Boriwoi floh und sein Gegner wurde nun zum Herzog ausgerufen. Da wandte sich Boriwoi an König Heinrich V. und dieser befahl dem Swatopluk, sich ihm zur Verantwortung zu stellen. Als aber der Herzog ankam, wurde er sofort verhaftet, und Wiprecht von Groitsch erhielt nun den Befehl, seinen Schwager Boriwoi wieder in Böhmen einzusetzen. Aber Swatopluks Bruder Otto, der zum Schutze Böhmens zurückgeblieben war, hatte schon das Elbgebirge überschritten, und als Wiprecht und Boriwoi in die Nähe von Dohna kamen, wurden sie von Otto angegriffen und in die Flucht geschlagen. Boriwoi floh nach Polen. Da bot der gefangene Swatopluk dem König 10 000 Mark Silbers, wenn er ihn als Herzog des Landes bestätigen wolle. Diese große Summe hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Swatopluk wurde mit Böhmen belehnt und sein

Verhältnis zu Heinrich muß sich in der Folgezeit sogar zu einem ziemlich engen gestaltet haben. Wenigstens vertrat der König im Jahre 1108 bei einem Sohne des Herzoges die Patenstelle.

Diese Verbindung Swatopluks mit Heinrich wirkte auf Polen und Ungarn zurück, denn Boleslav wie Koloman erblickten darin eine Gefahr für ihre eigene Herrschaft. Sie schlossen daher ein Bündnis, trotzdem Kolomans Bruder Almus, der mit dem Ungarnkönig in heftiger Feindschaft lebte, sich zu Boleslav geflüchtet hatte. Das Bündnis bewährte sich auch. Boleslav wurde von Swatopluk angegriffen, erhielt aber von Ungarn aus Hülfe. Dann hatte sich Almus zu König Heinrich begeben. Da Koloman außerdem deutsches Gebiet angegriffen, so wurde jetzt der Reichskrieg gegen Ungarn beschlossen. Im September 1108 drang ein großes deutsches Vasallenheer in Ungarn ein. Aber schon vor Preßburg mußte man Halt machen. Die Stadt war stark befestigt und erwies sich für die Deutschen wieder als uneinnehmbar. Natürlich war auch Swatopluk gegen Ungarn mit ins Feld gerückt. Aber vor Preßburg kam ihm die Nachricht zu, Boleslav von Polen sei in Böhmen eingebrochen, um Boriwoi wieder als Herzog einzusetzen. Denn der zwischen Boleslav und Koloman geschlossene Vertrag bestimmte, wenn der deutsche König einen von ihnen angreife, so solle der andere in Böhmen einfallen. Swatopluk kehrte daher nach Böhmen zurück, aber Boleslav war schon wieder abgezogen, da Polen inzwischen von den feindlichen Pommern angegriffen worden. Schnell befestigte der Böhmenherzog nun von neuem seine Gewalt über das Land, indem er gegen alle ihm feindlich Gesinnten — und das soll eine große Partei gewesen sein — mit furchtbarer Strenge vorging. König Heinrich hatte inzwischen die Belagerung von Preßburg aufgeben müssen, es wird erzählt, daß einige von den Fürsten es an der Erfüllung ihrer Lehnspflichten hätten fehlen lassen. Es scheint aber zu einem Vertrage mit Koloman gekommen zu sein, nach dem die beiden ungarischen Brüder Frieden miteinander geschlossen hätten.[1])

Vielleicht ist durch den Feldzug gegen Ungarn eine andere Unternehmung verhindert worden, die der König ebenfalls im Jahre 1108 gegen die Westslaven plante. Der neue Erzbischof von Magdeburg und seine Suffragane erließen nämlich ein Schreiben an die Fürsten mit der Aufforderung, sich zu einem Kreuzzuge gegen die Slaven an den Grenzen Sachsens zu rüsten. Auch der König hatte seine Teilnahme zugesagt und am 16. Mai sollten sich die einzelnen Heerhaufen sammeln. Wahrscheinlich kam der Kreuzzug nicht zustande, er wurde von dem Kriege gegen die Ungarn in den Hintergrund gedrängt. Allerdings deuten einzelne Nachrichten auf eine Stärkung der deutschen Herrschaft im Slavenlande hin.[2])

Auch der Ungarnkrieg hatte keinen besonderen Erfolg gehabt, und kaum waren die Deutschen abgezogen, da fielen die Ungarn schon in Mähren ein und verheerten das Land. Swatopluk wurde durch einen Unglücksfall verhindert, augenblicklich Rache dafür zu nehmen, aber schon im Februar 1109 verwüstete

---

[1]) Siehe Reedon, Beiträge zur Geschichte Heinrichs V. S. 53 f. und Anm. 35.

[2]) Siehe hierüber Reedon a. a. O. S. 41 ff. und Anm. 25.

er das ungarische Grenzland bis nach Neutra. Jetzt stand ein Feldzug gegen Polen in Aussicht. Zbigniew, der Bruder Boleslavs III., war mit diesem völlig verfeindet und hatte sich nun an den deutschen Hof gewendet. Auf seine Veranlassung stellte König Heinrich an Boleslav die Forderung, dem Zbigniew Masovien abzutreten und dem Reiche einen Tribut von 300 Mark Silbers zu zahlen oder die gleiche Zahl Ritter zum Römerzuge zu stellen. Da der Pole soeben einen großen Sieg über die Pommern erfochten, verweigerte er die Forderungen Heinrichs und sofort begann nun der Krieg, zu dem die Rüstungen schon vollendet waren. Durch die Mark Lausitz zog das deutsche Heer gegen Schlesien. Boleslav fühlte sich außer stande, dem Feinde eine Schlacht anzubieten. Er war daher auf möglichst schnelle Befestigung der Oderplätze bedacht und erbat außerdem von den Ungarn und Russen Hülfe.

An Beuthen zog Heinrich vorüber, Glogau dagegen wurde belagert. Es schien auch, als ob sich die Stadt bald ergeben würde, wenigstens wurde ein Vertrag mit der Bürgerschaft geschlossen. Die Glogauer sollten versuchen, Boleslav zu einem für die Deutschen vorteilhaften Frieden umzustimmen. Dafür stellte die Stadt dem Könige Geiseln. Doch vom Frieden wollte der Polenherzog nichts wissen. So nahm der Krieg seinen Fortgang und die Bürger von Glogau verteidigten nun ihre Stadt so tapfer, daß an die Einnahme nicht zu denken war. Der König ist dann noch weiter die Oder aufwärts gezogen, aber weder Breslau noch eine andere Stadt am Strome konnte genommen werden. Und jetzt wog ohne Zweifel der Verlust eines Mannes doppelt schwer, der zu dem Gelingen des Feldzuges immer noch wesentlich beitragen konnte. Nämlich Herzog Swatopluk wurde am 21. September 1109 im Lager ermordet, als er sich zur Nachtzeit von einer Beratung mit dem Könige in sein Lager zurückbegab. Die That ging jedenfalls von der politischen Partei der Böhmen aus, die der Herzog nach dem letzten Poleneinfalle so grausam bestraft hatte; denn er soll damals an 3000 Böhmen getötet haben, die es angeblich mit Boleslav gehalten. Zuerst wurde nun über die Nachfolge in Böhmen entschieden. Der König belehnte mit Zustimmung des mährisch-böhmischen Heeres den Bruder des Verstorbenen, Otto von Mähren, mit der herzoglichen Fahne Böhmens.

Bald darauf muß der Rückzug vom deutschen Heere angetreten worden sein. Denn wenn Heinrich wirklich noch bis Krakau ziehen wollte, wie erzählt wird, so mußte er jetzt diese Absicht aufgeben. Das Heer war durch den Abzug der Böhmen, die ihren neuen Herzog nach Prag geleiteten, erheblich geschwächt worden und gerade die Böhmen hätten beim weiteren Vormarsche die Rolle der Führer übernehmen müssen. Es scheint indes, daß der Krieg doch nicht ganz erfolglos verlaufen ist, jedenfalls aber konnte der Pole nicht gezwungen werden, auch nur *eine* der anfänglich gestellten Forderungen zu erfüllen. [1]) — Die Neubesetzung des Herzogtumes Böhmen aber, wie sie auf dem polnischen Feldzuge erfolgt war, wurde schon ganz kurze Zeit darauf verworfen und umgestoßen.

---

[1]) S. R. Reedon a. a. O. S. 65 f. Anm. 19. Bei dem völligen Schweigen der deutschen Quellen ist es aber unmöglich, mit Reedon S. 65 f. anzunehmen, daß Boleslav sich zur Zahlung des Tributes verstanden habe.

Es wird berichtet, daß Herzog Otto in drei Tagen von Breslau nach Prag geeilt sei. Als er dort ankam, war ein Teil der Großen mit der Neuwahl nicht einverstanden, denn bei Swatopluks Erhebung war zwischen Böhmen und Mähren vertragsweise festgesetzt worden, daß nach dem Tode Swatopluks Boriwois jüngerer Bruder Wladislav erhoben werden sollte, um die alte Senioratserbfolge aufrecht zu erhalten. Otto legte nun sofort die Regierung nieder, um keinen neuen Bürgerkrieg zu erregen. Er trat die Herrschaft an Wladislav ab und ordnete sich diesem willig unter. Wladislav war nun der rechtmäßige Herzog in Böhmen. Aber auch Boriwoi hatte sich jetzt wieder Hoffnung auf die verlorene Herrschaft gemacht, zumal er von seinem Schwager Wiprecht von Groitsch und von Boleslav hierin lebhaft unterstützt wurde. Wiprechts gleichnamiger Sohn führte den Boriwoi auch wirklich nach Prag zurück, als Wladislav und Otto gerade abwesend waren. Denn Wladislav sollte sich am 1. Januar 1110 in Regensburg zu der Beratung für den Römerzug und wohl auch zur Belehnung einfinden. Als der Herzog in Pilsen die Nachricht erhielt, daß Boriwoi ihn der Herrschaft beraubt, schickte er Boten an den König, um sein Ausbleiben zu entschuldigen und ihn zu ersuchen, selbst eiligst nach Böhmen zu kommen, um Boriwoi zu vertreiben. Heinrich kam auch, vorher aber gelangte der Befehl an Boriwoi, Wladislav und Wiprecht, sowie an die böhmischen Großen, sich unverzüglich in Rokiczan bei Pilsen dem Könige zu stellen. Es war vor Prag noch zu keiner Entscheidung gekommen, so wurde dieselbe dem Könige vorbehalten. Wiprecht und Boriwoi wurden zu Haft auf der Burg Hammerstein verurteilt und Wladislav als der rechtmäßige Herzog von Böhmen anerkannt.

Keineswegs aber gewann das Land durch dieses entschiedene Auftreten Heinrichs Ruhe. Die Spaltungen im Inneren blieben bestehen und die Feindschaft mit Polen dauerte gleichfalls fort. Noch in demselben Jahre fiel Boleslav wieder in Böhmen ein. Zbigniew hatte hier Aufnahme gefunden, während Wladislavs jüngerer Bruder Sobieslav sich zu Boleslav begeben hatte. Doch wurde schließlich das Einvernehmen unter den Slavenfürsten ein besseres. Als dann Boriwoi aus der Verbannung zurückkehrte, war Wladislav so edelmütig, daß er ihm die Herrschaft freiwillig überließ. Aber Boriwoi ist dann wieder entsetzt worden und in Ungarn gestorben. Wladislav starb im Jahre 1125, ihm folgte sein Bruder Sobieslav. Und dann erst sollte Böhmen wieder ruhigere Zeiten sehen.

2. Fortsetzung des Investiturstreites und die Romfahrt Heinrichs V.

Nach den für das Reich keineswegs besonders ehrenvollen Feldzügen der Jahre 1107 bis 1110 faßte der König zunächst den Römerzug ins Auge. Das Jahr 1108 war vergangen, ohne daß der König nach Rom kam, wie es doch auf dem Konzil von Troyes bestimmt worden war. Das hatte allerdings besondere Gründe gehabt, denn Paschalis wurde nach seiner Rückkehr von einem Aufstande gegen seine Herrschaft in Rom empfangen. Wieder hatte sich der römische Adel gegen ihn empört, und das Jahr 1108 verstrich für den Papst in dieser Beziehung erfolglos; in der Stadt herrschte überall Kampf und Streit. Unter solchen Umständen konnte Paschalis wohl nicht einmal eine Mahnung an

Heinrich ergehen lassen, nach Rom zu ziehen, denn die Unsicherheit war dort zu groß. Aber der Papst benutzte seine Zeit anderweitig. Im Oktober 1108 versammelte er in Benevent eine Synode und erklärte hier den Beschlüssen von Troyes entgegen, daß auch die Laien dem Banne verfallen sollten, welche eine Investitur vorgenommen hätten. — Am 2. Mai 1109 starb nun Erzbischof Ruthard von Mainz. Heinrich ernannte zu seinem Nachfolger den Kanzler Adalbert. Doch der neue Erzbischof wurde vom Könige nicht investiert und erhielt auch vorläufig noch nicht die Weihe. Jedenfalls wollte Heinrich den Papst nicht unnötig reizen und es scheint, daß er noch vor seiner Romfahrt einen Ausgleich mit Rom hat anbahnen wollen. Zu diesem Zwecke wurde Adalbert mit Friedrich von Köln, Bruno von Trier und Walcher von Cambrai nebst einigen weltlichen Großen nach Rom gesendet. Durch sie ließ der König dem Papste melden, daß er die Romfahrt antreten wolle, um die Kaiserkrone zu erhalten. Außerdem aber hatten die Gesandten Vollmacht empfangen, den Frieden mit der Kirche herzustellen. Wahrscheinlich hat nun Heinrich hierbei dem Papste die gleichen Zugeständnisse machen wollen, wie sie in einer aus derselben Zeit herrührenden Schrift ‚De investitura‘ auf uns gekommen sind. Danach beabsichtigte Heinrich sein Investiturrecht nicht unmittelbar aufzugeben, sondern nur das geistliche und weltliche Element von einander zu trennen. Die Bischöfe sollten nämlich von ihm durch ein weltliches Abzeichen mit ihrer Würde belehnt werden und dann den Lehnseid leisten. Die Abzeichen der geistlichen Würde (Ring und Stab) dagegen möge der Erwählte darauf selbst vom Altar nehmen und alsbald die Weihe empfangen. Fortan solle die königliche Investitur nur für die Belehnung mit weltlichen Gerechtsamen gelten, das geistliche Element solle von ihm ganz unberührt bleiben.

Die königlichen Gesandten wurden vom Papste freundlich aufgenommen; man sah daraus, daß ihm die Verständigung am Herzen lag. Daher erklärte Heinrich im Januar 1110 zu Regensburg, daß er in diesem Jahre die Romfahrt antreten werde. Allerdings konnten die Gesandten eine Vereinbarung mit dem Papste über die schwebenden Fragen nicht erzielen. Doch ließ Paschalis dem Könige melden, daß er nur in Anspruch nehme, was ihm nach kanonischem und kirchlichem Rechte zukomme; er wolle sich desjenigen gänzlich enthalten, was Recht des Königs sei. Eine völlig unerwartete Wendung aber erhielten die Verhältnisse durch einen merkwürdigen Schritt des Papstes. Kaum hatten nämlich die Gesandten Rom verlassen, so verbot Paschalis auf einer in Rom versammelten Synode am 7. März 1110 die Investitur von neuem. Er bediente sich zu diesem Verbote der Form, wie sie schon auf dem Konzile von Troyes angewendet worden. Darauf begab er sich in den Süden Italiens, um den alten Bund der römischen Kirche mit den Normannen zu erneuern. Freilich hatten sich inzwischen die Zeiten geändert. Denn die abendländische Welt stand jetzt unter dem Banne der Kreuzzüge, und die Normannen waren es, die zur Fortsetzung des Kampfes gegen den Islam die größte Lust verspürten. So war auf die Hülfe, welche die Normannenfürsten jetzt dem Papste versprachen, nicht eben sehr zu bauen, die Normannen sahen stets zuerst auf ihren eigenen Vorteil, und der wies sie unbedingt auf die Kämpfe im Morgenlande.

Diese letzten Schritte des Papstes waren im höchsten Maße befremdlich. Erst zeigte er sich bereit, dem Könige entgegenzukommen, verbot aber gleich darauf die Investitur und suchte sich mit den Normannen zu verbinden. Letzteres konnte man eigentlich nur als gegen die bewaffnete Macht gerichtet auslegen, welche Heinrich auf dem Römerzuge nach Italien führen werde. Man hat daher vielleicht mit Recht vermutet,[1] Paschalis habe die Lösung der Streitfrage bei sich damals schon so entschieden, wie man es im Februar 1111 wirklich in Aussicht genommen hat, nämlich eine völlige Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt der Bischöfe herbeizuführen, d. h. dem Könige die Regalien und Lehen der Bischöfe zurückzugeben und letztere lediglich als geistliche Machthaber fortbestehen zu lassen; jegliche Verweltlichung sollte von ihnen abgestreift werden. Mit dieser Erklärung von Paschalis' Politik ist wahrscheinlich das Richtige getroffen. Der Papst hat schon damals den Gedanken gefaßt, dessen Ausführung freilich einen außerordentlich großen Umschwung im Verfassungsleben des deutschen Reiches nach sich ziehen mußte. Er hat daher auch nicht verwirklicht werden können.

König Heinrich war also jetzt entschlossen, nach Italien zu ziehen, und auch die in Regensburg versammelten Fürsten erklärten sich mit der Romfahrt einverstanden. Dann begab sich Heinrich in den Westen des Reiches, um auch mit den hiesigen Großen das Nähere zu verabreden. Als er hier in Utrecht einen Reichstag abhielt, verlobte er sich mit Adelheid, der achtjährigen Tochter König Heinrichs von England, um die er vorher bei deren Vater angehalten hatte. Am 25. Juli wurde Adelheid in Mainz zur Königin gekrönt. Während des Sommers sammelte sich dann das deutsche Heer in den rheinischen Gegenden. In der zweiten Hälfte des August brach der König von Speier auf und ging durch Burgund, um mit dem Abte von Cluny zusammenzutreffen, den er sich schon vorher durch einen Brief hatte günstig stimmen wollen. Das deutsche Heer belief sich auf 30 000 Ritter, der eine Teil zog mit dem Könige, der andere überstieg den Brenner und gelangte auf dem gewöhnlichen Wege nach Wälschland. Die Vereinigung beider Heeresmassen geschah auf den Feldern vor Roncalia. Großer Widerstand begegnete diesmal den Deutschen nicht, die Größe des Heeres flößte Furcht ein. Auch die Markgräfin Mathilde fügte sich jetzt dem Könige, sie zog aber nicht mit ins Feld. Die Städte Italiens bewiesen ihre Ergebenheit durch die Uebersendung großer Geldsummen und der lombardische Adel kam seinen Lehnspflichten nach. Heinrich V. hatte das größte deutsche Heer über die Alpen geführt und dieser Macht unterwarf sich Italien schnell. Weihnachten 1110 feierte der König in Florenz. Nur in Arezzo fand Heinrich heftigeren Widerstand, der aber durch die Eroberung und Zerstörung der Burg gebrochen wurde. Von hier aus schickte der König eine Anzahl Bischöfe an den Papst, um die Verhandlungen mit ihm zu beginnen. Paschalis forderte zunächst das Aufgeben der Investitur. Da die Gesandten hierauf nicht eingingen, trat

---

[1]) Siehe G. Peiser a. a. O. S. 55 f. Diese Erklärung wird um so wahrscheinlicher, als der Papst eigentlich nur den Antrag der königlichen Gesandten mit den letzten Konsequenzen der cluniacensischen Reform zu verbinden brauchte, um zu diesem Auskunftsmittel zu gelangen. Denn Trennung des weltlichen vom geistlichen hatte auch Heinrich beantragt.

der Papst dann mit dem oben bezeichneten Plane hervor, daß die deutschen Bischöfe alles Reichsgut dem Reiche zurückstellen und ihre Kirchen nur auf den Zehnten und auf freiwillige Schenkungen angewiesen sein sollten; sie hörten dann auf, Lehnsträger der Krone zu sein. So werde es der Investitur nicht bedürfen, da die Kirche nun von allem Weltlichen losgelöst sei. Mit diesem Bescheide kehrten die Gesandten zum Könige zurück.

Heinrich mag über den Vorschlag des Paschalis in hohem Grade erstaunt gewesen sein. Daß sich die deutschen Bischöfe ohne weiteres von ihren großen Reichslehen trennen würden, erschien ihm mehr als zweifelhaft. Und wenn der Befehl dazu von ihm ausgehen sollte, fürchtete er sich des größten Kirchenraubes schuldig zu machen. Von dieser seiner Ansicht ließ er den Papst durch eine neue Gesandtschaft in Kenntnis setzen. Paschalis hatte inzwischen wieder zu den Normannen geschickt, aber deren Hülfe vergeblich angerufen. Er versprach jetzt den deutschen Gesandten, er selbst werde die deutschen Bischöfe dazu bewegen, Regalien und Lehen abzuthun; alles Reichsgut solle in gerechter Weise und in bindender Form an den König zurückfallen.

So war vorläufig auch das letzte Hindernis beseitigt und am 4. Februar 1111 schlossen die königlichen Gesandten unter den angebotenen Bedingungen mit den Unterhändlern des Papstes ab. Danach sollte am 12. Februar die Kaiserkrönung vollzogen werden und dabei will der Papst, nachdem Heinrich auf die Investitur urkundlich verzichtet hat, die Bischöfe unter Androhung des Bannes zwingen, Lehen und Regalien dem Reiche zurückzugeben. Darauf wurden noch Sicherheiten über die Krönung selbst ausgestellt und am 9. Februar leistete Heinrich dem Papste in der Person von dessen Gesandten einen Eid, daß er ihn in nichts kränken und benachteiligen werde. Für diesen Eid leisteten zwölf deutsche Fürsten volle Bürgschaft. — Gewiß hat der Papst hier ehrlicher als der König gehandelt. Denn Heinrich konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich die Bischöfe insgesamt der großen Machtschmälerung widersetzen würden, die ihnen jetzt bevorstand. Der Papst war in den Verhältnissen des Reiches nicht so unterrichtet, als daß ihm hier starke Zweifel hätten aufsteigen können. Paschalis war überhaupt eine ehrliche Natur und hat in seiner schwierigen Lage keinen anderen Ausweg gefunden.

Am 11. Februar lagerten die Deutschen auf den neronischen Wiesen und am 12. betrat Heinrich mit kleinem Gefolge Rom, nachdem er noch den Römern ihre Rechte beschworen. Der Papst erwartete ihn zu St. Peter.

3. Die Erzwingung der Investitur und die Kaiserkrönung.

Paschalis mochte glauben, daß alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt seien und doch begannen jetzt erst die Unannehmlichkeiten für ihn. Heinrich verzichtete in der Peterskirche versprochenermaßen auf die Investitur, ließ aber zugleich eine Urkunde verlesen, in welcher er den Papst, die Bischöfe und Aebte in dem Besitze ihrer Kirchen ausdrücklich bestätigte und die Erklärung abgab, daß er sich scheue, sie ihres Besitzes zu berauben. So mußte sich die Gehässigkeit der Beraubung voll und ganz auf den Papst werfen. Dann trat Paschalis

mit seinem Schriftstücke hervor, in welchem er kraft apostolischer Macht den deutschen Bischöfen und Aebten behufs ihrer Entweltlichung gebot, alle Regalien und Lehen dem Könige zurückzugeben und ihnen bei Strafe des Bannes untersagte den früheren Besitz jemals wieder zu verlangen. Und diese Bestimmung sollte auch für die künftigen Päpste bindend sein. Kaum aber war der Hauptinhalt des Dekretes den versammelten Bischöfen bekannt geworden, da erhob sich der heftigste Unwille unter ihnen. Der Ruf ertönte, das Schriftstück sei ketzerisch, Paschalis konnte nicht einmal zu Ende lesen. Die Aufregung wurde schließlich so groß, daß sich Heinrich mit den Fürsten und Bischöfen in einen anderen Raum der Kirche zurückzog, um dort in Ruhe über das päpstliche Dekret zu beraten. Das dauerte so lange, daß der Papst ungeduldig wurde und zur Fortsetzung der angesetzten Verhandlung mahnte. Als die Bischöfe zurückkehrten, bewiesen sie zwar dem Papste äußerlich die schuldige Ehrfurcht, zeigten ihm aber an, sein Dekret könne in gerechter und bindender Weise gar nicht durchgeführt werden, d. h. sie verwarfen es einfach. Das war die erste große Niederlage, die der Papst erlitt.

Die Kardinäle trieben nun zur Krönung Heinrichs und rieten, die Fortsetzung der Verhandlungen über den Regalienverzicht für die nächste Woche aufzuschieben. Da trat aber Heinrich mit einer Forderung hervor, die den thatsächlichen Machtverhältnissen des Augenblicks entsprach. Paschalis war mit seinem Gebote an die Bischöfe völlig unterlegen. Und nur unter der Bedingung, daß der Papst die deutschen Prälaten dazu vermöge, hatte Heinrich auf die Investitur eidlich verzichten wollen. Diese Vorbedingung war nicht erfüllt worden, daher stellte Heinrich jetzt die Forderung, er verlange nicht nur die Krönung, sondern auch sein ungekürztes Investiturrecht. Hierbei konnte er sich sogar auf einen Artikel des abgeschlossenen Vertrages berufen. Denn der Papst hatte die Krönung bewilligt, „so wie sie den Vorgängern erteilt worden, ohne irgendwelche Beeinträchtigung der alten (Kaiser-)Rechte“. Als sich Paschalis weigerte, dem Könige die Investitur zuzuerkennen, glaubte Heinrich hierin einen Vertragsbruch zu erblicken. Er hielt sich nun gleichfalls nicht mehr an den Vertrag gebunden und schritt zur Anwendung von Gewalt. Paschalis und sein Vertrauensmann Pier Leone, der sich für die Aufrechterhaltung des Abkommens verbürgt hatte, sowie die Kardinäle wurden von den deutschen Rittern umgeben und waren seitdem Gefangene des Königs. Heinrich hat am Papste entschieden nicht aufrichtig und edel gehandelt, aber der deutsche König zeigte sich in diesem Augenblicke voll als der Herr des Abendlandes.

Als die Gefangennahme des Papstes in der Stadt bekannt wurde, erhob sich in der Nacht ein gefährlicher Aufstand. Viele Deutsche wurden erschlagen und am nächsten Morgen ward ein Angriff auf St. Peter gemacht. Heinrich selbst kam nur mit genauer Not mit dem Leben davon, und als sich der Angriff wiederholte, gab er Rom preis und zog sich mit seinen Gefangenen in feste Burgen zurück. Die Lage des Papstes war hoffnungslos, aber er konnte sich doch zum Nachgeben nicht verstehen. Erst als weder von Mathilde noch von den Normannen Hülfe erschien, die Stadt Rom unter dem fortwährenden Kampfe viel leiden mußte und es scheinen konnte, als ob bei

seiner längeren Weigerung einer von den früheren Gegenpäpsten erhoben werden würde, da gab er endlich seinen Widerstand auf. Er willigte nun ein, dem Könige ein Privilegium auszustellen, nach welchem Heinrich die Investitur ganz in der herkömmlichen Weise ohne jede Beschränkung ausüben dürfe. Außerdem versprach Paschalis, Heinrich zu krönen und niemals mit dem Banne zu belegen. Dafür sicherte der König dem Papste sofortige Befreiung aus seiner Haft und ungeschmälerten Besitz und Sicherheit seiner Würde zu.

Am 11. April 1111 ist dieser Vertrag beiderseitig beschworen worden. Und zwei Tage später hat dann die Kaiserkrönung stattgefunden. Allerdings wurden hierzu die Thore der Stadt gesperrt, um jede Störung zu vermeiden, und so verlief die Krönung still und ohne die übliche Teilnahme des ganzen römischen Volkes. Noch einmal überreichte der Papst nach der feierlichen Handlung dem Kaiser das Investiturprivilegium und dann nahmen beide die Hostie als Zeichen des zwischen Kirche und Staat soeben geschlossenen Friedens. Bald zog der Kaiser wieder ab.

Das war kein kleiner Sieg des deutschen Königtumes. Heinrichs V. Vorgänger hatten die Investitur thatsächlich ausgeübt, ohne im Besitze eines anerkannten Rechtes zu sein, obwohl man damals allgemein annahm, daß Karl und Otto der Große ein Investiturprivileg erhalten hätten. Jetzt aber war dieses wichtige Recht dem Kaiser wirklich verbrieft worden und jeder mit dem Banne bedroht, der es wagen würde, an diesem Privileg zu rütteln. Lange Zeit waren um dieses Recht die heftigsten Kämpfe geführt worden, jetzt mußte Paschalis das aufgeben, was unter Gregor VII. und Urban II. als Ausfluß der päpstlichen Gewalt angesehen worden war. Durch sein diplomatisches Geschick hatte Heinrich diesmal den vollständigsten Sieg über die römische Kirche errungen. Und es konnte nun allerdings scheinen, als ob die Zeiten Konrads II. wiederkehren würden, wo das Reich gegenüber der Kirche in der Vollkraft des Lebens gestanden und sie einfach beherrscht hatte.

Auf dem Rückwege nach Deutschland besuchte Heinrich noch die große Markgräfin, er bahnte ein besseres Verhältnis mit ihr an. Dann stieg er über die Alpen und gleichwie um das Andenken seines Vaters jetzt besonders zu ehren, wo seit langer Zeit die Macht des Kaisertumes wieder auf ihrer Höhe stand, ließ er am 7. August 1111 den Sarg Heinrichs IV. erheben und im Speierer Dome unter ausgesuchtem Pompe und den größten Feierlichkeiten bestatten. Bald darauf wurde die Stadt Speier für ihre Anhänglichkeit an Heinrich IV. mit großen Freiheiten begabt und der kaiserliche Kanzler Adalbert mit dem Erzbistume Mainz investiert. So hat Heinrich sogleich die Bahnen seines Vaters eingeschlagen, nachdem er seine Macht hinreichend befestigt; d. h. er ging zu der städtefreundlichen Politik über und suchte ebenfalls in den Rheingegenden seinen festesten Halt. Jetzt erschien seine Stellung unerschütterlich. Aber es schien doch nur so, denn wenn er auch den Papst gezwungen hatte, ihm die Investitur zuzuerkennen, so war doch die ganze Kirche hiermit nicht einverstanden, und von hier ist dann bald eine Gegenströmung erfolgt.

4. Die Folgen des Investiturprivilegs und der deutsche Aufstand.

Sehr bald mußte der Papst erfahren, daß die Kirche von dem Investiturprivileg nichts wissen wollte; schnell hat man den Versuch gemacht, ihn zur Rücknahme desselben zu bewegen. Paschalis geriet hierdurch in die übelste Lage, denn er konnte doch das gegebene Versprechen nicht ohne weiteres einseitig lösen. Andererseits mußte er aber erkennen, daß er sich durch den Kaiser habe irreführen lassen und daß nur dieser durch den Vertrag etwas gewonnen habe. Paschalis war seither fast nur ein Werkzeug in der Hand der gregorianischen Partei. Auf der römischen Fastensynode von 1112 wandte man sich mit großem Ungestüm an ihn, er müsse das Privileg widerrufen. Und durch sophistische Auslegung der Eidesformel brachte es die Synode auch wirklich noch dahin, daß das Privileg zurückgenommen und für ungültig erklärt wurde. Doch den Bann über den Kaiser zu verhängen, hat sich der Papst standhaft geweigert. Das blieb dem Erzbischofe Guido vorbehalten, der in seinem Bischofssitze Vienne im September 1112 eine Synode versammelte. Hier wurde die Investitur für ketzerisch erklärt und der Kaiser in den Bann gethan. Und dieser Synodebeschluß mußte vom Papste anerkannt werden. So war nicht mehr Paschalis, sondern die extreme Partei Herr in der Kirche.

Das alles mochte den Kaiser mit Unruhe erfüllen. Und in jener Zeit zeigten sich auch im Reiche die ersten Spuren einer beginnenden Auflehnung der Fürsten, ein bedrohliches Unwetter zog sich wieder über dem Herrscher zusammen. Als sich Heinrich im September 1111 in Neuhausen bei Worms aufhielt, verfiel er in eine schwere Krankheit, so daß er hoffnungslos darniederlag. Da hatten die Bürger von Worms nichts eiligeres zu thun, als die Reichsinsignien durch Gewalt in ihre Hände zu bekommen. Doch der Kaiser ließ sich mitten in seiner Krankheit aufs Pferd heben und vertrieb die Bürger in eigener Person. Später gab Heinrich die Schuld an diesem Ueberfalle dem Erzbischofe Adalbert von Mainz. — Bald darauf brachen in Sachsen zwischen Lothar und Rudolf Wirren aus, sie wurden durch Heinrich schnell beigelegt. Doch die beiden Fürsten, die sich eben noch gegenübergestanden, einigten sich im folgenden Jahre zu einem ganz bedenklichen Vorhaben gegen den Kaiser. Sie brachen den Frieden, indem sie einen Unfreien namens Friedrich, der seine freie Geburt erhärten wollte, in öffentlicher Versammlung ergreifen ließen und gefangen nahmen. Sogleich begann das Gerichtsverfahren gegen den Herzog und den Markgrafen. Beide wurden ihrer Lehen entsetzt; doch konnten sie durch das sofortige Aufgeben ihres Widerstandes die Gnade des Kaisers gewinnen und so erhielten sie ihre Lehen zurück. Freilich beugten sie sich damals nur vor der stärkeren Macht. Und bald sollte sich zeigen, daß doch viele sächsische Fürsten nicht so fest zum Kaiser standen.

Aber seinen bedeutendsten Feind im Reiche fand Heinrich an seinem ehemaligen Vertrauten und Schützling Adalbert von Mainz. Der Erzbischof hatte seit seiner Erhebung eine merkwürdige Politik ergriffen. Kaiserliche und bischöfliche Burgen am Rheine ließ er für sich besetzen, in Speier und Worms suchte er seinen Einfluß maßgebend zu machen und überhaupt trat er mehr als ge-

bietender Herr denn als Reichsfürst auf. [1]) Schließlich wälzte der Kaiser alles auf ihn, was immer von Aufständen in dieser und der nächstfolgenden Zeit gegen die Reichsgewalt begangen wurde. Außerdem erwähnt der Kaiser in der Schrift, welche die spätere harte Behandlung Adalberts rechtfertigen sollte, daß Adalbert gemeinsame Sache mit den Gregorianern mache und zu Guido von Vienne halte, und daß er sich widerrechtlich Reichseinkünfte am Rheine aneigne und in des Kaisers Familie Zwietracht säe. [2])

Im November 1112 sollte sich Adalbert in Worms vor Heinrich verantworten. Er erschien und sein stolzes und herrisches Auftreten hatte ganz den gewöhnlichen Erfolg. Denn am Ende verlangte der Kaiser nur von ihm, daß er im nächsten Jahre gegen Sachsen mit ausziehe. Bald darauf begegneten sich aber beide unverhofft wieder; Heinrich wurde durch Adalberts hochfahrendes Wesen gereizt und daher ließ er ihn jetzt ergreifen und gefangennehmen. Inzwischen war schon in Sachsen die Empörung ausgebrochen. Denn der Kaiser hatte die Lehen Udalrichs, des letzten Grafen von Weimar aus dem Hause Orlamünde, eingezogen, während die mit diesem Hause verwandten Fürstenfamilien Anspruch auf das Erbe erhoben. Trotzdem glaubte Heinrich, daß der sächsische Aufstand hauptsächlich von Adalbert angestiftet worden sei.

Eine große Anklageschrift gegen den Erzbischof wurde aufgesetzt und er selbst zu hartem Kerker verurteilt. Dann wurde in Erfurt ein Fürstengericht über den Aufstand der sächsischen Großen gehalten; die Empörer verfielen der Reichsacht und wurden mit Gewalt und List unterworfen. Wiprecht von Groitsch rettete durch Abtretung seiner Stammgüter das Leben, doch verfiel er strenger Kerkerhaft in Trifels, einer Burg, die soeben Erzbischof Adalbert dem Kaiser hatte ausliefern müssen. Der Bischof von Halberstadt, dessen Bischofssitz durch den Kaiser vorher fast gänzlich zerstört worden, unterwarf sich schnell. Ludwig, Graf von Thüringen, der Stammvater des thüringischen Landgrafenhauses, trat die Wartburg an den Kaiser ab und kam daher mit kurzer Haft davon. So war der Aufstand mit aller Strenge und Gewalt niedergeworfen. Aber die harte Behandlung, welche sich die besiegten Fürsten gefallen lassen mußten, erzeugte doch Mißstimmung gegen den Kaiser. Besonders fürchtete man ihn jetzt in kirchlichen Kreisen. Das Beispiel Adalbert zeigte sehr deutlich, wessen man sich von dem erzürnten Kaiser zu versehen hatte. — Noch im Spätherbst 1113 zog Heinrich gegen den aufständischen Grafen Reginald von Bar und Mousson, der widerrechtlich die Grafschaft Verdun gewinnen wollte. Reginald wurde besiegt und gefangen, aber bald wieder auf freien Fuß gesetzt.

Weihnachten feierte Heinrich in Bamberg beim Bischofe Otto, dann begab er sich nach Mainz. Hierher war die ganze geistliche und weltliche Aristokratie des Reiches entboten worden; ihre Anwesenheit sollte das Fest verherrlichen, welches der Kaiser hier zu feiern gedachte. Nämlich am 7. Januar 1114 vermählte er sich in Mainz mit Adelheid — sie wurde in Deutschland Mathilde genannt —

---

[1]) Siehe hierüber Kolbe, Adalbert I. von Mainz und Heinrich V. S. 54 ff.

[2]) Siehe Giesebrecht a. a. O. III, 1254, Kolbe a. a. O. S. 54—59. Die übrigen in Heinrichs Bericht aufgeführten Verbrechen Adalberts sind wohl kaum begründet.

von England. Es war eine große und glänzende Feier, die von der mächtigen Stellung des Kaisers Zeugnis ablegen sollte. Hier unterwarf sich Lothar von Sachsen seinem Herrn fußfällig und erhielt dessen Gunst zurück. Aber unbegreiflich war es, daß Heinrich den in Freiheit gesetzten Grafen Ludwig von Thüringen wieder gefangennehmen ließ. Dadurch wurde die Eintracht des Festes vollständig gestört. Denn allgemeines Mißtrauen erhob sich wieder gegen den Kaiser. Schon in Mainz wurde daher der Keim zu einer neuen Empörung unter den Fürsten gelegt. Dieselbe kam zum Ausbruch auf dem Feldzuge, der in Mainz gegen die Friesen beschlossen worden ist.

Die Friesen hatten es wieder verabsäumt, ihren Reichspflichten nachzukommen, sie suchten ihren Zusammenhang mit Deutschland immer mehr zu lockern. So wurde der Reichskrieg gegen sie beschlossen. Gleich bei der Eröffnung des Feldzuges wurde aber die Kölner Mannschaft von den Friesen in einen Hinterhalt gelockt, nur des Sachsenherzoges Lothar rechtzeitiges Eingreifen verhinderte ihre Vernichtung. Die Kölner meinten nun, der Kaiser habe sie verraten wollen und kehrten sofort zurück. Der Erzbischof Friedrich von Köln stellte sich auf die Seite seiner Stadtleute und ein großer Teil der westfälischen und niederlothringischen Großen schloß sich dem Aufstande an.

Der Kaiser hatte alsbald den Krieg gegen die Friesen aufgegeben, nachdem er von dem Rückzuge der Kölner erfahren. Auf der Stelle wandte er sich um und ging mit dem Heere nach Süden, um Köln zu züchtigen. Nun tobte der Krieg bald in ganz Niederlothringen, Köln selbst widerstand aber allen Angriffen. Heinrich ging dann nach Erfurt. Er bildete ein größeres Heer und rückte im September wieder gegen Westfalen vor. Während er nun das Gebiet der von ihm abgefallenen Großen heimsuchte, ging ein Teil seines Heeres an den Rhein gegen Köln. Bei Andernach stießen die Kaiserlichen auf den Feind. Das Treffen wurde durch die große Tapferkeit der Kölner Mannschaft zu Gunsten der Aufständischen entschieden. Bald darauf ging auch die Kirche mit einem nachdrücklichen Schritte gegen den Kaiser vor. Der Kardinalbischof Kuno verhängte als päpstlicher Legat für Gallien auf einer Synode zu Beauvais am 6. Dezember 1114 den Bann über Heinrich, ohne daß der Befehl hierzu vom Papste ausgegangen wäre. Dieser günstige Fortgang der Empörung übte sogleich auch bedingenden Einfluß auf Sachsen aus. Die unzufriedenen Großen Sachsens und der östlichen Marken, Herzog Lothar an der Spitze, schlossen einen Bund gegen den Kaiser. Einem Befehle Heinrichs, sich im Winter 1114 ihm in Goslar zu stellen, leisteten sie keine Folge. — So war schließlich in kurzer Zeit die mächtige Herrschaft Heinrichs V. zusammengebrochen. Der alte Haß der Sachsen gegen die Frankenherrschaft loderte jetzt wieder mächtig empor, wie zur Zeit Heinrichs IV.

Der Kaiser war entschlossen, die sächsischen Rebellen noch im zeitigen Frühjahr 1115 anzugreifen. Er traf sie am 11. Februar am Welfesholze bei Mansfeld. Die Schlacht fiel wider Erwarten ungünstig für Heinrich aus, er erlitt eine völlige Niederlage. Nun wurde auch die kirchliche Partei immer beherzter. Kuno verhängte im März 1115 in Reims abermals den Bann über den Kaiser und wiederholte die Exkommunikation zum Osterfeste in Köln. Damit erhielt der Aufstand gegen Heinrich einen rechtlicheren Hintergrund, die Empörung

wurde von der Kirche gebilligt. Und seitdem verließ den Kaiser das Glück vollständig. Er verlor eine Burg nach der andern, seinen Anhängern wurde der Boden mehr und mehr entzogen. Die Empörer in Sachsen und Lothringen reichten sich nun zu gemeinsamem Handeln die Hände, und im September erschien der päpstliche Legat Dietrich in Sachsen. Dieser erneuerte auf einer Synode zu Goslar den Bund Roms mit den sächsischen Bischöfen und hielt die Bannung des Kaisers aufrecht. Da langte die wichtige Nachricht in Deutschland an, daß die Markgräfin Mathilde am 24. Juli gestorben sei. Mathilde hatte zwar einst ihr großes Erbe an die römische Kirche vermacht, sich aber zugleich eine solche Freiheit in der weiteren Verfügung vorbehalten, daß sie wahrscheinlich schon im Jahre 1111 dem Kaiser die Aussicht auf den Erbfall eröffnet hat. Dieser Fall war nun eingetreten und Heinrich hat jedenfalls nicht gezögert, seinem Anspruche Nachdruck zu verleihen. Allerdings mußte er in Deutschland jetzt Frieden um jeden Preis herzustellen versuchen, um die Reise nach Italien ungehindert antreten zu können. Er lud die Fürsten für den 1. November zu einem Reichstage nach Mainz ein und versprach dabei, ihren gerechten Klagen und Beschwerden Abhülfe zu verschaffen. Aber man traute den Versprechungen des Kaisers nicht mehr. Und so haben die sächsischen Fürsten, während Heinrich nach Mainz zog und dort nur wenige Große vorfand, zu Fritzlar getagt, um über Nutz und Frommen des Reiches zu beraten. Der Kaiser mußte damals in Mainz Uebles erleben. Die Bürgerschaft der Stadt zog bewaffnet vor die Pfalz und forderte ungestüm die Freilassung ihres Erzbischofes Adalbert. Der tobenden Menge, die zu aller Gewalt fähig war, mußte der Kaiser weichen. Indem sich die Stadt Mainz und der Erzbischof Bruno von Trier für die Treue Adalberts verbürgten, versprach Heinrich den Adalbert binnen drei Tagen auf freien Fuß zu setzen. Heinrich wußte freilich viel zu gut, daß er an Adalbert einen unversöhnlichen Feind haben werde, aber dem Drängen der Mainzer hatte er doch nachgeben müssen. Adalbert wurde aus dem Kerker entlassen und ist seither dem Kaiser in allem entgegen und sein gefährlichster Widersacher geworden. Geiseln für seine Treue mußte er freilich stellen und dieselbe auch eidlich geloben, aber das Gefühl der Rache nahm schnell bei ihm überhand. Der Kaiser hatte die Freilassung des Mainzers bald bitter zu bereuen.

Zunächst versammelte sich auf den Befehl Adalberts eine Synode von Bischöfen und weltlichen Herren in Köln. Hier sollte der engste Bund zwischen der deutschen und der römischen Kirche durch den Legaten Dietrich hergestellt werden. Doch Dietrich starb vorher, und so kam man in Köln nur überein, den Bann Kunos und Dietrichs gegen den Kaiser anzuerkennen. Für diesen feindseligen Schritt ergriff Heinrich Repressalien. Der Bischof Erlung von Würzburg hatte es sonst mit ihm gehalten, doch jetzt floh er seine Gemeinschaft. Daher nahm er dem Bischofe die Grafenrechte, die fast einer herzoglichen Stellung über das östliche Franken gleichkamen. Zudem wurden Adalbert von Mainz und Friedrich von Köln im Jahre 1116 ihrer Erzkanzlerwürde beraubt. [1]) Die

[1]) Adalbert erscheint in den Urkunden erst zum Jahre 1119 wieder als Erzkanzler, Friedrich von Köln dagegen erst zu 1122; s. Stumpf, Reichskanzler 3159 und 3181.

herzogliche Stellung über Ostfranken erhielt des Kaisers Neffe Konrad von Hohenstaufen. — Vor allem aber sucht sich jetzt Heinrich den Papst im guten zu erhalten. Noch war der Bann nicht von Rom selbst ausgegangen und so konnte Heinrich hoffen, daß er sich den Paschalis noch nicht ganz verfeindet hatte. Er ließ daher nach Rom melden, er sei bereit mit der Kirche Frieden zu schließen, da ja das Investiturrecht wieder so viel Streit erzeugt habe. Hauptsächlich aber wollte er das Erbe der Mathilde in Besitz nehmen.

Ohne Heer und nur von einigen Bischöfen und Aebten begleitet, überstieg Heinrich im Februar 1116 die Alpen, nachdem er den hohenstaufischen Brüdern Friedrich und Konrad die Verwesung des Reiches übertragen. Die Gleichheit der deutschen Interessen mit denen Venedigs — die Ungarn hatten dalmatinisches Gebiet an sich gerissen — veranlaßten Heinrich, sich zunächst nach der Inselrepublik zu begeben und sich mit ihr in ein gutes Verhältnis zu setzen. Von dort ging er in die Lombardei und nahm die mathildische Erbschaft in Besitz. Diesmal gewann er sich die meisten italienischen Städte durch eine ganz besondere Milde, indem er sie mit vielen Freiheit beschenkte. Den Adel des Landes zog er durch reichliche Güterverleihungen aus dem Erbe der großen Gräfin an sich. Der Kaiser war jetzt in Italien mehr Herr geworden, als er es damals in Deutschland war. Nun kam aber schließlich alles für ihn darauf an, wie sich der Papst zu ihm stellen werde. Zu Anfang März wurde die Fastensynode in Rom abgehalten. Und hier wurde Paschalis von den Anhängern der extremsten Richtung beinahe in die Enge getrieben. Heftig drang man in ihn, den Bann gegen Heinrich zu schleudern. Doch der Abt Pontius von Cluny, den Heinrich als seinen Anwalt nach Rom gesandt, vertrat dessen Partei und trotz heftiger Auftritte in der Synode ließ sich der Papst den Bann doch nicht abzwingen. In der nächsten Zeit geriet der Papst selbst wegen der Wahl des neuen römischen Stadtpräfekten mit der Bürgerschaft in einen solchen Streit, daß er zeitweilig Rom verlassen mußte und fast seine ganze Macht über die Stadt verlor. Und diese unglückliche Lage des Paschalis wollte sich der Kaiser zu nutze machen, er ließ ihm Friedensanträge stellen. Doch es scheint, daß er hierbei kein Entgegenkommen fand, denn daß der Papst das Verhalten Guidos und Kunos hatte billigen müssen, ließ sich jetzt nicht wieder zurücknehmen. So zog Heinrich erst im folgenden Jahre nach Rom, da ihn die Stadt und der Präfekt eingeladen hatten.

Als der Kaiser in Rom ankam, hatte sich Paschalis nach Capua begeben; die Kardinäle weigerten sich, dem gebannten Kaiser am Osterfeste die Krone aufzusetzen, wie es doch Sitte war. An ihrer Stelle that es der portugiesische Erzbischof Moritz von Braga, gewöhnlich Burdinus genannt; er wurde dafür mit dem Banne belegt. Ueberhaupt verschlechterte sich seitdem das Verhältnis zwischen Kaiser und Papst immer mehr; es schien, als ob Paschalis ganz zu der gregorianischen Partei übergetreten sei. So verging das Jahr 1117 unter steten Kämpfen, indem sich beide Parteien Rom und die benachbarten Burgen streitig zu machen suchten. Unter diesem fortwährenden Ringen schwanden die Lebenskräfte des Papstes dahin, schon am 21. Januar 1118 ist Paschalis in Rom gestorben. So war die Hoffnung, die Heinrich auf die Friedensliebe des Papstes

gesetzt, jetzt vernichtet. Und auch in Deutschland waren die Dinge ungünstig für ihn gegangen. Seine Gegner hatten einen Erfolg nach dem andern zu verzeichnen gehabt.

Sachsen befand sich in kurzer Zeit ganz in den Händen der Aufständischen und nur Friedrich von Schwaben konnte sich des Feindes noch einigermaßen erwehren. Er baute an dem Ostabhange der Vogesen eine Reihe Burgen und sicherte dadurch seinem Herrn das rheinische Gebiet. Er wurde indes bald genötigt, mit dem Gegner zu unterhandeln. Man vereinbarte für die Michaeliszeit 1116 einen allgemeinen Fürstentag in Frankfurt. Dieser Tag verlief erfolglos, da Friedrich die oberdeutschen Großen bewogen hatte, hier nicht zu erscheinen. Darauf griff man wieder zu den Waffen. Die Seele und der eigentliche Führer des Krieges war Erzbischof Adalbert, um seine rheinische Stellung in Mainz wogte der Kampf unentschieden hin und her. Nur mit größter Anstrengung konnte sich Friedrich von Hohenstaufen gegen seine mächtigen Feinde halten. In weiten Gebieten des Reiches wütete der Krieg und die wildeste Fehde tobte zwischen den erbitterten Großen. Vergessen waren die Landfriedensordnungen und Not und Elend, vermehrt durch außergewöhnliche elementare Erscheinungen, herrschte allerorten. Von neuem war ein großes Unglück über unser Vaterland heraufbeschworen, der unselige Glaubenseifer verheerte wieder das Reich. Einer stärkeren Macht, als der Kaiser damals besaß, bedurfte es, um hier Einhalt zu thun. Und wenn nicht beide Parteien von ihren Forderungen zurückgingen, so mußte sich das Reich binnen kurzem von selbst zerfleischen. Zunächst war allerdings die Rückkehr des Kaisers nach Deutschland für den Frieden dringend notwendig, aber auch auf die Person des neuen Papstes kam viel an.

5. Heinrich V. und die neuen Päpste Gelasius und Calixtus.

Drei Tage nach dem Tode Paschalis II. wurde der Bischof Johann von Gaëta von den Kardinälen als Gelasius II. zum Papste erhoben. Sein Regierungsantritt war ein überaus unglücklicher, denn der neue Nachfolger Petri wurde sofort von einer ihm feindlichen Adelspartei angegriffen, in roher Weise gefangen genommen und in Ketten gelegt. Doch die tapfere Haltung des Präfekten und der Bürgerschaft erzwang sehr schnell seine Freilassung, und dann erhielt der Papst die Anerkennung und Huldigung der Stadt. Gelasius hatte nicht der schroffsten Partei angehört und deshalb scheint der Kaiser seine Wahl nicht gemißbilligt zu haben. Zu Ostern beabsichtigte dann Heinrich selbst nach Rom zu kommen, um sich mit Gelasius auseinanderzusetzen. Doch seine Ankunft erfolgte schon früher und das wurde auf einen beabsichtigten Gewaltstreich gedeutet. Dem entzog sich der Papst durch eine überaus gefährliche aber glücklich bewerkstelligte Flucht nach Gaëta. Heinrich ließ ihn alsbald durch Gesandte auffordern, nach Rom zurückzukehren; er wolle seiner Weihe nichts in den Weg legen, doch müsse er eine eidlich bekräftigte Zusage dafür erhalten, daß dem Gelasius die Herstellung des Friedens am Herzen liege. Hierauf antwortete der Papst ablehnend, aber er sei bereit, im Oktober eine Synode in Mailand oder Cremona zu halten, auf welcher über den Frieden beraten werden solle. Hieraus erkannte Heinrich, daß Gelasius den Frieden keineswegs beabsichtige und

deshalb wagte er jetzt einen Schritt, der ein neues Schisma in die Kirche bringen sollte.

Der Kaiser wußte die Römer auf seine Seite zu bringen und unter seiner Beeinflussung wurde am 8. März jener Erzbischof Burdinus von Braga als Gregor VIII. zum Papste gewählt und sofort geweiht, denn mit der Weihe seines Papstes wollte der Kaiser derjenigen des Gelasius zuvorkommen; letzterer erhielt sie erst am 10. März. Gelasius beantwortete die Wahl des Gegenpapstes, indem er über Heinrich und Burdinus den Bann verhängte. Es begann nun der Kampf der beiden Päpste um Rom. Gelasius wurde von den Normannen und endlich auch von den Römern unterstützt, Burdinus mußte entweichen. Aber auch Gelasius war in Rom nicht sicher. Am 21. Juli wurde von dem ihm feindlichen Adel ein verräterischer Ueberfall auf ihn gemacht, nur mit Mühe und Not entkam er. Da faßte er den Entschluß, Rom für längere Zeit überhaupt zu meiden und sich nach Burgund zu begeben, wo er an Guido von Vienne einen mächtigen Beschützer zu finden hoffte. Nachdem er den Kardinalbischof von Porto zu seinem Stellvertreter ernannt, ist er am 2. September 1118 aus Rom abgereist, durch die Provence zog er nach Vienne. Er hat den italienischen Boden nicht wieder betreten, ein nahes Ende stand ihm bevor.

Auch der Kaiser hielt damals seine Rückkehr nach Deutschland für dringend notwendig, denn hier hatten sich die Dinge für ihn immer drohender gestaltet. Auf einer Synode, die zu Köln im Mai 1118 gehalten wurde, hatte der Legat Kuno den Bann gegen den Kaiser und die hohenstaufischen Brüder geschleudert und bald darauf wurde der Krieg durch Adalbert von Mainz erneuert. Adalbert gewann ein stattliches Aufgebot und zerstörte die große Burg Oppenheim unter den schrecklichsten Greueln. Dann beschloß man zu einem allgemeinen Fürstentage nach Würzburg zusammenzukommen, um über den Kaiser zu Gericht zu sitzen. Man wollte Heinrich auffordern, hier zu erscheinen; stelle er sich nicht, so solle seine Absetzung erfolgen. Hiervon hatte der Kaiser erfahren und das beschleunigte seine Rückkehr. Seine Gemahlin ernannte er zum Statthalter in Italien und im Herbst 1118 kehrte er nach Deutschland zurück. Hier versuchte er, seine Gegner zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. — Die Mailänder Synode unterblieb nun, da Gelasius nach Burgund gegangen war. Und der Legat Kuno verließ jetzt Deutschland, wo er so erfolgreich dem Kaiser entgegengearbeitet. Dies sowie der baldige Tod des Gelasius hat dem Kaiser bei seinen Friedensbestrebungen nicht wenig genützt, denn am 18. Januar 1119 starb der Papst zu Cluny. Am 2. Februar wurde daselbst Guido von Vienne unter dem Namen Calixtus II. zum Papste gewählt, wie es der sterbende Gelasius gewünscht hatte. Guido war mit den meisten Dynastien des Abendlandes verwandt, er gehörte zu den Nachkommen des mächtigen Grafen Otto Wilhelm, der vor einem Jahrhundert in Burgund eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Gerade das scheint dazu beigetragen zu haben, daß Calixtus, der als Erzbischof niemals friedlichen Gesinnungen gegen den Kaiser Raum gegeben, jetzt als Papst seine vornehmste Aufgabe in der Beilegung des Streites sah. Seine Vorgänger auf dem Stuhle Petri waren meist Mönche gewesen, ihnen hatte das Starrdoktrinäre auch noch als Päpsten angehangen. In Calixt aber lebte etwas vom monarchischen Prinzipe

und das verlieh ihm einen weiteren Blick. Da nun Heinrich V. ebenfalls nach dem Frieden strebte, so konnte der Abschluß desselben zwischen Kirche und Staat in nicht zu langer Zeit erwartet werden.

Nach längerem Unterhandeln einigte man sich nun in Deutschland dahin, daß man zum Johannisfeste zu einem Reichstage in Tribur zusammenkommen wollte. Ueber die Befriedung des Reiches sollte hier Beschluß gefaßt werden. Es wurde demgemäß zu Tribur bestimmt, alle Eroberungen sollten gegenseitig zurückgegeben werden, ein allgemeiner Reichsfriede sollte in Kraft treten und über die kirchlichen Fragen sollte das Konzil entscheiden, welches vom Papste für den Oktober nach Reims ausgeschrieben war. Doch es schien, als ob noch vor dem Konzile die Einigung zwischen Kaiser und Papst erfolgen werde. In Straßburg nämlich zeigte sich Heinrich vor dem Abte von Cluny und dem Bischofe von Chalons bereit, auf die Investitur zu verzichten, wenn alle beschlagnahmten Besitzungen gegenseitig ausgewechselt würden. Der Papst, der sich damals in Paris befand, ging sofort hierauf ein, am 24. Oktober sollten durch ihn und den Kaiser die Einhändigung und eidliche Bekräftigung der betreffenden Urkunden erfolgen. Als nun Calixtus nach Mouzon kam, erfuhr er, daß Heinrich mit einem großen Ritterheere in der Nähe lag. Vielleicht ist er hierdurch ängstlich gemacht worden und hat Vergewaltigung gefürchtet. Jedenfalls aber glaubte man jetzt auf seiten der päpstlichen Partei zu entdecken, daß der Wortlaut dessen, was Heinrich in der vereinbarten Urkunde versprochen, es zulassen werde, wenn Heinrich später erklärte, auf die Investitur mit den Kirchengütern nicht zu verzichten. Das rief eine Aenderung in der Politik des Papstes hervor, Heinrich wurde hiervon benachrichtigt. Aber der Kaiser lehnte seinerseits diese Auslegung entschieden ab und sagte einfach, daß er das nicht versprochen habe, und außerdem könne eine so wichtige Abänderung des Vertrages von ihm persönlich nicht bestätigt werden, das müsse auf einem Reichstage geschehen. Der Papst sah dies als Abbruch der Verhandlungen an und er scheint froh gewesen zu sein, aus der gefährlichen Nähe der deutschen Ritter zu entkommen. Er begab sich auf das Konzil zurück.

Das Konzil zu Reims war am 20. Oktober 1119 eröffnet worden. Es beschäftigte sich besonders mit den schwebenden Fragen. Die Investitur wurde aufs neue verboten und am 30. Oktober wurde Heinrich V. und sein Papst Burdinus in den Bann gethan; die Unterthanen des Kaisers entband man ihres Treueides, falls Heinrich auf seinem Standpunkte beharre. — So waren die Zeiten Gregors und Heinrichs IV. wiedergekehrt. Es fragte sich allerdings, ob der Bann des Calixtus dieselbe Macht haben werde wie derjenige seines großen Vorgängers. Im Jahre 1076 war das Reich in vollem Aufruhre begriffen gewesen und deshalb hatte der Bann damals Oel ins Feuer gegossen. Jetzt aber überwog doch die Friedensliebe bei weitem. Man hatte einsehen gelernt, daß das lange Widerstreben und der endlose Streit nur Elend über das Reich bringen müßte. In Heinrich IV. hatte es sich gezeigt, ein wie überaus kräftiges Geschlecht die Salier waren; was die persönliche Tüchtigkeit betrifft, so mußte man sie entschieden über die letzten Sachsen setzen. Man ist daher nicht geneigt gewesen, den willensstarken Heinrich V. der römischen Kirche zu opfern, man wollte Rom nicht noch

einmal einen solchen Sieg gönnen, den die welsche List unter Benutzung aller sich darbietenden Vorteile den Deutschen abgewonnen hatte. So hielt man es jetzt mehr mit dem Frieden. Freilich hat auch hier Adalbert von Mainz redlich das Seinige gethan, um das Gegenteil zu bewirken; wo er es nur gekonnt hat, arbeitete er des Kaisers Plänen, also dem Frieden entgegen.

In Niederlothringen und Sachsen stellten sich nun die Fürsten dem Kaiser und gelobten Treue. Als Heinrich im Januar 1120 nach Goslar kam, erschien sogar Herzog Lothar mit anderen sächsischen Großen, um sich mit ihm über den Frieden zu beraten. Doch die Bischöfe Sachsens blieben zum größten Teile in feindseliger Haltung, da der Kaiser gebannt war. Heinrich hatte jetzt vielfach gezeigt, daß ihm der Friede wirklich am Herzen lag. Und das hat ihm in der Folgezeit entschieden viel Anhang verschafft und die Anbahnung friedlicher Verhältnisse wesentlich erleichtert.

Neunter Abschnitt.

Das Wormser Konkordat und der Ausgang Heinrichs V.

1. Das allmähliche Aufhören des Streites.

Mit Mißtrauen und Ingrimm sah Adalbert die Erfolge Heinrichs bei seinem Friedenswerke. Der Erzbischof schien beschlossen zu haben, dem Kaiser keine ruhige Stunde mehr zu gönnen. Worauf er aber jetzt eigentlich hinarbeitete, nachdem doch seine Absicht, Heinrich abzusetzen, mißglückt war, ist uns verborgen. Und er konnte es nun nicht hindern, daß immer mehr Fürsten von der früheren aufständischen Verbindung abfielen. Adalbert versuchte es daher noch einmal, seine alten Bundesgenossen zu vereinigen, um den Bund wieder herzustellen und die Fürsten dem Kaiser abspenstig zu machen. Er lud die deutschen Großen nach Fulda ein, aber durch die Gegenthätigkeit des Kaisers, dessen Anhänger hier für ihn auftraten, wurden Adalberts Pläne gänzlich vereitelt. Die Fürsten begaben sich wieder nach Hause oder gingen zum Kaiser über. Und da sich Heinrich dann der Stadt Mainz zu nähern schien, so zog es Adalbert vor, Mainz zu verlassen und in Sachsen eine Zuflucht zu suchen, die ihm bei den Bischöfen des Landes gewiß war. Doch die Wiederaufreizung der Laienfürsten in Sachsen sollte ihm nicht gelingen, denn man schloß damals in Sachsen und Thüringen einen festen Landfrieden ab. Im November des Jahres 1120 haben sich dann wieder einige Fürsten dem Kaiser angeschlossen, sein Anhang nahm immer mehr zu.

Und nun glaubte Heinrich die Zeit gekommen, wo er gegen seinen größten Feind einen Hauptschlag führen könne. Im Sommer 1121 entschloß er sich zur Eroberung von Mainz. Es wurden alle Anstalten zu einer nachdrücklichen Belagerung getroffen. Die reiche und große Stadt sah sich derselben ausgesetzt, da sie sich dem Kaiser nicht freiwillig ergab. Doch sehr bald eilte Erzbischof Adalbert mit einem sächsischen Hülfsaufgebote herbei, um seine bedrängte Stadt zu entsetzen. Es entsprach aber nun der allgemeinen Friedensstimmung, daß die

Fürsten einen Kampf vermeiden wollten. Deshalb wurden von beiden Seiten je zwölf Fürsten damit betraut, die Bedingungen festzusetzen, unter welchen der allgemeine Reichsfriede endgültig zustande kommen sollte; auf einem Reichstage in Würzburg wollte man ihn verkünden. Man sieht, zu welcher Bedeutung die Fürsten durch den langen Streit zwischen Kirche und Staat gelangt waren. Sie konnten sich jetzt zu Schiedsrichtern zwischen Kaiser und Papst aufwerfen, denn im Grunde genommen bedeutete doch dies Vermittelungsamt nichts anderes, da ja der Kampf eigentlich von Kaiser und Papst geführt wurde.

Der Reichstag trat zu Michaelis 1121 in Würzburg zusammen. Hier wurde der Friede unter Bedingungen geschlossen, die für beide Teile billig und gerecht waren. Ein fester Friede wurde aufgerichtet, indem alles, was der Feind an sich gerissen, an den rechtmäßigen Besitzer zurückfiel. Vergeiselte und Gefangene sollten gegenseitig ausgelöst werden. Bis die Investiturfrage entschieden war, wurde jedem Geistlichen der Verkehr mit dem Kaiser und an dessen Hofe frei gestattet. Behufs der kirchlichen Streitigkeiten sollte der Papst gebeten werden, ein allgemeines Konzil auf deutschem Boden zu versammeln. Und hierbei sollten die Fürsten als Vermittler auftreten und die Sache so zum Austrage bringen, daß des Reiches Ehre keinen Schaden litte. — So war man jetzt endlich zu einem festen Abkommen gelangt, scharfe Bestimmungen gegen den Friedensbruch waren erlassen und der Kaiser hatte sich bereit gefunden, sich dem Papste zu unterwerfen. Wurde der Frieden ebenso entschieden aufrecht erhalten, wie er geschlossen war, dann mußte im Reiche wieder ein gesicherter Rechtszustand eintreten, der ja von allen Parteien nach dem beinahe fünfzig Jahre währenden Kriege sehnlichst herbeigewünscht wurde.

Man beschloß zu Würzburg, Gesandte an den Papst zu schicken, die ihm die Beschlüsse mitteilen und ihn um die persönliche Abhaltung des Konziles bitten sollten. Calixtus zeigte sich auch bereit, da er sah, daß es Ernst war. Nachdem er von Frankreich zurückgekehrt, war ihm alles über Erwarten geglückt. Der Adel und das römische Volk huldigten ihm und die normannischen Fürsten in Unteritalien ließen sich jetzt wieder herbei, ihre alte Abhängigkeit von Rom anzuerkennen. Damit war die Stellung des Calixtus gesichert und das Schicksal des Gegenpapstes besiegelt. Der Kaiser wollte das Schisma nicht aufrecht erhalten, da dies seinen Friedensbestrebungen im Reiche nur den größten Eintrag thun konnte. So blieb Burdinus fast von aller Hülfe entblößt. Im Frühjahr 1121 wurde er in Sutri von Calixtus angegriffen und gefangen genommen. Der unglückliche Mann wurde in Rom aufs ärgste verhöhnt und dann ins Kloster gesteckt. Hierdurch war auch das letzte Hindernis beseitigt, welches dem Frieden mit dem Kaiser noch im Wege stand. Denn indem Heinrich den Gegenpapst nicht unterstützte, hatte er ihn stillschweigend aufgegeben.

Auch zu den bairischen Fürsten, die bei den wichtigen Beschlüssen nicht zugegen gewesen, wurde von Würzburg aus eine Gesandtschaft geschickt. Auf einem Landtage in Regensburg erklärten sie sich mit den Bestimmungen einverstanden. Doch es schien, als ob der Friede nicht von langer Dauer sein werde. Eine streitige Bischofswahl in Franken wurde besonders der Grund zu neuem und heftigem Streite. Bischof Erlung von Würzburg, dem der Kaiser noch im Jahre

1120 seine frühere herzogliche Stellung im östlichen Franken zurückgegeben, starb am 28. Dezember 1121. Als Nachfolger wurde dem Kaiser Gebhard aus dem Geschlechte der Grafen von Henneberg vorgeschlagen. Heinrich wählte auch den Gebhard und investierte ihn. Doch im Würzburger Domkapitel war man anderer Meinung. Jedenfalls auf Anraten Adalberts von Mainz erwählte man hier den Domherrn Rudger, Adalbert erteilte ihm auch später die Weihe. Auch die hohenstaufischen Brüder Friedrich und Konrad waren hier gegen den Kaiser, wahrscheinlich weil er Gebhard investiert hatte, der noch nicht einmal eine Weihe erhalten. Gebhard gewann aber die Stadt Würzburg für sich, und so hat ihm Rudger weichen müssen. Zur Erledigung dieser Angelegenheit wurde ein Hoftag nach Würzburg für den 29. Juni 1122 ausgeschrieben. Aber der Kaiser erschien nicht, da er damals am Rheine festgehalten wurde. Einige von den Fürsten, die hiervon erfahren und nun wieder von Würzburg aus zurückkehren wollten, griff Gebhard an. Doch er wurde von ihnen in die Stadt getrieben, und wäre ihnen Würzburg nicht zu fest und die Belagerung der Stadt nicht zu lang erschienen, so wären sie sofort zum Angriffe übergegangen. Entscheidung sollten hier erst die päpstlichen Legaten bringen. — Calixtus beantwortete die deutsche Gesandtschaft durch den Bischof von Acqui, der dem Kaiser ein überaus versöhnliches Schreiben brachte. Der Papst hielt es allerdings nicht für geraten, nach Deutschland zu kommen; er schickte daher drei Lateranlegaten, die Kardinäle Lambert von Ostia, Saxo und Gregor, um statt seiner den Vorsitz in dem angekündigten deutschen Konzile zu übernehmen.

Die Legaten erschienen dann im Reiche und trafen noch vor dem Würzburger Tage mit Adalbert und anderen Feinden Gebhards zusammen. Es wird Adalbert leicht geworden sein, sie von der Unrechtmäßigkeit von dessen Wahl zu überzeugen. Sie sprachen sich daher für Rudger aus und in ihrem Beisein wurde Rudger im Kloster Schwarzach in der Nähe von Würzburg geweiht. Auch in Niederlothringen erregte die Neubesetzung des Bistums Lüttich heftigen Streit. Und auf dem südlichen Schauplatze wenigstens wäre der Krieg unfehlbar wieder ausgebrochen, wenn sich nicht die Legaten ins Mittel gelegt hätten; Adalberts Feindschaft gegen den Kaiser war fast nicht zu besiegen.

2. Das Konkordat von Worms und das Ende Calixtus' II.

Lambert von Ostia erließ dann das Ausschreiben zu einer Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen des Reiches in Mainz; am 8. September 1122 sollte sie eröffnet werden. Auch der Kaiser wurde hierzu besonders eingeladen. Die Legaten ließen es auch sonst an Hochachtung und Ehrerbietung gegen Heinrich nicht fehlen; das ergibt sich schon daraus, daß die Verhandlungen nicht in Mainz, sondern zu Worms [1]) geführt worden sind; Mainz war dem Kaiser feindlich, Worms war ihm dagegen in dem Würzburger Frieden zugesprochen worden.

[1]) Der Abschluß des Vertrages ist allerdings nicht unmittelbar zu Worms, sondern zwischen Worms und Heppenheim in dem Orte Lobwisen erfolgt.

Die wichtigen Verhandlungen in Worms zogen sich ziemlich in die Länge. Der Kaiser und auch die Reichsfürsten, denen nach dem Würzburger Beschlusse die Vermittlerrolle zugefallen war, konnten sich nicht dazu verstehen, die eigentliche Investitur, d. h. die Belehnung mit Ring und Stab aufzugeben. Adalbert trat natürlich für das Gegenteil ein, er mußte anhören, wie man ihn dafür „Zerstörer des Reiches“ nannte. Doch gerade der Mainzer soll schließlich einen Ausweg gefunden haben. Es wurde nämlich dem Kaiser zugestanden, daß die Bischofswahlen in seiner Gegenwart stattfinden sollten; dafür gab er endlich die Investitur mit Ring und Stab auf, also die kirchliche Belehnung fiel fort. Die weltliche Belehnung der Bischöfe mit den Regalien sollte der König künftighin mit dem Zepter vornehmen. Die päpstlichen Legaten hatten hierin keine Benachteiligung der Kirche erblickt, da ja keinerlei geistliche Gewalt aus dieser Belehnung entsprang; deshalb hatten sie hier nachgegeben. Schwieriger war die Frage zu entscheiden, ob die Belehnung vor oder nach der Weihe zu erfolgen habe. Man einigte sich schließlich dahin, daß die Belehnung mit dem Zepter bei den deutschen Bischöfen der Weihe vorangehen solle. Dagegen sollten die Bischöfe Italiens und Burgunds gebunden sein, die Belehnung binnen sechs Monaten nach erfolgter Weihe einzuholen.

Diese Zugeständnisse wurden gegenseitig in Urkunden schriftlich aufgesetzt. Jeder von beiden Teilen gewährte darin außerdem dem andern und dessen Anhange Frieden und verpflichtete sich, ihm mit Rat und That Hülfe zu leisten. Am 23. September sind die Urkunden ausgestellt worden und an demselben Tage ist jedenfalls ihre Veröffentlichung erfolgt. Bei der Messe, die sich anschloß und von Kardinal Lambert gehalten wurde, erhielt der Kaiser von diesem den Friedenskuß und das Abendmahl und damit war Heinrich V. vom Bann gelöst. Und mit dem Kaiser wurden alle seine dem Bann verfallenen Anhänger gleichfalls in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen.

So war endlich der Friede hergestellt, nach dem sich das Reich so lange gesehnt. Nur ein Mann schien damals die allgemeine Freude nicht zu teilen, der man sich hingab. Das war Adalbert von Mainz. Ihm ließen die Bestimmungen des Wormser Vertrages zu viel Freiheit für den Kaiser; die Kirche erschien ihm dadurch eingeengt und wichtiger Rechte beraubt. Adalbert ist aber mit seiner Auffassung nicht durchgedrungen. Und auch die Verdächtigungen des Kaisers, die der hinterlistige Erzbischof an den Papst gelangen ließ, verschafften ihm bei Calixtus kein Gehör. Adalbert hat nichts unversucht gelassen, das ihm verhaßte Konkordat rückgängig zu machen oder Uneinigkeit zwischen Kaiser und Papst hervorzurufen.

Aber die Freude an dem gelungenen Friedenswerke überwog doch jetzt alles andere. Und der Erzbischof blieb zu seinem größten Verdrusse mit seiner Ansicht über die Lage fast ganz allein. Denn die folgenden Ereignisse waren nicht dazu angethan, daß Adalbert etwa Hoffnung schöpfen konnte, das Konkordat werde sich nicht lange halten. Der Kaiser hatte sich im November nach Bamberg begeben und versammelte hier diejenigen Fürsten um sich, die in Worms nicht zugegen gewesen. Auch sie waren sämtlich mit den Beschlüssen einverstanden. Und von Bamberg aus schickte Heinrich eine Gesandtschaft an den Papst. Sie

fand bei Calixt die beste Aufnahme; und der Papst gab ihr ein Schreiben an den Kaiser mit, in welchem er seine ungeteilte Freude über den glücklich vollzogenen Friedensschluß kundgab. Um aber vor der gesamten Kirche ein Friedensfest zu begehen, hatte Calixt für den März 1123 ein allgemeines Konzil des Abendlandes nach Rom ausgeschrieben. Es wurde am 18. März eröffnet und ist die größte Kirchenversammlung gewesen, die seit langer Zeit im Abendlande getagt hatte. Der Papst verkündete hier den glücklichen Abschluß des Wormser Konkordats und ließ dasselbe vom Konzil anerkennen. Darauf wurden die neueren großen Errungenschaften der Kirche, besonders das Verbot von Simonie und Priesterehe, von den versammelten Vätern bestätigt und dadurch zu kanonischer Geltung erhoben. — Damit hatte das heiße Ringen der kirchlichen Partei gegenüber dem Staate einen vorläufigen Abschluß erreicht. Rom hatte unstreitig einen gewaltigen Sieg davongetragen. Denn es war dem Papsttume geglückt, alle seine Neuerungen nach und nach in den Reichen des Abendlandes einzuführen, also das Abendland kirchlich unter Rom zu einigen, was ja schon früher versucht, aber nie in diesem Umfange erreicht worden war. Der Schlußakt dieses heißen Kampfes ist jenes ökumenische Laterankonzil des Jahres 1123, auf welchem die hergestellte Einigung zwischen Kirche und Staat der gesamten Welt verkündet werden konnte.

Aber auch der Kaiser hatte in dem Vergleiche doch mehr gewonnen, als er hoffen durfte. Seine und der Reichsfürsten Festigkeit hatte hierzu viel beigetragen. Und da der Papst den ernstlichen Willen gezeigt, die ungemessenen Forderungen seiner Vorgänger aufzugeben und sich mit Erreichbarem zu begnügen, so haben Kaiser und Reich durch das Konkordat namhafte Einbuße eigentlich nicht erlitten. Daher hat auch die Kirche später dies Konkordat als einen rein persönlichen Vergleich mit Heinrich V. erklärt, da sie erkannte, daß sie nicht allzuviel dabei gewonnen.

Und seither war das Verhältnis des Papstes zum Kaiser das denkbar günstigste. Das Reich wurde nun nicht mehr von Legaten durchzogen, die allenthalben Bann und Aufruhr gegen den Kaiser verkündeten, friedliche Männer waren an die Stelle derselben getreten. Noch befestigte Calixtus seine Gewalt über Rom und trat dem ihm feindlichen Adel gegenüber. Seine Bemühungen wurden fast stets von Erfolg gekrönt, die Parteiunterschiede hörten auf und in Rom zog der Friede wieder ein. So hat Calixtus auch in den letzten Jahren seines Lebens an den Wiederaufbau der zerstörten Teile der Stadt gehen können, die ja in den Kämpfen der letzten Jahrzehnte außerordentlich gelitten hatte. Man sagte damals in Rom, die Zeiten Oktavians seien wiedergekehrt. — Calixtus starb am 13. Dezember 1124. Es war ihm durch seine Versöhnlichkeit geglückt, im Verein mit dem Kaiser und der deutschen Kirche einen dauernden Friedenszustand herbeizuführen. Allerdings sollte sich sehr bald nach seinem Tode zeigen, daß die Adelspartei in Rom — an ihrer Spitze stand die mächtige Familie Frangipani — sich doch nicht ganz aus dem Sattel hatte heben lassen. Nämlich die rechtmäßig erfolgte Neuwahl durch die Kardinäle wurde von ihr gestört und das Wahlkollegium gezwungen, seine Stimmen dem Kardinal Lambert von Ostia zu geben. Der schon gewählte Papst dankte zu Gunsten Lamberts ab und dieser bestieg nun am

21. Dezember 1124 den Stuhl Petri unter dem Namen Honorius II. Die Kardinäle hatten eine schwere Niederlage erlitten.

Und doch fand Honorius das Papsttum in sehr gefesteter Stellung vor. Früher hatten die Herrscher der einzelnen abendländischen Reiche an der Spitze ihrer Kirchen gestanden. Seitdem aber das Papsttum die Reform in die Hand genommen, hatte das aufgehört. Die einzelnen Kirchen trennten sich immer mehr von ihren Landesherren und waren bald in volle Abhängigkeit vom Papsttume gebracht. Der Papst stand jetzt im Mittelpunkte der gesamten Kirche, er nahm die herrschende Stellung über sie ein. Und dadurch war auch in die Lage des Papstes gegenüber dem Kaiser mehr Gleichberechtigung gekommen; es war jetzt keine Unterordnung mehr. Die kaiserliche Macht hatte hiermit besonders in Italien viel eingebüßt, wie ja auch der Einfluß des Papstes auf die italienischen Bischofswahlen denjenigen des Kaisers bedeutend überwog. So muß man bezüglich der Machtfrage am Ende des großen Streites zugestehen, daß die Kirche gesiegt hatte und der Staat unterlegen war. Die Kirche durchdrang seitdem immer mehr auch die staatlichen Verhältnisse und allmählich hat sie sich dann als Herrin über den Staat erhoben. Das gehört freilich erst in die spätere Zeit.

3. Erneute Unruhen im Reiche.

Herzog Lothar von Sachsen, dessen Vater schon dem salischen Geschlechte gegenübergestanden, war der Feind dieses Hauses geblieben und hatte sich stets im Widerspruche mit Heinrich V. gefühlt. Es scheint, daß er nach einer hervorragend mächtigen Stellung in Sachsen gestrebt hat. Seine billungschen Vorgänger hatten eine solche nicht einnehmen können, da das Erzbistum Hamburg-Bremen lange Zeit ihr gefährlicher Nebenbuhler war. Doch diese Zeiten waren dahin und die Bedeutung des Erzbistumes war jetzt schon insofern stark gemindert worden, als Paschalis II. im Jahre 1104 für die Dänen ein Erzbistum in Lund errichtet hatte. Dadurch wurde der skandinavische Norden der Bremer Kirche entzogen. Lothar gelang es nun binnen kurzem, seine Stellung zur herrschenden zu machen, er kettete die Fürsten Sachsens eng an sich und verband sich mit ihnen durch die Interessengemeinschaft. Freilich blieb dies Verhältnis nicht für immer bestehen, denn die Bundesgenossen des Herzogs fielen von ihm ab, sobald er ihnen seine Stellung zu mißbrauchen schien. Schnell geriet er in heftigen Zwiespalt mit dem Kaiser, da der stolze Herzog Heinrichs thatkräftiges Eingreifen in seinem Machtkreise nicht dulden wollte.

Zunächst unterstützte Lothar seine Schwester Gertrud von Holland bei einem Aufstande, den diese im Jahre 1123 gegen den Kaiser erregte. Heinrich mußte sich selbst in die friesischen Gebiete begeben, um gegen Gertrud und den mit ihr verbündeten Bischof von Utrecht zu ziehen. Lothar brachte der Schwester Hülfe und verhinderte auch wirklich die kaiserlichen Waffen an Erfolgen. Doch der Abfall des Bischofes von Utrecht änderte das Verhältnis schließlich zu Gunsten des Kaisers. — Noch vor diesen Ereignissen war der Sachsenherzog mit einer Anzahl mächtiger Fürsten uneins geworden. Bischof Reinhard von Halberstadt hatte nämlich die von Lothar zerstörte Heimburg in der Nähe von Blankenburg

wieder aufbauen lassen. Deswegen überzog Lothar das Bistum mit Krieg. Aber der Bischof fand unerwarteterweise kräftigen Rückhalt. Heinrich von der Nordmark und sein Oheim Rudolf von Stade, Heinrich der Jüngere von Meißen und Landgraf Ludwig der Springer von Thüringen kamen ihm zu Hülfe. Da legte sich Adalbert von Mainz für seinen alten Freund Lothar schnell ins Mittel. Ein Vergleich kam zustande, in welchem dem Herzoge die Burg ausgeliefert wurde. Bald darauf sind drei der Gegner Lothars gestorben, nämlich der Bischof von Halberstadt, der Landgraf Ludwig und der Markgraf Heinrich von Meißen. Besonders der Tod des letzteren wurde die Ursache zu großen Wirren in Sachsen. Als der Kaiser nämlich von seinem Friesenzuge heimkehrte, erfuhr er den Tod Heinrichs, dessen zwei Marken nun neu zu besetzen waren. In Worms verlieh der Kaiser die Mark Meißen an Hermann von Winzenburg, dessen gleichnamiger Vater diese Mark während der Minderjährigkeit des Wettiners schon zeitweise besessen. Die Ostmark mit der Lausitz fiel an Wiprecht von Groitsch. Doch mit diesen Belehnungen waren zwei Fürsten nicht einverstanden, welche Erbansprüche an die beiden Reichslehen zu haben glaubten. Schon früher hatte sich nämlich Konrad von Wettin, der Vetter des verstorbenen Heinrich des Jüngeren, den Titel eines Markgrafen von Meißen beigelegt. Denn er behauptete, Heinrich sei kein rechtmäßiger Nachfolger des Vaters, sondern ein untergeschobener Sohn. Konrad war deshalb von Heinrich befehdet und längere Zeit gefangen gehalten worden, jetzt wurde er freigelassen und erhob von neuem Anspruch auf die Mark. Desgleichen erkannte der Graf Albrecht von Ballenstedt, später „der Bär“ zubenannt, Wiprecht als Markgrafen der Ostmark nicht an. Albrecht war ein Nachkomme Hodos, der einst achtundzwanzig Jahre hindurch jenes Gebiet innegehabt. Konrad wie Albrecht wurden vom Herzoge Lothar unterstützt und mit Zustimmung anderer sächsischer Fürsten von ihm als Markgrafen bestätigt.

So verfügte Lothar in eigenmächtiger Weise über zwei große Reichslehen und die natürliche Folge war, daß er sich dem Kaiser immer mehr verfeindete. Heinrich beschloß auch sofort, gegen den Empörer einzuschreiten. Wladislav von Böhmen und Adalbert von Mainz wurden von ihm gewonnen, Wiprecht zu Hülfe zu ziehen. Im November 1123 brachen die Böhmen in Meißen ein, während Wiprecht und Adalbert von Norden heranzogen. Lothar drängte sich in der Nähe der Mulde in die Mitte seiner Feinde. Es scheint, daß die Böhmen nur ungern dem kaiserlichen Befehle Folge geleistet. Denn als Wladislav die verabredete Vereinigung mit Wiprecht und Adalbert nicht ausführen konnte, soll er mit Lothar Verhandlungen begonnen haben. Dabei habe der Sachsenherzog, wie erzählt wird, den Verdacht ausgesprochen, Wiprecht und Adalbert wollten im Falle eines Sieges in Böhmen selbst einfallen. So unwahrscheinlich das klingt, jedenfalls ist Wladislav bald zurückgezogen. Auf die Nachricht hiervon gaben Wiprecht und Adalbert den Kampf gleichfalls auf. Denn besonders der Erzbischof konnte jetzt auf seine Macht nicht allzusehr vertrauen. Nach dem Tode des thüringischen Landgrafen hatte er von neuem versucht, den Zehnten in Thüringen einzutreiben. Es war zu Gewaltthaten gekommen und die Thüringer hatten sich unter ihrem Landgrafen Heinrich Raspe, dem Sohne Ludwig des Springers, in der Stärke

von 20000 Mann versammelt. Dieses große Heer rückte nun vor Erfurt, wo sich Adalbert aufhielt. Daher sah sich der Erzbischof gezwungen, von seinen Forderungen endgültig abzustehen. Und diese Niederlage wird ihn wohl davon überzeugt haben, daß er in Sachsen und Thüringen nicht eben auf große Erfolge rechnen dürfe. Wiprecht allein konnte sich Lothar gegenüber nicht behaupten, er mußte wie Hermann von Winzenburg vor seinem Feinde das Feld räumen. Bald darauf hat sich Wiprecht in das Kloster Pegau zurückgezogen und dort hat er am 22. Mai 1124 sein thatenreiches Leben geendet.

Freilich so ohne weiteres konnte Heinrich die Mißachtung seiner kaiserlichen Befehle nicht hingehen lassen, Lothar mußte zur Verantwortung gezogen werden. Nachdem Heinrich im Anfang des Jahres 1124 noch einmal gegen Gertrud von Holland gezogen und die Gräfin völlig unterworfen hatte, begab er sich nach Worms. Hier sollte jedenfalls über das Verhältnis zu Frankreich Beschluß gefaßt und über Lothars Empörung verhandelt werden. Indes ein großer Teil der Fürsten erschien zu Worms nicht und daher schrieb Heinrich für den Anfang des Mai einen neuen Reichstag nach Bamberg aus. Hier stellten sich die Fürsten zahlreich ein, Lothar aber und seine Anhänger waren ausgeblieben. Der Sachsenherzog hatte einen Gesandten geschickt und ließ den Kaiser bitten, er möge den Sobieslav, der von seinem Bruder Wladislav vertrieben war und bald in Polen bald in Deutschland weilte, in seinen Schutz nehmen. Sobieslav war jetzt in Bamberg erschienen, aber der Kaiser war anderer Ansicht, als der Bitte des aufständischen Herzogs zu willfahren. Er verpflichtete vielmehr die Fürsten, sich für den 25. Juli zu einem Reichskriege gegen Lothar einzufinden. Anscheinend wichtigere Ereignisse haben aber diesen Krieg gar nicht zum Ausbruche kommen lassen.

Der Bischof Otto von Bamberg hatte den Kaiser und die Großen in seiner Stadt überaus hoch aufgenommen. Er erhielt daher leicht die allgemeine Einwilligung zu einem Plane, dessen Ausführung für das Reich in hohem Grade wichtig werden sollte. Er beabsichtigte nämlich, nach Norden zu ziehen und den heidnischen Pommern das Christentum zu predigen. Boleslav von Polen hatte die Pommern allmählich unterworfen und sich behufs ihrer Bekehrung an den sittenstrengen und eifrigen Otto von Bamberg gewandt. Der Papst war für das Unternehmen gewonnen worden, und so fehlte es nur noch an der Zustimmung des Kaisers. Auch diese war jetzt erteilt und sobald der Reichstag beendet war, trat Otto seine Reise an. Ueber Böhmen und Polen gelangte er nach Pommern und begann nun unter großen Schwierigkeiten sein Werk. Der Erfolg war über Erwarten günstig; die politische Abängigkeit Pommerns von Polen hat hierzu wesentlich beigetragen, denn ohne die ideelle und materielle Unterstützung Boleslavs hätte Otto nur wenig ausrichten können. In weniger als einem Jahre hatte Otto ganz Pommern durchzogen und überall feste Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen können. Seither war das Christentum in Pommern begründet und damit auch der deutschen Einwanderung Vorschub geleistet. So wurde allmählich infolge der unermüdlichen Thätigkeit Ottos ein ganzes Land für die höhere deutsche Kultur gewonnen.

Der Reichskrieg gegen Lothar von Sachsen kam, wie schon erwähnt ist,

nicht zustande. Das Heer, welches sich für denselben gesammelt hatte, wurde vom Kaiser auf einen anderen Kriegsschauplatz geführt. Diesmal galt es den Franzosen. Lange Zeit hindurch waren die Beziehungen des deutschen Reiches zu Westfranken verhältnismäßig günstige gewesen, die beiden Teilreiche der alten fränkischen Monarchie hatten friedlich nebeneinander gelebt. Das war aber hauptsächlich die Folge von der ungleich größeren Macht des deutschen Reiches oder vielmehr der deutschen Krone, gegen welche das französische Königtum höchstens den Eindruck eines bedeutenden Reichsfürstentumes machte. Die ersten Könige des kapetingischen Hauses waren ihren großen Vasallen gegenüber fast machtlos. Auch Deutschland hatte während des großen Streites zwischen Kirche und Staat genug mit sich selbst zu thun. So blieb es in den deutsch-französischen Grenzlanden Burgunds und Lothringens geraume Zeit ruhig, zumal da man in diesen Gegenden auf die Wahrung des Gottesfriedens besonderes Gewicht legte. Die Veranlassung zum jetzigen Bruche des Friedens kam vom Auslande. Im Jahre 1106 hatte sich nämlich König Heinrich I. von England der französischen Normandie bemächtigt und trotz des Einspruches Philipps I. darin behauptet. Auf Philipp, der im Jahre 1108 starb, folgte sein Sohn Ludwig VI. Auch Ludwig erkannte den englischen König als Herzog von der Normandie, die ja dessen Stammland war, nicht an und der Streit zwischen beiden Königen wurde erst im Jahre 1120 nach dem Konzile von Reims durch Calixtus II. notdürftig geschlichtet, indem sich Ludwig den thatsächlichen Verhältnissen fügen mußte. Aber der Friede war nicht von langer Dauer. Schon im Jahre 1123 brach gegen König Heinrich eine Empörung in der Normandie aus, sie wurde von Ludwig von Frankreich begünstigt. Deswegen plante Heinrich nach Bewältigung des Aufstandes einen Krieg gegen Frankreich. Da nun der Kaiser mit der einzigen Tochter Heinrichs vermählt war und letzterer keine männlichen Erben hatte, so mußte die dynastische Verbindung des englischen Königshauses mit dem deutschen Hofe für die Zukunft sehr an Bedeutung gewinnen. Und deshalb entschloß sich der Kaiser, seinem Schwiegervater in dem Kriege gegen Frankreich Hülfe zu leisten. Er führte das gegen Lothar aufgebotene Heer gegen die französische Grenze, um einen Einfall in das Gebiet des westlichen Nachbars zu machen. Als er jedoch bis Metz vorgerückt war, erfuhr er, daß Ludwig mit einem starken Heere bei Reims stehe, um seine Grenzen zu verteidigen.[1]) Ob dieser oder ein anderer Grund auf Heinrich bestimmend einwirkte, bleibe dahingestellt, jedenfalls gab er den Vormarsch auf und wandte sich in die rheinischen Gegenden. So hatte der Krieg gar keinen Erfolg.

Wahrscheinlich erlangte nun der Kaiser nicht mehr die Zustimmung seiner Vasallen zu einem Kriege gegen Lothar und so zog er jetzt gegen Worms, um

[1]) Die Angabe des Suger in der Vita Ludowici VI, daß das französische Heer an 200000 Mann stark gewesen sei, ist natürlich ebenso übertrieben, wie viele andere Angaben in dieser Lebensbeschreibung. Vielleicht hat Heinrich in Metz die Nachricht erhalten, daß der König von England den beabsichtigten Einfall in Frankreich nicht ausführen konnte, da er von Amalrich von Montfort angegriffen worden. Hätte Ludwig wirklich über ein solches Heer verfügt, so ist nicht einzusehen, warum er nicht selbst sofort zum Angriffe auf Deutschland überging. So aber soll er seine Truppen schon nach acht Tagen entlassen haben.

diese Stadt für ihre feindliche Haltung zu bestrafen. Stets hatte sich Heinrich V. über die Bürgerschaft von Worms zu beschweren gehabt und deshalb hatte er sich bei dem Vertrage von Würzburg im Jahre 1121 die Stadt Worms ausdrücklich zusprechen lassen, während ja sonst alles an den rechtmäßigen Herrn und Gebieter zurückfiel. Der Bischof Buggo oder Burchard mußte seine Stadt ganz meiden. Schließlich legte der Kaiser in der Nähe die Burg Neuhausen an, nachdem einige seiner Leute üble Behandlung von seiten der Bürger erfahren hatten. Diese Burg zu brechen und unschädlich zu machen, blieb nun natürlich der sehnliche Wunsch der Wormser. Als sich der Kaiser nun der französischen Grenze genähert hatte, wurde die Burg von den Städtern angegriffen und zerstört, Bischof Buggo wurde zurückgerufen. Doch der Feldzug gegen Frankreich wurde ja gar nicht begonnen und so erschien Heinrich dann sofort vor den Mauern von Worms. Die Stadt mußte sich endlich ergeben und erhielt eine Buße von 2000 Mark Silbers auferlegt. Der Bischof aber wurde von neuem vertrieben. So wußte der Kaiser stets mit aller Strenge gegen eine Minderung seiner Gewalt einzuschreiten; beliebt hat er sich freilich dadurch nicht gemacht.

4. Das Ende Heinrichs V. und der Ausgang des salischen Geschlechtes.

Wir wissen nicht, ob der gegen Frankreich beschlossene Krieg in späterer Zeit wirklich ausgeführt werden sollte. Jedenfalls ist es nicht dazu gekommen, da dem Kaiser nur noch eine kurze Spanne Leben vergönnt war. Zu Ostern 1125 wurde in Lüttich der Landfriede wieder aufgerichtet; Pfingsten feierte Heinrich in Utrecht. Und dort ist der Kaiser schon am 23. Mai 1125 verschieden. Er litt schon seit langer Zeit an einer krebsartigen Krankheit, sie raffte ihn jetzt im Alter von 43 Jahren dahin. In den letzten Zeiten soll er sich noch mit dem Gedanken befreundet haben, eine allgemeine Besteuerung im Reiche einzuführen, was ihm von seinem Schwiegervater geraten worden war. Wahrscheinlich stieß er hierbei auf den heftigsten Widerstand der deutschen Großen und mußte also den Plan fallen lassen. Ueberhaupt warf man Heinrich V. vor, daß er habgierig gewesen sei und viel ungerechtes Geld und Gut an sich gebracht habe. Das hat er vielleicht gethan, um seine königliche Macht über das Reich zu erweitern und Ersatz für das vielfach schon abhanden gekommene Reichsgut, sowie für die verlorenen Einkünfte aus den Bischofswahlen zu erhalten. — Ganz frei von besonderer Strenge und willkürlicher Bedrückung kann man den Kaiser nicht sprechen, es scheint, als ob er diese Härte von seinem Vater Heinrich IV. in ganz besonderem Maße geerbt hätte. Heinrich IV. hatte sich wenigstens der unteren Stände nachdrücklich angenommen, aber von seinem Sohne wird das nicht erzählt. Freilich warf die Kirche besonderen Haß auf ihn, da er bei Lebzeiten des Vaters als gefügigstes Werkzeug Roms galt, sich aber nach Erlangung der Herrschaft sehr schnell auf den entgegengesetzten Standpunkt stellte. Und von dieser Gesinnung sind die meisten Geschichtsquellen beeinflußt, über die wir verfügen. Es kann jedoch als sicher gelten, daß sich Heinrich V. der Liebe und der Anhänglichkeit seines Volkes fast gar nicht erfreut hat; des Tages von Ingelheim konnte das lebende Geschlecht sicher nicht vergessen.

Glänzend und mit großen Ehren wurde die Leiche Heinrichs V. in der Gruft der Väter zu Speier beigesetzt. Ueber ihm, dem letzten seines Geschlechtes und zugleich dem letzten Kaiser aus dem salischen Hause schloß sich der Dom von Speier, der erst vor kurzem in seiner ganzen Herrlichkeit vollendet war, das erste großartige Bauwerk auf deutschem Boden.

Heinrich V. besaß jedenfalls etwas von der Unbeugsamkeit Konrads II., seines großen Ahnherren, aber dieser erste Salier ist doch im Volke mehr beliebt gewesen als der letzte. Der Kirche war das salische Haus wegen seines ausgesprochenen Willens, sie völlig zu beherrschen, und wegen seiner anstößigen Heiraten ohnehin nicht genehm. Und da diese Kaiser es schließlich gewagt hatten, sich den letzten Konsequenzen der cluniacensischen Reform zu widersetzen, so hat die Kirche die Salier mit dem glühendsten Hasse verfolgt und unablässig Aufruhr gegen dasselbe gepredigt. Die Feindschaft Adalberts von Mainz ist der beste Beweis für das Verhältnis der Kirche zu diesen willensstarken Herrschern. In der späteren Zeit hat man den großen Kampf noch viel tragischer genommen, als es die Zeitgenossen thaten, und deswegen ist die Erbitterung gegen das salische Haus auf dieser Seite noch gewachsen.


Das ist aber nur einseitiges Urteil. Von den niederen Ständen wurden die salischen Kaiser im allgemeinen hoch und wert gehalten, da sie deren wirtschaftliche Freiheit und Entwickelung begründet haben. Unter der königlichen Gunst begannen sich damals vor allem die Stadtgemeinden zu heben und zu selbständiger Macht heranzuwachsen. Sie haben es daher mehrmals mit den Vasallen ihrer Bischöfe mit Glück aufgenommen. Und ebenso hob sich der zahlreiche Stand der anfänglich unfreien Dienstleute oder Ministerialen damals zu einer gewissen Freiheit empor, aus ihm hauptsächlich entwickelte sich im Laufe der Zeiten der niedere Adel. Und die Gottesfrieden, die sich bald zu einzelnen und allgemeinen Landfrieden erweiterten, kamen ja auch den unteren Ständen zugute, also Leuten, die keine Waffen trugen. Dadurch wurden vor allem Handel und Ackerbau begünstigt und die Gewerbe gehoben.

Aber auch sonst waren doch durch die Regierung dieses salischen Hauses dem Reiche viele Vorteile erwachsen. Im Westen war das Königreich Burgund mit Deutschland vereinigt worden, im Norden hatte Otto von Bamberg soeben Pommern für den deutschen Einfluß gewonnen und im Osten waren von den ottonischen Gründungen wenigstens die Meißner- und die Ostmark so erstarkt, daß sich hier das Deutschtum ruhig weiter entwickeln konnte. Bald sollte die Mark Meißen unter der kräftigen Herrschaft des Hauses Wettin zu einem bedeutsamen Gliede des großen Reichskörpers erwachsen. Und die Tage waren auch nicht mehr fern, wo die Nordmark unter dem trefflichen Albrecht dem Bären dem Reiche ganz zurückgewonnen und sogar ein bedeutendes Gebiet jenseits der Elbe dazu erworben wurde. Böhmen war Vasall des Reiches geblieben und von der früheren polnischen Großmacht war, allerdings ohne deutsches Zuthun, jetzt auch nichts mehr zu verspüren. — Wenn man freilich den Umfang der Königsmacht betrachtete, so war derselbe früher größer gewesen. Die Kirche hatte doch soweit in dem Kampfe gesiegt, als sie nicht unerhebliche Teile der Königsgewalt an sich gerissen. Das Königtum war dadurch seines früheren kirchlichen Charak-


ters mehr entkleidet worden. Besonders aber hatte das Königtum in Italien eingebüßt. Hier waren mächtige Städte entstanden, die von Königsherrschaft nichts wissen wollten. Und die lombardischen Bischöfe, ehedem die treuesten Anhänger des salischen Hauses, hatten am Ende des Kampfes ihre Stellung wechseln müssen, da sie vom Könige thatsächlich zu wenig unterstützt wurden. Auch die deutschen Fürsten hatten in dem langen Streite wesentlich gewonnen. Schon hatte die Entscheidung über wichtige Fragen öfters bei der deutschen Fürstenaristokratie gelegen, der königliche Wille war nicht mehr maßgebend gewesen. Um den deutschen Einfluß in Italien wiederherzustellen und die erstarkende Macht der Fürsten zu brechen, mußte ein reiches und starkes Geschlecht in Zukunft auf dem deutschen Throne erscheinen, und es war doch vorauszusehen, daß sich das reformierte Papsttum hierbei sofort auf die Seite der Feinde des Königs stellen würde.

So ergibt sich denn bei einer kurzen Betrachtung der deutschen Verhältnisse im Vergleiche zu der früheren Zeit ungefähr folgendes. Das Reich selbst war immer noch groß und stark, die königliche Gewalt dagegen war geschwächt; was sie verloren, hatte die Kirche und das Fürstentum gewonnen. Und seitdem das deutsche Königtum seine alte Bedeutung eingebüßt, erhoben sich sofort die Romanen, um den Deutschen die errungene Herrschaft im Abendlande streitig zu machen. Das gab sich an der großen Beteiligung der Franzosen an dem ersten Kreuzzuge ebensogut zu erkennen, wie daraus, daß jetzt Paris die Hochschule für alles gelehrte Wissen, besonders für die Theologie geworden war, während die ehedem so berühmten deutschen Schulen immer mehr sanken; daran war bei uns hauptsächlich der lange und unselige Kampf schuld. Neue Orden, wie die Karthäuser, Cisterzienser und Prämonstratenser, wurden in Frankreich gegründet und schon waren im heiligen Lande als Vereinigung von Rittertum und Mönchtum die Orden der Tempelherren und Johanniter durch Franzosen errichtet worden. In Italien blühten die Rechtsschulen empor und die großen Städte bemächtigten sich hier während der Kreuzfahrten allmählich des ganzen Handels nach dem Orient, während in ihrem Inneren die Gewerbe zu ungekannter Vollendung gediehen. Deutschland ist am Ende unserer Periode immer noch der mächtigste Staat des Abendlandes, aber die romanischen Nationen hatten sich jetzt instinktiv Wege gesucht, auf denen sie die Deutschen in kurzer Zeit in geistiger und materieller Beziehung überflügeln mußten. Im großen und ganzen war Deutschland ein Ackerbaustaat geblieben und wurde es mit der Erweiterung seiner Grenzen nach Osten immer mehr. Darin haben die Wurzeln seiner Kraft für das ganze Mittelalter gelegen. Und bald nach dem Ende des salischen Hauses sollte ein Geschlecht auf den deutschen Thron gelangen, welches zum drittenmale alle verfügbaren Kräfte des Heimatlandes zusammenfaßte und den teilweise auch gelungenen Versuch machte, das deutsche Reich wieder an die Spitze aller abendländischen Staaten zu stellen. Es ist das vielbesungene Geschlecht der Hohenstaufen.

DAS DEUTSCHE REICH BEIM



BEIM TODE OTTOS DES GROSSEN.



Buchhandlung, Stuttgart.

Geographische Anstalt von Velhagen & Klasing, Leipzig.